Triphylin.

Gedichte

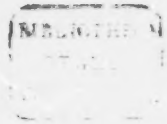
in

hochdeutſcher, oberbayeriſcher und pfälziſcher Mundart

von

Franz v. Kobell.

München.
Druck der Dr. C. Wolf'ſchen Buchdruckerei.
1839.



Erinnerungen aus Griechenland.

1.

Vom Schiffe Heptanisos.

Der letzte Strahl der Abendsonne
Beschien das weite wüste Meer,
Ich sah vom Schiffe in die Wogen,
Wie brausend sie vorüberzogen.

Und dunkler wurden rings die Wässer,
Verglüht war schnell der Horizont,
Und langsam zog mit ihren Sternen
Die Nacht herein aus trüben Fernen.

Da schlich sich leise mir zum Herzen
Ein bang' wehmüthiges Gefühl,
Der Heimat dachte ich, der Lieben,
Die weit getrennt zurückgeblieben.

Wirst du sie auch wohl wiedersehen,
Trägt dich das Meer auch wieder heim,
Wird Keines bei der Rückkehr fehlen,
Du glücklich Alle überzählen?

Und Thränen füllten meine Augen,
Lang ſinnend ſah ich in die Fluth,
Bis jener Tröſter aller Kranken,
Der Schlaf umhüllte die Gedanken.

Da führte mich der Traum nach Hauſe,
Und zeigt mir freundlich Weib und Kind,
Ich ſah ſie jubelnd Alle wieder,
Der Traum — er kam vom Himmel nieder.

2.

Von Patras.

Aus einem Garten mit Corinthen
Sah ich auf das Lepant'ſche Meer,
Wo eng durch Rhions Dardanellen
Die Strömung trägt die grünen Wellen.

Und d'rüben eine klare Kette
Von Bergen dehnte weit ſich hin,
Die fernſten Gipfel konnt' ich ſehen,
Es waren des Parnaſſes Höhen.

Da ragt der alte Sitz der Muſen
Zum ewig blauen Himmel auf,
Doch nicht, wie vormals hehre Lieder
Schickt er in ſeine Thäler nieder.

Apoll' hat Hellas längſt geflohen,
Es wohnt da keine Muſe mehr,
Und an der Alten Hochgeſänge
Erinnern nur noch Waffenklänge.

D'rum grüßt' ich ihn den treuen Zeugen
Von einer edlern, beſſern Zeit,
Und ſchwärmte hin zu jenen Tagen
Der Mythe und der Heldenſagen.

Da tritt mit einer langen Flinte
Des Weinberg's Wächter vor mich hin,
Sein rauher Ruf, den Ort zu räumen,
Verſcheuchte ſchnell mein ſchönes Träumen.

3.

Der Garten von Zaiki auf Corfu.

Die zauberiſchen Heſperiden,
Sie haben ein geliebtes Kind,
Sie pflegen's in Corcyra's Schooße,
Dort blüht es gleich der jungen Roſe.

Dort athmet es die leichten Lüfte,
Gekühlt vom Thau des blauen Meer's,
Dort lernt es von den Blumen dichten
Und ſpielt mit ſeiner Mutter Früchten.

Der Purpur der Granatenblüthe
Iſt ſeiner ſchönen Locken Schmuck,
Jasmin und Oleander weben
Die Kränze ihm mit grünen Reben.

Es ſchwelgt in goldenen Melonen
Und in der Traube Götterſaft,
Und ſchlummert ſorglos auf den Matten
In der Orangen duft'gem Schatten.

Und naht ſich auf des Meeres Wogen
Ein Schiffer ſeinem Eigenthum,
So winkt es freundlich, ihn zu laben,
Und freundlich zeigt es ſeine Gaben.

4.

Corinth.

Ich ritt dahin auf dürrem Sande,
Versengend war des Mittags Glut,
Kein Hauch bewegt die heißen Lüfte,
Kein Baum entsendet kühle Düfte.

Es schien die Erde ausgestorben,
Das Licht der Sonne wogte nur,
Als wäre es in heil'gem Schweigen
Bestimmt, die Leichen aufzuzeigen.

Da sah ich ferne sieben Säulen,
Die Reste alten Heiligthums,
Sie sollten weitverzweigte Mauern,
Die rings zertrümmert, überdauern.

Ein Grab verkündeten die Steine,
Verwüstung einer wilden Zeit, —
Das war Corinth, das war die Hehre,
Die alte Glanzstadt zweier Meere!

Von tiefem Weh ward ich ergriffen
Und bange athmete die Brust,
Wie wenn zur Heimat diese Stätte
Der Tod sich ausersehen hätte.

Da ſtand am Wege, o willkommen,
Ein friſcher Oleanderſtrauch,
Von rothen Blumen rings umgeben
Ermahnt' er freundlich an das Leben.

Ich barg mich in den ſchönen Zweigen
Und ruhte lange, lange aus,
Und an der Farbe ſeiner Blüthe
Erfriſcht' ich mein gebeugt' Gemüthe.

5.

Itzkale.

Es ſtehen hohe Felſenmauern,
Ein Wachtthurm über Nauplia,
Wo ſie zum weiten Meere ſchauen,
Schreckt einer jähen Tiefe Grauen.

Da klammert ſich an ihre Wände
Nur krabbenförmiges Gewächs,
Wo ſchwindelnd zieht der Abgrund nieder,
Reckt wilder Kaktus ſeine Glieder.

An dieſen unheilvollen Steinen
Griff ſchwarzer Zufall ſeinen Raub,
Dort liegt ein lieber Freund begraben,
Ein Herz von ſeltnen edlen Gaben.

Die Hülfe ſeiner Kunſt zu ſpenden,
War er gezogen über's Meer,
Ein muth'ges Thun war ſein Begehren,
Und nicht mehr ſollt' er wiederkehren.

Wohl hüllt die heiße griech'ſche Erde
So manchen aus dem Vaterland,
Vor vielen aber zu betrauern
Iſt, der geſtürzt von jenen Mauern. —

O lockendes Geſpiel der Wogen
Du biſt ein feindlich falſches Ding,
Wie Ländern Gränzen du gegeben,
Ziehſt du die Marken vieler Leben.

6.

Athen.

Aus einfach edlen Elementen
Wob die Natur der Menſchen Glanz,
In ihren Keim hat ſie gegeben
Die Kraft, zum Himmel aufzuſtreben.

Des Haines trauliches Geflüſter
Umſchloß der Dichtung Morgenroth,
In ſtillen Bergen, ſtillen Fluren,
Da ſchimmern ſeine erſten Spuren.

Und mit der Dichtung ward geboren
Die Kunſt, ihr prangendes Gewand,
In ihren himmliſchen Geſtalten
Des Lebens Blumen zu entfalten.

Und erſt, als ſich an dieſen Blumen
Die Menſchen ihres Seyns gefreut,
Da wollten ſie das Ganze haben,
Den Baum mit allen ſeinen Gaben.

Da ward das Wiſſen ihr Verlangen,
Der Jüngling wurde nun ein Mann,
Da folgt' dem Morgenroth die Sonne
Und Licht erquoll mit ſeiner Wonne.

Das ſind die Farben der Geſchichte,
Ihr ſchönſtes Bild war Griechenland,
Und jene Sonne war zu ſehen
Da, wo Minerven's Mauern ſtehen.

Athen war jene große Leuchte,
Da war des Mittags Wendepunkt,
Von da zog ſie in and're Lande,
Geſchmiedet in der Zeiten Bande.

Sie zog wohl fort vor vielen Jahren
Und iſt noch nicht zurückgekehrt,
Doch daß ſie lange dageweſen,
Magſt an dem Parthenon du leſen.

7.

Aegina.

Es hüllt ein blaues Dämmerdunkel
Die weite stillbewegte See,
Wir seh'n in leichten Schattenzügen
Die Aeginet'schen Berge liegen.

Da weht heran die Morgenfrische,
Bald glüht am fernen Horizont
Hervor des Tages junge Rose,
Sich hebend aus der Wellen Schooße.

Sie blüht, mit ihrem Purpurlichte
Die Berge färbend und das Meer,
Zum Aether auf, dem ewig reinen —
Wie groß, wie schön ist ihr Erscheinen!

O sey gegrüßt, du Himmelsblume,
Die uns die Götter zugesandt,
Um der Natur erneutem Leben
Ein freundlich' Zeichen mitzugeben. —

Und aus der Insel duft'gen Höhen
Ragt in die Luft ein stolzer Bau,
Als wollte ihn der Morgen weihen,
Vergoldet er der Säulen Reihen.

Das ſind die hehren Tempelreſte
Des Panhellen'ſchen Jupiters,
Die älteſten im alten Lande,
Weit ſchauend bis zum Att'ſchen Strande.

Die Trauer ſcheint in ihre Räume
Seit grauen Jahren eingekehrt,
Und nicht mehr weht in ihrem Schatten
Der Gott, den ſie umfangen hatten.

Wer hauſ't jetzt in dem Heiligthume,
Das einſam hoch am Vorgebirg,
Und dem zuerſt aus ihren Schaalen
Aurora opferte die Strahlen?

Es hauſ't unheimlich dort und ſtille
Ein einzig' Weſen nur — die Zeit,
An ihren Adel zu ermahnen,
Schont ſie den Erbſchmuck ihrer Ahnen.

Sie, die ſo oft im wilden Raſen
An ihren liebſten Kindern nagt,
Sich weidend an den eignen Wunden,
Dort lebt ſie ihre ruh'gen Stunden,

Dort ſchont ſie, was der Menſchen Frevel
Mit frechen Händen oft verletzt,
Dort will ſie in den heil'gen Räumen
Von ihrem alten Glanze träumen.

8.

Die Platane von Voſtiza.

Es ſteht am Meere von Voſtiza
Ein rieſig zauberhafter Baum,
Ein ſtolzer Sprößling edler Zone
Trägt er die reiche Blätterkrone.

Die Steine, die er überwachſen,
Das Alter hat ſie mürb' gemacht,
Von Wunderkraft emporgetrieben,
Iſt jung der ſtolze Baum geblieben.

Wohl legt die Zeit die harten Ringe
Stets größer um ſein Lebensmark,
Sie können ſeine Jahre zeugen,
Doch kann ihn keiner niederbeugen.

Wohl manche Blume iſt geſtorben,
Die unter ſeinem Schutz geblüht,
Wohl manche Jugend liegt begraben,
Die er geſchmückt mit ſeinen Gaben,

Wohl mancher Held iſt längſt gefallen,
Der kühn wie er emporgeſchaut,
Wohl manch' Geſchlecht hat längſt geendet,
Dem Duft und Schatten er geſpendet;

Er grünt, als hätte er die Weihe,
Den Segen höherer Natur,
Ein Bild von jenem andern Leben,
Das keinem Ende hingegeben.

Und wer zu deuten es vermöchte,
Wenn's flüsternd durch die Zweige rauscht
In stiller Nacht, er möchte hören,
Wie sie erzählen selt'ne Mähren,

Wie sie geschaut manch' Siegsgepränge,
Betrauert manchen Stammes Fall,
Wie sie geseh'n aus eh'rnen Schlingen
Ein altes Volk nach Freiheit ringen,

Wie sie von Stürmen sich erzählen,
Die rings im Lande wild gehaus't,
Und wie sie nach so herber Klage
Sich freuen guter künft'ger Tage.

9.
Mauromichalis.

Wer iſt der Mann mit bleichen Haaren
Dort in der Palikaren Schaar,
Der einem Denkſtein zu vergleichen,
Umweht von kräftig grünen Eichen?

Mauromichalis iſt's, der Führer,
Der Fürſt von Sparta's edlem Volk,
Coletti iſt an ſeiner Seite,
Manch' kühner Name im Geleite.

Das iſt der Mann, an dem das Schickſal
All' ſeine Tücke hat geübt,
Den es nur kräftig groß gezogen
Zum Spiele ſeiner falſchen Wogen,

Für den es alle guten Sterne
In Trauerflöre eingehüllt,
Dem, nur zu ſchau'n der Erde Qualen
Geleuchtet ſeine Wetterſtrahlen;

Der Vater, dem der Kinder Blume
Mit ſchwarzem Blute es gefärbt,
Dem es die Perle aus dem Herzen
In Thränen aufgelöſ't und Schmerzen. —

Ich ſah den Mann und mir erbangte,
Auf jenem Richtplatz ſah ich ihn,
Wo ſterbend ſeinem Blick entgegen
Der Sohn gefleht den letzten Segen.

Und dieſer Mann zählt ſiebzig Jahre?
Das Schickſal hat ihn nicht erdrückt?
Was hat im Kampfe ihn gehalten
Mit ſo entſetzlichen Gewalten?

Der Geiſt für Großes war der Balſam,
Der ſtets geheilt die wunde Bruſt,
Der, von dem Göttlichen entſproſſen,
Ihm höh're Kraft in's Mark gegoſſen.

Der Geiſt für Freiheit war die Wehre,
War ihm der wohlgefei'te Schild,
Als er der grimmen Zeit entgegen
Gezogen auf den wilden Wegen.

Der Geiſt allein mag ſiegend rechten
Mit feindlichen Geſchickes Macht,
Das zeugt das Volk, das er getragen
Zur Sonne frei aus finſtern Tagen,

Das zeugt der alte Palikare,
An dem, wie Brandung an dem Fels,
Die Stürme alle ſind zerſtoben,
Die hier im Erdenleben toben.

Schlummerruf.

O komm' und ſteige herab
Du Schlummer, ich flehe dich,
Es iſt ſtille wie im Grab,
O komme und tröſte mich!

Wenn ich viel geſcherzt und gelacht,
Da wiegteſt du ſchnell mich ein,
Bringt bangen Kummer die Nacht,
Da willſt du nicht nahe ſeyn.

Du weilſt ja bei Todten ſo gern,
Was ſcheueſt den Kranken du,
O bleibe nicht länger fern',
Und ſchließ' meine Augen zu.

Melancholie.

Ein kalter Wind durchweht die Nacht
Und düſt're Wolken zieh'n,
Sie zieh'n in ſtiller Trauerpracht
Am weiten Himmel hin.

Ein kleines Fleckchen dort allein
Iſt noch nicht eingehüllt,
Da zeigt der Erde ſilberrein
Ein Stern ſein ſchönes Bild.

Die Wolken ſpiegeln ſich ſo treu,
So trüb' in meiner Bruſt,
Warum doch fehleſt du dabei
Du Stern mit deiner Luſt?

Vom frohen Lied.

Ein frohes Lied iſt meine Luſt,
Es iſt der Spiegel reiner Bruſt,
Es gleicht dem ſchönſten jungen Tag,
Den die Natur erſchaffen mag.

Es weht wie Morgenduft dahin,
Iſt aller Herzen Meiſterinn,
Und ſieht es ihm wohl keiner an,
Daß es oft Wunder hat gethan.

Dem Kranken iſt's ein Balſam fein
Und dem Geſunden duft'ger Wein,
Ein Licht, das gerne jeder ſchaut,
Der ſchönſte Schmuck für eine Braut.

Iſt aller Blumen Königinn,
Und ſüße Früchte ſchlummern d'rinn,
Blüht auch im wildeſten Geſtein,
Bedarf nur einer Seele rein.

Nicht an ein Alter iſt's gebannt,
Der Himmel iſt ſein Vaterland,
Dort kommt es her, dort führt es hin,
Und heißt die Wolken weiter zieh'n.

Der iſt der Aermſte auf der Welt,
Dem nicht ein frohes Lied gefällt,
Und deß' der Herr in Gnaden denkt,
Dem er's zum Eigenthume ſchenkt.

Außen und Innen.

Was kümmert dich draußen der Regen,
Wenn im Herzen die Sonne ſcheint,
Wenn drinn' kein trauriges Dunkel,
Wenn drinn' keine Wolke weint.

Was kümmert dich draußen das Stürmen,
Wenn der Sturm nur das Herz verſchont,
Wenn drinn' ein heiliger Friede,
Ein heiterer Himmel wohnt.

Was kümmert dich draußen das Schneien,
Wenn's nur im Herzen nicht kalt,
Wenn innen die Stimme nicht zittert,
Beengt von Froſtes Gewalt.

Was kümmert dich draußen der Winter,
Wenn innen der Frühling weht,
Wenn innen ein luſtiger Garten
In Blumen und Blüthen ſteht.

D'rum kümm're dich nicht um das Außen,
Doch ſehr um das Innen bedacht,
Laß ſtürmen die Welt und die Menſchen,
Dein Herz nimm ſorglich in Acht!

Auf Allerheiligen.

Zwei Mägdlein frisch zu schauen,
Sie scherzen auf einem Grab,
Sie stehlen lachend die Blumen
Vom Leichenstein herab.

Sie schmücken sich die Haare,
Als gingen sie zum Tanz,
Gar wenig d'rum bekümmert,
Daß es ein Todtenkranz.

O glücklich leichte Jugend,
Froh selbst im Trauerhaus, —
Kommt wieder nach zwanzig Jahren,
Da stehlt ihr keinen Strauß.

Die Fluth.

Die Nixen pflegen ihre Kinder
Am weiten Meeresſtrand,
Da ſpielen ſie im Sonnenſcheine
Und ſcherzen in dem Sand.

Und ſie zu baden und zu üben
Für's angeſtammte Gut,
So kommt in abgemeſſ'nen Stunden
An's Land die grüne Fluth.

Doch daß die Kleinen nicht erſchrecken,
Kommt ſie nur langſam an,
Und bringt viel ſchöne bunte Schnecken,
Da freuen ſie ſich d'ran.

Weinlied.

Ein König iſt der Wein!
Mit Segen reich beladen
Iſt er von Gottes Gnaden
Und mancher Purpur ſein,
Ein König iſt der Wein!

Ein König iſt der Wein,
Mit ſeinem Rebenbande
Umſchlingt er alle Lande,
Beherrſcht ſie groß und klein,
Ein König iſt der Wein!

Ein König iſt der Wein,
Wohnt im kryſtall'nen Hauſe
Und hüllt beim Fürſtenſchmauſe
In Gold ſich prangend ein,
Ein König iſt der Wein!

Ein König iſt der Wein!
Giebt königliche Feſte
Für viele tauſend Gäſte
In ſeinem Schloß' am Rhein,
Ein König iſt der Wein!

Auf immer für den Wein!
Der Schmuck an seinem Throne,
Das Kleinod seiner Krone
Heißt Freude-Sonnenschein,
Auf immer für den Wein!

Buntes Leben.

Ich lobe mir ein buntbewegtes Leben,
Nicht Monotones iſt nach meinem Sinn,
Ich lieb' es zwar, am ſtillen See zu weilen,
Doch auch dem Sturm' des Meer's geb' ich mich hin.

Es trägt der Baum gar mannigfalt'ge Früchte,
Mit dem die Welt den Menſchen überragt,
Und der nur mag ſie pflücken und genießen,
Der muthig ſich in alle Zweige wagt;

Den Schwindel nicht ergreift auf halber Höhe,
Der mit den Armen kühn und kräftig reicht,
Und der nicht zittert, ſieht er ſeinesgleichen
Auf ſeinem Weg gefallen und erbleicht.

Wer nie den heimatlichen Heerd verlaſſen,
Und wer nie zog zu fremden Menſchen aus,
Der weiß ihn nicht zu ſchätzen und zu lieben
Und kennt die Reize nicht am Vaterhaus.

Wem Sehnen nie verſcheucht das Roth der Wangen
Und wer nie liebeklagend hat geweint,
Der hat auch nie der Liebe Glück empfunden,
Weiß nicht, wie reich das Herz, wie viel's vereint.

Wer einſam nie in Wetternacht gewandelt,
Den rührt er nicht, der freundlich gute Mond,
Und wer kein Volk im wilden Streit geſehen,
Kennt nicht den Segen, wo der Friede wohnt.

Wem Bangen nie die Glieder hat geſchüttelt,
Der hat der Hoffnung ſüßen Troſt entbehrt,
Wer nie verlo:, mit Sorgen nie errungen,
Der kannte niemals des Beſitzes Werth.

Doch ohne Kraft, was frommte guter Wille,
Was ohne Schwert die Luſt zum ſtolzen Sieg,
D'rum laſſe Gott uns nur nicht wehrlos werden,
Dann immer friſch und in des Lebens Krieg!

Die Zeit.

Die Zeit gleicht einer Wolke,
Wenn leicht die Luft und frei,
Da will sie nicht verweilen
Und zieht gar schnell vorbei.

Wenn aber schwer beladen
Die Luft die Menschen drückt,
Da steht sie finster schauend,
Ob sie kein Opfer erblickt.

Räthſel.

Warum bin ich oft ſo traurig und ſtill
Und die Welt mir gar nicht gefallen will,
Und dann bin ich wieder ſo froh, ſo laut
Und mein Auge nach Allem mit Freude ſchaut!

Ich frage und komme zu keinem Licht,
Denn was mir fehlte, ich weiß es nicht,
Wenn's trüb und traurig in meinem Sinn,
Hab' auch nicht zu viel, wenn ich luſtig bin.

Warum blühen Blumen und welken dahin
Und Wolken über die Sonne zieh'n?
In dieſem Räthſel, ich ſeh' es wohl ein,
Da wird die Antwort verborgen ſeyn.

Der Sänger.

Zog ein Sänger fröhlich aus
Ueber Berg' und Haide,
Hatte an der ganzen Welt
Innig seine Freude,

War ihm doch so wohl zu Muth
Und so leicht im Herzen,
Kannt' die Liebe anders nicht,
Als in losen Scherzen.

Kam der Sänger in einen Wald
Dicht von dunklen Tannen,
Sieht das Netz zu einer Jagd
An die Bäume spannen.

Wollt' auch gern die Jäger schau'n,
Weilte, bis sie kamen,
Ritten stattlich viele her
In der Mitte Damen.

Grüßend stand er an dem Weg,
Dankte ihm die eine,
Ei so schön und zauberisch
Sah er vor dem keine.

Schweigend ging er aus dem Wald,
Schweigend über die Haide,
Hatte an der ganzen Welt
Nimmer eine Freude.

War ihm nimmer wohl zu Muth,
Nimmer um Singen und Scherzen,
Fühlte krank sein heißes Blut,
Ihren Blick im Herzen.

Der Jäger.

Es ſaß vor dämmerndem Morgen
Ein Jäger an Waldes Rand,
Den edlen Hirſch zu fällen,
Hielt er die Büchſ' in der Hand.

Noch war es grau auf den Gründen,
Der Hirſch kommt nicht ſo bald,
Noch iſt der Mond nicht verblichen,
Noch ſingt kein Vogel im Wald.

Und langſam wurde es helle,
Und kühler wurde die Luft,
Es ſangen melodiſch die Vögel,
Es wehte der Morgenduft.

Da zog auf thauiger Wieſe
Der edle Hirſch zum Wald,
Zog langſam gegen den Jäger,
Gieb Acht, jetzt knallt es bald.

Doch ſieh, es will nicht knallen,
Kein Schuß fällt auf den Hirſch,
Es ſchläft an dem Baume der Jäger
Und träumt von der guten Birſch.

Wechsel.

Kann ich ſagen, was ich fühle,
Wenn ich nach des Himmels Blau
In des duft'gen Morgens Kühle
Auf mit frohem Auge ſchau',

Wenn im Wald die Vöglein ſingen,
Und im Laub das Licht ſich wiegt,
Die Natur in tauſend Dingen
Sich an meine Seele ſchmiegt!

Kann ich ſagen, was ich fühle,
Bin des Wechſels ich gedenk,
Daß, wie dieſe Morgenkühle,
Alles — flüchtiges Geſchenk!

Nein, Nee, Na.

Liebchen, höre meine Bitte,
Oeffne mir dein Fenſterlein,
Schirmt die Nacht die ſtille Liebe,
Steig' ich leiſ' zu dir hinein.
„Nein, nein!"

Mädche, loß dei Zimmer offe,
O verſprech's, ich bitt' dich ſchön,
Hab' dir heut' noch viel zu ſaache,
Aber nor dir ganz allee.
„Nee, nee!"

Diendl, biſt ma guet a bisl,
Schiebſt ma 's Riegei heunt nit für,
Schau die Nacht waar' lang zun Sterb'n,
Ließt d' mi nit a wen'g zu dir.
„Na, na!"

Oberbayerisches *).

Oft hängt grad' in an Augn'blick An Menſch ſei Schickſal und ſei Glück.

Es war a Diendl auf der Alm'
Gar froh bei ſeini Küh' und Kalbn,
Sie juchezt fruhe, ſie juchezt ſpat,
Und gfreut hat's, wer ſie g'ſegn hat.

A ſaubers Diendl, wie ſie war,
Mit ſchöni Aug'n, ſchwarzi Haar
Und friſch und luſti a dabei,
Sie hätt' wohl gebn a rührigs Wei.

*) Um das Leſen nicht zu ſehr zu erſchweren, konnte in dieſen, ſo wie in den pfälziſchen Gedichten im Texte nicht Alles ſo geſchrieben werden, wie es geſprochen wird. Wer den Dialekt kennt, wird die nothwendigen Correctionen leicht machen können.

Sei" Schatz war ar a friſcha Bua,
Der geht oft ihrer Alma zua,
Er war a Schitz und wohl verwegn,
Und gern bei alli Diendln g'ſegn.

Und daß er war ſo voller Schneid,
Dees hat die Sennbrinn woltern gfreut,
Denn der grad loami leb'n will,
Gilt bei die Diendln ninderſcht viel.

Und wo ma ausſicht von da Höh'
Auf Schliers und abi auf'n See,
Da haben's oft grad gſcherzt und g'lacht
Und Gſangeln auf anande" g'macht.

O hätt' dees armi Diendl g'wißt,
Was ſie no All's derlebn müeßt,
Und wie's an dieweiln kemma ko"n,
Sie hätt' ja nie an Juchzer tho"n.

Amal, es war a We"tanacht
Und goßn hats und blitzt und kracht,
Da klopft's an ihra Hüttnthür,
„Thue auf und laß mi ein zu Dir!"

Wie froh ſpringt ſie von Kreiſter ro,
Dees is ihr Bua, ja er iſt do,
„„Und bei den We"ta kimmſt zu mir,
„„Grüeß Gott, ah dees freut mi vun Dir.""

Und luſti blaſt ſie 's Feuerl o'n,
Er aber ſchaugt ſie gar nit o'n,
„„Was is denn, hon di nie ſo gſegn?““
„Sey ſtaad, es is a'n Unglück gſchegn.“

„„Du liebe Frau, was haſt da gſagt,
„„Du haſt ma jetz' an Schrick gmacht,““
„Ja ja, an Unglück, hör' mi o'n,
„Mueß no in dera Nacht davon:

„Bin ganga auf an Zehnahirſch,
„Es war a gueti Abendbirſch,
„Und wie ich ſchleich' auf d' Liecht'n für,
„Da ſteht der Förſchta z'nachſt bei mir,

„Und fahrt mitn Stutz'n glei in Wang,
„Natürli wart i a nit lang,
„Bei mir ſchnallt's eh', — du lieba Gott,
„Er rührt ſi nimma, er is tod!“

Da hebt da Bua d'Händ für ſei' Gſicht
Und 's Diendl woaß nit, wie ihm gſchicht,
D'rauf ſagt er no: „Jetz' bet' für mi,
„Zum letzt'nmal heunt ſich i di.“

Und ſtürzt davon in Sturm und Reg'n,
Sie hat 'n weita nie mehr gſeg'n,
Und ſeit der Stund, daß ſie dees ghört,
Hat ſie da Kumme ſchier verzehrt,

Und tod is worn auf der Alm',
Koa Kranz ziert mehr a Kuh' a Kalbn,
Da juchezt koa Diendl auf den Platz
Und macht koa Gſangl auf ſein Schatz.

Und ſie gar krank werd nimmer g'ſund
Und bet' bis an ihr letzti Stund'
Für den, der's in derſell'n Nacht
Hat vor'n Tod um's Leb'n bracht.

So hängt oft in an Aug'nblick
An Menſch ſei Schickſal und ſei Glück!

Der Pinzger=Jaga.

Es hat a Jager in Pinzgerland
A Diendl g'liebt von guet'n Stand,
Sie hat ihm a wohl freundli' thon
Und er halt' drum bei'n Vatern an.

Da Vater aber a harta Mon,
Der hört 'n gwalti finſter on,
Und hebt an ſtoanern Krueg in d'Höh'
Und ſagt: Gieb Acht und wohl verſteh',

Bringſt du mir an Krueg, wie der von Gold
Mei~ Diendl dei~ Wei wohl werdn ſollt',
Voneh' i aber den Krueg nit hon,
So red~n ma weita nimma davon.

Den arma Buebn werd's warm und kalt,
Er geht verzweifelt 'naus in Wald,
Da ſteht a Kreutz alt und vermooſt,
Da kniet er nieder und bet' um Troſt.

Und ſchaugt voll Kumma himmiwärts
Und allwei ſchwara werd ihm 's Herz,
Bis ſpat für ihn a kimmt a Ruhe
Und Schlaf ſchließt ſeini Aug'n zue.

Und in der Nacht, da traamt ihm ſchee,
Er ſaach a ſchneeweiß' Gambsei ſteh',
Und an oan Lauf, a ſeltſam's Ding,
Da glanzt und blinkt a goldner Ring.

Und wie er ſchießt und troffa hat,
Da war ihm leicht und war ihm grad,
Als waarn Hochzetleut' beiſamm'
Und er ſein Schatz ſei' Bräutigam.

Und eh' no geht die Sunna auf
Da is da Jager a ſchon auf,
Und denkt, was wohl der Traam bedeut'
Und birſcht an Berg 'nauf gegen d' Schneid'.

Und drob'n auf der höchſt'n Höh'
Sicht er a Gambsei, weiß wie Schnee,
Und an oan Lauf, a ſeltſam's Ding,
Da hat's den traamt'n goldern Ring.

Da pürſcht er ſi' wohl fleißi on,
's Gambs aba ziegt gar g'ſchwind davon,
Und führt 'n allweil tiefer 'nein
In d' Berg bis z'nachſt hin nach Gaſtein.

So birſcht er wohl zwoa ganzi Tag,
Koa Steig'n acht' er und koa Plag,
Am dritt'n endli in da Fruhe
Kimmt er auf hundert Schritt' dazue.

Und ſchießt, daß's weit in Berg'n hallt
Und 's Gambſei ſtürzt und abi fallt,
Und mit oan Lauf nett hat ſa's g'fangt,
Sunſt hätt' ſa's g'worfa üb'r a Wand.

Und in an enga Felſ'nſpalt,
Da ſteckt der Lauf, der 's Gambſei halt',
Und ſchau, rundum glanzt überall
Der Fels von lautern Goldmetall.

Des war der traamte goldne Ring
Und hat den Buebn wohl g'freut des Ding,
Er dankt ſein Gott für ſo a Glück
Und für ſei' wunderbarlis G'ſchick.

Jetz hat er bald wohl mehr als gnueg,
Da leidt's ihm a den goldern Krueg,
Den bringt er hin den hart'n Mon
Und führt ſein Schatz als Braut davon. —

In Rathhausberg bis auf die Stund'
Baut ma dees Gold von ſelln Fund,
Drum denk' a jeder Jaga dron,
Daß ma a was dabet'n kon.

Der bſunderni Geiſt.

Es war'n auf da Spitzing *) drei Diendln beinand,
Die hab'n oft ghoangaſcht und plauſcht mitanand,
Und amal hat die oa von an Geiſt verzählt,
Der no ſollt' wandeln auf dera Welt
Und der d'Leut' öfter vermögli g'macht
Und hat ihna prächtige Sachen bracht.
Aber oans, ſagt's, dees is bſunders dabei,
Es ſoll'n g'rad die von ihm was g'winna,
Die, wie er will, mit ihm red'n kinna.
A Narr, ſagt die Jüngſt', dees waar jetz a Kunſt,
Da redet' i do nit leicht umaſunſt,
Denn red'n moant's, grad wie oana will,
Wann's deutſch waar, dees bedeutet nit viel,
Und denkt ihm, wie ſ' 'n wollt ebba fanga
Und was er wohl red'n thaat und verlanga.
Steht nit lang on, kimmt a Jager zu ihr,
A fremder war's, nit aus der Revier,
Der hat an der Seit'n a Pulverhorn trag'n,
Dees war ſo prächti, ma konn's nit ſag'n,
War ſchwar von Gold und b'ſetzt mit Stoa
Und g'ſchaugt hat 's Dindl grad groß und kloa.
Da Jager der kennt ihm a Pfeiferl on
Und hat weita ganz vertränli thon.
Und wie ſ' ſo a weil mitanander red'n,

*) Alm bei Schlierſee.

So ſagt er: Dees Horn, gelt, dees thatſt mögn?
Sagt 's Diendl: Wahrhafti, da waar i wohl reich
Und waar mir in Dorf koan' oanzigi gleich.
Woaßt was, ſagt der Jager, mir macha a Gſchpiel,
Verlier'n konnſt nix, aba gwinna gar viel,
Mir red'n mitanand' und i wer di viel frag'n
Und du derfſt nit Ja und nit Na dabei ſag'n,
Und ſagſt du nit Na und ſagſt a nit Ja,
So g'hört dir dees güldene Hörnl da.
Es gilt, ſagt 's Diendl und lacht dazua
Und denkt ihm, dees is a luſtiger Bua.
D'rauf er: „Haſt nie no an Bär'n gſegn?"
„„Mei~ Lebta nit, is mar a nix d'ran glegn.""
„Es is oana da, hon d'Fihrt heunt g'fund'n."
„„So ſo, habn's dir ebber oan auft bund'n.""
Da lacht er und ſagt: „Ja bild'ſt da du ein,
„Ha Narret, dees gülderne Horn g'höret mei~?"
„„Was denn, ſagt 's Diendl, dees kunnt wohl ſeyn.""
„Ja ſieht denn a Jager an Fürſt'n gleich?"
„„Ees ſeyd's koa Jager, Ees ſeyd's wohl reich.""
„Na Diendl, dees Horn dees gehört mein Herrn,
„Daß i 's heunt trag', is a b'ſunderner Stern,
„Weil aber mei~ Herr ſo gar viel frumm,
„So wett' i, er gebet dirs willi d'rum,
„Thaatſt ihm grad a Kloanigkeit verſprecha,
„Natürli durfſt dei~ Wort nit brecha,
„I moan, wurſt no grad a Kloſterfrau —"
„„Na na, ſagt 's Diendl, dees waar ma z'ſchlau.""

Da hat's bei den Na an Pumpſer thon
Und furt mit ſein Horn war der Jagersmon.

Jetz hat's dees Diendl wohl ſakriſch geſchmerzt,
Daß's hat ſo dalket ſei" Glück verſcherzt,
Sie moant, an andersmal waar ſ' wohl g'ſcheit
Und wur' ſelli Sachen ſo leicht nit nemma,
Der Jagersmon aber is nimmer kemma.

Der Förſchter und der Jagabua.

Was ſoll i thoan, hat g'ſagt der Bua
Zun Förſchter zu ſein Herrn, —
Dees war a gramli alter Mon,
Brummt: Werſcht es inna werd'n;
Jetz gehſt amal auf's Möſ'l 'naus,
Da hat's a ſcheeni Lack',
Es ſtenga dir viel Ant'n auf,
Du feihſt den ganz'n Pack,
Denn i mag ſag'n, was i will,
Du laßt da dö nit Zeit,
D'rum blenk'lſt a in Nebi 'rum,
So geht's die junga Leut.
D'rauf lad'ſt und geh'ſt an Hölzl zue,
Da liegt a junger Has,
Nett auf'n Spitz, hart an da Grueb,
Da duckt er ſi in's Gras,
Auf ſieben Schritt, da ſteht er auf,
I woaß ſchö, was 's bedeut',
Du ſchieß'ſt a Loch in Bod'n 'nei,
So geht's die junga Leut.
Jetz' drahſt dei Stutz'nläufi auf
Und gehſt in groß'n Schlag,
Da thuet ſi gern a Rechbock um,
Kimmt nö bei'n hell'n Tag,

Du ſetzſt di' hin zu'n Felberbaam,
Er kimmt da gar nit weit,
Wann's g'ſchnellt hat, haſt 'n wieder gfeibt,
So geht's die junga Leut.
Adie, um neuni biſt daboam. —
Da geht da Bua davon,
Ganz fuchti über felles G'red
Und über'n alt'n Mon.
Und wie er ſo verdrießli geht,
Da ſteht am Weg a Haus,
Da ſchaugt a Diendl jung und friſch
Am Thor bei'n Tenna 'raus,
Die rueft ihm zu, „woaus ſo g'ſchwind,
Wie? kehr' a biſl ein,"
Der Bua laßt's ihm nit zwoamal ſag'n
Und geht in d'Tenna 'nein.
Wie? ſagt's, geh', hilf ma mit mein Flachs
Und brich a bis'l mit,
„Ja wannſt mar a Paar Bußei'n geiſt,"
Und ſie verredt ihm's nit.
Da bricht er Flachs und ſcherzt mit ihr,
So is a junger Bua,
Und wie er von ſein Herrn verzählt,
So lachn's ihna gnua.
Und über felles Zeug und Gſchpiel,
Da geht die Zeit g'ſchwind um
Und wie's um's Dunkelwerd'n war,
So kehrt er wieder um.

Und thuet ganz ärgerli dahoam,
„Was is jetz, gront der van,
Wo is dei Ant' und Haf' und Bock,
Kimmſt ebba gar alloa?"
„„Meinoad, Es müßt's, hat g'ſagt da Bua,
A Hexenmoaſter ſeyn,
Daß's All's a ſo derrath'n kinnts
Und nett trifft's allzeit ein.““ —
Da lacht' der Alt', was ſeltſam war,
Dees aber hat'n g'freut, —
An Buebn a ſcho, ſchau ſo geht's
An diem die alt'n Leut'.

Der bſunderni Baam.

Bei'n Förſchter, bei' an klueg'n Mon
Halt' oana um ſei' Tochter on,
Der Förſchter ſagt, es kunnt wohl ſeyn,
Daß i mein Will'n gebet drein,
Wann du an Baam mir nenna konnſt,
Den i no nit verzoacha't hon
Und den ma hierrum ſegn kon,
Verſtanden? — Au weh, denkt der Bua,
Der Baam macht d'Heurath ſchwaar,
Er ſchreibt an jedi Staudn auf,
Wo der no' z'find'n waar;
Ganz trauri geht er um und um
Und ſchaugt und denkt ſi' halbet dumm,
Es war, als ſollt's halt gar nit ſey',
Und ihm fallt halt der Baam nit ei'.
A Freund, der ſicht ſei' Traurigkeit
Und fragt 'n drum, was ihm denn feiht,
Dem hat er halt ſei' Kreutz verzählt,
Was für a Frag' der Förſchter g'ſtellt.
Ha, ſagt der oan, mir fällt was ein,
Vielleicht kunnt's dengerſcht taugſam ſeyn,
Schau, wann er's juſt nit übi nahm
Und nennet'ſt ihm — an Burzlbaam,
Den konſt ihm zoagn alli Tag
Und wo er 'n no grad ſegn mag

Und daß er den verzoachnt hat,
Dees glaab i nit, so waar mei Rath. —
Jetz kimmt's den Buebn, wie a Scheï
Auf oamal in seï Denka 'neï,
Er tanzt und springt und juchezt nett,
Als wann er an Punktn troffa hätt
Und laaft, was er no laafa kon
Und meldt siï da beï'n Förschter on.
Und wie er jetz so vor ihm steht,
Halt er a langi feini Red'
Und sagt, von wegn denselln Baam,
Es war ihm kemma wie a Traam,
Daß oaner nit in Bächl staand,
Und den ma dengerscht übrallu saand,
Den er ihm zoaget alli Tag
Und wo er'n no grad segn mag,
Und wann er's halt nicht üb'l naahm,
So nennet er an Burz'lbaam. —
Da hot der Förschter freili g'schaugt. —

'S ſchlafadi Diendl.

Es ſchlaft a Diendl untern Baam,
Daneb'n liegt ihr Huet,
Der Tag is warm, bei'm Baam iſ's kühl,
Sie ſchlaft ſo ſüeß, ſo guet. —

Da kimmt a Jager aus'n Wald,
An alter finſt'rer Mon,
Der ſchaugt dees Diendl in ſein Schlaf
Grad in Vorbeigeh'n on.

Auf oamal aber kehrt er um,
Jetz ſteht er lang vor ihr,
Auf's Mieder ſchaugt er, g'fallt ihm g'wiß
Da dran dees reichi Gſchnür.

Er werd' ja dö koa Räuber ſeyn
Und werd' ihr ja nix thoan,
Is ja a bluetjungs Diendl nö
Und grau iſ ſchö der oan,

Na ſchau, er geht und thuet ihr nix
Und do hat 'n was druckt,
Er hat ſi' hinter'n Ohrna kraßt
Und 's Hüetl hat er g'ruckt. —

Liebschaftsverdruß.

Gelt fuchti, sagst, is er mei Bua
Und thuet's vorübi nehma,
Daß i gar nie alloani bin,
So oft er a mag kemma,
Er moant, i trauet ihm nit recht,
Thaat's selber a so mög'n,
Und waar mir weiter nit gar viel
An seiner G'sellschaft g'leg'n,
Wahrhafti, i kann nix dafür,
I wollt's ihm scho verzähl'n,
Es paßt ja Alles auf mi auf,
Als wur' er mi glei stehl'n. —
Mei Vater schlaft des ganze Jahr,
Kann aber niemaln schlafa,
Wann er an Buebn bei mir mirkt,
Da hat er glei was z'schaffa, —
Mei Muetter is als wie a Pasch,
Is überall voll Aug'n,
Und thaat a Bußei auf drei Stund'
In Nebi no daschaugn;
Mei Bruder is als wie a Fuchs,
A Moaster in Verwind'n,
Ja wenn da Bua vergrab'n waar,
I glaab er thaat 'n find'n,

Und ſan die andern alli furt,
Is oani nit zu'n zwinga
Mei˜ Schweſter, die is wie a Zeck,
Gar nit zu'n weitabringa, —
Geh', ſag's ihm halt, es ſoll 'n do˜
Nit gar a ſo verdrieß'n,
Ja ſey ſo guet und ſag' ihm a,
I laß'n recht ſchön grieß'n.

'S Zitterſpiel.

Meinoab es iſs a gſchpaſſig's Ding
Da um dees Zittergſchpiel,
Werd' oaner oft ſo woach dabei,
Dees ſag'n da gar viel,
Und do ſo ſchön und luſti iſ's,
Du moanſt es kunnt nit ſey,
Is grad, als lachet oaner brav
Und woanet dengerſcht d'rein, —
I hon amal deßweg'n g'fragt
An g'ſchickt'n Muſikant,
Der ſagt, die Zitter macht verliebt,
D'rum reißt's enk an Verſtand,
Da kimmt's die Junga trauri für,
Die no nit All's derroacht,
Vor lauter Lieb' und Narretei
Werd' ihna 's Herz dawoacht,
Und bei an Alt'n iſs a ſo,
Kimmt der amal in Schwung,
So moant er, waar's no nit vorbei
Und waar er wieder jung!

A Betrachtung.

Es ſitzt a Dierndl vor ſein Haus,
Sie ſchaugt ſo trauri in d'Weit'n 'naus,
Mit naſſi Aug'n ſchaugt's a ſo drein,
Was mueß denn den trauringa Dierndl ſeyn?

Sie hat a Briefei in der Hand,
Dees kimmt leicht gar aus Griechaland,
Weil's all'n derſtocha, was ſteht wohl d'rinn,
Macht dees an Dierndl den trauringa Sinn?

Sie hat an Finger a glanzeds Ding,
Es is a Ring, a gold'ner Ring,
Den ſchaugt ſ' wohl a mit Schmerz'n on,
Hat ebbe der Ring den Dierndl was thon?

Sie ziegt von Hals a Tüechei fein,
Soll denn da d'ran was b'ſunders ſeyn,
Is ſchwarz und a roth's Stroafei d'ron,
Sunſt fichſt ihm weiter gar nix on.

Und wie's dees Tüechei ſo betracht',
So hat's es gar zu'n Woana bracht,
„Ja ſchwarz, hat's g'ſagt, und bluetiroth,
„Es hat bedeut' ſei' Grab und Tod." —

Koa Freund kon dees und koa Brueder nit seyn,
Um den schaugt so sehnli koa Diendl d'rein,
So hat halt wieder amal die Lieb'
A Leb'n g'macht so trauri und trüeb.

Seit i dees armi Diendl g'seg'n
Und wie ihm so viel hart is g'scheg'n,
Seitdem kon i's halt nit versteh'n,
Daß über d'Lieb' sollt' gar nix geh'n.

Da sag'n s' glei gar, daß Alles laar
A Glück auf der Welt, wann d'Lieb' nit waar,
Sagt's, was enk freut und i glaab All's,
Aber bleibt's ma mit enkerer Lieb' von Hals!

Die drei Dukat'n.

An arma Bua hat Schwammerln brockt,
Hat luſtí dabei g'ſunga,
Sei' Jodler hat in ſtill'n Wald
Gar weit und fröhli klunga.

Auf oamal aber war er ſtaad,
Warum? was is denn g'ſcheg'n?
A glanzeb's Beutel an an Baam,
Dees hat er lieg'n ſeg'n.

Da war'n drei Dukat'n d'rinn,
Da macht der Bua wohl Aug'n
Und ſchaugt und draht ſ' und zählt ſ' gar oft,
Dees Beutel thaat ihm taug'n.

G'ſchwind laßt er d'Schwammerln Schwammerln ſeg',
Und geht in oan Studir'n,
„Was fangſt mit die Dukat'n on,
Jez wißt a Leb'n führ'n."

Und was's um an Dukat'n is,
Dees hat er bald d'erfahr'n,
Es hat den oanzing' Hack'n g'habt,
Daß's halt ſo weni war'n.

Gar ſchleuni war dees Geld verthon,
Hat ſi' gar bald verlor'n
Und arm, ja ärmer als voneh',
Jo's Büebei wieder wor'n.

Da hat er halt wieder Schwammerln brockt,
Hat aber koa Jodler klunga,
Sunſt war er nit ſo mäuſ'lſtaad,
Warum hat er denn nimmer g'ſunga? —

Die Almroſ'n.

„Willſt du mei˜ Hand, mueßt a was wag'n,
Nix werth waar ſ', ſollt'ſt di o'rum nit plag'n,
So ſteig' ma 'nauf auf ſelli Wand,
Die ſchirfeſt weit in ganz'n Land,
Und ſuech ma dort an Hochzetſtrauß
Von friſchi Almroſ'n 'raus,
Und ſetz' a Kreutz als Zoacha hin,
Daß i fein nit betrog'n bin."
So ſagt a Diendl ſtolz und ſcheen
Und hoaßt an Buebn ſchneidi geh'n.
Der Bua, verliebt, waar ganga nett
Durch's Feuer, wann's 'n's g'hoaß'n hätt',
Er bind't ihm g'ſchwind a Kreutz'l fein,
Nimmt d'Eiſen in ſein Ruckſack 'nein,
Und geht dahin in luſtig'n Sang,
Wer woaß, vielleicht den letzt'n Gang. —
Bald ſteigt er durch a wildi Klamm
Auf ſelli Wand in Gottes Nam'. —
Jetz halt' er, ſchau' juſt mitt'n drinn,
Da waar'n Roſ'n nach ſein Sinn,
Waar ar a Platz, da ſaach ma ſchee˜
Dees Kreutzl ſcho˜ von weit'n ſtey˜,
Wie aber kimmſt jetz geh' da 'nein,
Wag's nit, es kunnt dei˜ Unglück ſeyn,
„Und waar's mei˜ End', no friſch voron,

Was oaner will, a oaner kon!"
Und allweil ſchiecher werd die Wand,
Koa Latſch'n find't da mehr ſei Hand,
Die kalt'n Stoa, die packt er on
Und allweil höcher hängt er dron;
Auf oamal is koa Halt'n mehr,
A glatti Platt'n die geht her,
Und ſchaugt er abi, kimmt's ihm für,
Als waar er ſcho verlor'n ſchier.
Von 'Runterſteig'n is koa Red',
'Rauf mueß er, wo er amal ſteht.
Da kimmt ihm, ſchau er woaß nit wie
An Angſt und 's Zittern in die Knie,
Jetz' g'ſchwind! dees Joacha dees is bös',
No friſch an Sprung, no lüfti keck
Da 'nüber auf dees Felſ'neck
Und pack' den Roſ'nbüſchl feſt,
Da halt di fein, daß 's di nit prellt
Und di der Sprung nit abi ſchnellt!
Da ſpringt er, Gott in Himmi, horch!
Die größt'n Stoana gengen o,
Des ganze Felseck raffelt ro,
Und mit die Roſ'n in da Hand
Stürzt er in Grab'n von da Wand. —

Am Achenſee herunt' in Thal,
Da is a Grab, du kennſt es bald,
Es wachſ'n Almroſ'n d'rauf

Und d'rüba ſchaugt a Wand hoch auf,
Dort liegt der armi gueti Bua,
Dort liegt er in der ewig'n Ruhe,
Und ſteht des Kreuz no heunt dabei,
Dees er als Zoache ſeiner Treu
Für's Diendl trag'n auf die Wand:
Die ſchirfeſt weit in ganz'n Land.

Die Zeit.

Der oan.

Frag' i an Herr Pfarrer, woher 's denn kimmt,
Daß Alles an End' ſo g'ſchwindi nimmt,
So ſagt der Herr Pfarrer: „Schau, ſey no g'ſcheut,
Das thuet halt amal ſo der Zahn der Zeit."

Da hon i Reſpekt vor an ſellan Gebiß,
Macht glei in a Mauer die größt'n Riß'
Und kaut dir an Klafterbaam zamma ſo g'ſchwind,
Als waar er grad wie a Bradl ſo lind. —

Wie's nacher wohl waar um die ganze Natur,
Wann ebber die Zeit amal zahnlucket wur'
Und kunnt nimmer beiß'n? da gang ja nix z'Grund
Und mir waar'n alleweil fröhli und g'ſund!

Der ander.

Na Bruder, do ſchneid'ſt di, denn waar dees der Fall,
So ſchlucket ſ' halt nacher glei gar auf amal,
Was ſ' juſtement möcht', jetz' ſtell' dir no für,
Dees waar ja wahrhafti zu'n Umbringa ſchier;

Du hätt'ſt heunt a Haus, ſchön ſauber und neu,
Waar a weg'nmeiner a Gart'n dabei
Und morg'n waar furt dei' Gart'n und Haus
Und du vielleicht a, was ſchauget da 'raus!

Pfälziſches.

Die zwee Birebeem.

Schön Hannche un der Vater ſitze
Im Garte vor'm Haus,
Es iſt a ſchöner Summerobed,
Die Katz' guckt obe 'raus.
Do ſächt der Vater: Liebes Kind,
Ich bitt' dich, loß den Fritz,
Dann du hoſcht nix un er hot nix,
Un wo nix iſt, do werd aach nix,
D'rum loß du mir de Fritz.
Schön Hannche fangt zu weine an,
Sie hot den Fritz ſo gern,
„Ach Vater kann ich vor die Lieb',
Ich bin jo kee Latern,
Was in mir brennt, des blooſt mar nit
Als wie a Lichtche aus,

Un derf der Fritz nimmer zu mir,
So laaf ich aus'm Haus."
Der Alte brummelt in de Bart,
Der Fritz wär' jo schun recht,
Doch sich, mei Kind, wo gar nix is,
Geht jedes Metier schlecht. —
Wasch' aber weiß an schwarze Mohr,
Do gebt kee Wasser aus,
Die Lehr' ging 'nei bei'm eene Ohr,
Bei'm annre widder 'raus.
Amol bei ihr'm Fritzche sitzt
Des Hannche gar bequeem,
Im Garte war's so schön und kühl
Zwische zwee Birebeem,
Sie wechsle manches Kitzche do,
Wie halt Verliebte sin,
Do guckt des Kind vun ungefähr
Zum Gartethürche hin,
Der Vater kummt! — Der Fritz nit lahm
Springt wie a jungi Katz'
G'schwind uf den eene Birebaam,
Do is a sich'rer Platz. —
Der Vater hot a schweri Hack
Un sächt zu seinem Kind,
Mir hot a großer Schatz getraamt,
Vielleicht daß ich 'n find',
An Eng'lche des sprach zu mir,
Geh zu de Birebeem,

Den große hackſcht da um, geb' Acht,
Du bringſcht a Sümmche heem.
Unner dem Baam ſei'm Worzelwerk
Hebſcht da a groſi Kiſcht,
Kee Großmog'l war je ſo reich,
Als du dernocher biſcht. —
Ach Gott der ſchöne Birebaam,
Sächt Hannche, kann's nit ſeyn,
Die Großmutter hat 'n geplanzt,
Wie käm' a Kiſcht do 'nein,
Der kleene aber alt un dick
Macht a verdächtichs G'ſicht,
Geh Vater, hack' den kleene um,
War weeß, was d'runner liecht. —
Des is ſchun wohr, der Alte ſächt,
Der groß' oder der klee,
Des weeß ich ſelber nimmer recht, —
„Ach Vater, 's is der klee!"
Un wie der Vater hackt un hackt,
Do werd' des Hannche roth,
Ach heil'cher Chriſchtof, bett' ſe jetz',
Ach helf' mar aus der Noth,
Ach [illegible]ach' a bische nor Miraakl,
Dann [illegible]ſcht git's heut' an Weltſpetaakl.
Un hipp un hipp un bim un bum
Un hipp un bim un bum,
Uf emol laaft's un ſpringt un hipt —
Dukate um und um.

Gott's Blitz un Jubl'l un kee End',
Des war a Herrlichkeit,
Do kummt aach glei der Fritz gerennt
Un guckt als wie nit g'scheut! —
Was thuscht dann du do, sächt der Alt',
Dich sah ich nit im Traam,
Do sächt sei˜ Kind: Des ist der Schatz
Vum grose Birebaam. —
Do merkt der Alte wohl den Piff
Un nehmt se bei der Hand,
A Pärche werre˜ se wie eens
Im schöne˜ Pälzerland. —

Blieskascht'l heeßt der Ort, do steht
Noch heut' der eene Baam
Un Enklcher verzähle˜ sich
Den alte˜ gute˜ Traam.

Mulate'klaach.

Weeſcht, was mer ſo gut an Augsborch g'fallt,
Nit daß die Stadt ſo berühmt un alt,
Nee, daß der erſchte Gaſchthof do
Heeßt zu de drei Mohre, des g'fallt mer ſo.
Dann 's hot mer mei Leblach Verdruß gemacht,
Daß mer die Mohre ſo ſcheel betracht.
Hot eener kee Farb', wie a merbes Brot,
Is er nit wie a Hahnekamm blau un roth,
So heeßt's, der ſicht doch aus uf a Hoor
Als wie a gaſchtlicher wiſchter Mohr.
Un in der Kummedi do geb nor Acht,
Wann eener amol en' Mohre macht,
So muß der Mohr a Spitzbu' ſeyn,
Do ſchlaach doch a Dunnerwetter d'rein!
Un wer noch ſo alte G'ſchichte molt,
Wo en' arme Seel' der Deub'l holt,
Der molt ſe gewiß, wie a ſchwarzi Krot',
Damit ſe nor was vum a Mohre hot.
Schun mit de drei König do fangt des an
Un do hot der Mohr doch nix Böſ's gethan,

Aber als die annere die geh'n vor
Un der hinnerſchte des muß ſeyn der Mohr. —
A Menſch is a Menſch, is er ſchwarz oder weiß,
Uf's Betraache kummt's an un uf Ordnung an Fleiß,
Drum g'fallt mer des Augeborch, es is ſchun wohr, —
Dann mei Vater des war jo aach a Mohr.

Wie die kleene Bube lerne.

Bildcher aus'm Leebe.

Lische, Lische,
Halt a bische,
G'schwind a Kißche! —
„Nee, wann's Jemand sehe thät" —
Ei wie so,
'S is Niemand do
Als der Bu', der nix versteht!
(Kuß.)
Un dem Kuß guckt eener zu,
Un des war a kleener Bu'!

Dank for's Küßche,
Hörschte Lische,
Morche gescht nit in die Kerch',
Kummscht zu mir, geh'n mer spatzire
D'robe uf'm Karlsberch.
Loß dem Paff sei' siebe Sache,
Mir sin jung un wolle lache! —
Un do lache se un lacht darzu
Ganz fideel der kleene Bu'!

Sapperment, heut' git's a Fescht,
Johann! heut' git's was zu saufe',
Des is uf der Welt des Bescht,
'S bleibt nit All' grad uf eem Haufe'!
Wie die G'sellschaft voll gesoffe',
Gripps die drei Bouteillcher ich,
Denk mer, Georg jetz kummt's an dich
Und bin mit darvun geloffe',
Hoscht du gar nix? — „Hab' aach eeni,
Un was for eeni,
Kee gemeeni,
Chateau marcho des is a Wein,
Bruder heut' wolle' mer luschtich seyn;
Ei der klee Bu',
Do trink' Kleener, is gut for de' Maache',
Wescht da, muscht aber derheem nix saache'." —
Un do horcht gar fleißig zu
Un trinkt aach der kleene Bu'!

Ei die Kränk' du Deublsweib,
Meensch, ich soll mein Geld verdiene'
Nor so for dein Zeitvertreib,
Soll nor als die Fedder spitze'
Un de' Daach in Birro sitze'
For dei' Haube' un dei' Spitze',
'S is mir aach der Rock zu knapp,
Trach du nor a Reb'klapp! —

„O du Flecht!" — Was heeſcht da mich?
Wart' ich kumm un zwiebl' dich! — —
Un dem Zwiebl' guckt ſtill zu
Aus'm Eckche der klee Bu'! —

Hocke zwee alte Quatſche beinanner,
Wees alö eeni mehr, alö die anner
Un ſie rede ſo hin un her,
Des is a Patron, do hab' ich Reſchpekt,
Was doch oft hinn'r eme Menſche ſteckt,
Der hot's fauſchtdick hinner de Ohre,
Is als Heemtücker ſchun gebohre,
Do ſteht er d'runne, horch' des Gekicher,
Is vor dem Lump kee Mädche ſicher,
Un deß Sauſe de ganze Taach,
'S wär' kee Wunner, es träff'n der Schlaach,
Sein Fraa hot er um ihr Geld gebracht,
Un jetz prichlt er ſe, wann ſe was ſacht! —

Un wen meene dann die zwee
Mit ihr'm prächtiche A B C? —
Sich! deß war vor zwanzich Johr
Der klee Bu', 's is werklich wohr!

Die Gemſejagd.

„Ei was, du hoſcht a Gemsjagd g'ſehe,
No ſaach amol, wie war dann deß?“
„„Soll aach mei' Lebtach nimmer g'ſchehe,
Dann do vergeh'n emm die Späß',
Deß is a heilloſes Vergniche,
Ich ſaach euch, ich war uf'm a Platz,
Dohin ſteicht nit amol a Katz'
Un ſollt' ſe aach Paſchtete rieche;
Es habe mich zwee nuf gezoche,
Sunſcht war's grad an Unmöchlichkeit,
Wie uf en Thorn, 's is nit geloche,
Alofort a halbi Ewichkeit;
Vor mir a Grabe, do war's drunne
So ſchwarz, wie im a tiefe Brunne,
Un links un rechts war gar nix mehr
Als Luft, do hock ich mi'm Gewehr;
Un bin drei Stunde ſchier gehockt,
Do kummt amol eens hergebockt.
Un wie's mich merkt des Deublsvieh,
Dann ſo a Thier hot alle Kniff,
Thut's wie a Spitzbu' grad an Piff
Un ſchmeißt die gröſchte Steener runner,
Daß ich noch leb', is nor a Wunner.““
„No hoſcht es tüchtich nuf gebrennt?“
„„Ach nee! ich hab' jo nit gekönnt,

Maſt mich nor halte mit de Händ'
An ſo eme' alte Worzſtück,
Sunſcht korcht' ich jede Aache'blick;
Mir war nor bang, 's ſpringt zu mir 'rüber,
Dann 's war kee dreißig Schritt' do 'nüber,
Un ſo a Thier deß is verweeche',
Ich ſaach euch, 's war gar nit verleeche',
Hot als geſtanne' uf eem Fleck
Un hot geguckt, wo ich dann ſteck'.
Doch endlich, ich ſeh's immer noch,
Do grabb'lt's in a Felſe'loch,
Dernocher hab' ich nix mehr g'ſehe';
Un miſerab'l, lahm un üb'l,
Die Hoſ' verriſſe un die Stieb'l,
So bin ich wieder 'runner kumme'
Un hab' zum Angedenke' noch
An Rematiśm' mitgenumme';
Un wohlgemerkt, der eem hot g'ſacht,
Weil mir zu Ehre' wär' die Jagd,
So hätt' ich aach de beſchte' Stand,
Deß war der Thorn do an der Wand,
Jetz' denkt euch, wie die anre' wäre?!

Der pedantiſche Lehrer an de junge Dichter.

Du ſächſcht in deinem Singedicht;
A Blum' an deiner Bruſcht,
Weil Blum' un Weib ſo ähnlich wär',
Deß wär' for dich a Luſcht, —
Mei' Schatz deß is zu unbeſtimmt,
Dann Blume' git's gar viel,
Un wann da ſe nit näher neunſcht,
Hot die Critik ihr Spiel.
Daß mar die Weiber Blume' heßt,
Deß Gleichniß is nit dumm,
Doch is a großer Unnerſchied,
Sich! zwiſche' Blum' un Blum'.
A Mädche' unner ſechzehn Johr,
Wann ſe noch nit coquett',
Die kummt mer wie a Veilche' vor,
So freundlich un ſo nett;
Dun do bis in die zwanſich 'nein
Blüht ſe als wie a Roſ',
Guckt ſchun a bische' weiter 'rum,
Nit alofort in de' Schoos,
Un wann ſe ſeh' a Weibche' werd',
Do werd's a Tulipan,
Do werd' ſe ſtolz un hebt de' Kopp
So hoch als wie a Schwan;

Wann aber ich im Zähle so
Bis über verzich kumm,
Do werd' des Blümche gar zu oft
A dicki Sunneblum';
Jetz' traach amol an deiner Brusch
A so a Sunneblum',
Un wann da Schiller selber wärscht,
Wie gehscht da dann do 'rum?!
D'rum nenn' a Veilche, nenn' a Ros',
Nenn' aach a Tulipan,
Nor daß der Leser nit so leicht
Extravagire kann.

Die Mädcher.

Es ſitze drei Mädcher beinanner am Hauſ'
Un plaudre un ſinge un ſpinne,
Do ſächt die een', ſo ſchön wie mei Schatz,
So werd' mar kenn' zweete mehr finne,
Mich freut's nor, daß er Trumpeter is,
Do is aach die Uneform ſchöner
Als beim a Gemeene, er macht ſo en' Staat
Un ſteicht der darher, wie nor eener.
Do ſächt die anner, des is ſchun wohr,
Doch will ich dich d'rum nit beneide,
Dann bei eme Kuß hoſcht 's G'ſicht voller Hoor,
Ich kann die Schnorrbärt nit leide;
Mei Ferdinand ſich, des is a Jung,
Is fein und glatt wie a Mädche,
Is aach nit ſo wild un flucht nit a ſo
Un folcht wie a Lamm am a Fädche. —
Die dritt' ſächt nix un ſpinnt un ſpinnt,
Is fleißich grad wie a Bienche,
Die is noch gar jung, weeß nix vun der Lieb',
A gar niedlich Blondinche,

Jetz' reißt ihr der Fab'm, do bückt se sich,
Ei was, wie is mer geschehe,
Do hab' ich a Briesche vun Rose papier
Versteckt unner'm Halstuch gesehe,
Ei Dunner, jetz' hot die aach en' Schatz,
Wie kann mar so leicht sich betrieche! —
Die 's länger schun treibe, die rede darvun,
Die anfange, sin gar verschwieche!

Werbung.

O Mädche du bischt mei Frühlingssunn',
Dei Blick der gleicht ihre Strahle,
Bei dir is mer wohl, do fühl' ich a Luscht,
Die könnt' mer kee König bezahle.

O Mädche du bischt mei Morchestern,
So scheinscht da mer freundlich zum Herze,
Bischt lieb, wie's die Schäfcher am Himm'l sin',
Uf dene die Eng'lcher scherze.

O du mei Gedanke bei Tach und Nacht,
Du Blum' vun alle Juwele,
Was hot dir jetz' deß a Vergnieche gemacht,
Mei Ruh' un mein Friede zu stehle?

O geb' mer se wieder, ich bitt' dich schön,
Du hoscht se im Händche verborche,
O geb' mer deß Händche, ich geb' dir en' Ring
Un will dich dein Lebtach versorche.

An de Champagner.

Weescht, warum ich so gar gern seh'
De Champagner, deß heeßt de mousseux,
Sich, bloß weil er so luschtich is,
Weil er so zab'lt mit Händ' un Füß'.
Ich hab' aach amol so gezab'lt,
Bin schier an ere Wand 'nuf gekrab'lt,
Wann a hübsch' Mädche obe gehockt,
Die mich freundlich enuf gelockt. —
Weescht, warum ich so gar gern hör'
De Champagner, er is wie 's Meer,
Braust un macht emm hübsche Gedanke,
Macht aach öfter a Schiffche schwanke,
Aber er hot kenn so g'fährliche Sinn,
Schwimme kee Krabbe und Haifisch d'rinn. —
Weescht, warum ich gern trinke thu
De Champagner, ei guck nor zu,
Im Champagner sin Perle viel,
Die jusche mache deß luschtich' Gewühl
Un trinkt eener den liebe Wein,
G'höre jo all die Perle sein!
Sich, deß wisse die große Herrn
Un ich aach, d'rum trink ich 'n gern.

Vun der Sunn'.

'S gitt nix coquetters wie die Sunn',
Sich, bischt du ganz allee,
Hoscht nix zu thun, daß merkt se glei'
Un bleibt a Weilche steh',

Sie meent, do wär' die günschtich Zeit,
Dasch d' se bewunn're könntscht
Un weil kee anneri grad do,
Wär' freilich sie die schönscht;

Doch bischt du beim a hübsche Kind
Un machscht do brav die Cour,
Do laaft se voller Zorn so g'schwind
Wie a Sekunde-Uhr.

Un sich, von dere Eil'keit
Uf ihr goldschnittich's G'sicht,
Do kumme aach die Mohre her,
Deß is a bsunnri G'schicht'.

Ich will se euch verzähle, doch
Sie is vielleicht nix werth,
Es is juscht aach nit alles wohr,
Was mer amol so hört.

Was heut zu Tach die Mohre˜ ſin',
Die ware˜ amol weiß,
Do war die Sunn' viel jünger noch,
Sie war noch ebbes Neu's,

Do fallt's dem dumme˜ Völkche˜ ein,
Sie bette˜ ſe gar an,
A ſolchi Ehr' hot ſellemol
Ihr Niemand angethan.

Jetz bleibt ſe dir vor lauter Stolz
Als ober ihne˜ ſteh˜
Un horcht do uf die Schmeichlerei
Und kann nit weiter geh˜.

Was war die Folg'? do hat ſe ſe
Wie Kohle˜ ſchwarz gebrennt
Un habe˜ die enanner dort
Gar nimmermehr gekennt. —

So gar arg treibt ſe's nimmer jetz,
'S hot Uffehe˜ gemacht
Un ſie hot wohl en' Wiſcher kriecht
Un gebt a biſche˜ Acht;

Doch traut ihr nit, ihr Dichter gar,
Die ihr ſe ſo verehrt,
Dann in dem Punkt do ſeyd ihr noch
Gar wenig ufgeklärt,

Un deß wär' doch in unſrer Zeit
Wahrhaftich gar zu dumm,
Ginge die Dichter uf amol
All' wie die Mohre 'rum.

Reef'hinnerniß.

Ich kann halt gar nit weiter kumme',
Es is a wahri Noth,
Uf heut hatt' ich mer's vorgenumme',
Do war die Sunn' so roth;
Un geschtert, wie ich's überlech',
Laaft so a Sapperlott,
A dummer Haas mer über'n Weech,
Do reesa? — b'hüt' mich Gott!
Am Mondtach fangt mar nie was an,
Am Sunntach wollt' ich geh'n,
Do muß, als wär's mer angethan,
A Schwein am Stadtthor steh'n;
Uf morche' do werd's jusch a Johr,
Daß mer der Waache' brecht,
Der Tach kann freilich nix darvor,
Doch weeß mar's als nit recht;
Drum weeß ich nit, was anzufange',
For deßmol geht's mer bös, —
Dann deß werd' doch kee Mensch verlange',
Daß ich am Freitach reef'!

'S romantiſche Mädche.

„O Vater, was war deß a Herrlichkeit
In der alte romantiſche Ritterzeit,
Do war noch am Leebe a Glanz un a Pracht
Un die Mädcher die ware noch hoch geacht',
Do habe die Dame's Farbe getraache
Un do drum hot ſich a Ritter g'ſchlaache!
Un nehm' nor den Staat un deß ſcheene Plaiſir
Vun ſo eme Feſcht, wie a Ritterturnir!
Ja denk' ich mich ſo in a Borch am Rhein
Un wie ich fredenz' denne Ritter de Wein,
Un wie ſe ſo recht behaaglich pumpe
Aus denne große ſilberne Humpe
Un ſo verzähle vun Krieg un Jachd
Un was ſe vum Kreuzzug heemgebracht;
Ich ſaach dir's Vater, do thut's mer weh,
Wann ich jetz die Zeit ſo proſaiſch ſeh', —
Un was habe nit aach die Mädcher gethan,
Denk nor an die Jungfrau von Orleans!" —
„„Geh', loß doch deß Zeuch, 's is die Hälft' nit wohr,
Deß mache emm ſo die Hiſchtoriker vor,
Un deß Farbetraache, was ſoll dann deß ſey,
Deß ſin Hypotheſe, deß bildſcht dar nor ei,
Un daß ſich die junge Leut' nimmer ſchlaache
For Farbe un Späß', deß hot nix zu ſaache,
Dann ſunſcht wahrhaftich gäb's alle Täch'

Nix als Spetakl un Pricht un Schläch';
Un weechẽ dem Saufẽ un Rennomirẽ
Do brauchſcht du die Ritter nit zu citirẽ,
Dann der Artill is wohl beſtellt,
So lang's noch Menſchẽ git uf der Welt,
Un dieſell — die hätt' aach was beſſers gethan,
Als zu werrẽ die Jungfrau vun Orleans,
Dann die hot mancher dẽ Kopp verruckt,
Daß ſe meent, ſie hätt' in dẽ Himm'l geguckt!""
„Ach Vater, du hoſcht keẽ Poeſie
Un deß is doch vum Lebẽ die Bliß',
Mit deiner Obſchtzucht, mit Aeppl un Birẽ,
Do hot mar freilich keẽ Avantirẽ."
„„Meĩ Kind, do leſ nor dem Cook ſeĩ G'ſchicht',
Die is wie a wahres Heldẽgedicht,
Un was war dann 's End' vun der Poeſie?
Do kriecht 'n amol a Wilder beim Ohr,
Un freßt 'n lebendich mit Haut un Hoor,
Deß is vun ſo emẽ Lebẽ die Bliß'!""

'S Kindsmädche'.

„Schlof Kindche' ſchlof,
Dei' Vater hüt' die Schof,
Dei' Mutter hüt' die Lämmelein,
Schlof mei' liebes Kindelein,
Schlof Kindche' ſchlof."
Ach wann nor der Bu' amol ſchlofe' thät,
Es werd' ſchun finſchter, es is ſchun ſpät
Un um achte wär' ich ſo gern d'runne',
Sunſcht waart' jo mei' Liebſchter umſunſcht am Brunne',
De' ganze' Taach, kee ruhichi Stund'
Is doch eme' Mädche', wie mir vergunnt! —
„Schlof Kindche' ſchlof,
Dei' Vater hüt' die Schof." —
Ja willſcht du dann gar nit ſchlofe' heut',
Jetz ſing' ich a halbi Ewigkeit
Un noch kee' Schlof un noch kee' Ruh',
Grad wie Queckſilber is der Bu'. —
„Schlof Kindche' ſchlof,
Dei' Mutter hüt' die Lämmelein,
Schlof mei' liebes Kindelein," —
Jetz' endlich werd's doch amol was ſeyn,
Gottlob und Dank, jetz' duſ'lt er ein,
„Schlof Kindele ſchlof,
Dei' Vater" — horch', jetz' ſchlacht die Stund',
Bal' küßt mei' Liebſchter mir de' Mund,

„Schlof du liebes Lämmelein,
Der Vater hüt' die Kindelein." —
Jetz' ſtill' un facht' in's Bettche fein,
Sum ſum, ſum ſum — jetz' legt ſ' 'n 'nein,
Un ſchleicht ſo leiſ' als wie a Katz'
Zum Brunne 'nunner zu ihr'm Schatz. —
Un über's Johr, do ſingt die Magd
Wie ſunſcht am Abe'd um an acht'
Ihr „Schlof Kindche ſchlof,"
Do ſingt ſie's vor ihr eige Kind,
Deß ſchloft aach nit ſo gar geſchwind,
Doch fallt's ihr weiter nimmer ein,
Sie möcht' ſo gar gern d'runne ſeyn,
Dann 's waart' uf ſie do d'runne
Kee Liebſchter mehr am Brunne.

Inhalt.

Seite.

Erinnerungen aus Griechenland.

1. Vom Schiffe Heptanyſos . . . 3.
2. Von Patras . . . . . 5.
3. Der Garten von Zaiki auf Corfu . 4.
4. Corinth . . . . . 8.
5. Iſkale . . . . . 10.
6. Athen . . . . . 12.
7. Aegina . . . . . 14.
8. Die Platane von Voſtiza . . . 16.
9. Mauromichalis . . . . . 18.

Schlummerruf . . . . . 20.
Melancholie . . . . . 21.
Vom frohen Lied . . . . . 22.
Außen und Innen . . . . . 24.
Auf Allerheiligen . . . . . 25.

Seite.

Die Fluth . . . . . 26.
Weinlied . . . . . 27.
Buntes Leben . . . . . 29.
Die Zeit . . . . . 31.
Räthsel . . . . . 32.
Der Sänger . . . . . 33.
Der Jäger . . . . . 35.
Wechsel . . . . . 37.
Nein, Nee, Na . . . . . 38.

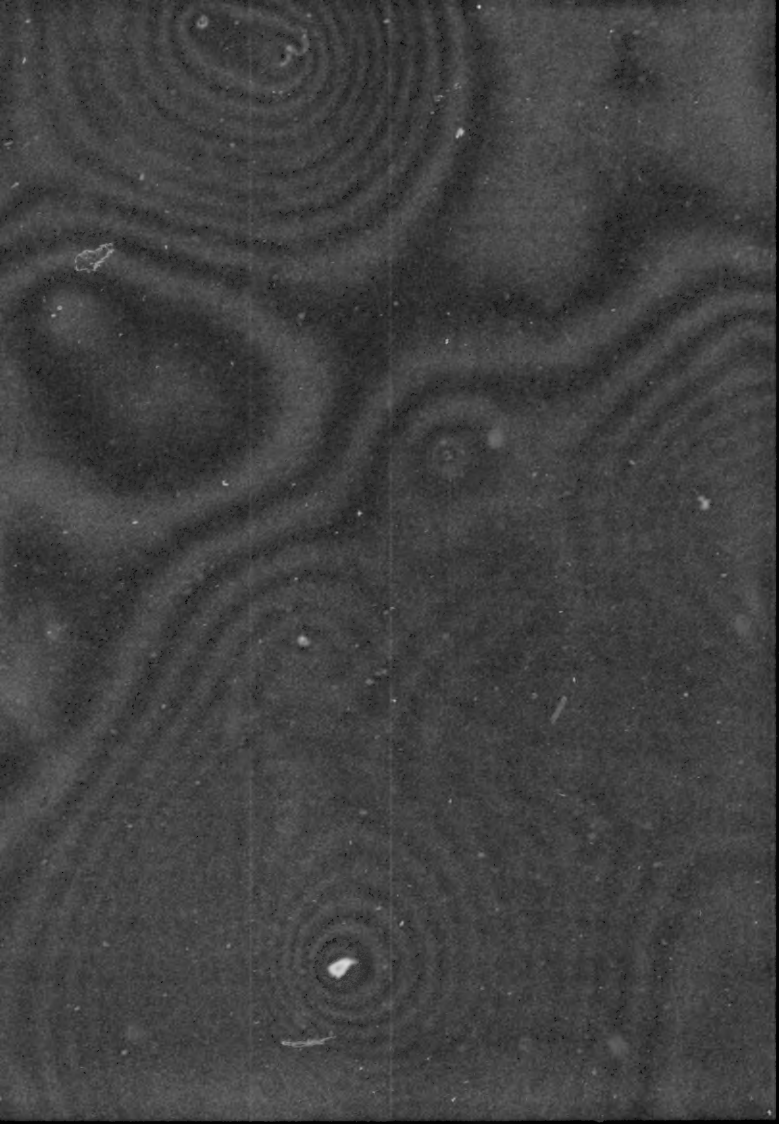
Oberbayerisches.

Oft hängt grad' in an Aug'nblick ꝛc. . . . 39.
Der Pinzger-Jaga . . . . . 43.
Der bsunderni Geist . . . . . 46.
Der Förschter und der Jagabua . . . 49.
Der bsunderni Baam . . . . . 52.
'S schlafadi Diendl . . . . . 54.
Liebschaftsverdruß . . . . . 55.
'S Zitterspiel . . . . . 57.
A Betrachtung . . . . . 58.
Die drei Dukat'n . . . . . 60.
Die Almros'n . . . . . 62.
Die Zeit . . . . . 65.

Pfälzisches.

Die zwee Birebeem . . . . . 67.
Mulate'klaach . . . . . 71.

	Seite.
Wie die kleene Bube lerne	73.
Die Gemſe jagd	76.
Der pedantiſche Lehrer ꝛc.	78.
Die Mädcher	80.
Werbung	82.
An de Champagner	85.
Vun der Sunn'	84.
Reeſ'hinnerniß	87.
'S romantiſche Mädche	88.
'S Kindsmädche	90.



G'spaßln

zum

Octoberfest.

München 1842.

A Gſchichtl.

(Altbayeriſche Mundart.)

Es warn amal drei Studentn,
Die ſan groaſt in boariſchn Wald,
Da is ehna 's Geld ausganga,
Dees gſchicht an Studentn bald,
Da habn ſ' ſtudirt gar fleißi,
Wie kemma mir jetz zun an Geld, —
Da wolln ſ' a Camedi ſpiel'n,
Wie koani no war auf der Welt,
Sie richtn ſi her an Tenna,
A Thürl hintn und vorn,
Und ſchreibn an großmächtinga Zettl,
Dees Stückl hoaßt „Suach verlorn."
Und mittn in Tenna als Fürhang
Da zieg'n ſ' a Blocha auf
Und mal'n von alli zwoa Seit'n
Den Name Theater drauf.

Es kost'r der Platz grad an Groschn,
Der oa' der schreits überall 'rum,
Die andern an die zwoa Thürln
Empfangen das Pubelicum,
Und laßn von hintn und vor'n
Halt eini, was eini geh' kunt,
Der Fürhang in Mittl dazwischn
Der war, versteht si', herum'.
A Groschn grad für a Camedi',
Da war der Tenna bald voll
Und Alles thut andächti' wartn,
Was ebba da kemma soll.
Es will si' aber nix rühr'n,
Was is denn da dra' Schuld,
Bald stampfa und klopfa die Leutln
Und endli' reißt die Geduld.
Da hat amal oaner in Fürhang
An tüchtinga Zug auf tho',
Jetz schaug'n die hintern die vödern
Anander großmächti' o'!
Und war ja wohl a Camedi',
A Gaudi hintn und vorn
Und war dees verkündigti Stückl,
Des ghoaßn hat »Suach verlorn.« —
Natürli' die drei Student'n
San zeiti' mit'n Geldl davo'
Und habn sie 's derweil nit vertrunka,
So habn sie's ebba no'.

Landwirthſchaftsfeſt.

(Schwäbiſche Mundart.)

Sitz hear zu mir, Du Annakether —
Stand Du zum Kneacht na, Mähnebua —
Magd, laich Du d'Henna unter's Getter —
Jetz d'Auhra auf, und d'Mäuler zua;

Denn i will ui gau ällz verzähla,
Wie ſchöa das Münknerfeſt iſt g'wea,
Koi Düpfle uf em i muaß fehla,
Denn i hau Alles dopplet g'ſeah:

Es iſt — as ſtänd der Himmel offa,
Und der häb noiz as Menſcha g'ſchneit, —
A Schwarm uf d'Thereſiawieſ' g'loffa,
Wo Herraleut und Burgersleut.

Dot haun i trinka ſeah und eaſſa,
Und uf ama Thiratrium
Sind goldbordirte Herra g'ſeaſſa,
Und unta Gäul und Ochſa 'rum.

No haun i haira muſizira,
O d'Engel bloſet it ſo ſei!
Und fürchtig ſcharf Oin kommadira,
Denk wohl, dàs wear der Fürnehmſt ſen.

Dear hot it geaſſa und it trunka,
So iſt dear Herr im Eifer g'wea,
Und hot er nu a bigle g'munka,
So hot's en nuia Aufzug gea.

Glei hat ma ihm en Hengſt fürg'ritta,
Hau meiner Lebtag koin ſo g'ſeah,
Sell d'Weiber haun i heira bitta,
Me ſoll da Preis koim And'ra gea.

Und o ihr Leut, um's Himmelswilla!
Was geit es doch im Oberland
Vom Füllisſtall für ſchöane Fülla,
Und Modeſcheacka àllerhand!

Au hot en Ochs as Prämi zoga,
Dickwampet, grauß und köſtabrau,
Es darf — beim Blitz, es iſt it g'loga —
Kaum eifer Wirth neabern ſtau.

No iſt a Stier zum Boarſchei komma,
Jo, glaubet nu, i ſey koi Chriſt,
Wenn ear it, redla g'ſämmag'nomma,
So ſchwer as eifer Pfleager iſt.

Wie's uf em Thura droi hot g'ſchlaga,
So ſiehn i glei Rennbub'n ſtau,
Die haud — ma ka's it g'ſchwind gnueg ſaga —
Schnell ihre Rößla ſpringa lau.

Denn, gucket nu, i mag it lüega, —
Wenn d'Beura lüeget, iſch a Sünd —
's ka us em Rauhr koi Kugel fliega,
Wie die Renngaul' da g'floga ſind.

Und ſo haud no und no die Reiter
Viermol um d'Wieſa rumgejogt,
Und deam, der ſchneller g'ritta iſt und weiter,
Hot ma als Preis en Fahnen g'broacht.

Uf dås na iſt ma weiter ganga —
Jo ganga iſt ma, und i au,
Uf oimol ſiehn i ufra Stanga
En kohlpeachſchwaza Guckigau.

Mit Stutzer haud ſie uf em g'ſchoſſa,
Und grauße Kugla drinna g'hät;
Noiz hot dea Guckigau verdroſſa,
Er hot it pfiffa und it kräht.

J moi, i ſeahna jetz no ſitza,
Dås Luader hot koin Mucker thau,
Und hot ſie vo de ärgſte Schüza
No ſeazweis verſchießa lau.

Au hat a Tanzerei ag'fanga,
Glaub', d'Hexa könnet's it ſo ſchöa,
Dás Ding iſt duranander ganga,
Ma hot faſt koine Füeß mai g'ſeah.

No ſind d'Leut us anander g'hotlat,
Schön iſt der Himma g'wea und roin,
D'rum bin i no in d'Stadt nei zotlat,
Da g'rada Weag zum Pollinga nein.

Dot haun i a brauns Biarle trunka,
Koi beſſer's gait's im Himmelreich,
Denn eiſre Dorfwith, die Halunka,
Die machet eis nu Krotabäuch.

Aber in der Stadt do könnet's ſchlucka,
Und ällaweil geit's G'leagahoit,
Die Wecka flieget nei wie d'Mucka,
Und's Biar, dás fällt in d'Ewigkeit.

Das Bier.

(Nürnberger Mundart.)

Ih hob mein Lebta höiern ſog'n,
Des Waſſer macht an blöid'n Mog'n;
Und thou doch ſu viel Leut öiz kenna,
Döi ſu viel Waſſer trink'n thänna.
Sie ſog'n: daß ſu g'ſund ſoll ſeyh,
Ih ober ſiech dös Ding nith eih.
Mir ſchmeckt mei Bißla Böier gout,
Und ſpühr nith daß wos ſchod'n thout.
Su, wenn ih fröih thou waſch'n mih,
Trink ih a bißla Waſſer ih;
Su bald ih ober meiher nehm,
Nau iß mers Waſſer unbequem,
Mir ſchmeckt des Waſſer nith in Schou,
Viel wenger, wenn ihs trink'n thou;
Es rumpelt mir ſcho gleih der Mog'n,
Er will kah Waſſer nith vertrog'n;
Des Böier ober nehmt er oh,
Su viel ner, als ih trink'n koh.
Und wenns denn die Natur nith leid,
So iß jo beſſer, daß ihs meid,

Des Waſſer iß halt gräilih dünn,
Ih ſind kah Farb, kan G'ruch nith drinn.
Sicht nith a Gloß brauns Böier ſchöi,
Wenns eihg'ſchenkt af'n Tiſch thout ſtöih.
Des Böier ſchmeckt halt immer gout,
In Winter, wenn mers wärma thout,
In Summer, friſch von Kehler her,
Wüſt bald nith wou wos beſſers wär.
Es mouß ſcho in der Welt ſu seyh,
An ſchmeckt des Böier, an der Wei,
Der trinkt an Brondwei, der Kaffee,
Der Chocoladi, der an Thee.
Doch der von Waſſer leb'n koh,
Der bringt am mahnſt'n Göld dervoh.

So ſin' ſe.

(Pfälzer Mundart.)

Es lege' ſich zwee ſchloſe',
A Bauer is der ee',
Der bet't, du lieber Himml,
Mach' morge' 's Wetter ſchee',
Dann ſunſcht is all' mei' Hoffe'
Un' all' mei' Luſcht vorbei,
Mei' Heu werd morge' trucke',
O ſchon' mer doch deß Heu!
Der anner war a Müller,
Steht ſchun drei Täg' ſei' Mühl,
Der bet't: Ach wann doch morge'
A rechter Rege' fiel,
Sunſcht kann ich nimmer male',
Hab' jo ke' Waſſer mehr,
O loß doch tüchtig regne',
Es is der Bach ſo leer. —

Es gehe' zwee zum Jage'
Juſcht uf eunträrm Weg',
A jeder ſicht vun weit'm
A Wild in ſein'm Geheg',

A jeder bet't verſtohle':
Nor deßmol gute Wind,
Wer weeß, wann ich ſo herrlich
N Rehbock wieder find'. —
Der Wind der ſoll halt bloſe
Noch links un aach noch rechts,
'S ſoll regne un ſoll ſchee ſey',
A jeder anners möcht's.
So ſin ſe halt die Menſche
Un jeder räſonnirt
Un was dem eene recht is,
Den annere genirt.
Un klage unſerm Hergott
A jeder ſein Verdruß,
Es wär jo gar ka Wunner
Käm' dem amol der Bſchluß
Un thät ſe all' verſchlage
Tief in de Bod'm 'nei',
Dann ſo ewig's Jammre
Muß nit zum höre ſey'.
Un deß is doch des mehrſchte,
Dann geht's 'm Schlingl gut,
So hot er annre Gſchäfte',
Alö daß er bete thut.

Der Friedenſtifter.

Was drängt das Volk? was wälzt ſich dort
Die langen Gaſſen brauſend fort?
Steht denn der Markt in Feuersflammen?
Ganz München ſtrömt ja dort zuſammen!
Die Menge wogt, — kein Zugang ſteht
Dem Nah'nden mehr, er fleht
Vergebens, Niemand weicht und viel
Steht, ſonder Zweifel, auf dem Spiel!
Er fragt, er forſchet nach der That,
Die's ganze Volk verſammelt hat,
Niemand erwiedert ihm ein Wort;
Denn nur an jenem einz'gen Ort
Hängt jedes Aug' und Ohr;
Doch bis dorthin dringt Niemand vor.
Seht! Jenen faßt's mit Sturmesmacht,
Kühn iſt ſein Muth, kühn iſt's vollbracht,
Unglaubliches iſt ihm gelungen:
Jetzt iſt er glücklich durchgedrungen.
Und gilt es nun ein Menſchenleben?
Voll bangen Siegs, voll Angſt und Beben
Biſt du, mein Herz, bis ich's vernommen. —

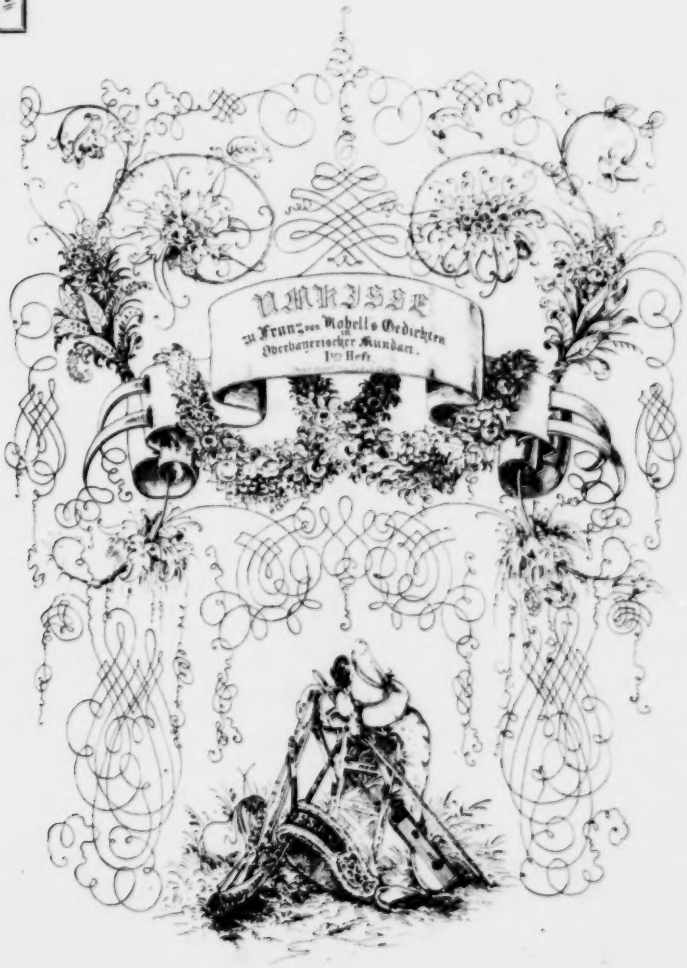
Iſt etwa Jemand umgekommen?
Ergriff man Diebe oder Räuber?
Nein! — 's zanken ſich zwei Radi-Weiber!

O weh! o weh! daß's Gott erbarm'!
O Welt! O Zeit! O Noth! O Harm!
Das iſt der Uebel größtes!
Ja, Menſchheit, du verſtehſt es!
Du weißt, was Weiberkrieg vermag;
Wie er in einem einz'gen Tag
Mehr Schlachten ſchlägt und mehr zerſtört,
Als du von Feinden je gehört.
Drum flieht, o Freunde, flieht und weicht,
Eh' ihre Wuth auch Euch erreicht.
Eng' iſt der Kreis des Kampfgefildes,
Doch Ehr' und Ruhm der Kämpfer gilt es,
Drum machen ſie ſich ſelber Raum.
Sie ſeh'n die dichte Menge kaum.
Und Zorneswuth ergreift die Beiden,
Niemand vermag ſie mehr zu ſcheiden! —
Da kommt daher, ſo ſtill und mild,
Der Unſchuld treues, liebes Bild,
Des Meiſters Knieriems Junge. —
Wie kann die ſchwache Zunge,
Wie kann des Sängers armes Lied
Ihn würdig feiern? — Denn ihm blüht
Ein ſchöner, hoher Ruhm für immer,
Und ſeine Krone welket nimmer!
Er tritt zum Kampfplatz, hört und ſieht,
Sein ſtilles, friedliches Gemüth

Ergreift ein langes Sehnen,
Sein Auge füllet Thränen.
Da wird es seiner Seele klar!
Verachtend jegliche Gefahr,
Will er der Friedensstifter seyn! —
Und als sie nun den Kampf erneu'n,
Da neigt er seinen Lockenkopf,
Rührt seinen vollen Kleistertopf,
Wonach der Meister ihn geschickt; —
Und fest, daß es gelingt und glückt,
Nimmt er den Löffel, vollgefüllt,
Tritt plötzlich zwischen sie und stillt
Der Weiber Kampf in einem Nu,
Er kleistert ihre Mäuler zu.
Sie steh'n betroffen — wagen nicht
Zu muckſen nur — ihn ruft die Pflicht.
Er eilt zum Meister. Dieser spricht:
»Umarme mich, mein Sohn!
Behalt' den Topf, er ist Dein Lohn!
Dir ist der schwerste Kampf gelungen,
Denn Du hast Weiber selbst bezwungen!«

P. O. germ.
116 5

UMRISSE



zu Franz von Kobell's Gedichten
in
Oberbayerischer Mundart.
1ter Heft.

München bey Jos. Lindauer 1840

S schlafadi Diendl.

Auf oamal aber kehrt er um
Jetz steht er lang vor ihr
Aufs Nieder schaugt er gfallt ihm gwiß
Da dran dees reichi Geschnür.
Er werd ja do koa Räuber seyn
Und werd ihr ja nix thoan.
Is ja a bluetjungs Diendl no
Und grau is scho der oan.

Die Almrosn.
Da springt er Gott im Himmi horch!
Des ganze Felseck rasselt ro
Die größtn Stoana gengens.
Und mit die Kosn in da Hand
Stürzt er in Grabn von da Wand.

München bei Jos. Lindauer 1841

Ærari Birsch.

Und wie hat er gschaugt da sieht dir a Bär.
Der beutlt dees Baamei gar gwalti her
Und schütlt si Birn – da meßt wohl der oa'
Als sollt' er ums Leschti an Ritterschuß thoa,
Und wie's ihm hat taugt und wies hat kracht
Hat richti der Braun a Testamentl g'macht.

München bey Jos. Lindauer 1842

Die stoanern' Jäger.

Die Schützn rumpin in anand,
Si o ihna nimmer wohl,
Denn schau der Bock in Grabn drunt
Werd zozet wie a Bär,
Die Kreikln werrn grosi Horn
Und feuri schaugt er her.

München bei Jos. Lipdauer 1841

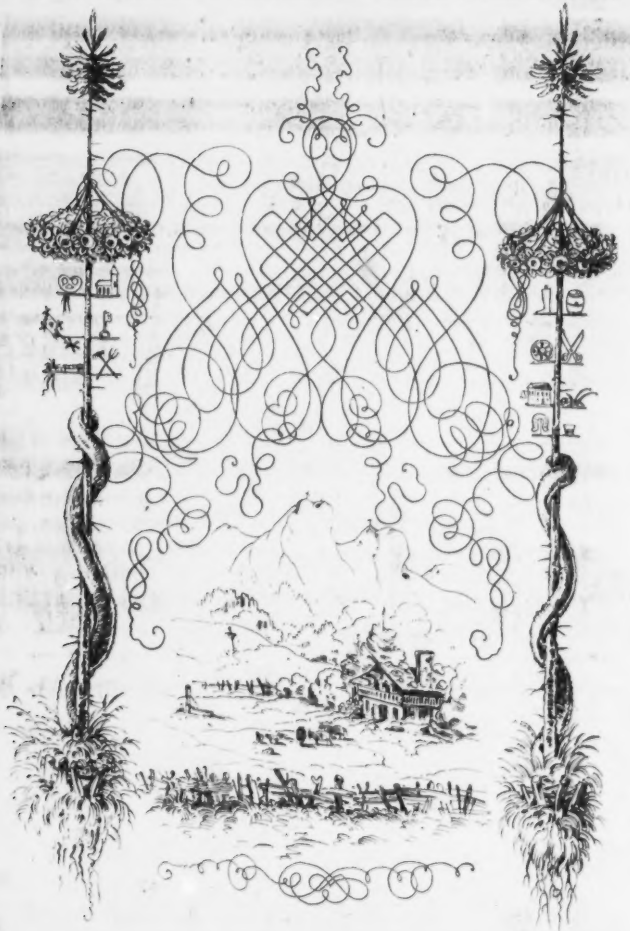
Die Sennderinn.

Sie geht und schneidt zwoa Baan' zam
Daß s'just an Kreuzl gebn habn
Dees steckt s'bein ihm in Bodn nei'
Und keilt's gar fest in Stoaner ei'.

Da wadt a Wei' in tiefn Schnee
Tracht nach der Wallfahrt auf der Höh

München bey Jos. Lindauer

Krampfringl.
Kaaf weiter nie schaug aber Alle o
Grad daß is Diendl recht anschaugn ko
Tausend die Augn dees waarn a Paar
Die weißn Jahnerln und dees schwarze Paar
Wahr iss dees Diendl da auon Tyrol
Hat mer sehe gfalln wie koani so wohl



GEDICHTE
VON
FRANZ von KOBELL

Der Hausl' vo' Finſterwald.

Der ſchwarzi Veitl.

'S Kranzner-Reſei.

Drei größere Gedichte

nebſt andern

in oberbayeriſcher Mundart

von

Franz von Kobell.

München.

Literariſch artiſtiſche Anſtalt.

1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Ihrer Majeſtät

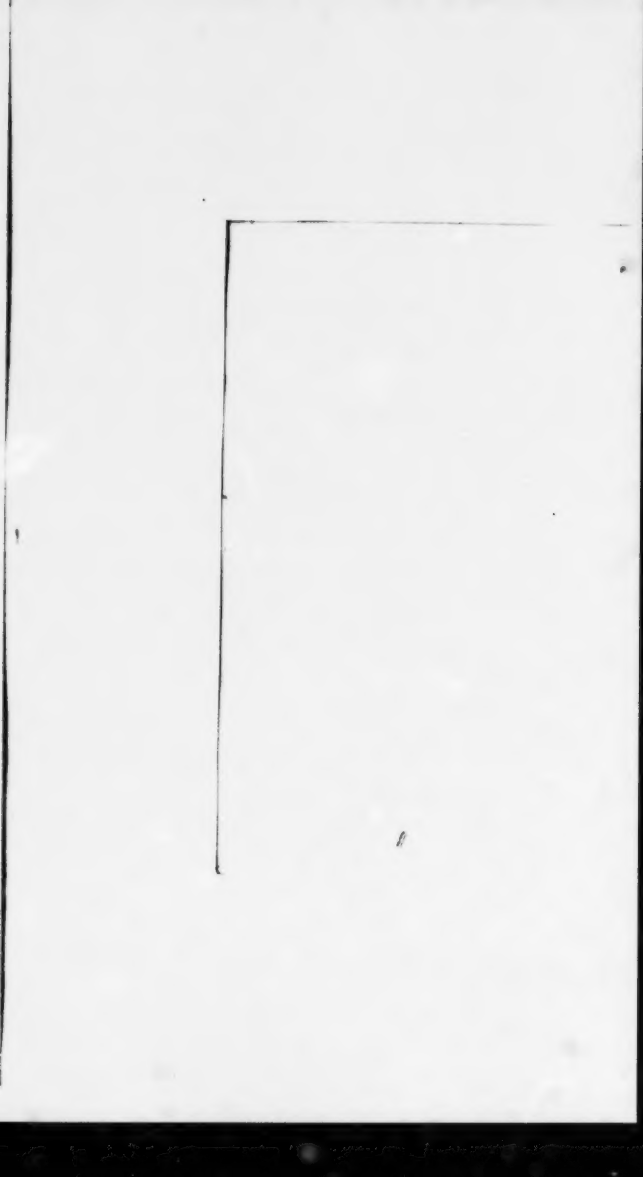
der

Königin Maria von Bayern

in tiefſter Ehrfurcht

gewidmet

vom Verfaſſer.



Inhalt.

Der Hausl' vo' Finsterwald.

Seite

I. Wie in Gmund beim Mayer Kirter gwesn is und wie der Ruap der Hagn-Grerl a' schöni Ferder gschenkt hat 3

II. Wie der Hausl' vo' Finsterwald auf der Hirschstall-Alm zu der Grerl kemma und was da gschegn is 8

III. Wie's mi'n Hausl' weiter 'ganga und wie ver gifti 'worn is 14

IV. Wie s' 'n Mayer an' boshafta Naschkrazug gmacht hamm und was dabei 'n Tod passirt is . . . 17

V. Wie der Hausl' 'n Ruap eifersüchti' g'macht hat und wie der schö' Lenggrieser-Glaasei in Verracht 'kemma is 22

VI. Wie der Ruap mi'n schön' Glaasei zammakemma und was weiter gschegn is 27

VII. Wie d' Hagn-Grerl ihra Kammerätinn auf der Alm an' seltsame Traam verzählt 33

Seite

VIII Wie der Glaasei bei seiner Suacherei etli' Fledermäus' g'funden und was er da damit a'gfangt hat 38
IX 'S End vo' dera G'schicht' 42

Unser' Königinn Maria 47
Frederlierl 50
Roß und Reiter 51
Der Treiber 53
Der Zigeunerthaler 54
An' Unglück 56
Der Bauernbursch auf'n Karlsberg 58
Die steaner' Agnes 60
Der Gambsnhüter 63

Der schwarzi Veitl.

I Wie der Jaaga-Marl 'n schwarzn Veitl g'fangt hat, den Hauptwildschützn und wie ihm der die schönst'n Versprecha g'macht hat 69
II Was der Veitl mi'n langa Hiesl ausg'macht und wie's der Lene ganga hat 76
III Wie d' Lene zu der Wilgefort auf d' Alm kemma is und was si' dort zuatragn hat 82

Seite

IV. Wie nix auffemma is und wie's 'n Laaba-Sepp ei'grabn hamm 89

V. Wier a' kiniglichi Jagd a'gsagt worn is und was der Hüattabua von Veitl sein' grausame Vorhabn g'hört hat 93

VI. Wie d' Jagd gwesn is und 's End vo' dera Gschicht' 102

Wie 's Dienst sey' sollt' und wie nit 108

D' Hallstaudn und d' Schlecha 109

Sprüchl'n 111

Kimmt just a' trübi Zeit 114

Herz'ns Plag' 115

D' Untersberger-Mannln 117

Schützenlieder 122

'S Kranzner-Resei.

I. Wie st' der Fischerfranzl kloaweis bei'n Resei ei'g'schmeichlt hat 127

II. Wie übrall Krieg gwest und der Franzl Soldat worn is 131

III. Wie dees großi G'fecht in Mittewald gwest is 136

IV. Wie 's Resei an' großn Kumma g'habt und was s' mi'n Kasper ausg'macht hat 140

Seite

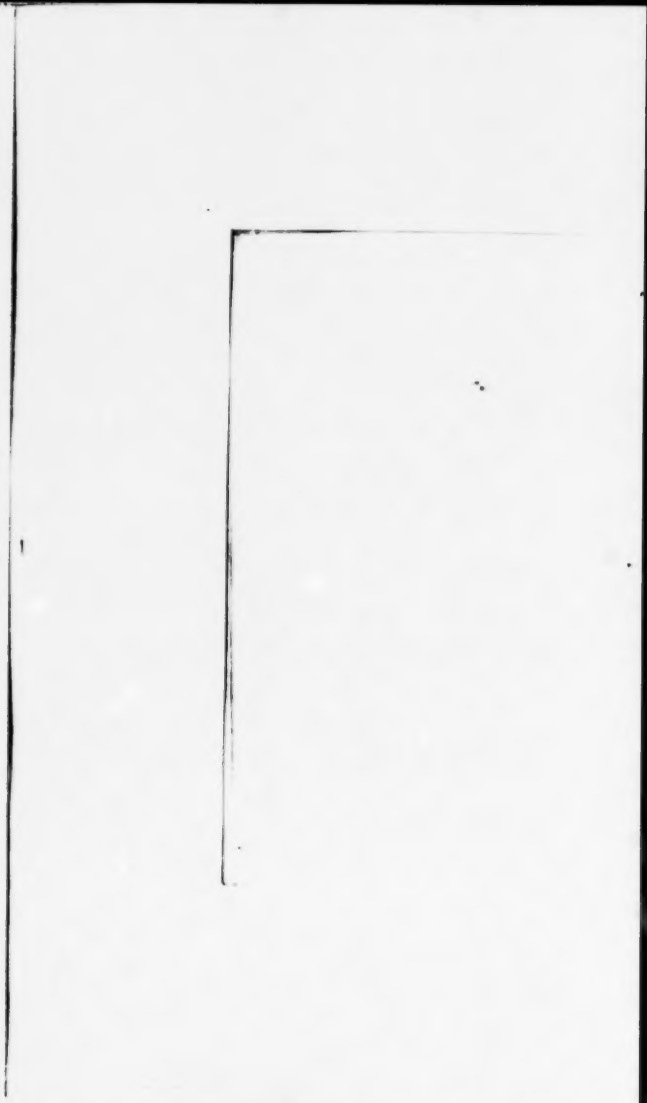
V. Wie's 'n Resei weiter ganga hat [illegible]

VI. Was mar an diem mit an' junga Res, wann 's Glück will, Alls anrichtn ko' 155

VII. Wie 's Resei unglücklicherweis seini Kräftn 'zeagt hat 162

VIII. Wie's mi'n Franzl und sein' Kameradn 'ganga hat 166

Der Hansl' vo' Finsterwald.



I.

Wie in Gmund beim Mayer Kirter[1] gwesn is und wie der Mayr der Hagn-Grezi a' schöni Zeter gschenkt hat

In Gmund, wer's kennt, bei Tegernsee
Steht an der Bruck a' Haus,
A' saubers Haus mit greani Laadn,
A' Hirschgweih is herauß'.

Da hat amal a' Jager gwohnt,
Gar weit und breat bikannt,
'N Mayr vo' Gmund den hat ma' 'kennt
In' ganzn Oberland.

A' scharpfa Jager is er gwest,
Hat nit viel Gschrafin g'macht
Und hast aufs Treffa zäbln 'kinnt,
Hat dem sei' Büchsn 'tracht.

[1] Kirter = Kirchweih.

Der Mayer hat dein ihm all' Jahr
Mit etli' Kammeradn
'N Kirter g'haltn und dazua
Wohl Weibeter aa' g'ladn.

Und ſe is halt amal aa' dort
A' ſeller Kirter gweſt
Und ſan gar ſchö' beinander g'ſeſſt
Unt' in der Stubn die Gäſt!

Die mehrern — Jaaga und dabei
Der Ruap[1] aa' vo' Wieſſee,
A' friſcha wohl wie d'oan d'erſchöſt
Und allwei' bei der Höh'.

Der hats mi'n Hagn-Gredei g'habt,
Jo gweſt a' Sennderinn,
Hübſch groß wier er, es wachſt nit leicht
A' ſe a' Paar da drinn.

Und da is halt a' Lebn g'wen,
Alls luſti' aufanand',
Und d' Dienein ſei' und ſauber putzt
In' ſchönſtn Feyrta'-Gwand.

An' erra's Tölzerbier hann ſ' g'habt
Und Wildpret grad dees beſt',
Und Kirternudl, wie ſi's g'hört
Und Brauch bei ſo an' Feſt.

[1] Ruap = Rupert.

Und gwest a' Raatschn und a' Lärm,
Daß's g'summst hat in die Ohr'n
Als waar mar in an' Imbustock,
Und 'tanzt is aa' no' 'worn.

Da schreit der Mayer aufamal
„Hoch leb' die Jaagerei!"
Ja hoch! schreyn s' All' und d'rei' der Ruap:
„Hoch d'Diendln aa' dabei!"

Jetz' is halt g'lacht und gjuchezt worn
Und er hat 's Gredei 'packt
Und hat ihr no' in's Ohr dazua
'A' Schnadahüpfi g'sagt.

„Ohni Hirsch, ohni di',
Ohni Gambs, ohni Bix,
Da saget i' scho',
Mit der Welt da is's nix,

Und waar na' scho' lieber
Glei' gstorbn in der Wiegn
Und thaat als an' Engl
In Himmi 'rumfliegn."

„„Ja du waarst an' Engl,
Hat d' Gredl na' g'lacht,
Was hättst jetz' in Himmi
Spetakl scho' gmacht,

Bist allewei' gwest
An' u'bändiga Bua,
Dort müßst s' gar sei' sey',
Da taugst nit dazua.""

„Ne'? waar' ma' recht, sagt drauf der Ruap,
„Jetz is ma' nettet gwen,
„Als höret i' statt deiner, schau,
„'N Pfarrer z' Egern red'n.

„Is aber gleich, weaßt scho' wie's is,
„Und daß i' Leib und Lebn
„Für di, für's Hagn-Gredei, gel'
„That alli Stund hergebn.

„Schau daß d' es sichst, so schenk' i' dir
„A' Feder vo' mein' Huat,
„Verstandn, wo's mit goldner Schrift
„Gar deutli' drauf steh' thuat."

Und thuat a' Spielho'feder ra'
Von' Huat und steckts ihr auf,
„Hoch d'Jaagerei und d'Gredl dabei,"
Dees is da gmalt gwest drauf.

Dees hat der Gredl weltern g'falln
Und bischwert: „Bleibst der mei'
„Und i' aa' gwiß, da lüg' i' nix,
„Bleib' allewei' die dei'."

Und wie die Gschicht an' End g'habt hat,
Hat 'e Greder aa' ne' g'sagt
Du Ruap, vergiß mei' Alm nit,
I' he' a' guati Jagd."

II.

Wie der Hausl' vo' Finsterwald auf d' Hirschstall kim zu der Gredl komma und was da gschegn is

Bals d'gehst vo' Gmund hi' auf Wakirch,
Da kimmst durch Finsterwald,
Der Wald is just so finster nit,
Den Name' hat er halt.

Und wo von' Holzausliechtn no'
Dees dickstn Oertl bliebn,
Da hat a' Wildschütz g'habt sei' Nest,
Der hat si' Hausl[1] g'schriebn.

Der Hausl, nimmer extre jung,
Is gwest a' böser Hecht
Und gar zu alli Lumperei'n
Wie s' hoaßn, ferm und g'recht.

[1] Hausl, von Balthasar.

Und wie's oft bfunders, ſo verdraabt
Als aa' der Spitzbua gweſt,
Hamm ſ' dengericht g'ſagt, er waar' dabei
A' Hafnfuaß der gröſt'.

Er hat viel 'bet't, an Anderna,
Der bet't lang nit ſo viel,
Hat halt 'n Teufi gfarchtn ſchan
An' diawei'n bei ſein' Gſchpiel.

A' Nachteuln oft, a' ſchwarzi Katz',
Dees hat 'n glei' verſprengt,
Da hat 'n ſchier a' Schauder 'packt
Und hat ſi' 'kreuzt und gſegnt.

D'rauf hat er g'habt ſein' Aberglaabn,
Er hat's oft ſelber g'ſagt,
Can' auffiſchießn aber, Bua,
Da hat er nit viel g'fragt.

Jetz' nach dem Kirter über a' Wech'
So fallt ihm 'o Zaagern ei',
Und denkt, auf d' Gambs gehſt 'nei' in' Kammb,
Da ſo er öfter 'nei'.

Und bei der Nacht is er halt furt
Und 'rumg'mauſt in der Frua,
Hat aber juſt nix macha 'kunnt,
Da geht er Hirſchſtatt zua.

Dees Hirschstatt is an' Alm da drob'n
Und liegt schö' auf der Schneid,
Wo's abizeht auf Hochburg,
Dees is vo' da nit weit.

Und auf der Alm hat d' Gredl g'haust,
Da denkt er, kehr' i' ei',
Und weil's no' fruah gwest, geht er aa'
Gar keck in d' Hüttn 'nei'.

„Guatn Morgn, Gredei!" „„Ah, guatn Morgn,
„„Wo kimmst denn du daher?
„„Und mit der Bix, bist ebba gar
„„Beim Mayer in der Lehr!""

„Was denn? Da will i wissn nix,
„Auf Lenggries hon' i' woll'n,
„Der Wirth der hat den Stutzn g'kaaft,
„Hätt' ihm 'n bringa soll'n.

„Ho' aber 'was vergeßn z' Haus
„Und just jetz' fallts mar ei',
„Is aa' os' Ding — jetz aber kochst
„Für mi' 'n Retsl [1] fei'."

„„Scho' grecht, grad d' Kalma [2] laß mi' treibn
„„Dort über'n Anger 'nauf,

[1] Retsl = Mehlschmarren.
[2] Kalma = Kalbe, junge Kühe.

„„I' kimm glei' wieder"" — und da treibt i'
In' Berg die Kalma auf.

Und übr a' Wei', so laaßt die Dirn
Was s' ko' auf d' Hüttn z'ruck,
„Du, Hausl, Narr, der Mayer kimmt,
„Er hat di' auf der Muck,

„Du woaßt es scho' und mit der Bix,
„Dees wann er sicht, is's aus,"
„„Was Sakra, fang' i' denn jetz' e',
„„Dees is ja do' a' Graus,

„„Wo is er denn?"" „Ja mach' no' gschwind:
„Hint' kimmt er her von' Stall,
„Dort in den Haufa Heu schlief 'nei'
„Er sicht di' überall."

Gotts Kreuz, als wier a' Mada [1] geschwind
Springt jetz' der Hausl weg
Und eh' di' umschaugst, is er aa'
Scho' auf den g'rechtn Fleck.

Und drinn mit seiner Bix in' Heu,
Just hat 'n dees versteckt,
Und waar er a' Trumm größer gwest,
So hätt's ihm schier nit 'kleckt.

[1] Mada = Marder

Jetz' kimmt der Mayer: Guatn Morgn!
— Und d' Gredl zittert no'
Und sagt „Grüß' Gott, heunt is's wohl frisch,
„— Es geht der Luft a' so,

„Habts ebbas gschessn, Mayer, ha'?"
„„Ja, müßt' z'erscht ebbas sogn —""
Lacht 's Diendl „dees sagts allemal
„Bal' Enk an' Unglück g'schegn.

„Und hat a' Baam die Kugl g'fangt,
„Gel' Mayer 's is a so?"
„„Was? Sakra du, mit dera[1] Bix
„„An' Spatzn traaf i' no'.""

Na' sicht er in' Holz a' Schindl liegn,
An' Aastl dro' gar kloa',
„'Muaß so ausschießn heunt die Bix,
„Will's dir zum Gfallu thoa',

„Paß auf, i' steck' dees Schindltrumm
„Zelm an den Haufa Heu,
„San siebezg Schritt, und triff den Ast
„In aller Mittn glei'."

„„Geh Narr, sagt's Diendl voller Schreck,
„„Schieß nit, dees fürcht' i', schau
„„I' glaab dir's scho' —"" „Na', 'muaßs probirn,
„Dees Treffa is do' g'nau."

[1] dera = dieser

Meineid! tragt er die Schindl bi'
Und steckt s' in' Bod'n dem Heu.
Jetz' wier er z'ruck geht, denkt die Dirn
O Gott jetz' is's vorbei.

Und aber wie der Ander' langt
Um d' Bix, sagt 's Dienkl gschwind:
„A' Gamsbock! da schaugts, in der Wand
„Da drent', schaugts wier er wind't!"

„„Wie? wo?!"" Und d' Gredl hat nix g'legn,
Zeagt aber auf gradwohl
In's Gwänd am Kammb und daß er de'
Vielleicht nit schiess'n soll.

Und o der Zuafall! — denn der Mann
Der sagt „Meineid hast recht,
A' Weitsbock, den i' scho' gar lang
Amal d'erbirschen möcht'."

Jetz' hat er ihr 'n zeagt 'n Bock,
Dees hat si' glückli' g'wend't
Und sie hat ganz verwundert gschaugt,
Steht richti' eana drent!

Und er packt glei' sein' Schießzeug 'zamm
Und steigt gen Kamm dabi',
„Du lieba Gott, hat 's Dienkl g'sagt,
„Was i' so froh jetz' bi'."

III.

Wie's mi'n Hausl' weiter gange und wie der gifti' 'worn is

Kaam hat s' 'n Mayer nimmer g'segn,
Geht 's Diendl hi' zum Heu
Und sagt, schlief 'raus du Hafnfuaß,
Bist nit d'erstickt d'erwei'.

Und wier er 'rauskriecht, hat er no'
A' G'sicht so ängstli' g'macht,
Daß d' Gredl Alls vergeßn hat
Und hat vo' Herzn g'lacht.

„Du und a' Bix" so hat s' 'n 'traazt,
„I' will dir ebbes sagn,
„Wann i' wie du waar', thaat i' eh'
„In' Berg an Besn tragn,

„Da kunntst die schönsti Ausred hamm
„Bal' just a Jaaga kam
„Und sagn, daß d' Spinnawebbn kihrst
„Vo' Felsna und vo' Baam!"

„O Hansl laß di' hoamgeign, geh' —
„Kaam hen i' an' Mayr d'erhebt,
„Sunst waarst scho' hi' und bist nit werth
„Was i' drum Angst d'erlebt."

„„Du hast guat redn, sagt der oa',
Und wischt si' 's Heu von' Gsicht,
„„Ko' i' dafür, daß da der Bär
„„Auf mi' a so verpicht,

„„Mei' Lebta hen i' ihm nix wolln,
„„Und er möcht' scho' so thoa'
„„Als derft koa' Mensch an' Stutzn habn
„„Als was er grad alloa',

„„Der Ruap is nettet aar a so —""
Sagt sie „wann hast den g'segn,
„Der bringt ma' weil er gar nit kimmt,
„Scho' bald an' Irger [1] z'wegn.

„Wann sichst 'n denn?" „„Gwiß übermorgn
„„In Sunta' z' Tegernsee —""
Sagt 's Diendl „muaßt mar ebbas bforgn,
„Weil i' nit abigeh',

„Er hat ma', schau, die Feder gschenkt,
„Is scho' a Wocha her,
„Und seitdem g'schpürt si' vo' den Ruap
„Und rührt si' gar nix mehr.

[1] Irger = Aerger

„Die Feder giebst ihm und na' sag'
„I' grüßet 'n recht schö'
„Und weil er so is, soll er no'
„Zu andri Gretln geh'."

Da lacht der Hansl „„Gel' so is's,
„„Fangst mit an' Jaager o',
„„Raahmst mi, so wahr i' Hansl heaß,
„„Da waarst wohl besser dro'.""

„Natürli', di', sagt s', so a' Spaß,
„Da waar i' aa' scho' g'frorn,
„Jetz' ziegst di' —" und so lasst s' 'n sieb',
Da is er gifti' 'worn.

Steckt d' Feder auf sein Huat und geht
Fuchsteufelswild dabei,
Und hätt den Mayer und den Knap
Scho' gwünscht zum Teufi glei'.

„Wart' Mayer, denkt er, dir werd morgn
„Do' aar' a' Stückl g'macht,
„Daß d' gifti' werst und werst na' aa'
„Als wier i' heunt verlacht,"

Und denkt „mit meini Kameradn
„Da mach' i's heut no' aus,
„Wart' Mayer morgn macht ma' dir
„Amal an' rechtn Plans!"

IV.

Wie s' 'n Mayer an' boshafin Maschkrazug gmacht hamm und was dabei 'n Tod passirt is.

Der Ruap hat um dieselbi Zeit
Mi 'n Mayr a' Bstellung ghabt
Und End' der Woch bei dem in' Haus
Da machn's ihnern Handl aus.

'S is wegn 'n Schützn-Passn gwes'
Drent an der Schlierser Gränz,
Da hat a' Holzknecht auf der Höch
An' Aufbruch g'funden vo' zwoa Reech.[1]

Dees hat den Mayer wüthi' gmacht,
'N Ruapn weiter aa',
Und hamm halt anestudirt gar raar,
Was ebba da jetz' z' macha waar',

[1] Reech = Reh.

Dessell is gwest in Na'mittag
Und wie's sche' dämmri' worn,
So hörn s' schießn und na' schrei'n
Und wie wann wilde Viecher heu'n.

Da springe's glei' an's Fenster hi',
Da schaug, a' Maschkrazug!
Was Teufi, treibn's Haberfeld?
Es hat si' do davo' nix gmeld't.

„Dees kimmt auf's Haus her! Ruad no' gschwind
„'N Riegl glei' für d' Thür,
„'N Zwilling aba, schreit der oa',
„Dees g'fallt ma' nit, da geits 'was z' thoa'.

Und draußt mit Schießn und mit Gschroa
Kimmt her a' langa Zug,
Mit gschwirzti Gsichter Bursch vora'.
Die führ'n die Maschkeradi o'.

Na' oa' mit Köpf vo' Hirschs und Gambs,
Die hamm ganz lusti 'tanzt,
Und na' vo' Teufin 'tragn gar
Kimmt in der Mitt a' Todtnbahr'.

Da san dra' Zettl abaghängt
Mi 'n Nama Mayer drauf
Und na' mit Schweglpfeifa drei,
Die hamm an' diewei'n gjuxt dabei.

Und z'letzt is nachgmarschirt der Tod,
A' Sandubr auf 'n Kopf
Und hat a' schiechi Larva g'habt
Als waar s' vo' Boana zammapappt.

Der Tod hat 'tragn Bogn und Pfei'
Und g'schoßn hi' auf's Haus
Und da san s' rumzogn alli 'zamm
So wild, daß d' Leut' ihn'n g'forchtn hamm.

Und drinn der Mayer und der Knap
San vo' der Stubn in' Stall,
Da hamm's do' g'habt an' sichern Stand,
Weil da koa' Fenster in der Wand.

Da hamm s' mit g'spannti Zwilling 'paßt',
Was ebba g'schegn kunnt',
Und durch a' Klumbsn, die just 'taugt,
Hamm s' na' an diewei'n außi g'schaugt.

Und draußt als wie der See in' Sturm
Hat's pfiffa, g'schlagn und tho',
Daß d' Fenster gscheppert, d' Kreuzstöck' kracht,
Sie hamm an' Höllspetakl g'macht.

Der Tod hat gar 'tho' bsunders bös,
Und wann er is vorbei,
So hat er 'pumpert an der Thür
Und 'brüllt als wier a' wilder Stier.

So ſan ſ' um's Haus ſcho' zweamal 'rum,
Da ſagt der Ruap zu'n Mayr,
„Du, dal' ſ' jetz' kemma 's drittimal,
„Na' reiß' i' 'n 'rei den Tod in' Stall.“

„„Ja ja, dees thäa' ma', ſagt der oa',
„„I' mach' ſcho' d' Thür g'recht auf,
„„Sie mirke's nit, 's is d' Nettn ſ' groß,
„„Und na' triſchack' ma' glei' d'rauf los.““

Und richti' kemma ſ' 's drittimal,
Da bam ſ' am ſchiech'ſtn g'ſchrie'n,
Und ſchlagt der Tod an d' Stallthür o',
Daß 's wohl an' rechtn Pumpfer 'tho'.

Da lupft der Mayer gſchwindi' d' Thür'
Und 'rei' reißt 'n der Ruap,
D' Thür wieder zua, und jetz' guat Nacht,
Dem bam ſ' a' Prügſluppn gmacht.

Zu'n Glück no' is's hübſch dunkel gweſt,
Da is's ihm endli' g'rathn
Und daß er do' amol kimmt aus
Und, freili' 'klopft gnua, wieder 'naus.

Und is ſcho' z'frieden mit ſein' Theal
Der Beankramer [1] g'weſt,
Denn krummber is er g'hatscht dare',
Hat mit die Andern nimmer 'tho'.

[1] Beank. Bea'. Bein.

Die ſan na' dengericht aa' vonand'
Und is juſt kunſt nix g'ſchegn,
Als d' Fenſter alli, nit zum ſagn
Und d' Kreuzſtöck', All's hamm ſ' zammagſchlagn.

Und d' Leut natürli' ham halt 'gafft,
Wier aber die oan' verzähl'n,
Wie daß ſ' den Tod d' erprügelt hamm,
Da hamm ſ' wohl viel g'lacht alli 'zamm.

Der Tod is aber voller Gall
Schö' ſtaad auf Finſterwald,
Und elend 'krocha in ſei' Neſt,
Der Lump, der Hansl, der is'ö gweſt.

V.

Wie der Hausl' 'n Knap eifersüchti' g'macht hat und wie der ischl' Langgrieser-Glaasei[1] in Verracht kemma is.

Der Knap hat seit den' Kirter selm
Sei' Gredei nimmer g'segn,
Der Mayer is gwest ganz allea'
Und viel mit Schützn-Passn z' thea'.

Da hat er helfa müssn halt
Bal' da' bal' dort in' Berg
Und taugn dazua grad' frischi Leut,
Verwegn wier er und bei der Schneid.

Er hätt' wohl 's Diendl hoamg'suacht gern
Und aber 'sammt der Lieb',
D' Jagd geht halt dengersicht für dagegn
Und hätt' da nix versaama mögn.

[1] Glaasei = Nikolaus

Jetz' nach der Maischkeradi da,
So trifft se si' amal,
Er muaß auf Tegernsee just 'nei'
Und kehrt da auf a' Maßl ei'.

Da sitzt der Hausl an an' Tisch
Mit etli' selli G'sellu
Und hat 'n o'gredt, wie oa's thuat
„Herr Forstwart, heunt is's Bierl guat."

Der Ruap der giebt ihm nit viel Acht
Und ruaft: Her da a' Maß!
Und setzt si' nacha weg dawo'
Und schaugt 'n grad an' dieweil'n o'.

Dees merkt der oa' und untern Redn
So draaht er um sein' Huat,
Und daß von' Gredei d' Feder dro'
Der ander' segn soll, bat er's the'.

Der Ruap der sieht s' aa' und steht auf,
„Wo hast die Feder her?"
„Die Feder, Forstwart, thaats Enk g'fallu?
„Gelts was ma' de' ko' Alles main!""

„Wo s' her is, sag' i'." „No' woher,
„Ben' schön'n Glaasei halt,
„Ben' Hüterbuabn z' Lengares drent,
„Den schier an' jedes Diendl kennt,

„„Auf Hirschstatt hat s' ihm oani g'schenkt,
„„Na' wier i's gsegn ho',
„„So hon ihm's a'tauscht, thaats' es mögn?
„„Herr Forstwart, 'hon aa' nix dagegn.""

Und giebt ihm s', und da schmeißt der Knap
Am Tisch an' Gul'n hi',
Und sagt nix, aber Wuth und Zorn
San jetz' in ihm rebellisch 'worn.

„Dem Glasei, denkt er, da dem Buabn,
„Der d' Goaß' [1] in' Hirschbach hüt't,
„Dem giebt s', was' ihr danachst verehrt,
Dees also, Gredl, bin i' werth.

„Weil i' nit so a' Muasg'sicht ho'
„Und mit so blaui Augn,
„Nit singa ko' so zimperli',
„So? deßwegn waar' der schlechter' i'!

„Scho' guat, Gnad Gott, den wann i' triff
„Mit sein' bluatjunga Lebn,
„Da nutzt Alls nix, und kimm i' drei',
„Er oder sie, bei' oan' schlagts ei'."

Der Hausl drent, der hats wohl g'wahrt
Und hat si' hoamli' g'freut,
Und 'denkt, dees werd dir geh' a' Gschicht,
Wo oa's leicht a' Paar Rippn bricht.

[1] Goaß = Ziegen.

Und kimmt der Hüterbua aa' dra',
So ſchadts den' Fretter nix,
Hätt' uns an Diawei'n treibn ſolln
Auf d' Gambs und niemals hat er wolln.

Und wolln ſ' mir e' wentwegn der Lug,
No? 'he halt Gſchpaßln gmacht, —
— Und drüber ſagt a' Kammerad,
„Is's der, der di' ſo gwaacht¹ hat?"

Dees wurmt 'n Hausl und er ſtößt
Sei' Meſſer 'nei' in' Tiſch,
Da biſchpert ihm der ander' zua,
„Was gei'ſt² ihm nit die ewi' Rua,

„Schieß 'n brav 'nauf, den trifft ja de',
„Hat ja an' Buckl der,
„Als wier a' Stadlther ſo broat,
„Da waar' ma' nit um's Treffa load."

„„Is nit guat ſchieſſn oanerweg,³
Hat na' der Hausl g'ſagt,
„„A'm A'ſtand aber moan' i' wohl,
„„Daß i' 'n amal d' erwiſchn ſoll.""

¹ gwaacht = geprügelt.
² gei'ſt = giebſt.
³ oanerweg = gleichwohl.

So is dees gweſt. Jetz' auf amal
Sagt d' Kellnerinn „Herr Ruap,
„Bal's gehts, ſellts ne' auf's Forſtamt 'nei',
„Sie hamm grad gſchickt, gel' mirkts eo ſei'."

Da trunk der Ruap gſchwind aus und geht,
Ihm hat in' Kopf All's gwirrt,
Und kaam thuat er 'n Ruckn kehr'n,
So hat er ſ' drinn viel lacha hörn.

Da hat's ihm d' Finger zammabogn
Und waar' nit 's Forſtamt gweſt,
Er hätt' leicht ohni viel d'rum z' fragn
Brav eini in die Wildrer g'ſchlagn.

VI.

Wie der Ruap mi'n ſchön'n Glaaſei zammakemma und was weiter gſchegn iſt.

Der Ruap is jetz' aufs Forſtamt 'nei'
Und wier er d' Thür aufmacht,
So hätt' 'n, was er da hat gſegn
Schier auseinander 'bracht.

Da ſteht der Glaaſei vo' Lenggries,
Der jungi ſchöni Bua,
Und no' an' Aelterna dabei,
All' zwoa demüthi gnua.

Na hat der Forſtmeaſter ihm gſagt,
Sie kaama mit 'ra Bitt,
Sie hättn etli' Geaſ' verlorn
Und findetn ſ' halt nit,

Und meanetn, ſie waarn in' Kammb,
Da ſteign ſ' a ſo gern o',
Und ob ſ' drumn ſuacha derfetn,
Und er verlaabet's ſcho'.

Der Ruap sollt' aber sey' um d' Weg
Und daß er's ihna sagt,
Daß s' nit Spetakl macha z' viel
Und wur' nix umi g'jagt.

Da denkt der Ruap, Ees kemmts grad recht,
Und sagt, er richt's schon o',
Daß ihna Suacha wegn die Gambs
In Kammb nix schadn ko'.

Und bstellt s' na' auf den andern Tag,
Da solln s' in aller Frua
Drent vo' der Schneid' her suacha 'rei'
Und kaam' er schon' dazua.

Zum Aeltern sagt er, d' Neuwoad kennst,
Die Seit' dees is die dei',
Der Glaasei nacha steigt durchs Kah'r
Gon Raffigrabn 'nei'.

So genga s' und schau, d' Eifersucht,
Die giebts 'n Ruapn ei',
Er kunnt' dort in den scharpfn Gwänd
Den Buabn bal' ledi' sey'.

Wie lusti' waar's nit
Auf der Welt und wie schö',
Thaat nit aa' der Teufi
Spatzirn da geh'.

Der geht aber fleißi'
Und wo's ebbes geit,
Da rührt er 'was eini
Vo' Boshafti'keit.

Zu der Lieb' bringt er 's Eiern,
An' Verdruß zu der Freud',
Zum Hoffa 's Nixdrauswern,
Zum Scherzn an' Streit,

Zum Gambsjaagern Nebi,
Zum Schießn dees Fehl'n,
Und was kunnt' ma' nit ne'
Ven ihm Stückln verzähln. —

Ja wahr is's, denn der bravi Ruar,
So guat als wier er gwest,
De' hat er wegn der Federg'schicht'
A' Rachsucht g'habt die größt'.

Und is den andern Tag gar frua
In' Kammb 'naufgstiegn in's Kahr,
Daß er mi'n Glaasei zammakimmt,
Der nit traaut von 'ra Gfahr.

„Er muaß mir's ei'bsteh', denkt er ihm,
„Und zoag's ihm nacha scho',
„Der tragt ve' koaner Sennderinn
„Koa' Feder mehr dave'."

'So is er 'nauf und hat si' na'
Hi' an a' Plaatzl g'richt',
Wo ma' den Kammb und seini Wänd'
Gar weit aus übersicht.

A' wunderschöner Tag is 'worn,
Der Himmi spiegelklar
Und wie von' Hirschberg d' Sunn' aufgeht
Und hat a'gescheint in' Kahr,

Da hat Alls 'glanzt in' rothn Schei'
Wie Rosn, grad a' Pracht
Und waar wohl dees a' Morgn gwest
Für d' Gambsbirsch als wie g'macht.

Der Kammb is aber aar a' Berg,
Wo oa's gern eini schaugt,
Die schön'n Laana und die Wänd'
Wie's nett die Gambsei'n taugt. —

Der Ruap schaugt fleißi' hi' auf d' Schneid',
Da muaß der Bua 'wo 'nei',
Auf oamal schau, da springa Gambs
Vo' ohn flüchti' 'rei'.

Drei nachanand, a' Goas, a' Kitz,
A' Jahrling is dees dritt',
A ha! die san o'ganga worn,
Wo gehts da hi' damit?

Schau, aba ſpringa ſ' in die Staudn,
Leicht gar 'n Hirſchberg zua,
Da drent is ihna Zuaflucht halt,
Da habn ſ' halt an Rua.

Und no' o a's! Sakra! auf der Schneid,
Dees is a' ſtarks meineat,
A' Bock wahrhaftí, da ſchau her,
Der kimmt vo' der Neuweat.

Jetz' ſpringt er aba, ganz vertraut,
Was? aa' in d' Staudn hí',
Der kimmt hei'n Bach! — da hat der Ruav
Nix anders mehr in' Sí',

Er ſo' dem Bock fürkemma no',
Da ſchlieft er z'ruck in' Grabn,
Und abi gehts die Laana' na',
Daß oan' ſcho' g'rauſt möcht' habn.

Und is aa' 's Gambs den g'rechtn Weg
A'm untern Wechſl zua, —
Und auf der Schneid kimmt fürn jetzt
Der ſchö' Lenggrieſer Bua.

Der hat in's Rahr lang eini g'ſchaugt
Und na' an' Zuchzer 'thé',
Und nacha fangt er z'höchſt da dreb'n
Gar liebli' 's Jodln o'.

Da, üb'r a' Weil', fallt drunt' a' Schuß,
Und kunst der Hüterbua,
Wer hat jetz' a'schossn? — und er horcht
Die lange' Echo zua.

VII.

Wie d' Haqngredl ihra Kammerädinn auf der Alm an seltsame' Traam verzählt.

Die nähmli' Nacht, wo in der frua
Die oan' da g'suacht in' Kamm,
Hat d' Gredl g'habt 'n schwaar'n Traam,
Wie's d' Diendln seltn hamm.

Und wie s' na' 's Morgets 's Viech austriebn,
So hat s' ganz bloach ausg'schaut,
Und fragt s' a' Kammerädinn d'rum,
Na' hats ihr's halt vertraut.

„Mei'! Lisei, sagt s', bi' no' ganz krank
„Vor Angst, du glaabst es kaam,
„Dees ist wohl gwest, daß Gott d' erbarm',
„A' schauderhafter Traam.

„Es is ma' gwest, als gaang' i' na'
„Auf Luckagrabn hi'
„Just in an' Morgn, schö' wie heunt,
„Jetz wier i' abi bi'

„Und geh' durch's Holz 'naus gegn 'n Bach,
„Se kimmt der Ruap daher,
„Und schaugt se ernsthaft, — denk' i', uci'!
„Was is's, was hat jetz der?

„I' sag': Guam Mergn, Ruap, wo aus'?
„Da schaugt er mi' stirr o',
„Sagt aber nix und geht vorbei
„Und ohni Grueß davo'.

„I' he' ma' denkt, er is leicht wild,
„Daß' ihm sei' Feder gschickt,
„Und hat mi' g'reut und hätts nit g'meant,
„Daß ihm se viel dra' liegt.

„Und geh' se in Gedanka furt,
„Vielleicht a' hundert Schritt,
„Kimmt wieder eaner her am Weg,
„Und glaabst es oder nit,

„Der Ruap is's gwest zum zweatnmal,
„'Bi ganz dakemma dro',
„Denn grauß' bleach, schau, is er gwest,
„Meinead i' zitter' no'.

„I' he' kea' Wörtl sagn kinnt,
„Wier er mi' e'schaugt hat,
„Und he' nix gehört vo' seimi Tritt,
„Als waar's a' Schattn grad.

„Und is vorbei wie 's erstmal
„Und wier i' nix mehr g'legn,
„Da hätt' i' nit um die ganz' Welt
„Dert länger bleibn mögn.

„Und he' mi' g'schleunt, grad daß i' kumm
„In's Freie aus 'n Wald,
„Jetz wier i' schier scho' draußtn bi',
„Und sich' 'n Bach scho' bald,

„So leit am Born a' Mensch in Weg,
„Der Ruay, du lieber Gott,
„Und denk' dir, gwest is auf der Brust
„He' Bluat sei' Jeppn roth!

„Da ben i' gschrie'n und mit dem Schroa
„So bin i' aufg'wacht, — gel'
„A' so a' Traam, was 'o no' bidenk'n,
„Tees geht oan' bis in d' Seel.

„Und 'o te' an etli' Stund her sey',
„Hat's drunt an' Tischer the',
„Hoff allewei', der Ruay is's gwen,
„Schau allewei' denk' i' dre'.

Und wie halt 'o Liesi z'trösin g'habt,
Und sinn se bei'n Herd,
So kimmt a' Holzknecht 'rei, der hat
He' 'was von' Ruay g'hört.

„Ja wißts es Eos, so hat er g'sagt.
„Wißts Eos dees Unglück scho',
„Der Forstwart Ruap is g'schoßn wor'n,
„Grad kimm i' her dawo'."

„Um Gottes Willn, hat d' Gredi g'schrie'n,
„„Der Ruap sagts? naa dees nit?!""
„Es is a so, und san ma' ja
„In d' Au just 'nei damit."

Und sie is worn, wier a' Tuach,
Und hat der oa' verzählt:
„Mi' hat der Ruap auf heunt in Kammb
„Zu'n Schindlmacha bstellt,

„Jey' wier i' halt da 'rauf geh' will,
„Hon i' znachst schießn hörn,
„Na' denk' i', der hat leicht an' Hirsch
„Und hätt' ihm g'holfa gern.

„Und geh' den' Fleck zua und meinoad
„D' errathn hätt' i' 'n guat,
„Jey' denkts den Schricka, leit der Ruap
„Am Bodn da in' Bluat.

„Na' san just Kohlnbrenner 'nei,
„Da 'nei auf Schwarzntenn',
„Die hon i' g'schrie'n, weil i' den oan',
„Den von A'winkei kenn',

„Na' hamm mar 'n halt verbundn glei'
„Und hamm 'n außi tragn,
„Todt is er nit und aber no'
„Kon er koa' Wörtl sagn."

Da springt die Hagn-Gredl auf
Und furt mit lauter Woan'n, —
Bal' 's Elend kimmt, na' sicht ma' d' Lieb',
Thaats oft a so nit moan'n.

VIII.

Wie der Glaasei bei seiner Suacherei etli' Fledermäus' g'funden und was er da damit a'gfangt hat.

Von All' dem, was Enk z'letzt verzählt,
Hat nix der Glaasei g'wißt,
Hat g'suacht und g'sunga umanand
In selln Kammb vo' Wand zu Wand.

Na' is er aa' in' Raffigrabn
Und-hintri' nach anand
Go' Schwarzntenn, da is's gar schö',
Da mag a' Goas' leicht grafn geb'.

Und g'fundn hat er weiter nix,
Na denkt er, jetz' gehst na',
Is z' Schwarzntenn a' Baasl' drinn
A' saubri Dirn als Senderinn,

Die bsuachst. — Na' steigt er 'ra zun Bach,
Da steht a' hohler Baam,
Und weil er 's Loch hat just d' ersegn,
So hat er eini schaugn mögn.

Da schau, da hocka Fledermäus'
A' Stuck a' sechs beinand,
Die wischtn Biecher, die schaugn aus,
Es möcht' oan' kemma schier a' Graus.

Wie waar's, fallt da 'n Buabn ei',
I' nimm die Dinger mit,
Und na' bei'n Baasl hinterrucks
Da laß' i' f' aus, des geit an' Jux.

Jetz' führt er mit an' Aastl schö'
In' Huat die Fledermäus'
Und just a' Kohlstatt glei' danebn,
Hat no' zu'm Gschpaß des Rechti gebn.

Er schwirzt si' 's Gsicht und Hals und Händ'
Und richt' si' grausi zamm',
Und na' ve' weit'n hat er g'segn,
Es kimmt grad 's Baasl her dagegn,

Und daß f' a' schwaari Kroarn tragt,
Und gschwindi' fallt ihm ei',
Daß wo der Weg in d' Au 'naus geht
A' Bank und dra' an' Ahorn steht.

„Die rast't da gwiß," denkt ihm der Bua,
Und schleunt si' auf den Baam,
„Da sicht f' mi' nit und setzt se si',
„So schüttl' meini Vögel i'."

Kaam aber heckt der Bua a'm Baam,
So sicht er über'n Bach
A Hansl, der schangt allbot um
Und schlieft da in die Stauden 'rum.

Und sicht, wier er a' Gwihr versteckt
Und d'rauf na' 'rüberkimmt,
Und kimmt an'n Baam und heckt si' da
Auf d' Bank und d' Stirn wischt er si' a'.

Dees g'freut 'n Buabn und denkt ihm gleī',
Jetz' werd der Hansl g'schreckt,
Na' fangt er dummer 's brummta o',
Da hat der ea' an' Zucker tho'.

Und nettet wier er auffi schangt,
So raffit's ihm in's Gsicht
Und hänga d' Haar voll Fledermäus'
Da schreit der Hansl aus der Weis'.

Und laafft davo' und schreit vor Schreck,
Da springt der Bua von' Baam
Und springt ihm nach, jetz' rennt der ea'
Als waar's um Leib und Lebn z'thoa'.

Und rennt als wie in Todesangst
Und grad wie blind in' Bach,
Da wirft's 'n 'nei' auf d' Stea wie todt,
So's Wasser wer'n aa' bluatroth.

Jes' hat's 'n Glaasei wohl d' erschreckt
Und zieht 'n gschwindi' 'raus,
Der ea' hat aber nix mehr g'legn
Und is gar bleach am Bodn g'legn.

Na' wimmert er, „'n Geischtlinga,
„An' Geischtlinga bringts her,
„Am Ruap hen i' a' Mordthat the'
„Der Teufi! Hilf! er packt mi' o'."

Und klammert si' in d' Steaner ei'
Und hört koan' Buabn nit
Und d' Glieder hat's ihm ganz verdraaht,
Und aufamal da is er staad.

Da werd's den Buabn heaß und kalt
Und d' Sendrinn kimmt just aa',
Und alli zwea hamm s' g'schüttlt dre'
Und hamm 'n g'schpritzt mit Wasser e'.

Und sche' zum Ferchtn, schauderli'
Jo er zun legn gweit,
Und hat si' grad an diewei'n g'rührt
Und 'the', wie wann si' eana wihrt.

Schau, 's böfi Gwissn, dees is halt
A' Gwalt, die Alles wirft,
Und is aa' grad, bal's da oan' fert'
Als waar' der böfi Feind nit weit.

XI.

'S Gut vo' dera G'schicht'

Es geht hi' und wieder
Scho' krummb auf der Welt
Und is oft All's schiefri'
Und unglückli' g'stellt,

Bal' gunnt oan' der Argwoh'
Koa' ruaigi Stund'
Bal' kimmt nacha d' Bosheit
Und richt't ebbes z' Grund,

Und oft is ma' nettet
Wie blind für an' Schelm,
Und oft aa' für gar nix
Schau plagt mar ihm selm.

Und' geht schon an' diem
Zun dave' laaffa glei',
Und es is halt a so
Und es bleibt aa' dabei.

Und dengericht gehts aa
Wieder grad auf der Welt
Und is All's nach Wunsch
Und zum Besta na' g'stellt.

Und 's brauchts aa' meinead
Denn gaang's allewei' krumm,
So bringets a' Roß
Und waar's no' so stark, um.

Der Ruap is in der Au drinn g'legn
Und 's hats halt grad no tho',
A' Preißchuß hat 'n niederg'schlagn,
Dees le' so oana sche' vertragn.

Und weil 'n Alles gern ghabt hat,
So is viel Redn's gwest,
Und wer der Schütz kumm' gwesn sey'
Und fanget mar 'n vielleicht no' ei'.

Na' sagt a' Dirn ve' Lukagrabn,
„Verrathn derfte mi' nit,
„Und aber sterbn wollt' i' glei',
„Da is der Hansi gwest dabei.

„Denn der hat übernacht't bei uns
„Und weil er 'n Brannwei' liebt,
„So hat er da an' Taampes kriegt,
„We d' weitn le'st, daß er nit lügt.

„Er hat uns lang und breat verzählt,
„Wier er 'n Ruapn g'stimmt,
„Als gaang' der Glaasei ihm in's Gän,
„Und d' Gredl a'gschwirzt ne' dabei.

„Und wollt' ihm und den' grebn Mayr
„Ne' extra macha a' Gall,
„So hat er g'sagt und 'tummt' drauf zählt
„Er thaat ihna an' Gambsbock stehln."

So red't die Dirn, da is 'n Ruap
Wohl aufganga a' Licht,
Und Leb' und Freud, und Zorn und Wuth
San durchanander in sein' Bluat.

Und drüber stürzt sei' Gredei' rei',
„Mei' Ruap, mei' lieber Ruap!" —
Da hat er ihr d' Hand 'druckt gar fest,
Waar' s' ebnda kemma, waar's nix gwest.

Und d' Gredl hat kaam redn kinnt,
Vor Wean' schau hat s' nit kinnt,
Erscht nach und nach is s' rnai wern
Und hat si' Sorg' und Schreck verlern.

Jetz' hat's vor 'n Haus aufoamal draußt
An' großn Lärma gebn,
'N Nama Hausl hamm s' oft g'nennt
Und san d' Bursch' alli außi grennt.

Und bringa na' an' Glaasei 'rei'
Und die vo' Schwarzntenn,
Die hamm a' Jaammrerei o'ghebt,
Was s' mit den' Wildrer Alls d'erlebt.

Und hat der Hüterbua verzählt,
„Schaugts dees is grausi' gwest,
„Wier er da vo' der Mordthat g'sagt,
„So hats 'n wier a' Krampf o'packt,

„Und muaß grad gmoant hamm, d' Fledermäus'
„Die waar'n mi'n Teufi da,
„Denn was ma' tho' und zuag'redt hamm,
„Es is ihm nix mehr 'ganga 'zamm.

„Na' hamm ma' 'bet't vor lauter Angst,
'S hat aber aa' nix g'nutzt,
„Und kaam daß's oa's no' glaabn ko',
„Gschwind hat er den letztn Schnapper 'tho'."

„„Ja is er gar todt?"" sagn die oan',
„Ja freili' is er todt" —
O mei'! der Bua hats nit böß' gmoa't
Und hat in seiner Unschuld gwoa't.

Und d' Weiberleut, die hats aa' 'packt
Und haben 's Kreuz gmacht ea',
Und aber Maana hamm nit 'klagt,
„Der hat's verdient" hamm s' alli g'sagt.

Schau, so hats g'end't dieselbi Geschicht',
Und 's Gredei und der Anap,
Denn der is bal' gwest aus der G'fahr
Die san d'rauf 'worn a' glücklis Paar.

Unſer' Königinn Maria.

A' Maler bin i', ab'r i' mal'
Mit Wort grad meini Taaferln all'
Und he' a' Bildl jetz' in' Sinn,
Gebts Acht, i' mal' a' Königinn.

Die Bemſimaler [1] hamm ſ' oft gmalt
Und ſagt an jder, daß ihm gfallt
Wie i' drei'ſchaugt ſchö' und liebli' ſei',
I' aber mal' ne' mehra 'nei'.

Die Königinn is raar, es geit
So laeni mehr, derfft fuacha weit
Und hätt' wohl Unterthana gnua,
Sie bräucht' dernwegn koa' Kre' dazua.

Sie hat gar manches ſtelzi Gſchleß,
Dees ſauber 'baut und reich und greß
Und Sach' is drinn, a' wahri Pracht,
Oft All's vo' Gold und Silber g'macht.

[1] Bemſi = Pinſel.

Wann s' aber an' schön' Gambsberg sicht,
Der z'höchst sei' Gwänd gen Himmi richt',
Na' werd ihr freudiger in' Sinn,
Als in die goldern Zimmer drinn.

A' so a' Thurn verkünd't ihr laut,
Wie gwalti' unser Herrgott baut,
Da steigt s' wohl 'nauf und freut si' dro',
Wann s' d' Welt vo' dort bitrachtn ko'.

Sie hat gar manches Gartnhaus,
Da schaugn die schönstn Bloamen 'raus,
Die raarestn und allerhand
Oft weit her aus an' fremdn Land.

Und dengerscht spart s' koa' Müh' und Fleiß,
Wann s' findn ko' an Edlweiß
Und is gar glückli', bringt s' an' Strauß
Vo' wildi Almrosn z' Haus.

Es singt s' gar manchi Säng'rinn o',
Die über an' Spielho' grugln ko',
Und geigt ihr mancher Musikant,
Daß d' moast er hexet mit der Hand.

Und dengerscht gehts ihr mehra z'Gmüth,
Hört s' aus die Berg an' oafachs Lied
Und g'fallt ihr 's Zitherspieln guat,
Wann 's aa' gar kloa, nit fürnehm, thuat.

Schau, Herz und Gmüth is ihra Zier
Und Freud' und Frischn san in ihr,
A' selles Gschmuck wohl lob' i' mir,
Dees geht die andern alli für.

Und willst d' erfragn die Kiniginn,
Na' frag bei'n uns in' Boarn herinn,
Da sagn s' dir's, 'n Nam' aa' gnau,
Der is von unsrer liebn Frau.

Und sagn dir's All' mit stolzn Sinn,
„Dees is die unser' Kiniginn",
Und sagn dir aa', dees woaß i' gwiß,
Daß guat mei' Bildl 'troffa is.

Freyerliedl.

Schö' bleeb[1] blüh'edi Bliemin,
Rothi Rosn hon i' gern,
Fein's Diendl jetz' muaßt bald
Mei' Hochzeiterin wer'n,
Und i' breck dir blobi Bliemin,
Nix raarers sichst nit
Und i' ranki rothi Rosn
Zun an' Sträußl damit.

Und die Bliemin und die Blattn
Na' lern' i's schon o',
Daß s' sagn wie lieb und
Wie gern i' di' ho',
Und daß's besser ausgiebt
So red' i' aa' drei'
Und so laß' ma' nit aus, na' nix!
Hochzet muaß sey'!

[1] bleeb = blau

Roß und Reiter.

Der Menſch is Roß und Reiter
Nett in oan' Stuck bei'nand',
Der Leib ſchau, dees is 's Rößl,
Der Reiter der Verſtand.

Der 's Rößl nit will braucha
Und laßt's grad allwei' ſteh',
Derfell ke's leicht d'erlebn,
'S verlernt ihm ebba 's Geh':

Der 's aber beyt wie narret,
Der is na' grad ſo dumm,
Denn waar' aa' 's Roß vo' Eiſn,
Er bringets dengericht um.

An diem halt laaffa laſſn
Und ſtaad na' wieder thea',
Nit z'guat, nit z'ſchlecht aa' haltn,
Dees tauget, wier i' mea'.

Und aber z' leicht nit nehma,
D' Verantwortung is groß,
Und brauchst es alles z' nöthi'
Zum Lebn, schau, dees Roß:

Und was ma' schont dees hebt oan'
Und langt an diem gar weit,
A' rnaschets Thea' dagegn
Bringt Fetzn vor der Zeit.

'S waar' freili nit so hoakli',
Hättst selli Roß a' Paar, —
Derfst aber oa's grad habn,
Und is dees hi', is's gar.

Der Treiber.

Der Forſtner ſagt: Haſt du nix g'ſegn
Bei'm Durchgeh' in den' Bogn?
Der Treiber ſagt: 'San Thier und Hirſch
Leicht fufzgi fürazogn.
„Geh' weiter, Narr, der kloani Bogn,
„Ganz liecht, was denkſt da' denn?"
„„No', wann i' ebbas handln laß,
„„San's fünfazwanzgi g'wen.""
„No aa' nit ſey', da hat dir traamt,"
„„Herr Forſtner, g'irrt is glei',
„„Was rauſchn aber den i' g'hört
„„Echo' gwiß, da bleibts dabei.""

Der Zigeunerthaler.

Amal ſan Zigeuner in's Achnthal kemma
Und tehr'n da ei',
Und thäa'n nix ſpar'n in Eſſn und Trinka,
Grad luſti' ſey'.
Der Wirthinn hat 'grauſt, denn ſchau ſo e' G'ſindl,
Dees zahlt nit gern,
Und zahlt's aa', ſo hat ihna Geld kea' Pleibn,
Dees ko' ma' wohl hör'n,
Denn 's laafft ihna nach, die Zigeuner, verſtandn,
So gehts damit,
Natürli' ſan felleni Gäſt zu'n Ferchtn
Und taugn oan' nit.
Wie i' furt ſan, hamm ſ' 'zahlt an' Krona'thaler,
Hat aa' ſo viel g'macht,
Und hamm ihm voneb ne' a' Buſſi gebn
Und hamm dazua g'lacht.
Jetz' denkt ihm die Wirthinn, i' will Enk ſchо' kriegn,
Und fallt ihr 'was ei'

Und drinn in der Kuchl, da schlagt sie den Thaler
An' Fleischstock 'nei'.
Da kimmt er nit weiter hat s' gmeant und muaß bleiben
Mit Gwalt in' Haus,
Der Thaler hat 'the', als wann er aa' bleiber
Und möcht' nit 'naus.
'S is aber koa' Stündl nit gar verganga,
Se krachts in' Dach
Und fahrt da der Thaler mit sammt 'n Steck auß'n,
Jetz' schaug ihna nach!
— A so werd's verzählt und der ma's verzählt hat,
Hat g'sagt dazua:
„Wann's wahr waar', wie viel Leut' wurn Zigeuner,
„Da gebet s' es gnua!"

An' Unglück.

A' luſti' junge Dienbl
Dees hat amal g'fragt,
Wo d' Lieb' waar zu'n kaaffa',
Ja Narr ben"i' gſagt,
Was werſt es denn kaaffa,
Du nimmſt es bei mir,
Da koſts di' kean' Kreuzer
I' ſteh' dir dafür.
Sagt 's Dienbl: „Bei dir, na',
„Da kaaf' i' nit ei',
„Was d' gar a ſo wohlfi giebſt,
„Werd nit viel ſey'." —
A ſo is der Handl!
Ne' ne', ben i' denkt,
Mei' Lieb ko' ſchon auffchlaan,
Werd nimmer verſchenkt.
Da ben i' wohl aufgſchlaan
Und raar damit the',

Jetz' is s' ihna z'theuer gwest,
Dees hast davo'.
Ja Bua um a' Diendl,
Da is's wohl a' Gschpiel,
Den' oan' thuast z'weni',
Den andern thuast z'viel.
Und 's is scho' mei' Unglück,
I' bring's halt nit zamm,
Und ko's nit d'errathn,
Wie daß se's gern hamm.

Der Bauernbursch auf'n Karlsberg.

(Am Würmsee. Sage.)

Es is amal a' Bauernbursch
Auf 'n Karlsberg ganga, Nußn brecka,
Da begegnt ihm a' schöni Frau,
Natürli' is er dro' nit d' erschrecka,
Und bat s' sei' 'grüßt und sagt dazua
„Mögts nit meini Nuß um a' Bußei[1] tauschn?
Es hätt' 'n halt gfreut, mit den' schön'n Wei'
A' bißl scherzn und taandln und plauschn.
Zu seiner Verwunderung sagt die oa'
„Wann d' ma' willst vo' Herzn drei Bußein' gebn,
„So sollst dafür kriegn Geld und Guat,
„Daß's wöttern langt für dei' ganz Lebn.““
„Hebe, sagt der Bua, da bin i' dabei,
„Mumm' ja kean' bessern Handl mit macha,“
Und giebt ihr drei erschti Bußl glei',
Und d'rauf thuat sie gar seltsam lacha.

[1] Bußei = Kuß

Und wier er ihr 'e zwoati gebn will,
So werd dees Mei' an' abscheuligi Schlanga,
Jetz' is dem Buabn ja freili' sei Luſt
Gar g'schwind für dees ganzi Gschpiel vergangn
Und laafft mit Schrick und Grauſn dave'
Und d' Schlang' is na' gar der Teufi wer'n
Und weil er 'e Verſprecha nit g'halten hat,
So baut ihm der no' a' Paar hinter d' Ohr'n. —

Seit dera Gschicht is's weltbikannt,
Daß schöni Weiber gar oft verlegn,
Es steckt nit allzeit an' Engi drinn,
Und hat oan' der Handl scho' grauſi' bitregn.

Die stoaner' Agnes.

Wann d' vo' Reichehall auf Hallthurn hi'gest, da sichst 'es Lattngebirg mi'n Dreisesselberg. Da drobn is vor alti Zeitn a' wunderbari Gschicht' g'schegn und die will' Enk verzähln, wier i's ghört ho'.

Es is selm a' jungi Sennderinn auf der Alm gwest, a' gar a' sauberni und frumm und brav aa' dazua, wies es nit allewei' geit. In aller Frua, wann d' Sunn aufganga is und hat der Luft frisch abagwaht ve' die hocha Boivn, na' hat mar s' scho' geh' segn kinna durchs tauige Gras und hi' auf an' Eck, wo ma' weit hat rumschaugn kinnt und selm is a' Kreuzl gstandn und da hat s' na' bet't. Und wie dees gschegn gwest is, hat s' a'fanga jucheyn und singa, und is fröhli' der Arbet nachganga, bis 's Nacht worn is, da hat s' wieder bei'n Kreuz 'betn mögn. Es is halt scho' a' recht a' guats Diendl gwest, dees d' Leut' all' gern ghabt hamm. Schau, just auf selleni macht der Teufi am liebstn sei' Jagd und grad bei die probirt er zum erschtn seine Künstn, denn die andern, die koan' frumma Wandi führn, die arbetn ihm scho' selm in d' Händ, da hat er

nit viel Plag damit. Und drum is er auf die Sennderinn b'sunders verpicht gwen und hat gmeant, wann er die fanget, hätt' er gar amal ebbas Fei's dawischt für sei' Hofhaltung, wo ihm die grausinga Schlangan und Gaankerln[1] und sei' andri loadigi Gsellschaft leicht an diem z'wider wern is. Na' hat er allerhand probirt und is bald als a' junga Hüattabua in ihra Hüttn kemma und hat gsagt, er hätt' ihm dein Schaffuacha verirrt oder als a' Wurzngraber, der geign kinnt hat und hat in Winter bei die Hochzeitn aufgschpielt und hat d' Fidl aa' bein ihm ghabt, daß er sei' Kunst nit vergißt und da hat er ihr halt fürg'schwatzt und geigt und Gschpaßln g'macht und recht a'draaht tho', daß se si' verliebn sollt in ihm und a so furt.

Aber 's Diendl hat aus sein' Redn bal' gmirkt, daß er nix guats nit in Sinn hat und hat ihm nit viel Acht gebn und z'letzt hat s' allzeit, wann a so eana kemma is, vo' die andern Sennderina oani hergruafa und is nimmer alloa dabei bliebn.

Jetz' is der Teufi no' fuchtiger wern und hat ihm a' Stückl aus'denkt, daß er's weglocket auf an' ea'same' Platz. Na' hat er ihr a' weißi Kua wegtriebn und alle zwei furt bis auf an' Alm, die ma' Almgartn hoaßt: sie g'hört auf Sankt Zeno. Jetz' hat halt 's Diendl um sei' Kua g'suacht und fichts' endli' weit weg auf derselln

[1] Gaankerl = Teufel

Alm, wo niem'd drobn gwesn is. Ganz verwundert, wie die Kua dort hi' kemma ko', schleunt se si' auf den Platz und wie s' na' dabei is, steht auf oamal der Teufi in an' grean' Jagagwand vor ihra und hat feurigi Augn g'macht und g'sagt, wann s' nit mit ihm geht, so zreißt er s' auf'n Fleck. Da hat 's Diendl an' Schroa 'tho' und is in' größtn Schricka davo' gloffa und der Teufi nach und hat's auf a' Gwänd' von' Rothofn hi'triebn, wo s' g'segn hat, daß s' ninderscht mehr ausko'. Da hat s' laut aufgschrie'n: O heiligi Muatta Gottes hilf! hilf! und da hat si' d' Wand ausenander 'tho und sie is durchg'rennt in die oa' Seit'. Aber der Teufi hat oana weg nit auslassn und da hat s' no' zu Gott Vater 'bitt' und is auf d' Knie hi'gfalln und da san zwoa schöni Engl daher gflogn und hamm s' auffi in' Himmi tragn. Der Teufi aber hat statt ihrer auf den Platz a' stoanerni Sennderinn g'fundn und die is heunt no' da und hoaßt die stoaner' Agnes, weil sie aar a' so g'hoaßn hat. Dees is g'schegn um Johanni am Sunnwend und daß's den' Diendl guat ganga is und guat geht, da dafür hat ma' no' a' bsunderni Zoagschaft, wann mar oani bräucht, denn alli Jahr hört ma' s' juchezn, wann's g'schicht, daß d' Sunna grad durch denselln Felsnspalt, der 's Teufisloch oder Rothofaloch hoaßt, durchscheint und dees is am Sunnwend um die Zeit, wo s' der Teufi verfolgt hat und wo ihr Gott Vater und unser' liebi Frau g'holfa hamm.

Der Gambsjuhüter.

Der Gambsjuhüter dees is wohl
Meinoad a' boshafts Gspenſt
Und biſt a' Jaaga, woaß i' gwiß
Daß d' feini Stücklin kennſt.

An' Mantl hat er, der Nebi[1] heaßt,
Und g'freuts 's 'n juſtement,
So ſpannt er 'n über alli Berg,
Na' is's mi'n Schaugn an' End.

Koa' Laane ſichſt mehr und koan Eck
Und wolltſt es dengerſcht wagn,
Und dengerſcht auf a' Gambsei geh',
Na' zürnts 'n nit zum ſagn.

Na' helt er die ganz' Freundſchaft zamm
Und ruaft um Beiſtand e',
Da kimmt dees rechti Gſindl erſcht,
Da reaßt ma' gern dave'.

[1] Nebi = Nebel.

Da kimmt der Herr Bruada, der schlechti Wind,
Der rennt bal' hi', bal her'
Und u'stätt wie der ewi' Jud',
Da leidt's koa' Büschn mehr.

Und kemma die liebn Bettern aa',
Der Regn und der Schnee,
Der oa' der wüth't in Thal herunt',
Der ander' auf der Höh'.

Na' is ja freili' 's Weadwerk zua
Und 's waar' allweil a sy,
Dees G'lump hat aber aa' sein' Herrn,
Denselln ferchtn s' do'.

Dees is vun Sunna'schei' a' Kind:
Der glasiboatri[1] Tag,
Der sagts wohl wann er in' Gebirg
Sein' Ei'zug haltn mag.

Da packn's zamm, der oa' der ziegt
Gar g'schwind sein' Mantl weg,
Der ewi' Jud, der suacht ihm aa'
Zu'n Geh' an' andern Fleck:

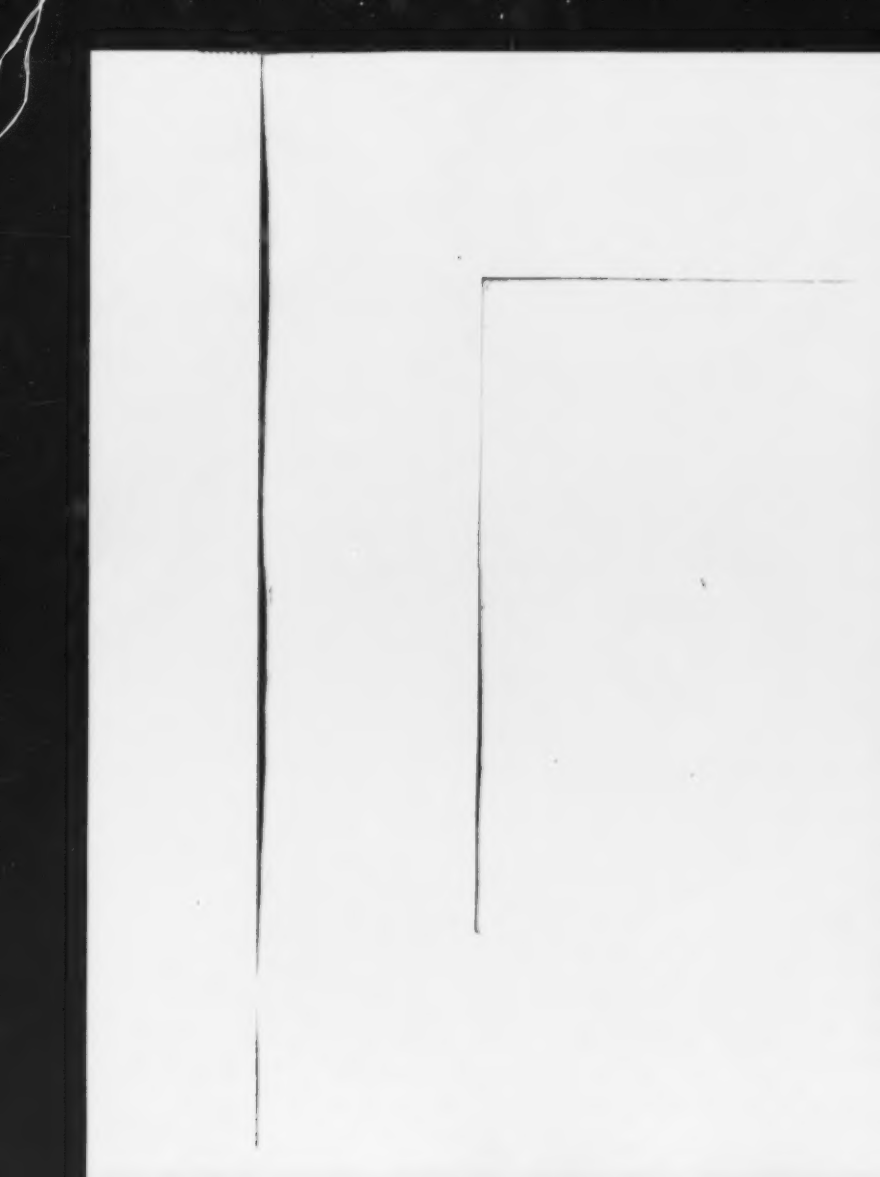
In tiefi Graabn und Löcher nei'
Versteckt si' na' der Schnee

[1] glasiboater = spiegelklar

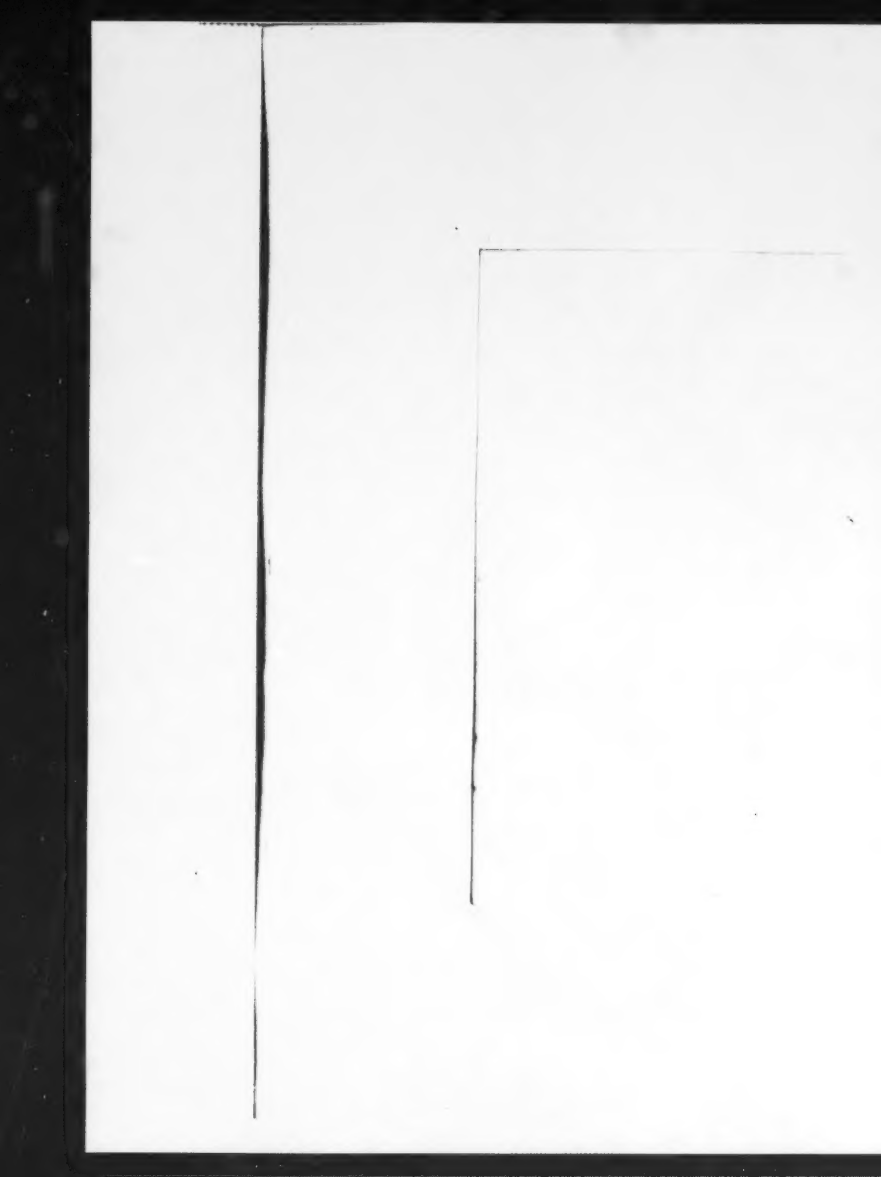
Und wier a' Fisch verſchwindt der Regn
In Bach und Fluß und See.

Da juchezn na' d' Jaager auf
Und richtn d' Birn 'zamm
Und freu'n ſi', daß ſ' ihnern Freund
Für's Woadwerk wieder ham.

Und grad dees ea'zigi is ſchad
Und is der Fehler dre',
Schau daß der Freund wegv ſeini G'ſchäft
Nie recht lang bleibn la'.



Der schwarzi Veitl.



I.

Wie der Jaaga-Mart 'n schwarzn Veitl g'fangt hat, den Hauptwildschütz und wie ihm der die schönstn Versprecha g'macht hat.

– Es hat amal bei'n Königsee
In' Berchtesgad'ner Land
A' Bauer g'haust, dees beaßt er sollt
Dees gwest sey' nach sein' Stand.

Der schwarzi Veitl, so hat man'n g'nennt,
Jo aber statt a'm Feld
Viel lieber drobn gwest in die Berg'
Und hat da Schlingen g'stellt.

Und hat auf d' Gambs und Hirschn birscht
Und weltern 'was d'athe' ',
Und is a rechta Spitzbua gwest,
Ma' hat viel g'hört dave'.

' d' athe' = zuwegegebracht.

Der Bauer hat a' Bas'l g'habt,
Die hat 's Hauswesn g'führt,
O mei Gott, d' Lene [1], a' Weaslkind [2],
Hat oft sei' Elend g'schpürt.

Denn wier a' so a' Loder [3] is,
Halt grob, ma' glaabets nit,
So is er oft in Rausch und Zorn
Hart umganga damit.

Da hat 's an diewei'n bitter gwoa't,
Wann 's gwest für ihm alloa
Und hat si' do' nit helfa kinnt,
Nit gwißt, was ebba z'thoa'.

Na' is a' Jaaga drinna gwest,
A' frischa sanbra Bua,
Der hat si' um die Lene da
Wahrhafti 'plagt grad gnua.

Er hätt' s' lang g'heuret, denn sie hat
'N Maxl aa' scho' mögn,
Der Bauer aber, o der is
Da extra g'west dagegn.

[1] Lene = Magdalene
[2] Weaslkind = Waisenkind
[3] Loder = Bursche.

„A' Jaaga?" hat er allzeit g'sagt,
„Dees waar ma' 'no' dees Recht',
„Da müßt i' z'erst mei' Hirn verlier'n
„Daß i' dees zuagebn möcht'."

So hat dees Diendl in Sorg' und Kumma
Koan' Aussicht g'habt zum Besserwer'n,
Wo' s' hi'denkt hat, es hat ihr nindersicht
A' Schei' bigegnet von an' freundlinga Stern.

So is der Lanks [1] verganga und kemma
Der üb'rall d' Welt so lusti' macht,
Grad ihr, der arma guatn Lene,
Ihr hat er koan' Trost und koa' Freud' nit 'bracht.

Desselbi is hart, wann d' Zeit, wo ma' jung is,
So trüb' und trauri' dahi' geh' soll,
Und waar ma' grad ledi' die bösn Menschn,
Wie gaang's so fröhlt', wie waar' oan' so wohl.

[1] Lanks = Lenz, Frühling.

Amal sitzt der Maxl z'höchst in Berg,
Und schaugt an' Gambsbock zua,
Bei'n Glunkerer drobn, da hat er si' g'äst,
Und schleicht ihm hi' der Bua.

Und wier er so thuat, fallt drent a' Schuß
Von an' Berg, der hoaßt der Hirsch,
„Meinoad! dees is a' verdächtiga Schuß,
„Da macht heunt koa' Jaager a' Birsch."

Und der Maxel glei' auf und 'nüber auf d' Schneid
Und bleibt a' Weil da steh',
Na' hört er als wann oana treibn thaat
Und sicht an' Buabn geh'.

Der schreit umanand und laßt Stoaner a',
Da birscht 'n der Maxl o'
Und nett auf an' Eck da kemma's z'amm
Und er stellt 'n und red't 'n o'.

„Was io's jetz' da mit den G'rebell?"
„„Suach a' Schaafi"" sagt der oa',
„Dees dunkt ma' nit, du suachest gern
„A' Gambs, gel', was i' moa'?

„Du bist zu'n Treibn da, h'steh's ei'?"
„„Na' mei' na'," dattert der Bua,
Da führt 'n der Maxl füri auf's Eck
Und sagt na' scharf dazua:

„Jetz' ſchrei'ſt um Hilf, hättſt 'brecha 'n Fuaß,
„Deos ſchrei'ſt, ſunſt gehts dir ſchlecht,
„Na' werd ſi' bald der Handl zeagn,
„Der Platz der is juſt recht."

Und der Bua in Schricka hat halt g'ſchrie'n
Und ſteht ſo lang' mit o',
So ſtuacht von' Grabn oaner 'rauf
Und ruaft „i' kimm ja ſche'."

Und richti' ſteigt a' Schütz daher
Und der Marl in ſein' Verſteck
Der ſieht, daß 's der ſchwarz' Veitl is
Und laßt 'n 'rauf auf's Eck.

Und wier er z'nachſt is, ſpringt er 'n o'
Und reißt 'n um am Fleck
Und langt ihm lüfti' nach der Biz
Und nimmt's ihm glücki' weg.

„So machſt es du? du waarſt der recht',
„Ja ſchang' ne'! und willſt lügn,
„Teeomal is's nix mit deiner Kunſt,
„Werſt Niem'd damit betrügn.

„Jetz' glaub' di' z'ſamm und gehſt vere'!
„Und thuaſt ma' weg an' Schritt,
„So werd dir's ſcho' mei' Kugl zeagn,
„Daß's gweſt bei' leyter Trift."

„„Gehts Maxl, bitt't der oa' am Bodn,
„„I' woaß wohl was i' 'tho'
„„Und aber gwiß, so wahr i' bi',
„„I' rühr' koa' Bix mehr o'.

„„Schangts, 'ho a' Mankei [1] g'scheßn grad,
Und thuat's von' Rucksack 'raus
„„Ees bringts mi' nit in's Unglück d'rum,
„„Grad deesmal laßt's mi' aus.

„„Grad deesmal Maxl, und meinoad,
„„Es soll Enk nix verschlagn,
„„Schau, weil's do' d' Lene wollts zum Wei',
„„So will i' na' aa' nix sagn.""

Da lunst der Maxl, d' Lene gel',
Dees hat halt dengerscht 'zogn
Und sagt: „Wegn mei', oa's aber mirk,
„Wann d' mi' um's Wort bitrogn,

„Na ko'st wohl zähln deini Täg' —"
„„Na gwiß nit,"" sagt der oa'
Und denkt ihm, gwinn' i' no' a' Zeit,
Na' laßt si' scho' 'was thoa'.

[1] Mankei = Murmelthier

Na' san's venand', die can' 'n Steig
Auf Unterlaana zua,
Und mit seiner Jagt an' andern Weg
Je ganga der Jaagabua.

II.

Was der Veitl mi'n langa Hiesl ausg'macht hat wie's der Lene ganga hat.

„Was? d' Lene heuret und 'n Marx!?
„Was d' sagst? ah Narr, warum nit gar,
„Wer hätt' denn da dra' denka kinna,
„Geh' weiter, na', es is nit wahr."

So hat ma' d' Weiber schwaatzn hörn,
Wie's auf amal bikannt 'worn is
Daß d' Lene Braut waar, hätt's der Veitl
Do' selber g'sagt und es waar' gwiß.

Und d' Lene, wie der Marx kemma
Und hat ihr da sei' Freud' verkünd't,
Die hat gar nit gwißt wier ihr g'schegn
Und wie se' 's Wort zum redn find't.

Mit nassi Augn hat's g'sagt: o Marx
Ja is's denn wahr, ha' is's koa' Traam,
Bin i' dei' Braut? o heiligi Muatta,
Mei' Glück i' trau mir's z'denka kaam.

„Du bist es Lene, sorg' di' nimmer,
„Und mag mi' aa' der Veitl nit,
„So ben ihm dengericht d' Schneid schö' a'kaafft [1],
„Der denkt an mi' und geit an' Fried.""

So hamm s' halt g'redt und in sechs Wocha,
Is ausg'macht worn, sollt' Hochzet sey',
Der Hiliattabua, der 's Mäu' [2] wohl g'haltn,
Schaugt d'rüber aa' verwundert drei',

Denn wie der Veitl g'stuacht und 'tho hat,
Wie s' selm san aba auf die G'schicht,
Da hätt' er glei' verwett' sei' Lebn
Daß si' dees Ding a so nit richt't.

Der Veitl aber hat bei'n ihm aa'
Nit dra' denkt, daß was d'raus wern sollt
Und hat schö' staab gstudirt und gfunna
Wie daß er's ebba wendn wollt'.

Jetz' is just selm sei' Bruada [3] kemma
Bo' Sanct Johann, drinn bei Gaschtei' [4],
A' Hauptlump, g'nennt der langi Hiesl,
Der fahrt auf oamal jetz' da 'rei'.

[1] d' Schneid' a'kaafft, muthlos gemacht.
[2] Mäu = Maul.
[3] Bruada = Bruder.
[4] Gaschtei' = Gastein.

Er hätt a' Geld braucht, d'rum der Binach da
Und drum die brüderlichi Lieb',
Und hat so freundli' tho' und lusti
Als machet er nie koa' Wasser trüb.

Na' hamm s' halt viel verzählt ananda,
Der Beitl aar ihm sein' Verdruß
Und schau! es kimmt ihm bei'n Verzählin
A' gar a' teuflisch schöner Einfall.

Wie waar's ha'z sagt er z'letzt zum Hiesl,
Du naahmst die Lene furt zu dir
Und i' verkaas' na' gschwind mei' Wirthschaft
Und hausn nacha zamma mir.

Du sagst du führst es grad auf Salzburg,
Auf Binach, weaßt, zu dein' Weibers hi',
Na le' koa' Mensch den Handl mirka,
Voraus weil i' no' dablieb bi'.

Und i' reb' fleißi' vo' der Hochzet
Und mach' mei' Sach', so gschwind i' ko',
Na' kimm i', fan ma' no' da weiter,
So rührt mi' drinna nix mehr o'.

...Du Sakra! lacht dazua der Hiesl,
...Does geht ja leicht, und so' dir sagn,
...Da drinn is's lustiger zum Jaagern,
...Da wer'n di koani Marln plagn.

„„Da gehn i', wie's mi' g'freut, verstandn,
„„Werst segn, mir wolln a' Leben führn, —""
Und hat ihm denkt, dees Ding geht prächti',
Er ko' grad gwinna, nix verliern.

Jetz' hamm s' halt 'was der Lene g'logn,
Es freuet si' 'n Hies' sei' Wei',
Wann s' kaam amal, auf a' Paar Täg grad,
Und sechet Salzburg aa' dabei.

Und sagt der Veitl no' verträuli',
Den Bsuach, den derfst nit lassn aus,
Sei' Wei' hat Geld, die thuat schon ebbas
Und schenkt Enk gwiß 'was Schö's in's Haus.

No'? d' Lene, was hat s' macha wolln,
Sie hat den Hies' da nie no' g'segn,
Nix gwißt von ihm und gar nit dro' denkt,
Es kunnt' ihr ebbes U'rechts g'schegn.

Und hat der Veitl bsunders triebn,
Na' fahrt s' halt endli' furt damit,
Grad daß er s' in an' etli' Tagn
Gwiß wieder hoambringt, hat s' 'n 'bitt.

Und hat der Hiesl Alls versprocha
Und fahrt, was 's Rößl laaffa ko',
Und is scho' woltern dunkei wor'n,
Da halt er z' Schellnberg nacher o'.

„I' will no' grad a' bißl fuatern,
„Steig' e' und trink a' Halbi mit,"
Und 's Dienderl aber bleibt in' Waagerl
Und hat ihm g'sagt, es dürft' e' nit.

Und weil s' so müd und d' Nacht so mild war',
So möcht s' a' bißl schlafa da,
Na' sagt der Hiesl, „wegn meiner"
Und spannt ihm halt sei' Rößl a'.

Und d' Lene is a' Zeitl g'sessn
Zo kimmt an's Thor a' Kellnerinn
Und schaugt, neugierig', wer dees Dienderl
Wohl sey' kimmt in den Waagerl drinn.

Fragt d' Lene: „Is no' weit auf Salzburg?"
„„Auf Salzburg? Habts denn dees in' Sinn,
„„Sagt ja der ea': Es roasts viel weiter,
„„Auf Sankt Johann, da is weit hi'!""

„Ja wie?" sagt d' Lene — „„No' der Kutscher
„„Der hats ja gsagt grad, wier er's macht,
„„Heunt no' bis Golling und da will er,
„„So meant er, bleibn über Nacht.

„„Na' habts no' morgn a' guati Tagroas',
„„Ja Schatz, dees Rest is weit vo' da,""
— Und d' Lene zittert und sagt nix mehr,
Und steigt schö' staad von Waagerl ra'.

Sie hat's gschwind g'schpürt, daß s' is verrathn,
Drum hat der Hies' so höhnisch g'lacht,
Wann s' gfragt um Salzburg und sei' Weibets,
Und hats oft ganz verdraaht bitracht'.

Und wie na' d' Kellnerinn is ganga,
So laaffts davo', 's Herz krank und wund,
Wie bei'n an' Treibn an' arm's Rechei,
Wann wüthi' d'rauf san alli Hund.

Und furt und furt und gunnt koa' Rastn,
Bis s' hi' auf Bertlsgadn kimmt
Und is schier die ganz' Nacht no' ganga,
Daß's ihr die Kräftn alli nimmt.

Na' endli' in an' oaschicks Stadei, [1]
Wo Heu drinn gwest, da legt se si'
Und bet't, es soll s' Gott nit verlassn
Und woant und woant gar bitterli'.

[1] Stadei = kleiner Stadel

III.

Wie d' Lene zu der Wilgefort auf d' Alm kemma is und was s' dort zuatragn hat.

Es is der Tag schö' kleaweis kemma
Und liechter worn is's auf der Höh',
A' roth'er Schei' hat g'faarbt 'n Watzmo
Als traget Rosn dort der Schnee.

Und still is's gwest in Berg und Beirn,[1]
Als ob an' jder fevern wollt'
Die Herrli'keit, wann langsam d' Sunna
Auffsteigt mit ihrn Glanz und Gold.

Am See drunt' is der Nebi g'legn
Und g'funklt hat von' Gras der Thau,
Na' fangt a' Fink in' Wald a' singa
Und 's Lerchei draußtn auf der Au.

[1] Beirn = Felsenkuppen

O schöner Morgn mit deini Rosn,
Wie oft aa' bringst die Dorna mit,
Wie weckst so vieli Wünsch' und Bittn
Und aber ausgeh' thäan s' halt nit.

— Es is no' d' Lene g'legn in' Stadei,
Der Schlaf hat drüber ihm d'erbarmt, —
Wer jung is und is rein in' Gwissn,
Der is do' niemaln ganz verarmt.

A guater Schlaf! was gebet Mancher,
Wann der um's Geld zun kaafa waar,
Wie oft a' Kastn voller Thaler
Wur' da auf oamal g'schwindi laar!

Und wie s' so g'ruht hat und so gschlafa,
So is ihr gwest als ruafet wer
Und hört in' Traam na' ihren Nama
Und wacht glei' auf „wo kimmt dees her?"

Da steht a' Senndrinn draußt bein Stadei
Und hat s' verwundert groß bitracht'
„Ja Lene, was soll dees bideutn,
„Hast ebba gar da übernacht't?"

„„O mei' Gott, bist es du, wie freut's mi',
„„O mei' Gott, guati Wilgefor',
„„Mir gehts scho' grad als wie bei See drunt'
„„In Sturm an' arma Binsnrehr.

„„Jetz hett i' nit amal a' Heamet,
„„I' bi' verlaasst und bi' verrathn
„„Und weaß nit wie dees Ding soll wer'n,
„„Wann Gott nit hilft in seine Gnadn.

„Ja, sagt die ea', was is denn g'scheagn,
„Sie sagn ja du waarst a' Braut,
„Der Marl is ja do' koa' Falscher?" —
Na' hat ihr d' Lene All's vertraut.

Grad drei'g'schaugt hat bei den Verzähln
Die Sennderinn und d' Händ zammg'schlagn,
„Ja was waar dees? dees san ja Sachan
„Und schlechti Stuck gar nit zun sagn.

„Du arma Narr, was is jetz' z'macha?
„Der Marl — Lene ja dees thuats,
„Du gehst mit mir jetz' auf mei' Alm,
„Herunt' da sich' i' nit viel Guats.

„Bei mir a'm Tauern bist do' sicher
„Und kimmt der Marl aar an diem [1]
„Der richt's na' schö' und laßt den Rauba
„Dei Heuret mehr koan' Tag verschiebn."

Dees is der Lene aar ei'ganga
Und nacha san s' halt furt schö' staad
Und san nit hi' auf andri Alma,
Damit s' sei' Niem'd verrathn thaat.

[1] an diem = zuweilen.

Der Tauern hat gar wildi Schrofen
Und scharfi Plaaß, wie's d' Gamsbei'n liebn,
Und drunter liegt a' frischi Alm,
Na' abi wieder G'wänd und Gräbn.

Da is jetz' d' Lene z' Heagasicht[1] gewesn,
Wohl lieber als in Sankt Johann
Und hat grad denkt an ihren Maxl
Und denkt, ob er aa' kimmt und wann.

Und d' Wilgefert, a' bravi Gsellinn
Und lusti' aa', die hat si' g'freut,
Daß s' hat der Lene helfa kinna, —
Gottlob es geit aa' guati Leut!

In' dritten Tag, es is scho' spat gwest,
Sicht d' Lene auf der Tauernschneid
An' Jaaga und bald hat s' 'n kennt aa',
Dees is der Laaba Sepp vo' Reit,

A' Freund von' Maxl, ab die Freud' jetz',
Der fe' 'n Maxl Botschaft thoa', —
Na' sicht s' 'n bei'n an' brochen' Beinen
Staad abadirschn in die Stoa'.

Da schleunt se si', daß s' 'n bjaegnt
Und daß s' 'n Weg a' wen'g verkürzt
Hat s' müssn durch an' Grabn durche,
Wo drin a' Bach wild abastürzt.

[1] Heagasicht = auf Besuch

Jo aber decemal trucka gwesn,
Und wie s' drinn is, hat's d'roben g'schnellt
Und nit lang drauf san Stea' in' Grabn
Von' entern [1] Hang daher g'rebellt.

Na' schaugt s' und sicht a' Gamsbei springa
Und aba und drent wieder 'nauf,
Auf emal aber hats es gwerka,
Als wann 's ihm 'brecha hätt' 'n Lauf.

Und stürzt und fallt und fugit aba,
Und hat kean' Zucker nimmer the',
Na denkt ihm d' Lene, dees is g'schosn
Und steigt d'rauf hi' und schaugt's halt e'.

„Jo gar a' Kitz! wie hat dees ganga,
„Da hat der Sepp nit 's rechti 'packt,
„Dees werd 'n irgern, ah dees Kitzei
„Und hat's no' umananda g'jagt.

Jetz hat s' na' gschrie'n „da is 's Gamsbei
„Da her! da her!" und ginzt dazua,
Damit er umakumst nit suachet
Und ehnder kaam der Jaagabua.

Und drüber is's schier dämmri' wer'n,
Na' endli' hört s' 'was rausche drobn,
„Er kimmt scho', ne' dees hat si' trefa
„Und werd mi' für mei' Juchyn lobn.

[1] Von' entern = vom jenseitigen

Und wier er 'rasteigt durch die Laatschn
Und kimmt na' über's Eck für:
Den Schrick! sieht der schwarzi Veitl
Als wier a' höllisch Gschpenst vor ihr.

Er aa' hat gstutzt und packts s' bei'n Arm na'
Und schüttlt s' „Kemma da mir zamm
„Du gschurfti Dirn? I' he's wohl g'hört scho',
Wie's d' dumm gwest, wie s' di' gfeppit hamm.

„Und renna na' ve' Haus und Heamet,
„Meinead i' kimmt di' glei' d' erschlagn,
„Jetz' nimmst es Gambs, ne' gschwind und lüfti'
Dees ke'st dir heunt weit gnua ne' tragn."

Und wirft ihr 's Kitz na' über d' Schultern,
Sie bat kea' Wörtl füra'bracht,
Und nacha stößt er s' vor ihm weiter
'Na Grabn abi, 'nei' in d' Nacht.

Se san s' dabi', auf oamal steht er,
„Zey staad, i' hör' was —" und da drauf
Se kimmt, ma' hat scho' nimmer g'segn,
A' schwarzi Gstalt a'm Rucka 'rauf.

Der Veitl spannt, „Dees is a' Jaaga"
Da schiesst er und es thuat an' Schrea
„Jesses Maria!" und a' G'rumpl —
Da stürzn drunta furt die zwoa.

Der Lene is schier All's verganga,
Wirft 's Gambs weg, fallt na' schwindli' um,
Da hat s' der Veitl g'schleppt in's Holz 'nei'
Und drinna aba no' a' Trumm.

Und hat na' glunst und drohn in' Grabn
Schreit oana: Sepp! was is's! was geits? —
Da hat er 'kennt die Stimm' von' Maxl, —
Waar's nit so finster, waar's a' Kreuz,

Schau zwea gar fan dir g'west a'm Buckl,
So denkt er und sei' Sorg' und Zorn
Is nacha doppit gwest die Lene,
Die is do' endli' wieder 'worn.

Da hat'r ihr droht und g'flucht in d' Ohrn
Und hat's mit Gwalt na' weiter 'zogn. —
O Lene! wie hat di' dei' Hoffa
So g'schwind und schauderhaft bitrogn.

IV.

Wie nix aufkemma is und wie s' 'n Laaba-Sepp ei'grabn hamm

Dees is a' Redn gwest und a' Fragn
In' ganzn Bertlsgad'ner-Thal,
„'N Laaba-Sepp gel' hamm s' d' erschossn."
Dees hat ma' hörn kinnt überall.

„Der guati bravi Bursch, hats g'hoaßn,
„Hamm's gwiß oa' tho' vo' Golling drent,
„Da san a' so verwegni Schützn,
„Der Sepp hat selm an' etli' 'kennt."

Na' is aa' g'fragt wer'n um 'n Mart,
Der sollt ja kemma sey' dazua
Und hat 'n nacha mit an' Holzknecht
Gar mühsam aba in der Frua. —

Bei'n Beitl aa', wer's sean hätt' kinna
Is z' Haus Alls gwest verstört und wirr

Und d' Lene hat mit g'faltni Händ oft
In' Bodn gschaugt ganz starr und stirr.

Der langi Hiesl is aa' dagwest,
Weaß Gott was der hat ghabt in Si',
Hat nix als g'raacht [1] und Dro'helz gschnittn,
An diem aa' 'pfiffa für ihm hi.

Und na' der Veitl hat danebn
Oft wild auf d' Lene 'nübergschaugt,
Und nacher a'gschafft und aa' g'scholtn,
Daß d' Wirthschaft nix mehr is und taugt.

Jetz' hörn's 'n Hüattabuabn draußtn sagn
„Grüß Gott Herr Marl" und da nimmt
Der Veitl gschwind a' Saa'f' [2] und haammert
Und dengelt, wier er einekimmt.

„Grüß Gott beinand, grüß Gott mei' Lene,
„Ja gelts, Ees habts es ghört die Gschicht'?
„„Ja is's denn wahr, fragt d'rauf der Veitl
Und macht a' ganz' verwunderts Gsicht.

„Ja freili, o die Nacht, den Schricka,
„So lang' i' leb' vergiß i's nit
„Und wünschn thuar i' aa' dem Mörder
„So lang er schnauft koan' Rua und Fried.

[1] g'raacht = Tabak geraucht
[2] Saa'f' = Sense

„O Lene, gel' dees is a' Grausn, —
„Schau 'di a' Woch jey' furt in' Berg,
„'Bi 'nauf mi'n Sepp, wann 'was um d' Weg waar,
„Und san ma' 'rumgstiegn kreuz und zwerg.

„Jey' gestert birsch i' untern Tauern
„Und hör' zwoa Schuß, hübsch weit vonand'
„Und bei den letztn hats an' Schroa tho'
„In' Grabn an der rothn Wand.

„'Bi z'nächst dabei gwest und spring fürn,
„Na' hon i' no' 'was wischn segn,
„A' zwoar a' drei, so was ma' 'dunkt hat
„Und todt is da der Seppi g'legn.

„Und glei' is's rappnfinster wor'n,
„O Lene, dees is gwest a' Nacht" —
Da hat n' bloach dees guati Diendl
In Schmerz und Mitleid so bitracht!

Und hat mit Woana gsagt: o Maxl,
O thaatst no' du koa' Jaaga sey',
Der armi Sepp! — und is ihr gwesn,
Als wann 's ihr 's Herz wollt drucka ei'.

Na' hat's der Maxl 'tröst't, die andern
Hamm aar a so dazwischn g'redt,
Und daß's die Gollinger waarn gwesn,
Da hätt' der Veitl glei 'was gwett'.

Und is gar froh g'west, wier er g'mirkt hat,
Schau, daß der oa' vo' gar nix woaß,
Aa' nit von' Hies' dees sauber' Stückl,
Jetz denkt er, macht ma' nix mehr hoaß.

Den arma Sepp na' hamm s' halt ei'grabn,
Hat manches Diendl trauert d'rum
Und hamm ihm d' Bahr verziert gar prächti'
Mit Almrosn um und um.

Es is der ganzi Markt mitganga
Und d' Franziskaner vorn dro',
Und möchst es moana', der schwarzi Veitl
Hat heuchlerisch wohl aa' mitthe'.

V.

Wier a' kiniglichi Jagd a'gsagt worn is und was der Hüattabua von Veitl sein' grausame Vorhahn g'hört hat

A' Lieb' mit an' Jaager
Is a' bsunderni Gschicht,
Da halt' koa Kalender nit
Was er verspricht.

Werd der Sunnta' zun Monda'
Und um'kehrt wohl aa
Und wie 's Wild is er selm,
Hat koa' bleibedi Straa'.

Da moant oft a' Diendl,
Es müßet sei' Schatz
Grad allwei' bei'n ihm sey'
A'm nähmlinga Platz,

Und sollt' allwei' schwaatzn
Und taandln mit ihr
Und sollts führn in Sunnta'
Zun Tanz und zun Bier,

Des thuats bei koan' Jaaga,
Da kimmt gschwind 'was aus,
Und mag wolln oder nit,
Muaß er wegga vo' Haus.

Kaam san an' etli' Tag verganga,
Hats g'hoaßn daß der Kini [1] kimmt
Und daß er jagt und daß ma' drinna
Bei'n See auf d' Hirsch an' Bogn nimmt.

Da is a' Glaaff gwest bei die Jaaga,
Viel Jagdzeug hat ma' eini g'führt
Und über'n See na', daß si's übrall
Vo' Schiff'ein groß und kloa' hat grührt.

Der Maxl hat vor lauter Gschäftn
Sei' Lene kaam mehr segn kinnt
Und hat grad z' thoa ghabt, daß er d' Treiba
Für d' Jagd no' alli zamma find't.

'N Veitl aa' is ei'gsagt wor'n
Und sollt' mit no' viel andri 'nauf
In's Landthal ober der Fischunkl,
Da halt' mar extra ebbas d'rauf.

[1] Kini Kon'g.

Na' san s' halt 'nei, wie's bstimmt is gwein,
All's mitanand auf d' Jalet zua,
Der Beitl und der Hiesl und d' Lene,
Und gnadert hat der Hüattabua.

Da drinn is Alles zammakemma
In' Na'mittag vor dera Jagd
Und hat mar austheilt und an' jdn
Sein' Platz und Gang bei'n Treibn g'sagt.

'Hamm Vieli no' weit auffi müssn
In' Berg und übernachtn drobn
Und Alls is lusti' gwest, weil s' gwißt hamm,
Es werd die Jagd der Kini lohn.

Und' d' Lene is 'nei in d' Fischunkl,
Se hat's der Mart habn wolln,
Dass s' aar amal a' Jagn sehet
Hat's auf der Alm dort bleibn sollu.

Der Hüattabua waar aa' gern eini,
Der Beitl aber hat ihm g'sagt,
Er soll no' wieder beam zu'n Geassn,[1]
Er bräucht nit z' gassa um die Jagd.

Dees hat 'n Buabn gar nit g'fallu
Und denkt ihm, sonst no' Ees[2] dawe',

[1] zu'n Geassn = zu den Ziegen
[2] Ees = Ihr.

Na' bleib' i', möcht' do' aa' 'was segn
Und schauget gern die Wirthschaft o'.

Na' schleicht er dertn auf der Salet
In's Herz 'nauf in den oan' Hang,
Daß er 'n Veitl aus 'n G'sicht kaam,
Der ko' ja bleibn nimmer lang.

Seim liegn großi Felsnbrockan,
Wie auf der Salet überall,
Da legt si' hi' der Bua und wart' halt,
Und gafft a'm See und 'nei' in's Thal.

Auf oamal hört er z'nachst oa' redn
Und kennt 'n Veitl Sapprewalt,
„Der wann mi sicht, so geit's wohl Strixn"
Und duckt ihm wier a' Haasl halt.

Der Veitl aber und der ander'
Die legn si' nieder aa' in's Gras,
Und hat 'n Buabn koana gsegn,
Na' sagt der Veitl „Woaßt jetz' was,

„Der Marl muaß dreh'n d' Treiber führn,
„Mi' aa' und hat uns Alles g'sagt
„Und daß er geh' will zwischn unser,
„Und dort den bestn Wechsel packt.

„Seim hoaßn s' es in Laatschngrabn,
„Den zoag i' dir scho' vo' herunt'

„Und liegt a' Lerchabruch[1] bei'n Wechſl,
„Daß den kea' Menſch verfei'n[2] kunnt.

„A' gelber Lerchabruch, verſtanden,
„In' Grabn drinna auf die Stoa',
„Es leit nix ſellas ſunſt in' Grabn,
„Da baſt mi'n Suacha aa' nix z'thoa'.

„Da richtſt di' hi' und muaßt fei' macha,
„Daß d' obn biſt, eh's Tag wer'n thuat,
„Da kimmt er, und die andern Treiber
„San z'weiteſt weg, dees woaß i' guat.

„Und weil die Jaaga Blindſchuß macha,
„So ſchnellts übralln, da mirkt ma' nix
„Bal' d' ihm a' Kugl auffi nagſt
„Und machſt 'n ſtaad[3] mit meiner Bix.

„Und liegt er, ſchießſt ihm e' die ſein:
„Und laßt's dabei, na' moana d' Leut
„Verſtehſt, er hätt' ihm ſellm d'erſchoßn
„Aus Zufall, wie's ſo Triffauf geit.

„I' ke' dir vo' herumt' Alls zoagn
„Und aber zeitt' nach di' 'nauf,

[1] Lerchabruch = Aſt von einer Lärche
[2] verfei'n = verfehlen
[3] ſtaad = ſtill.

„Denn wegn 'n Wind muaßs gar frua o'geh
„Und wie's no' graab [1] werd, brech' mer auf."

Na' sagt der oa', dees is der Hies' gwest,
„„I' thaats nit, hätt' i' nit die Schul'n
„„Und derfest scho' 'was zuawi [2] legn
„„Verstehst, zu die dreihundert Gul'n.""

„Dees g'schicht aa', sagt dagegn der Veit,
„Mach' no' den Handl g'recht, denn schau,
„Die Liebschaft da mit dera Lene,
„Der ganzn G'schicht' i' nimmer trau'.

„Wer steht dafür heunt oder morgn
„Vertrauts' den' Maxl Alles o',
„Und sagts ihm, wer den Laaba-Seppn
„D' erschoßn hat, daß i' dees 'tho'.

„Koan' Augnblick bin i' mehr sicher
„Und wie ma' g'sagt hamm, ko's nit sei'n,
„Du ko'st di' prächti' dort verstecka
„Und brauchst di' gar nit übereiln.

„Mei' Bix findst aa, wier i' dir's gsagt ho'. —
„Jetz' geh' ma', 'sich die Andern scho',
„Es geht schon Alls, denn bis ins Landthal,
„Da hamm ma' wohl a' Steign no'."

[1] graab' = grau
[2] zuawi = dazu.

Na ſan ſ' dawe'. Als wie verſteanert
Und bloach als waar' er ſelm ſcho' tot
Is gweſt der Bua, o Gott in Himmi,
O Herrgott was is dees a' Noth.

Der Mazl, d' Lene — und a' Mordthat,
'N Buabn hats no' 'beutlt [1] grad
Und grauſt g'frorn durch alli Glieder
Wie oan' der 's kalti Fieber hat.

„Was fang' i' o', wie is da z'helfa,
„'N Mart ſuach' i', aber no'?
„'S bigeut' nix, kimm' grad i' in's Elend,
„Er laugnt ihm ja leicht dawe'.

„'N Forſtmoaſta? ja wo den findn,
„Kimmt 'rei' erſcht morgn in der Fruа
„Und kunnt' i' aa' na' mit ihm redn,
„Es werd ſcho' z'ſpat, na' is's ſcho' zua.

„Und ſag' i's kunſt, i' kenn' den Beti,
„Der Mörder bringt mi' aa' no' um."
So ſan den' Buabn die Gedanka
In' Kopf All's durchananda 'rum.

Auf oamal aber fallt er nieder
Auf d' Knie und ſagt „Gott Lob und Dank,

[1] beutlt = geſchuttelt

„Jetz' woaß i's — und na' is er nimmer
So gſchreckt gweſt und ſo bang und krank.

Und lüfti' ſpringt er über d' Alm
Und bi' a'm Steig der ſchmal und eng
Dort um 'n Oberſee geht umma
Ganz hoch oft in den' Felſing'häng.

Und eilt und geht, was eana geh' ko'
Und ſteigt bei der Fiſchunkl drent
Na' auffi in den Laatſchngraben,
Den hat er ſelm ſcho' ebnder 'kennt.

Der Mond is juſt gar ſchö' aufganga
Und d' Stern hamm g'funklt liebli fei',
Da hat drinn vo' die Stea' der Graben
Grad gſchimmert wier a' weißer Schei'.

Der Bua ſteigt eini und na' auffi
Und ſuacht halt ohni Rua und Raſt,
Bis daß er endli' liegn hat ſegn
Den Bruch, den gelbn Lercha-Aſt.

Da nimmt er 'n und ſpringt fröhli' abi
Und z'ruck in' Graben a' welters Trumm,
Da ſan in' Ghäng gweſt lauter Laatſchn,[1]
Er ſchaugt überalln bedächti' 'rum.

[1] Laatſchn = Zwergföhren.

Und legt den Bruch na' auf a' Plaatzl,
Da muaß 'n leicht an' jder segn,
Da leit er frei, nit zun versei'n,
Jetz' ko' koan' Unglück nimmer g'schegn.

Und denkt, da soll der Hies' no' hocka
So lang er mag, ko' sey' a' Stoa'
Daß der ihm kimmt und abakuglt:
Sunst hockt er ihm grad gnua alloa'.

VI.

Wie d' Jagd angangen is und 's End vo' dera Gschicht.

Es hoaßt, der Mensch denkt's
Und aba Gott lenkt's,
Und is aa' scho' gwiß,
Daß dees a so is.

Wie's graad is worn, da hamm s' scho' gjuchezt
Und gschrie'n dort weit 'rum in die Berg,
Wer nit hätt' gwißt daß dees a' Jagn,
Hätt' gmoant es waar' a' Hexnwerk.

Der Maxl hat mit seini Treiber
Frua a'gfangt, drobn einaz'geh'
Und austhoalt ea' zun Hund Ei'hetzn
Und etli', d' Wechsl zun versteh'.

Er sellm is aba na' dees Steigl
Gen Laatschngrabn, der s' ost g'stimmt,
Daß d' Hirsch dort z'ruck san g'rennt in's Landthal,
Wann oana d'rauf nit aba kimmt.

Und mit ihm hat er g'führt sein' Lurl,
An' sackrisch guatn flinkn Hund,
Damit er ihm zum Jrürn helfet
Und daß er 'n nachilassn kunnt.

Es hat brav tuscht rings vo' die Blinkschuß,
Und na' in' Grabn haats as' g'schnellt,
Da stutzt der Bua, „da geht kea' Jaaga,
„Ke fey', daß 's Echo 'rüber prellt."

Und d'rüber kimmt daher a' G'raffi,
Es thuat 'was z'ruck, er packt wohl auf,
Da schau! zwoa Zwölferhirsch die renna
Daß Alles kracht von' Grabn 'rauf.

„Ha ho! gehts abi, abi, abi!"
Und lapt 'n Lurl glei' d'rauf aus,
Jetz' kehrt's um, hüssa jetz' sprengt er f',
Und abi pumperts in van' Sauf'.

Der Marl, bizi, springt auf's Eck,
„Der Lurl hat f', jetz' fan f' in' Holz,
„Hat schon a' Lautn wier a' Glöckei,
„Jetz' muzt Enk nix mehr, thäats wie's wollts."

Na' endli' hört er, daß bei'n See d'runt
A' Schuß und wieder eana falli,
„Jetz' is's dees Recht', jetz' fan f' ihm kemma,
„Juheirassa, wie's wiederballt!

„Dees is der Rimi, ja der Rimi,
„Es ke' koan' andra gschoßn hamm,
„Und ne' a' Schuß und wieder oana,
„Jetz' kemmas' ge', jetz' tragt's es zamm'."

Na' hamm wohl d' Treiber überall gjuchezt,
Hamm's guat kennt, daß der Rimi schießt,
Und hamm si' g'freut, koan' Bertlogadner
Wann's ne' so geht, koa' Plag verdrießt.

Wer's kennt dees Ding, es is was Wunders,
Wann's überalln laut werd, schießt und kracht
Und 's Echo weit 'rumwirft in' Bergneu,
Meinead a' Jagn is a' Pracht! —

Wie aber is's mi'n Beitl gwesn,
Dees wer' i' Enk verzähln ge glei',
Der is nit weit von' Marl 'ganga
Und einakimma unterbei.[1]

Jetz' nacha bei denselln Grabn,
Da schlieft er 'nei' in' Laarschuschepf,
Hat aber laut mit treibn mögn,
Er hat 'was anders g'habt in' Kopf.

Hat allwei' 'paßt, es werd ge' schnelln,
„Der Marl is ja gwiß scho' 'rei',

[1] unterbei = unterdeß

„Es werd ihm do' der Hies' nit ferchtn
„Und werd ja auf der Fürleg sey'."

Der Hies' wohl hat scho' lang aa' g'legn
Und auffi gluust in' entern Hang,
Na' endli hört er drobn 'was rauschn,
Da werd ihm do' a' bißl bang.

Na' sicht er schliefa oan' durch's Dicket
Und richt' si' auf a' Lückl o',
Jetz' kimmt er! pumps! es hat 'n gworfa,
Er leit, er kugelt aba scho'.

Meinoad, todt is er aba 'kuglt
Und aber grausi' schaugt der Hies',
Der Veitl is's, sei' oagna[1] Bruada,
Dem dort sei' Bluat rinnt über's Mies.

Da wirft er d' Bix weg voller Schauder
Und rennt davo', arg hat's 'n 'packt,
Und Niem'd hat g'hört mehr von den' Loda
Und Niemed hat 'n mehr d'erfragt. —

Was Gottes Willn, is nit z' d'ergründn,
Auf b'sundri Weg kimmt oft sei' G'richt,
Und kimmt's nit heunt, so kimmts scho' morgn,
Dees ko'st d'ersegn aus dera Gschicht'. —

[1] oagna = eig'ner.

Und d' Jagd is aus gwest, aus dees Hetzn,
Unt' z' Bartlmä hamm s' 'tanzt und g'lacht,
Der Marl aber und sei' Lene,
Die hamm si' weg von' Rudl g'macht.

Und hamm verträuli' mit ananda
Wie's ihna Sach' wolln richtn g'redt,
Und was so viel no' waar' zun b'sorgn
Und was an' ids no' z' ferchtn hätt'.

Da kimmt, scho spat, a' Holzknecht znawa
Und hat die Gschicht' von' Veitl g'meldt,
Na' hat der Hüattabua laut gschrie'n
Und voller Zittern aa' verzählt.

Da is 'n Marl die guat Lene
In d' Arm' 'nei gsunka blaß und bleach —
So hat nit leicht a' Diendl g'littn,
So hart und schreckhaft Stroach auf Stroach.

Wie's aber geht, wann Sturm und Wetta
Daß d' Welt möcht' z' Grund geh', wüth't und tobt,
Es werd aa' wieder schö' der Himmi
Und daß's oan' freut und daß mar 'n lobt.

— A' Jahr drauf is als Wei' dees Diendl
Gar friedli' g'sessn vor sein' Haus
Und schaugt mi'n Marl über'n See hi'
Und in die wildn Berg dort 'naus.

Da hat s' nix g'schreckt, sie hat si' sicher
Und glückli' gwißt mit ihr'n Me'
Und hat koa' Bang nit g'habt wie sunstn,
Was ebba wieder gschegn ko'.

Und wanns' dra' denkt hat, was vergangn,
Und wie se si' so g'ändert hän',
Wohl hat s' Gott 'dankt in ihr'n Herzn
Und still na' für die Todt'n 'bet't.

Wie 's Diendl sey' sollt' und wie nit.

A' Gschnippigi, gschnappigi,
Dalketi, daapigi,
Na' da is's aus
Muaßt es habn in' Haus,
Abr a' Willigi, billigi,
Rührigi, g'führigi,
Da is's a' Lebn,
'Ko koa' lustigers gebn.

A' Graandtigi, haantigi,
Hitzigi, stützigi,
Da dank' i' schö', na',
Da kunnt's oan' vergeh',
Abr a' Schneidigi, freudigi,
Tüchtigi, richtigi,
Die werd mei' Wei',
Ja da bin i' dabei!

D' Haſſtaudn und d' Schlecha (Schlehdorn)

A' jung aufg'ſchoſſni Haſſtaudn
Die hat ſi' mit ihrer Schönheit prahlt
Und fragt a' Schlecha, die daneb'n,
Wier ihr a' ſeller Wachsthum gfallt,
Und ſtichlt, daß ſ' wegn ihrer Schlankheit
Nie z'tragn bräucht a' Spatznneſt
Und a ſo furt — es is die Schlecha
Hübſch krummb und winkli' gwachſn gweſt.
Na' ſat die g'ſagt „Es ſteht mi übi
„Und dengerſcht, tummt i' aa' ſo frey',
„Gar z'viel juſt thaat i' mit d'rum gehn,
„Mir fallet leicht 'was lieber's ei'."
„Ja ja, haſt recht, lacht d' Haſſtaudn,
„I ſo aa' 'was ſchöns, dees is ja gwiß.
„Wann ea's ſo weltern voller Hackn
„Und wunzigzigi' gwachſn is."
Die Schlecha ſagt „Geh' ſpar' dei' Hoffarth,
„Es braaſt, ſichſt oft an' Ding nit e',

„Wie g'rung als's ausschaugt, was sei' Nutzn
„Und wie's für ebbes guat sei' kö'."
Und schau, die Schlecha hat's d'erratha,
Kaam sagt s'es, is a' Bürschl da,
Zieht d' Hasstaudn, thuat 'raus a' Messer
Und schneid't ihm's zun an' Stecka a'.
Da hast es!

Sprüchln.

'S Liebn und 's Singa
Koa' Zeit ko's umbringa.

Is d' Zeit wie s' will,
Dees lusti' Gschpiel
Vo' Lieb' und G'sang
Bleibt allwei' in' Gang.

Diendln paßts auf
Und lernts ebbas d'raus:
„Schö' sey' is a' Bliemi
Fei' sey' is a' Strauß!"

Ebbas Gscheits, dees no' nie dagwest,
Dees laßt si' scho' d'ergründn,
Ebbes Dumm's, dees no' nie dagwest,
Desselbi werst kaam findn.

Will der Schmid a' Schreiber sey'
Und der Schreiber a' Schmid,
Nacha hat der Hammer bald,
D' Feder aar an' Fried.
Bleibt der Schuasta bei'n Loast
Na' g'winnt er 's Moast'.

Wie mehra regiern
Wie mehra verliern.

Z'erscht heb's, na' trag's,
Z'erscht wäg's, na' wag's.

I' thua' was i' mag
Und du thuast, was i' sag' —
So fallets Viel' ei'
Daß d' Freiheit sollt sey'.

Was guat und g'recht
Ueberall versecht,
Gegn 'was Schlechts
Hau links und hau rechts.

Kimmt just a' trübi Zeit.

Kimmt just a' trübi Zeit,
Verlier' d'rum nit glei' d' Schneid,
Sie kimmt und muaß aa' wieder geh',
Sunst thaat d' Welt lang scho' nimmer b'steh'.

Schau wo koa' Sunnaschei'
Muaß freili der Schattn sey',
Gieb aber Acht, so sichst es guat,
Wie bald er 's Plaatzl wechseln thuat.

Er bleibt nit auf oan' Fleck,
Er ziegt schö' kloaweis [1] weg
Und der der Sunna cumma'dirt,
Dersell' 'n Schattn aa' regiert.

Drum lusti' oder trüb
Und wie's kimmt, z'load [2] und z'lieb,
Laß di' nit bringa ausanand'
Und denk' du bist in Gottes Hand.

[1] schö' kloaweis = allmählig.
[2] z' load, zu Leid.

Herz'ns Plag'.

'S Diendl hat gjuchezt,
Daß 's lusti möchst moan',
O biwahr', sie hat gjuchezt
In lauter'n Woan'.

Hat mi'n Buabn si z'kei't [1]
Und da is der davo'
Und da sollt er's halt g'schpürn,
Ihr lieget nix dro'.

Und so hat se si' 'plagt
Mit den' Gjux auf der Höh'
Und do' is ihr in Herzn gwest
Trauri' und weh'.

O vielliebi Diendln
Seyds wohl rechti Narrn,
Daß 's gar so verschmachrisch,
Dees kunnts Enk d'ersparn.

[1] si' z'kei't = sich zertragen

Und kunnts Enk ja macha
So friedli' die Lieb,
Wier a' heaterni ' Nacht,
Wo kea' Sternei nit trüb.

Aber na', 's wur' nit guat thea',
Denn wier i's aa' draah,
We d' koan' Dern nit d'erfichst,
Brecht kea' Rosn nit aa'.

' heaterni = heitere

D' Untersberger-Mannln.

„Ja ja, die Untersberger-Mannln,
„I' sags Enk, die san nit d'erlogn,
„I' denks gar guat no' wier i' s' giegn
„Und woaß, es bot mi' nit betrogn,
„Daß jetz' halt d' Leut' an nix mehr glaabn,
„Dees is des Ganz' und g'schicht scho' no',
„Daß s' wieder kemma, nacha laaffa
„Die stolzn Sprecher gern davo'!"
So hat vo' Unterstoa' der Mesmer
D'rinn z' Bartlmä amal g'rebellt,
Weil d' Dirn dort und sei' Bua, der Lenzl,
Nit glaabt hamm was er eär [1] verzählt,
Schau daß er s' giegn hätt' die Mannln
In' Kirchei dertn z' Unterstoa,
Wie s' mitten in der Nacht san kemma
Und er drinn gschlafa ganz allea.

[1] eär = ihnen.

„„Wie schaugn s' denn aus?"" fragt na' der Lenzl,
„Wie s' ausschaugn? wild und schreckhaft halt,
„Ganz zozet in die braun'n Kuttn
„Und gstoket kloa, du kennest s' bald."
„„Na' schaugn s' ja gar schier aus wie d' Mankei'n""
Lacht jetz' der Bua und d' Dirn aa' lacht,
Da hat der Mesmer voller Irger
Glei' z'ammpackt und si' weitergmacht. —
Dees Ding is guat gwest, drauf a' Zeitl
Muaß diesell Dirn in' Eisbach 'nei',
Es hat si' da a' Schaf verloffa,
Kunnt' leicht in d' Wänd' aufgstiegn sey'.
Na' hat halt 's Diendl übrall 'rumgsuacht,
Hat's aber nindersch[2] findn mögn
Und Nacht is's 'worn bis s' wieder um'kehrt,
Daß s' drinn in' Holz scho' nix mehr gsegn.
Dort stenga wildi Berg und Schroffn
Und schaugt der hochi Watzma' 'rei',
Der werd ganz geisterhaft und seltsam,
Wann just der Mond drauf wirft 'n Schei'.
Des ganzi Gwänd bis 'nauf in' Himmi
Wo d' Sternei'n funkln, werd na' weiß
Und drunter is All's schwarz und finster,
Bis tief in d' Schlucht von' Hoche-Eis.

[1] Mankei'n = Murmelthiere.
[2] nindersch = nirgends

Es is a' felli Mondnacht gwein,
Wie 's Diendl z'ruck is von' sein' Gang,
Und Alles still wie auf an' Kirchhof,
Da hat ihr 'dunkt der Weg gar lang,
Und freh is s' gwest, wie s' endli' kemma
An's kloani Kirchei dees dort steht,
Auf Sankt Johann und Paul, so haßt ma's,
A' Steg da über'n Eisbach geht.
Von' Wald 'raus überall is's hell g'west
Und weit hi' g'schimmert hat der Steg,
Auf oamal stutzt und schaugt dees Diendl,
Was is's? was geht ihr um in' Weg?
Sie sicht 'was, wier a' gar kloa's Mannl,
Und fallt ihr glei' mit Schricka ei',
Von' Untersberg diesellu Geister,
Die kemma da an diawei'n 'rei'.
Und wie s' so schaugt und wie s' so zittert,
So rührt si's drent in' finstern Hang
Und rauscht durch's Abernlaab verstohln
Und timmt zun Bach — wie werd ihr bang!
A' ganzi Schaar kimmt vo' die Mannln,
Von alli Beschn schliefe s' 'raus,
Mit dunkli Kuttn, alt und barti',
Und Schaudern überlaafft s' und Graus.
Z'ruckfliehn will s' und ke' nit weiter
Als wann s' an' Bodn angnagelt waar'
Und alli Glieder san ihr wer'n

Als kaam' ihr End, so matt und schwaar.
Grad trüb no' hat se's' ziegn segn
Dees Brückl 'rei' und in d' Kapelln,
Da hat jetz' 's Glöckl a'gfangt läutn
Und is d'rinn 'worn a' großi Helln.
Na' hat s' 'was geh'-g'hört wier an' Umgang
Da fallt s' auf d' Knie und bet't und bet't
Und macht a' Glöbnuß, wur' s' no' deesmal
Vo' dera Zaubrerei d'errett',
'Wollt' 's schönsti Edlweiß verehrn
Der Muatta Gottes z' Falke'stoa
Und sollt's ihr Bua zu'n Bildl bringa
Und wollt' dees alli Jahr so thoa.
Und wie s' es g'lobt hat, hat's an Schlag tho',
Als brechet zamma d' Hachlwand,
Na' wieder glei' is still All's gwesn,
Koa' Stoanl hat si' g'ruckt in' Sand,
Koa' Liacht mehr sicht s' in der Kapelln
Und ninderscht hat si' nix mehr g'rührt,
Da is ihr wieder leichter wor'n
Und hat die Kräftn wieder g'spürt.
Na' is s' wohl furt von sell'n Fleckl
Und in oan' Ath'm weiter g'reunt
Und is so bleach aufs Schlößl kemma,
Daß s' schier sei' Lenzl nimmer 'kennt. —
Und was s' versprocha, hat s' aa' g'haltn,
Es stenga Felsn alt und graab,

Bei'n Oberſee die allerhöchſtn,
Seinn beaßn ſ' es in' Hahne-Lad,
Da wachſt von' Eckweiß dees ſchönſti
Und dort hat ſ' g'holt den g'liebtn Strauß
Und is zu'n Falke'ſteaner-Bildl
Na' g'fahrn mit ſein' Buabn 'naus.
Es braucht 'was, dort in d' Wand 'nei'ſteign,
Denn pfeilgrad drunter liegt der See,
Der Bua wagt's dengerſcht und is g'ſtegn,
Was 's Diendl g'lobt hat z Bartlmä.
Und ſeitdem bleibn dieſelln Mannln
In ihnern Untersberg verſteckt
Und hat ma' nix mehr g'hört daß oana
Wie ſeinn a' Diendl hätt' d'erſchreckt.
Am Falke'ſteaner Bildl aber
Ko'ſt allewei' ſchier Bleamen ſegn,
Die a' frumm's Herz der Muatta Gottes
In Demuth hat verehrn mögn.

Schützlieder.

1.

A' Schütz im Feld sey', is mei' Freud,
A' Leben frisch und frei,
Wo's Arbet mit 'n Stutzn gen,
Da bin i' gern dabei,
Und blitzts und blenkts hin und her
Und schnellts und krachts in d' kreuz und quer,
Ha he! da thuar i' mit,
Dees laß' i' nit.

An' Schützn d' Diendln aa' gern segn,
Sie kenna sü' schen aus,
A' lustigi Wirthschaft, wie i' es mögn,
Is bei die Schützn z' Haus,
Da warm s' wohl mit Sträußln auf
Und steckas' uns auf's Hüt 'nauf,
Ha he! mei' Schatz für di'
Gern wihr' i' mi'.

Koa' Muſi' auf der ganzn Welt
Ko' über unſri ſey',
Wie thuat a' Horn in Wald und Feld
So fröhli' und ſo fei',
Und geht der Tanz und 's Fleckl'n [1] o',
So ſan die erſchtn mir [2] vore',
Ko's ebbas Schöners gebn
Als 's Schützniebn!

2.

Jetz' woll' mar amal oa's raſtn,
Jetz' thäan mar uns nieder in's Gras
Und luſti' woll' mar oa's trinka
Und ſinga thäan mar uns 'was,
Schenk' ei', Kamrad, ſchenk ei',
Dei' G'ſellin und die mei'!
Gee Vögerln tragts mein Grnaß zun ihr
Und ſagts, i' wollt' ſie waar' bei mir!

Wie kennt der liebi Hummi
Die beariſchn Farbn ſo g'naa,

[1] neckln um den beſten Schuß ſchießen.
[2] mir = wir. ſan mir vore'.

Schneeriesterweißi Wölkerln
So freundli' auf liachtn Blau,
Die Farb'n bleib' ma' treu,
Und der Jaaga'farb dabei,
Und hamm' ma' sunst koa' Hab' und Guat,
Vivat a' boarisch' Jagabluat.

Macht's auf, machts auf Hornistn,
Ees ruafts uns spat und frua,
Jetz' wo ma' so singa und trinka,
Blasts aar a' Stückl dazua,
Denn morgn is nit heunt,
Wer woaß wie d' Sunna scheint,
D'rum lusti' weil ma's guat no' hamm,
Auf! Companie! und halts Enk z'amm!

'S Kranzner-Resei.

I.

Wie si' der Fischerfranzl kloa'weis bei'n Resei ei'g'schmeichlt hat.

Bei Ettal in an' kloan' Häusl,
Dees jetza vielleicht Niem'd mehr kennt,
Dort hat ma's sunst bei'n altn Kranzner
Und aa' bei'n schön'n Resei [1] g'nennt.

Denn's Resei, dees is gwest sei' Tochter,
Die hat wohl a' Paar Augn g'habt,
Um die an diem an' junga Burschn
Der Kopf a bißl übergschnappt.

Der Kranzner is Holzmoasta [2] gwesn
Und die verstorbn' Kranznerinn,
Die is hübsch schwaar gwest in' Vermögn,
Wie weni' selli Leut da drinn.

Natürli' hat 's Geld aa' scho' 'zogn,
Daß Mancher 's Resei mögn zum Wei',

[1] Resei, von Therese.
[2] Holzmoasta = Holzmeister

Der Alti aber, gar a' ſchlaucher
Hat allzeit gſagt „Dees hat koan' Eil'."

Na' is dort gweſt a' junger Fiſcher,
Der hat ihm kloaweis zuawatraut
Und hat ſchö' ſtaad als wier a' Schwalbn
Sei' Neſt bei die zwoa eini'baut.

Dees Fuhrwerk hat ganz fei' geh' müſſn,
Denn ſchiefri' is er gweſt der Alt',
Und guat Nacht! wann er bös is 'wern,
Da hat eana fei' Lehrgeld 'zahlt.

Er hat ſchon ausg'ſchaugt wier a' Tarbaam,[1]
Der wildeſti in ſein' Revier,
Die Augnbrau' als wier a' Kihrwiſch,
Der Bart als wier a' Beſn ſchier.

Und wann er na' in' Zorn is kemma,
Da ko' koa' Löb ſo grimmi ſey',
Und gſchpaßi'! d'Dochter is ſo guat gweſt
Und wier an' Almroſn fei'.

Der Franzl aber, derſell' Fiſcher,
Der hat mit ihm 'was macha 'kinnt,
Grad camal is's auf Spitz und Knepf gweſt,
Daß ihm der ea' fei' Lieb' aufkünd't.

[1] Tarbaam = Tannenbaum

Da is vor'n Haus a' Weibets gseßn
Ganz schwarz und vo' der Sunn' verbrennt,
Die hat mit Obst und Traubn g'handelt,
Ma' hat s' d' Tyroler-Traudl g'nennt.

Und 's Resei hat ihm 'kaafft a' Traubn
Und wie s' d'rum redn, sagt die oa'
„O mei' Gott, mir schenkt aa' Niemd nichtn,
„Schau Resei, 'kunnts nit wohlfler thoa."

Na' sagt d'rauf 's Resei „Sollst nit sagn
„Mei' Traudl, daß dir Niem'd nix schenkt"
Und nimmt ihr oagn's seide's Tüchei
Und hat's ihr um 'n Hals umghängt.

Und d'rüber kimmt daher der Franzl
Und tragt a' prächtigi Forelln
Und schwaatzt aa' mit und diesell Traudl
Thuat ihm glei' da dees G'schenk verzähln.

No', sagt er, weil's di' freut dees Gschichtl,
So sollst 'was habn aa' vo' mir,
Da schau, die allerschönst' Forelln
Ja Traudl, schau, die schenk i' dir.

Ah Narr! hat d' Traudl g'sagt, vergelts Gott
Und i' bidank' mi' halt gar schö, —
Und drauf die zwoa thäan mitananda
In d' Stubn heruntn einigeh'.

Da sitzt der Kranzner, der All's g'hört hat
Und fahrt 'n Fischerfranzl o',
„Fangst du Fisch für Tyroler-Weiber,
„Na' bleib' ma' glei' von' Haus dava'."

„„Ja, sagt der Franz, san do' aa' Menschn""
„Was? Menschn? — daß d' nit Engl sagst,
„Hoamtückisch's Volk is's, i' kenn's besser,
„Verlegn übrall wo d'es fragst.

„Uns Bearn thaatn s' alli fresin
„Wann s' kumntn, gel' da schaugst wohl drei'
„Und da die Vagabundn-Traudi,
„Die werd koa' Haar nit besser sey'."

So hat er furtho', freili' ebba
Es hat d'Forelln aa' 'was gmacht
Und hat 'n, weil er's seim gern 'gesin,
No' irger ausananda 'bracht.

Bei'm Reiei aber hat dagegn
Der Franz jetz' mehra 'goltn no',
Es handlt si' gar oft verstehln
A' Lieb mit selli Sachan o'.

II.

Wie überall Krieg gewest und der Kranzl Seltat wern is.

Um diesell Zeit hat der Napoleon
Sein' großn Weltspetakl triebn,
Und Krieg is gwest in alli Länder,
Koa' Flecki mehr in Friedn bliebn.

In Welschland hat er All'e verarbet'
Und is gar scharf in'e Oestreich g'ruckt
Und d'runt am Rhei' und tief in Preussn
Hamm All'e d' Franzosn nieder'druckt.

Da hat ma' g'schnaxyt auf d' Zeitungsblattln,
Hamm allweil' 'bracht a' Neuigkeit
Und glogn aa' gnua, aber macht nix,
Wann's 'druckt is, glaabn's dengerscht d' Leut.

Der Kranzner aa' hat fleiss' g'lesn
Und seim Holzknecht na' verzählt

Und ausdeut' was koa' Mensch verstandn
Und drüber gfluacht oft und g'rebellt.

In Frühjahr nacher, anno neuni,
Da is der Lärm g'west no' so groß,
Hat gheaßn, daß aa' in Tyrol d'rinn
Scho' wied'r amal der Teufi los.

Da hat der Kranzner 'rumspetaklt,
„Wie oft gel', hon i's nit scho' gsagt
„Was 's is mit die Limonihandler
„Und wie s' der Lust zum Naaffa[1] plagt.

„Dees geht no' a' jetz', hamm die Boarn
„Schon anno fünfi gnua verlorn
„An Leut und Sach mit denni Sakra
„Und was is damit besser worn?!"

Na' hat's bald gheaßn, daß der Landsturm
Si' übrall schleuni zammaricht'
Und d' Urlauba hamm all' fortmüssn
Bontwegn dera Tyrolerg'schicht.

In A'fang hat ma' do' koa' bang ghabt,
'S hat aber allwei' irger g'laut'
Und daß se si' gar vo' der Scharnitz
Bis über Murnau füratraut.

[1] Naaffa = Raufen

Da san oft d' Leut zu'n Kranzner kemma
Und hamm 'n g'fragt und gjammert halt
Und wie's no geh' kunnt', was zun macha,
Und wie ma' dra' waar', 's waar' a' Gwalt.

Er hat na' mit an' altn Holzknecht,
Mi'n Kasper, extra 'pflegn Rath
Und hat der Franzl und sei' Resei
Oft zuaghorcht was er g'sprocha hat.

„I' kenn's, so hat er grent, die Wirthschaft,
„Weil d' Boarn mi'n Napoleon thäan,'
„So schickt ma' guati Freund auf Innsbruck —
„Verstandn, vo' der Hauptstadt Wien.

„Die hetzn dort, damit die Boarn
„Z'ruckmüssn aus 'n Unterland,
„Na' kriegt er Luft der Franz der Kaiser
„Dessell liegt auf der plattn Hand.

„Derntwegn der Aufruhr, denn alleani
„Thuat ihm da der Napoleon nix,
„Und is er wier a' Wolf so grimmi,
„So san die andern schlauch wie d' Füchs'."

„„Was halt' ma' na' mit die Franzosn""
Sagt 's Resei „„führn s' a so uns 'nei',""

thäan, thun, mitthäan = mithalten

„Geh, ſagt er drauf, deſſell verſtehſt nit,
„An' Allianz muaß allzeit ſey."

„„A' ſchlechter Menſch is der Napoleon,"'
Hat 's Reſei weiter räſonnirt,
„„Er ſell drinn in ſein' Frankreich bleibn,
„„Was gehts n' e', wer draußt regiert.

„„Jetzt muaß ne' All's zu die Soldan
„„Grad wegn ſein Stroach, dees ſollt' ma' ſagn
„„'N kimi Max, er ſell's nit leidn
„„Und ſell d' Franzoſn außi jagn.""

„Sey ſtaad!" hat na' der Kranzner g'ſchrie'n,
„Dees Gſchwatz da is grad umeſunſt,
„Wann Alles gaang als wie du meaneſt,
„Na' waar' 's Regiern wohl koa' Kunſt."

Und Poſt auf Poſt is's ſchlechter worn,
Auf eamal is an' Aufruaf gſchegn,
All's ſoll zu die freiwilling' Schützn,
Da bamm die Burſch wohl laaffa mögn.

Da hat ſi' gſchwind aa' gmeld't der Franzl
Und gar der Kranzner, Sapprawalt,
Hat zamma'packt ſein' Scheibnſtutzn
Und hat ihm um an' Saabi[1] gſchnallt.

[1] Saabi = Säbel.

Was 'e Resei glammert, nix hat g'holfa.
Furt fan f' auf Garmisch voller Schneid.
— O Resei, wer hätt' dees ihm ei'bild't.
Vorbei is jetz' dei' guati Zeit.

III.

Wie dees großi G'fecht in Mittewald gwest is.

In Garmisch hamm si' d' Schützn g'sammlt
Na' san s' auf Mittewald maschirt,
Wo d' Hauptleut' Lüneschloß und Bauer
Bei'n Gen'ral Arco cummadirt.

Kaam san s' da gwest, hamm s' auffi müssn
Drent im Karwendl in a' G'häng,
Jetz hamm s' in' Thal d' Tyroler gsegn
All's schwarz in wüthinga Gedräng.

Na' is wohl a'kent[1] 'worn a' Feuer,
Von obn und unt', a' wahrer Graus,
Daß 's dunnert hat in alli Felsn
Und g'rasselt bös von' Kuglg'saus.

Der Franzl hat glei fleißi' g'schoßn,
Der Kranzner aa', fuchsteufiswild
Und „daß s' All' hi' waar'n, bal' s' nit gaanga,"
Dees hat er schreckli' abibrüllt.

[1] a'kent = angezündet

Auf oamal tuscht's hart ober ihna
Wie bießn aus 'ra Felsnklamm,
Da raffi'n d' Schützn durchananda
Und stürzn glei' a' sechsi 'zamm.

Gschwind hat All's g'feuert auf die Lucka[1]
Und san oa' schneidi' g'stürmt dagegn,
Vor lauter Pulverdampf und Schießn
Hat koana mehr den andern g'segn.

Da giebt's a' G'rumpi, schau! d' Tyroler
Die springa ra' auf d' Schützn 'nei',
„Schlagts zua, schlagts zua!" hat gwüth' der Kranzner
Und arbet' mit 'n Kolbn drei'.

An' himmilanga[2] Zillerthaler
Der z'nachst gwest, kei't[3] er hi' in' Sand
Und packt und wirft an' Fahne'trager
Entsetzli'! abi über d' Wand.

Es kemma aber all'wei' mehra
Und drobn gehts 's Kracha wieder o',
Da druckt All's z'ruck und vieli stürzn,
Jetz' flücht' und rett' si', wer no' ko'!

[1] Lucka, Lücke, Spalt.
[2] himmilang, himmellang.
[3] kei't, schlägt, wirft.

Da springt der guati Fischerfranzl
Zu'n Kranzner zuavi voller Schreck:
„Geht's z'ruck no' g'schwind um Gotteswillu,
„Mir kinna 'n halta nit den Fleck!"

„„Nix geh'n i'"" keucht in' Zorn der Alte
Und wier er's sagt, aa' sinkt er um.
Der Franzl will'n no' weggaziegn
Und ringt si' wie verzweifit d'rum.

Z is aber z'spat gwest, ganzi Schaar'n
Jetz' brecha 'raus durch's Holz und Gwänd'
'N Buabn reißn s' grauß' nieder,
Mit Gschroa und Schießn is All's g'rennt.

All's durchanand' und g'haut und g'stocha
Und g'würgt is worn bis 'na' in' Wald.
Alls is verlorn gwest, üb'rall Todti
Und nindersht mehr a' Bleibn, a' Halt.

O schreckbar! und den arma Franzl
Den hamm s' na' 'bundn weiter g'führt.
O wier ihm gwest! der guati Kranzner,
Der hat si' weiter nimmer g'rührt.

Da hat aa' g'sagt no' a' Passeyrer,
„Tem saach' mer schier kean' Menschn e',
„Da hon i' wohl an' Bär'n d' erschossn"
Und hat a se ne' g'spöttlt dro'.

— Und um dieselbi Stund hat 's Resei
O mei' Gott! z' Ettal an nix 'denkt,
Hat d' Naagerln[1] 'goßn vor 'n Fenster,
Die ihr amal der Franzl g'schenkt,

Und hat 'n Fink von' Vatern g'füttert,
Nix g'argwohnt und nit 'traamt davo',
Wie da und dort dees nähmli' Stündl
Mit Glück und Unglück spieln ko'.

[1] Naagerln = Nelken

IV.

Wie 's Resei an' großn Kumma[1] g'habt und was f' mi'n Kaiser ausgmacht hat

Den Jammer kon ihm jeder denka,
Wie's j' Ental na' bikannt is worn,
Dees armi Resei, so auf oamal
Sein' Vatern und sein' Buabn verlorn!

'S Haus wie verwoaft[2] so todt und traurig,
Koa Freud', koa Glück, nix, gar nix mehr
Und aa' koan' Aussicht wegn 'n Franzl,
Koa' Hoffnung auf a' Wiederkehr.

An' uralts Basl, dees f' no' g'habt hat,
Die is zun ihr jetz' uma'zogn
Und Wocha hamm schier ewi' dauert,
Die wie Gedanka sunst verflogn.

[1] Kumma = Kummer.
[2] verwoaft = verwaiet

Der Kaiser is der ea'zi'[1] gwesn,
Der s' zeitweis ne' hat trösin mögn
Und gsagt hat, daß er sicher glaabet,
Es thaat die Gfangene' nix g'schegn.

Die Blankn aber hamm's oft andere
Auf fürchterlichi Weis' verzählt,
Und manchi Mordthat, manchn Todtschlag
An selli armi Gfangeni g'meldt.

So is vorbei der Summa ganga,
Von' Hirbst schon aa' die schöner' Zeit,
Sie hat halt nix d' erfahrn kinna,
Schier krank vor lauter Traurigkeit.

Wohl allerhand hat se si' ausdenkt,
Obs' nit a' Hilf für'n Franzn 'fund,
Ob nit a' Krameriun von Innsbruck,
Die s' kennt hat, Mittl macha kunnt.

Die is a' Freundinn gwesn von Vatern,
Hats aar amal in Ettal g'segn,
Wann s' bittn thaat bei'n Sandwirth Hofer,
Die bringet vielleicht ebbas z'wegn.

Wie soll's ihr's aber z' wissn macha,
D' Tyroler fangen Alles aus,

[1] ea'zi' = einzige.

Und so a' Bitt', die kaam ja z'richt mit
Bis auf dem großn Sandwirth 'naus.

Jetz' kimmt amal daher der Kaſper
Und ſagt „Guats Reſei, pfüth[1] Euk[2] Gott,
„I' hon an' ſchwaar'n Gang zum macha
„Und dengericht muaß's iev', es thuat noth.

„Muaß in's Tyrol, ſiagt in' Vertrana,
„Auf Zierl muaß i', gehts wie's will,
„Muaß ſpecalirn wie's dort ausſchaugt,
„Es ſteht jetz' Alles auf 'n Spiel."

Da blitzt in' Reſei a' Gedanka
Und gſchwind ſagt ſ' „Kaſper nimm mi' mit,
„Was d' aa' verlangſt, i' will dir's gebn,
Und waar's bis Zierl grad, nimm mi' mit."

„„Was fallt Euk ei', o mei' guats Reſei,
„„Dees Ding is g'fahrli', 'glaabts es nit,
„„Und wellts vielleicht 'n Franzn belſa,
„„O mei'! derntwegn gehts koan' Schritt.""

„O Kaſper, i' bitt' um alli Heiling',
„Schau z' Innsbruck mit der Büchlerinn
„Mit ihr will i' bei'n Hofer bitta,
„Es gaang gwiß, waar' i' no' ſche' drinn.

[1] pfüth = behüte
[2] Euk = Euch.

„Schau alli ſagn's, es waar' der Hofer
„Gar frumm und aa' vo' Herzn guat
„Und wann er ſicht mein' Lieb und Elend,
„Gwiß, daß er nix 'n Franzl thuat.

„Von' Vatern ſeliger, a' Tuſn,
„Die ſchenk' ihm, ſchwaar vo' Silber is's
„Und d'rauf der heiligi Andreas,
„Schau, ſei' Patro', dees freut 'n gwiß."

„„Na, Reſei, na, dees Ding is z' g'fahrli',
„„'Möcht' nit verantwortli' d'rum ſey' —""
Da fallt ihm z' Füßn 's armi Diendl
Und woant und bitt' „O bring' mi' nei'!"

Z'letzt hat ſ' 'n dengerſcht ne' d' erzwunga,
Na' hamm ſ' halt bi' und der gſtudirt,
Und is na' endli' ausgmacht worn,
Daß alo ſei' Ball ſie paſſirt:

Und er als oana, der vo' Lermoos
Auf Seefeld b'ſtellt waar, daß er dort
Als Holzknecht Arbet hätt' z' verrichtn,
Von' Teimer a'gſchafft in an' Ort.

'Hamm g'ſchaugt na' um Tyrolerhüttln,
D' Sprach hamm ſ' aa' nit übi 'kennt,
Er hat an' falſchn Bart beim ihm g'habt
Und hat ſi' Spitzn-Pauli g'nennt.

Schau weil er gwißt, daß der, vo' Lermos
A' Holzknecht, z' Murnau krank is g'legn
Und daß er ihm aa' so viel gleich sicht,
Daß s' nit leicht 'was d' errathn mögn.

Zu'n altn Bafl sagt na' 's Resei,
Sie hätt' a' Post vo Münche' 'kriegt
Und gaang da zu 'ra guatn Freundinn
Und was oa's halt so zammalügt.

No' in der Nacht san s' weiter g'fahrn
Ganz gheam in d' Partnkirchner-Gmoa
Und furt na' z' Fuaß und 'nauf in's Rainthal
Und gstiegn gegn 'n Wetterstoa'.

Es is a' frischer Morgn gwesn
Und Reif hat's g'habt All's funkle'd weiß,
Na' drobn bei der blau'n Gumpn
San s' kemma tief in Schnee und Eis.

„Mir müssn 'nüber da, sagt der Kasper,
„Dees is dees allerbösest' Trumm,
„Denn auf der Granitz,[1] gar mißtrauisch
„Liegn überall d' Vorpostn 'rum."

„Drent in der Luitasch gehts scho' besser
„Und kenn' i' alli' Weg gar guat,

[1] Granitz = Gränze.

„I' woaß aa' drunt' an' oa'schicks [1] Häusl,
Dees 's grecht zu'n übernachtn thuat."

So san s' halt gstiegn, wo koa' Gambs nit
Um selli Zeit mehr bleibn mag
Und mühsam kemma über d' Schneid' nei',
D' erfrorn und d' ermatt' vo' Plag.

Wie s' na' san abi durch an' Grabn,
Schreit oana „Wer da?!" 's Resei schier
Hätt' g'schrie'n, der Kasper aber sagt glei'
„Ha he, was geit's, dees sant [2] ja mir!" [3]

Na' is a' leitziga [4] Bua da g'standn,
Der selm d' erschrocka gwest nit schlecht,
Daß ihm auf sein' verlorne' Postn
A' Bearnschwarm bigegna möcht'.

Er hat a' Feu'r g'habt, na' der Kasper
Der hockt ihm glei' keck hi' dazua
Und wirmt si' und a so aa' 's Diendl,
Und fragt 'n allerhand der Bua.

[1] oa'schicks = einzelnes.
[2] sant, saant = sind.
[3] mir = wir.
[4] leitziga = kleiner, unbedeutender.

Der Kasper lügt, was ihm grad ei'fallt,
Na' üb'r a' Wei' san s' wieder auf
Und abi, und hamm d' Leut' in' Thal drunt
Nit extra g'acht' und g'argwohnt d'rauf.

Vo' weitn hamm s' a' Schanz da g'segn,
Kanone' drinn und Bauern gnua,
Die Schanz hätt' 's Thal verwihrn solln,
Natürli' san s' da d'rauf nit zua.

Und hamm si' d' Luitasch aufwarts 'zegn,
Da san s' na' 'nüber in an' Wald
Und habn g'rast't, es is sche' spat gwest
Und d' Sunna aa' sche' drunn bald.

Der Kasper hat was z' essn auspackt
Und gmoant, jetz' waar' dees irgsti g'schegn,
Kaam aber essn s', führt der Teufi
An' Haufa Schützn her dagegn.

'Hamm ganz wohlauf tho', aa' der Kasper,
Grad 's Resei hat koa' Wörtl g'sagt,
Na' sagt der oa' „Mir saant aa' hungri',
„Was hascht da Alles außapackt."

Und langt um's Brod, da leit von' Kaspern
Sei' Messer unglückli' danebn,

Und wie's der ander' nimmt, so stutzt er,
„„Wer hat denn dir dees Messer gebn?

„„'Ischt vo' mein' Bruadern, 'hat's beim Raaffn
„„Amal drent z' Partnkirch verlorn"" —
„Woaß nit, ho's 'laaft," sagt drauf der Kasper
Und is a' bißt daaſi'[1] 'worn.

„Bischt leicht a' Boar du" lacht an andra
Und faßt 'n z'gleich vo' hintn 'rum,
Der Kasper druckt 'n weg, da schiebt si'
Sei' falscher Bart auf d' Seitn um.

„Halt! a' Spio'! schreit der dees gsegn hat,
„Er ischt verkload't, a' Boar, packts o',
Jetz' schlagt 'n flink der Kasper nieder
Und springt 'n Steig 'na' was er ko',

Der erschti nach, und kimmt zun Schießn,
A' Schroa! der Kasper stürzt, da rennt
Der ganzi Pack d'rauf hi' und schlagn
Mi'n Kolbn d'rei' bis er verend't.

Schier todt vor Schreck hats 's Resei g'segn
Und flücht' in's Holz auf die oa' Seit
Und schleppt si' furt so lang s' hat kinna,
Bis tief in d' Berg 'nei, woltern weit.

[1] daaſi', kleinlaut, verlegen.

Z'letzt is s' an großi Felsn kemma,
Da hat s' es weiter nit d' ermacht
Und sinkt aufs Gras und hat voll Kummer
Zu'n sterbn müd da übernacht'.

V.

Wie's 'n Resei weiter ganga hat.

Wie oft blüht a' Sträußl,
Trotz Hagl und Frost
Und suacht dra' koa' Wurm
Und koa' Käfer sei' Kost,
Und 's trifft's aa' koa' Sichl,
Koa' Moda [1] vermaaht's [2]
Und koa' Wasser verschwemmt's
Und koa' Sturmwind vermaaht's [3].

Und glei' na' danebn
Jo's andere dees Ding,
Steht a' Blüemi gar arm
Und demüthi' und g'ring,
Und auf dees arbet' All's,
Was 's ne' Unglückli's geit,

[1] Moda = Mäher.
[2] vermaaht = vermäht
[3] vermaaht = vermeht

Bis daß 's endli' 'brocha
Am Bodn da leit.[1]

Dessell thuat oan' weh
Und magst wie d'er will fragn,
Warum 's a so is,
Schau koa' Mensch to' dir's sagn,
Es bleibt dir nix übri'
Als: gieb di' halt d'rei',
Unser Herrgott, der's zualaßt,
Steht gwiß dafür ei'.

Wie's Tag is worn, hat 's Resei gschlafa,
Auf oamal hat's d'erweckt a' Traam,
Da schaugt s' gar groß 'nauf gegn d' Liachtn,
Die freundli g'scheint hat durch die Baam.

'Hat nu glei' gwißt, was's mit ihr gwesn,
Wie s' her da kemma und warum,
Na' als wie g'schreckt, fahrt s' auf von' Bodn
Und luagt gar ängstli' übrall 'rum.

Soll s' weiter geh', soll s' wieder ruckwarts,
Da fallt s' auf d' Knie mit Zittern hi'

[1] leit = liegt.

Und bet't: O guata Gott in' Himmi,
O schau wier i' verlassn bi'.

Und bet't und bitt', er soll ihr helfa
In ihrer schreckbar grossn Noth,
Es hat ihr ja auf alli Seitn
Grad Trübsal und Verderbn droht.

Na' geht s' berga' an' hochn Ruckn,
Da hat se 's Innthal 's erschtmal g'segn,
Wie schö' is dees in' Morgnschimmer,
Wie liebli' schö' da druntn g'legn.

A' Weil hats' gschaugt, na' steigts' halt abi,
Gar bang, wie's ebba kemma ko',
Da sicht s' von Wald an Raach [1] aufsteign
Und hirscht si' d'rauf fürsichtn' o'.

Da steht a' Häusl ganz alloani,
Was soll s' jetz' thoa'? und soll s'es wagn,
Da um 'n Weg auf Zierl abi
Und sunstn um an' Auskunft z'fragn.

Als wier a' Rech [2] am Waldrand stel' bleibt,
Wann's aufa möcht' und traut ihm nit,
So steht jetz' 's Diendl vor den' Häusl
Versteckt und traut ihm bi' koan' Schritt.

[1] Raach = Rauch.
[2] Rech = Reh.

Da geht d' Thür auf dort und a' Weibets
Kimmt mit an' Krug zum' Brunna 'raus,
„Du lieber Gott, dees Weibets schauget
„Schier wie d' Tyroler-Trandl aus?

„Sie is's!" da laafft d'rauf zu dees Reisi,
Die ea' hat f' kaam no' gwahr'n kimt,
So fallt f' ihr um 'n Hals mit Wean'n[1],
„O Trandi, weil i' di' no' find."

„„Ja Gottsnam'! bischts wohl? 's Kranzner-Reisi,
„„Wie kimmscht jetz' daher, sag' was ischts?""
Und 's Reisi hat kean' Antwort gebn,
Grad von die Augn d' Thränan wischts'.

Na führt f' die ea' nei' in a' Stubi,
Da endli' hört f' all' ihri Noth
Und kunst voll Mitleid zua dem Diendl,
Dees sunst so luschi, frisch und roth.

Es hat f' d'erbarmt als waar's sei' Tochter
Und hat f' na' 'tröst't und sorget gwiß,
Daß i' sicher kemma kunnt' auf Innsbruck,
Wo diesell Kramerinn gwesn is.

Na' hat f' ihr 'kocht und sagt „Jetz' rascht no',
„Schau bischt wahrhaftl ganz d'erlegn,

[1] Wean'n = Weinen.

„Da derfischst dir nit a' Kreist[1] ferchtn,
„Und 'bring' d'erweil wohl ebbas z'wegn.

„I' geh', verstehscht, auf's Dörfl abi,
„Auf Telfs, a' guati Stund vo' da,
„Und ben i' umgschaugt um a' Fuhrwerk,
„So kimm i' schr' und hol' di' a'."

Und 's Resei dankt halt und die oa' na
Is furt und 's Diendl bat a'm Heu
Si' ausgrnat, bat's wohl braucha kinna
Und nacha g'schlaffa aar a' Weil'.

Ganz spat is d' Traudl erscht wieder kemma
Und glanzt vor Freud'. „'Bring guati Poscht,
„Der Franzl lebt, i' hon 'n g'sechn,
„Es bat mi' wohl an' Arbet 'koscht.

„Denk' grad dees Ding, wier i' auf Telfs kimm,
„So hör' i' schrei'n und pfeifa mehr,
„I' frag' was ischts? Da sagt mer oaner,
„Mar bringt halt g'fang'ni Boarn her.

„Und se ischt's gwesn, d' Buabn sant g'laaffn
„Und 's Volk bat g'schrie'n und g'schelte bös,
„Es ischt a' ganzer Aufrubr gwesn
„Und überall a' Mordsgetös'.

[1] nit a' Kreist = nicht im mindesten.

„I' druck' mi' hi', wo's' her sant kemmen
„Und schaug' halt, was i' schaugn ko',
„Da bei der letzschtn geht der Franzl,
„Inscht daß i' n no' d'ersechn ho',

„So hat Alls 'druckt, i' aber hab' 'n
„Decht [1] nimmer aus 'n Gsicht verlorn
„Und woaß jetz' sicher aa' dees Häusl,
„Schau wo er wieder ei'gspirrt worn.

„Es ischt des allerletscht in' Dörfl —
„Drei Tag, hats ghoaßn, bleibn s' da,
„Na' führt mar s' weiter zu die andern
„In d'Finschtermünz zu'n Teimer a'.

„Jetz' sey no' ruai [2], will's scho' richtn,
„Mit Gottes Gnad so mach' i' 'n frei,
„A' Dirn bei'n Haus dort muaß mer helfn,
„I' woaß, sie thuats, sie ischt mer treu."

O heiligi Muatta! wie hat 's Resei
Vor Freud da gwoant und dankt und 'tho',
Und hätt' er's gsegn selm der Hofer,
Gwiß waar' er woach [3] wor'n aa' davo'.

[1] decht = doch, dennoch
[2] ruai = ruhig
[3] woach = weich, gerührt

VI.

Was mar an riem mit an' junge' Roß, wann 's Glück will,
Alls ausrichtn ko.

Die Traudl hat den andern Morgn
Zum Reiei gsagt „d'erschrick sei' nit,
„Wann i' aa' ausbleib' bis in d'Nacht nei',
„Es hat derntwegn koa' Gfahr damit."

Und richt' si' z'anun und untern Ofa
Ziegt s' aus 'n Holz a' Hacka für
Und wickt's in a' Tuach und sagt na'
„Pfüth Gott, jetz' hon i' All's bei mir."

„„Gott segn di', mei' liebi Traudl,""
Sagt 's Reiei, „„'will Enk beim scho',""
Und schaugt ihr nach als wier an' Engl,
Der ihr zu'n Glück no' helfa ko'.

Die Traudl geht bis schier an's Dörfl,
Da steckt s' d' Hack in an' Stadl in's Heu,
Und drauf is s' 'ganga 'nei' in's Wirthshaus,
Wo d'Schützn ei'kehrt allewei'.

Dees is a' Gwirr gwest, wildi Gselln
Mit Birn san da gsesn 'rum,
Aa' oa' mit Spiest' und Eisnschlegln
Und hat Alls gwimmit in der Stubn.

Na hat si' da vo' Telfs „der Waschtl,"
An' alter Bau'r aa' umatriebn,
Bei dem hat 'dient ihr' Kamerädinn,
Dieselbi hat si' Burgei g'schriebn.

Jetz' macht si' d'Traudl hi' zu'n Waschtl
Und biet't ihm 's Glasl Branntwei o'
Und red't damit so hinum herum,
Daß s' 'was d'erfahrn kunnt' davo'.

Na' sagt er fuchti' „Wollt' der Teifl
„Hätt's all' die Boarn, 'n Krieg drzua,
„Sunscht geht an' i'du no' sei Wirthschaft
„Gar z' Grund und werd na' decht koa' Rua.

„Heunt wied'r amal hoaßts Schildwacht loani'n."
„„Muascht du aa' dra'?"" fragt d'Traudl drauf,
„Wollts moan'n, z' Naachtn heunt um neuni,
„Da zieg i' auf mein' Peschtn auf.

„Ischt zwider gnua! daß s' aa' so dumm thäan,
„Nit Alli z'amm, jetz' wegn die zwee
„Bei mir draußt muaß i' Peschte faßn
„Und wier a' Narr a' Paar Stund' steh'."

„„Dees ischt wohl rumm““ sagt nacher d'Traudi,
Und geht glei' wieder, 's hat ihr g'langt,
Was 's ghört hat und geht jetz' zu'n Burgei,
Da hat s' a' feini Red a'gfangt.

„Mei' Burgei, sagt s', lo'scht heunt verdien'n
„A' Staffl gwiß in' Himmel d'reha,
„Lo'scht retin schau von' tiefischtn Elend
„A' Tirndl, woascht, nit gnua zum liebn.

„Grad wann d' d'ermachscht, schau, daß d' dein'm Ritn
„A' bißl ebbes zammabrockscht,
„Damit d' 'n z' Naachtn von sein'm Poschn
„A' Viertlstündl weggalockscht.

„Er ischt a' Knauser, woascht ja selm,
„Na' laaf halt hi' und sag', a' Kna[1]'
„Thaat grillin grad als wollte' glei' umsieh',
„Schau ebbes selles sag' drzua.

„Woascht wohl, es gilt a' Menschenleben“
Und hat ihr Alles na' verzählt,
Und um a' guats Werk hat'e 'n Burgei
Gar nie an G'schick und Willn g'fehlt.

Und sagt na' staad[2] „Um halber zehn
„Da richt' di' Traudi, t' bring 'n weg

[1] Kna = Knab
[2] staad = still

„Und hätten 'n All' in' Bedn g'nagelt
„Gewiß weaß i's, er verlaßt 'n Fleck."

Die Traudl hat scho' kennt dees Häusl,
A' gar klea's Fleck is d'rinna gwest,
Wo d'Schildwacht g'stehn, na' a' Stübe,
Vergattert d'Fenster, d'Thür' aa' fest.

Da san drinn gwein die zwea Gfangne',
Jetz' nacha zu'n an' Stadl drent,
Wie's dunkel worn, richt' si' d' Traudl
Und hat kean' Aug' von' Haus verwendt.

'S Herz hat ihr klopft, wie's neuni gschlagn
Und wie der oa' na' 'zogn auf d' Wacht,
Da is's scho' weltern finster gwein
Und stürmisch kalt is worn d' Nacht.

Na', auf 'n Schlag, um halber zehni,
Sicht s' d' Dirn als wier an' Schatten geh'
Und hört bald laut, bald wieder schwächer
Jetz' redn hin und her die zwee'.

„Ja, sag' i', hört s' dees pfiffi' Burgei,
„Der Scheck, der Jahrling, ischt d'roe',
„Wie soll's aa' so a' Rest gwohna,
„Was schier kea' Mensch d'erleidn ko'.

„Dees ewi' Schießn da und Brüllu,
„Er ischt ganz g'schreckt, ischt ja a' Graus,

„Und schlagt mer d' Thür 'naus und rennt ve'dri!
„Und bring' 'n nimmer hi' zu'n Haus.

„Enk kimmt er glei', ischt ja g'schwind gschechn, —
„„Ja Sakra, hal's ne' Keaner sicht
„„Und aber je a' Roß verliern,
„„Wer zahlt mer's na', ischt aar a' G'schicht.““

„„So schleun' di' g'schwind hi', wo d' 'n g'sechn““ —
Und richti' rennt er 'n Burgei nach,
Da springt mit ihrer Hack die Traudi
Jetz' eini unter dessell Dach.

Drei Stroach, da kracht und bricht schon Allee,
Ne' eana, 's Schloß is weggagsprengt,
„Jetz' Freund', ne' gschwind!“ sagts und voll Stauna
San die zwoa Arme' aufgadrängt.

Und 'o Bei' vere', am weißn Tüchei
Wohl darum k'es kennt und san gar bald
In 'o G'häng dort in die Berg hi'kemma
Und eini na' in' schwarzn Wald.

Da hat der Franzl erscht d'erfahrn,
Wer 'n hat frei gmacht und d'errett',
Und danke halt und hätt' mögn viel fragn,
Wann sie 'o ihm nit verbeim hätt'.

ve'dri = fort, weg.

'Sollt wartn bis zu ihr'n Häusl,
Da wur' er Alles inne wer'n
Und extra no' a' Freud d'erlebn —
('Hätt' ebnder nix verrathn gern.)

Und is a' grauſ's Wetter worn,
Hat g'ſtürmt und beiſt ſchen aus der Weit'
Und hat durch's Ticket d'Traudl ſelber
'N Steig oft g'ſucht mit Sorg und Fleiß.

Na' endli' hamm ſ' a' Liachtl giegn,
Na' ſagt ſ' „da müſſ' ma' zuawi geh',
„Tees ſicht mei' Heamat" und a' Weil na'
Bleibt ſ' aufamal d'erſchrecka ſteh'.

„Kuni', hörſcht nix? 'moa' i' hör' ja ſinga,"
„„Wohl, ſagt der ea', jetz' hör' i's guat,
„„Daß eaner ſelm a' Schnadahüpfl,
„„So viel zun kenna, ſinga thuat.""

„Ja was ſicht dees? wie kimmt jetz' eaner
„Dabi'? jetz thäat's no' ſtaad und ſtill,
„I' ſchleich' voro' und kimm ſche' wieder
„Und ſag' Enk, was's bideutn will."

Da gebt ſ' zu'n Haus, 's is wieder ſtaad 'worn,
Na' luagt ſ' halt bei'n an' Fenſter nei'
Und ſicht am Tiſch glei' zwoa Paſſeverer,
Die eſſen da und trinka Bei'.

Sie hat's bald kennt, daß i' gweft von Landſturm,
Da laafft i' gſchwind z'ruck und ſagt's die ean'
Und ſagt, geht's no' von Berg nit wegga,
„I' wußt an' andern Rath jetz' kean'.

„Und ziegts Enk rechts und 'nauf 'n Ruckn,
„Da geht a' Steig auf Mittelwald,
„Der [illegible] werd Enk helfa,
„Zu ihm vertraut und betets halt."

VII.

Wie 's Reisei unglücklicherweis' seini Kräftn zeagt hat.

Dees is a' Nacht wohl gwest für's Reisei,
Zu aller ihrer Sorg' und Plag
Is kemma no' a' neu's Bedrängnuß
Daher als wier a' Dunderschlag. [1]

Sie' hat mit Schmerzn gwart' auf d' Traudl
Auf oamal klopfts „he! aufthe' da!"
Und kemma nacha drei' zwoa Schützn
Und laar'n an' [2] Hausa Stutzn a'.

Na sagt der oa', „da magscht nicht machn.
„Dees ischt koa' Geh' bei dera Nacht.
„Mir derfn froh sey', daß dei' Liachtl,
„Fein's Dirndl, uns da eina'bracht."

[1] Dunderschlag = Donnerschlag.
[2] laarn a' = leeren ab, laren ab

Und hamm na' 'kocht und g'schwatzt und g'sunga
Und's Resei hat tho' als waars' krank,
Und 's Gsicht eibund'n, is's in Dunkln
Still gsessn auf der Ofabank.

Jetz' geht d' Thür wieder und kimmt d' Traudl,
„Dees ischt jetz' g'recht, sagt glei' der oa',
Dees Weibets ischt wohl frisch, die muaß uns
„Will's oder nit an' Gfall'n thoa'.

„Du gehscht jetz', sagt er, 'ko nit helfn
„Auf Telfs und weckscht 'n Schützenwirth,
„Mir hättn 'bracht d' Luitascher-Birn
„Sagscht ihm und hättn uns verirrt.

„Und sollt' uns glei' den oan' schickn,
„Er woaß scho' und den führscht da her,
„Die Birn müssn 'nauf in d' Scharnitz,
„Mir zwoa d'erschleppn s' nimmermehr."

„„Sunscht nicht? sagt d' Traudl, geh no' außi
„„Und schaug was für a' Wetter ischt,
„„'Bi nit so dumm, als wie du meanescht,
„„Geh' selm, bal' d' so verwegn bischt.""

„Du Sakra-Dirn, mir sant ja Fremdi
„Und findn kaam bein Tag 'n Weg,
„Dir ischt a' Leichts und werscht wohl folgn,
„Bal' i' d'r a' Fener unterleg'."

Und d' Traudl sagt nix und fragt 's Resei
Wie's geht und bischwert ihr na' zua,
Sie soll no' ruai' sey', aufs wenigscht,
So waar' er dengerscht frei ihr Bua.

Da nimmt s' ihr wohl an' Stoa' von' Herzn,
Wie gern hätt' s' ihrn Franzl gfuacht,
D'erweil hat aber dort der Loda
Als wier a' Wilder 'tho und gfluacht.

„Bal' d' jetz' nit glei' gehscht, hat er gschrie'n,
„So kent i' d'r dei' Glump da a',
„Mir müssn Pescht von' Wirth d'runt habn,
„Dees woascht du nit, es liegt viel dro'."

Z'letscht is halt d' Traudl dengerscht ganga,
Es is schon Oa's gwest bald vorbei,
Und warm halt die voller Irger,
(San hi' und her a' Stund a' drei.)

Na' wie der Tag a bißl 'graut hat,
Hat's Wetter g'schaugt als werreds schö',
Na' sagt der oa' „'S thuats nimmer länger,
„Mir müssn wohl alloani geh'."

„„Ja freili' wöhl,"" brummt na' der ander'
Und sagt zun Resei „„thua mer gschwind
„„Die Stutzn aba dort von' Ofn,
„„Damit i' s' wieder zammabind'.""

Da bringt ihm 's Resei, dees d'rum froh gwesn,
An' ganzn Arm voll, woltern schwaar,
Und aar' an' grosn Sack, so liitn',
Als wann's grad a' leichts Packl waar'.

„Schau, sagt der Schütz, bischt nit so schwach du,
„Du muaßt mit uns und helfa tragn,
„Und kimmts di' aa' a' bißl hart o',
„Bei seller Zeit muaß All's si' plagn."

Und was s' aa' sagt, nix lassn s' geltn,
'Hamm g'lacht „dees steht d'r wohl guat o'"
Und hänga ihr na' um drei Stutzn
Und muaß mit ihna so davo'.

VIII.

Wie's mi'n Franzl und sein' Kameradn ganga hat

Wie hats d' erwei' 'n Franzl ganga?
O mei'! dees lasst si' leicht d' errathn,
Er is halt 'rumq'irrt schier d' erfrorn
In' Berg dort mit sein' Kameradn.

Der Kamerad hat lang scho' 'dient g'habt
Als Pikenir, [1] a' starker Mo'
Und hat an' Bart g'habt wie der Heser,
Wo so viel g'redt is 'worn davo'.

Er is mi'n Franzl gfanga worn
Und hamm gnua Elend 'zamm d'erlebt
Und hat ma' s' weltern hi' und wieder
In den Tyrol drinn umagschleppt.

Wann s' aber aa' gar viel d' erlittn,
Daß s' frei jetz' gweit, hat dengerscht g'macht,
Daß s' Alles gern vergessn habn
Und hamm ganz schneidi weiter 'tracht'.

[1] Pikenir = Bionir

Na' ſagt der Pitenix, der Läabard,
„Jetz' müſſ' mer uns um Stecka ſchaugn,
„Es kunnt' uns leicht a' Streaf bigegna,
„Na' thaats zum „guatn Morgn" taugn."

Na' hamm ſ' a'tretn a' Paar Taannln,
Und ſan halt gſtiegn ſchö' ſtaad furt,
Und hamm dazwiſchn g'raſt't und übrall
Fürſichti' umanandag'lurt.

Jetz' wie ſ' amal ſo raſtn thäan',
So ſegn ſ' a' Steigl unterhal'
Und dees, ganz woltern hübſch verwachſn,
Is abi 'ganga in a' Thal.

Auf oamal ſagt der Franzl „da ſchau,
„Da kemma oa' dees Steigl 'rei',
„Zwoa Schützn ſan's und ſchau, a' Diendl,
„Die ſchleppt aa' Stutzn hinndrei'.

„Was mea'ſt, ha Läabard, pack' ma' ſ' tüfti',
„Die hänga ja ganz voller Gwehr,
„Da kinn' mer uns oa' z' leicha nehma,
„Wos ſellas kummn braucha mir."

„„Haſt recht, ſagt der, laß' ſ' no' ſchö' zuawa,
„„I' nimm den oan' und du den oan',
„„Sie müſſn z'nachſt bei uns da durchi,
„„An' andern Wechſl ſich i' leean'.""

Und ſchwaar ſan ber'tappt die Tyroler,
Tragt ider wohl aa' in der Hand
A' Bix, als wann ſ' ſcho' d'ra 'denkt hätta
Und daß ſ' zum Schießn waar'n in' Stand.

Wie ſ' aber 'rei jetz' ſan in's Höltzl,
So fahrn die ean' d'rauf zua mit Gschrea
So wüthi' daß die ganz d' erſtemma
Leicht 'denkt hamm, es ſan mehr als zwea.

Denn eaner is ſtaabaus glei' g'leffa,
Der ander' hätt' wohl ſchießn mögn,
Der Franzl aber ſteckt ihm eani,
Daß d' Bix und er am Boden g'legn.

Na' hätt' n' glei' d' erſchlagn der Läahard,
'S Glück, daß der Bua no' a'gwehrt hat
Und hat ihm gſagt „denk' wer uns g'holfa"
Und nimmt ihm d' Bix und Schießzeug grad.

Und kaam daß's gſchegn, ſpringt auf der Loda
Und nach den andern üb'r an' Eck,
Da hi' aa' hat ſi' gflücht' dees Diendl
Und arbet' ſi' die Stutzn weg.

Da ruaft der ea' no' „Laaf 's ſant Boarn!"
Jetz' hat ſ' ja wohl an' Stutzer tho',
Es is ja 's Kranzner-Reici gweſn,
Die gmeant hat, Ranber packn o'.

„Ja Boarn? Boarn! Gott im Himmi!“
Nix liebers hätt' s' nit hörn kinnt
Und is glei' wieder z'ruck und auffi
Und hat si' gschkeunt halt, daß s' es findt.

Und wie s' 'n Franzl na' d' erkennt hat
Und wie s' aa' der auf oamal gsegn,
Mei' Franzl mei' Resei! san s' ananda
Wie wegga, fest in Armen g'legn.

Der Löahard hat no' grad so drei'gschaugt
Und hat s' kaam ausananda 'bracht,
Sie hättn g'schwatzt ja, 'kußt und gjuchezt
Wer woaß bis eini spat in d' Nacht.

„Ja Franzll hon i' di' jez' wieder,“
„„O mei' lieb's Resei, ah die Freud'!““
So is's furtganga, wie wann s' waar'n
Daheamt in aller Sicherheit.

Wie s' na' der oa' do' mit sein' Redn
A' bißl 'bracht hat zun Verstand,
Na' erscht is's ihna wieder kemma,
Daß s' drinn no' in' Tyrolerland.

Na' san gschwind d' Stutzn gmustert worn
Und die s' nit braucha kinnt, versteckt
Und na' san s' furt und ganga fleißi'
Wo mögli' sicher und verdeckt.

Zum Troſt hat ne' verzählt aa' 's Reſei
Be' geſtert, daß der oa' hat gſagt,
Die Bearn hätta die Tyroler
Bis zu der Scharnitz aufigjagt.

Na' hamm ſ' aufs Neui gheßt und hat ſ' aa'
Nit weiter 'was Verdächtigs gſpürt,
Bis ſ', ſche' am Abend, von an' Boiva,
Der z'nachſt am Weg gweſt, ſchießn a'hört.

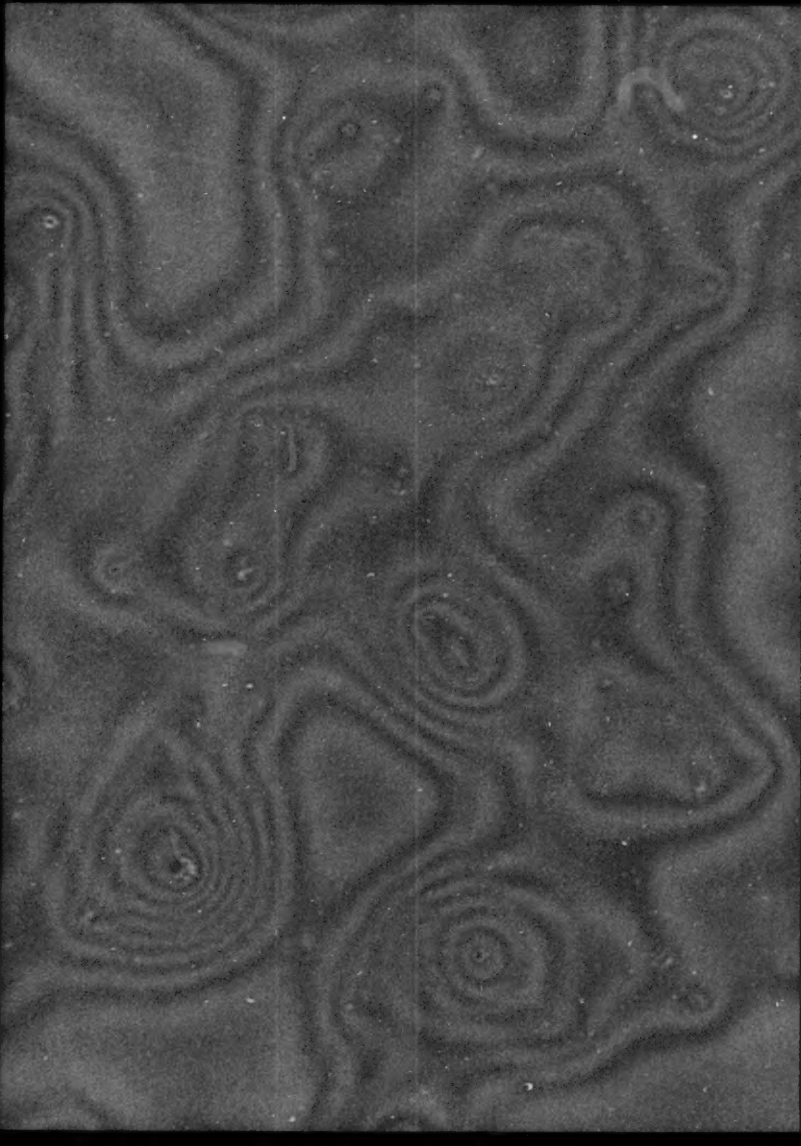
Da birſcht der Franzl mit 'n Läabard
Gar ſtill vore vom' Dickat 'raus
Und ſchrei'n auf eamal „Heilauf beariſch!"
Und juchezn in d' Lüftn 'naus.

Hamm Oberndorfer Jäger gſegn,
Die 'rübergſtroaft vo' Mittewald,
Und juſt verſprengt hamm etli' Bauern —
Die hamm ſ' mit Freud empfanga halt. —

Und etli' Täg', ja ſan ſ' in Ettal
Glückſeli', in der Heamet, gweſt,
Der Krieg hat ſelm an' End aa' gnumma,
Dees hat ne' 's Reſei ganz d' erlöſt!

Und d'rauf a' Jahr hamm ſ' Hochzet ghaltn,
Je d' Traudl kemma aa' dazua
Und 's bravi Burgei und der Läabard,
Da is wohl gſchaugt und gfragt wern auna.

Und hat aa' Mancher oft no' g'schelten
Und daß er kean' Tyroler möcht',
Se hamm s' de' All' seitdem gern zugebn:
D' Tyrolerinna die waarn recht.



Gedichte

hochdeutsche

von

Franz von Kobell

München.

Literarisch-artistische Anstalt

der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

1852.

105 F

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Seiner Majeſtät

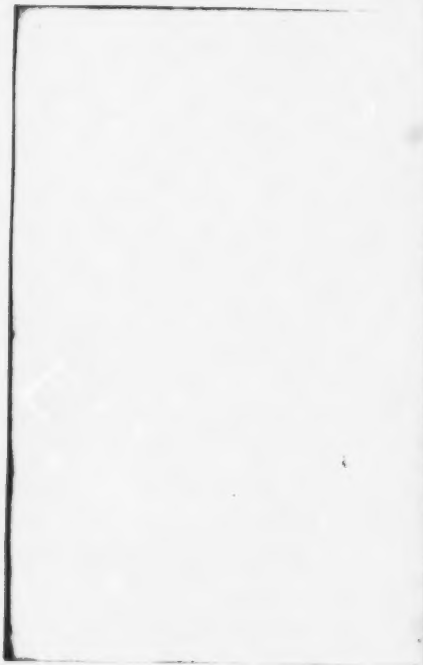
dem

König Maximilian II. von Bayern

in tiefſter Ehrfurcht

gewidmet

vom Verfaſſer.



Inhalt.

	Seite
Erste Liebe	1
Dichterberuf	3
Der Frühling	4
Die Farben	6
Das Auge	8
Die Rose	10
Das Lichtlein	11
Der Baum und die Quelle	13
Die Zeichen	15
Die Erde	18
Schlummerruf	20
Melancholie	21
Roth und todt	22
Romanze	25
Schloß Lichtenstein	27
Die wilde Maid	28
Die Nonne	30
Die Braut	32
Der Bergknappe	34
Romanze	37
Der W[illegible]rin	40
Die Lerche	42

Liebeslieder.

	Seite
Liebesglück	44
Das Geschenk	46
Täuschung	48
Die Eine wie ich meine	49
Verwahrung	50
Verrath und Liebesklage	51
Liebesahnung	54
Und hättest du die Rose nie geschaut	56
Rachelust	57
Träumen	58
Die Blumen	60
Der Sänger	61
Des Sängers Leid	63
Sprüche	66

Jagdlieder, Waidsprüche ꝛc.

Aus dem Jägerleben	68 — 76
Der Jäger	77
Waidsprüche	79
Hirschjagd	81
Waidsprüche	86
Gemsjagd	88
Waidsprüche	91
Jägerlied	93
Waidmanns Schmuck	95
Jägerlied	96

Weinlieder.

Ein Kentq ist der Wein	98
Sprüche	100

	Seite
Trinklied	101
Sprüche	103
Weinlied	105
Sprüche	107
Waſſer und Wein	109
Der Becher und ich	111
Becherſprüche	113—116
Der Heliken	117
Der Traum	119
Räthſel	121
Am Meere	122
Andachtsgefühl	123
Vom frohen Lied	126
Außen und Innen	128
Gott die Ehre	130
Vertraue	132
Sonette	136—140
Die Nacht	141
Das Räthſel	144
Auf Allerheiligen	146
Wechſel	147
Die Vöglein ſingen ſo hell	148
Freude und Leid	151
Buntes	153—158
Zu früh, zu ſpät	159
Auf Manchen	160
Glücklichern	161
An K. G.	162
An Jenny Lind	163
Sterbanela	164

Seite
Die Boten 165
Waldlust 167
Das Lied und der Wanderer 169
Gleichnis 171
Columbus 172
Resignation 174
Völkerleben 176
Hausmittel 178
Greiweis 181
Auf der Ueberfahrt nach England 187
Erinnerungen aus Griechenland.
1. Vom Schiffe Hydriotes 185
2. Salamis 187
3. Corinth 189
4. Athen 191
5. Aegin- 193
6. Mauromichalis 196
Auf der Wanderung 199 — 210
Des Reiters Rosse 211
Der Gourmand 213
Bordeaux Lafite 216
Scherze bei den Münchner Linnäusfesten 217 — 222

Erſte Liebe.

Ich kannt' ein holdes Mädchen,
Sie nannten's Poeſie,
'S war meine erſte Liebe,
Ja die vergeß' ich nie.

'S war meine erſte Liebe
Noch in des Lebens Mai,
Ihr diente ich ſo gerne,
Ihr ſchwur ich ew'ge Treu.

Ich hielt ſie oft umfangen
Berauſcht in ſüßem Scherz,
Wir athmeten zuſammen,
Als hätten wir ein Herz.

Wir ſangen und wir ſchwärmten
In ſel'gen Träumerei'n,
Und ſetzt zu ihren Feſten
Lud uns die Freude ein.

O damals war kein Himmel
Zu ferne und zu weit,
Es waren ſchöne Tage,
War eine ſchöne Zeit.

Nicht aber ſo beſtändig,
So treu war ſie wie ich,
Trotz aller meiner Bitten
Gar oft verließ ſie mich.

Gar manche trübe Stunde
Verſeufzt' ich ohne ſie,
Und doch, beim Wiederſehen
Ich alles gern verzieh.

Und bin ihr treu geblieben
Seit jenem goldnen Mai,
Mag ſie auch Andre lieben,
Ich halte meine Treu'.

Dichterberuf.

Ich liebe zu ſingen von Liebe und Wein,
Von fröhlichem Jagen und Wandern,
Vom Weltſchmerz zu dichten und ſeiner Pein,
Das laſſe ich gerne euch Andern.

Ein fröhliches Lied iſt ein blühender Baum,
Iſt Duft von blumigen Auen,
Doch Wolken vergleich' ich elegiſchen Traum,
Die trüb' am Himmel zu ſchauen.

Was ſingt Ihr ſie noch mit dem Trauergewand
In des Hauſes friedliche Kammer,
Es walte der Zauber in Dichters Hand
Für die Freude und nicht für den Jammer.

Er ſpende die Roſe bei Sturm und Schnee
Und heiße die Wetter vergehen,
Was Liebes begraben im Erdenweh,
Soll neu ſeinem Winke erſtehen.

Der Frühling.

Der Frühling kommt, der holde Knabe,
Es ſingen ſich's die Finken zu;
Es lauſchen junge grüne Blätter
Dem Sang in ſtiller Waldesruh'.

Den Feldern kündet es die Lerche,
Den Auen murmelt es der Bach
Und tauſend ſchmucke Blümlein hören's
Und leben auf und werden wach.

Der Frühling kommt, ſein Strahlenherold
Iſt lichtgekrönt der Sonne Schein,
Im Baldachin des blauen Himmels
Begrüßt von Jubel zieht er ein.

Wohl iſt's die Jugend, die ihn feiert,
Beſchenkt von ſeiner reichen Luſt,
Doch ſchwärmt ſie gleich dem Schmetterlinge
Und ſchlürft den Nektar unbewußt.

Wenn aber fern die Jahre wandeln
Von jener jungen ſchönen Zeit,
Dann ſind die lieben erſten Blumen
An Reizen höher noch geweiht.

Dann lebt ein Bild in ihren Blättern
Von ſel'gen Tagen, die dahin
Und längſt geſtorbne ſüße Träume
Fühlſt du an dir vorüberziehn.

Und ob die Nacht den Tag verfolge
Und viel der Trauer dieſe Welt,
Des Frühlings Zauber ſcheucht die Wolken,
Wenn er die Blüthenfeſte hält.

Wenn tröſtend ſtets er wiederkehret,
Wo keinen Troſt das Herz mehr ahnt
Und freundlich für des Lebens Abend
An ſeinen ſchöner'n Morgen mahnt.

Die Farben.

Ich liebe Grün, es iſt die Farbe
Des jungen Walds, der jungen Flur.
Es iſt der Hoffnung friſche Farbe,
Bin glücklich, darf ich hoffen nur.

Ich liebe Blau, es iſt die Farbe,
Die in den Himmel eingewebt, —
Es iſt der Zauber ihres Auges,
In dem mein ganzer Himmel lebt.

Ich liebe Roth, den Gruß des Lichtes,
Wenn es dem Tag entgegenglüht,
Auf ihren Lippen, ihren Wangen
Sind rothe Roſen aufgeblüht.

Ich liebe Weiß, den Schmuck der Lilie,
Der Unſchuld Bild, wie ſollt' ich nicht,
Ich liebe ja die treue Seele,
Die aus den ſchönen Zügen ſpricht.

Ich liebe Schwarz, mit seinem Schleier
Verhüllt die Liebe still die Nacht.
Und schwarz sind jene reichen Locken,
Die mich zum Sklaven ihr gemacht.

Auch lieb' ich Geld, doch nur am Golde,
Und solches fehlet ihr allein.
Ach dürft' ich ihr ein Ringlein schenken,
Es sollt' vom reinsten Golde seyn.

Das Auge.

In den Augen liegt das Herz,
In die Augen mußt du ſehen,
Willſt die Mädchen du verſtehen,
Werben um der Liebe Scherz.

Merke, was das Auge ſpricht,
Ja das Auge mußt du fragen,
Was mit Worten ſie dir ſagen,
Freund, das iſt das Rechte nicht.

O es iſt ein lieblich' Spiel,
Wenn die Augen ſich belauſchen,
Forſchend ihre Blicke tauſchen,
Keine Rede ſagt ſo viel.

Sonnenlichtes Farbenſchein
Kündet ſich dir im Juwele,
Farben aus dem Sitz der Seele
Zeigt das Auge nur allein.

Wenn es ſchwärmt und wenn es lacht,
Wenn es ſchüchtern freundlich bittet,
Liebend ſtrahlt und feingeſittet,
O wie ſchön 's die Mädchen macht!

Drum verletze frevelnd nicht,
Schenk' das Auge dir Vertrauen,
Kannſt den Himmel ja nicht ſchauen,
Trüben Thränen dort das Licht.

Mag die Sternwelt untergehn,
Will darüber wenig rechten,
Darf ich nur in ſtillen Nächten
Liebchens Augenſterne ſehn.

Die Roſe.

Was ſehnſt du nach der Sonne dich,
Du Roſe jung und ſchön
Und ſtrebſt empor und müheſt dich
Hinauf nach ihren Höhn.

Sie zieht dich an mit falſchem Blick,
Wärmt dir die Wangen roth,
Und willſt du dich darüber freun,
So wärmt ſie dich zu Tod. —

Was ſehnſt du nach der Liebe dich,
Du Herz mit heißem Flehn,
Gieb Acht, es kann der Roſe gleich
Dir Leid dabei geſchehn.

Das Lichtlein.

Lag müde auf dem Lager,
Streckte die Glieder zur Ruh,
Sah dem freundlichen Brennen
Meines Lichtleins zu.

Hatt' nicht lange zu brennen,
Wollt's doch einmal sehn,
Wie's vielleicht beim Sterben
Mag dem Lichtlein gehn.

Und es währt nicht lange,
Trüb das Lichtlein brennt,
Brannte immer trüber,
Jetzt ist's wohl am End'.

Jetzt ist es erloschen,
Nein, ein Fünklein wacht,
Glüht noch einmal heller,
Und nun ist es Nacht.

Dieſes Hellerglühen,
Eh' der Funke ſtarb,
War's, was mir mit Sinnen
Jene Nacht verdarb.

Der Baum und die Quelle.

Ein Baum in Jugendblüthe
Liebt eine Quelle fein,
Warf oft in ihren Sprudel
Zum Scherz ein Blatt hinein.

O möchte sie's behalten,
Sein Wunsch erwartend spricht,
Doch immer schickt sie's weiter,
Als liebte sie es nicht.

O könnte er doch sehen
In's Herz der Zauberin,
Ob sie sein Bild bewahre,
So kümmerte es ihn.

Doch jene gar beweglich
Verrieth nicht eine Spur,
Daß freundlich sie ergeben
Dem Könige der Flur.

Da ſah der Baum in Sehnen,
Sah trauernd von der Höh',
Denn hoffnungsloſe Liebe
Thut jungem Blute weh.

Doch als am End' des Jahres
Die Quelle eiſig ſtarr,
Sah er in ihrem Spiegel
Sein Bildniß rein und klar.

Sah drinnen tief im Herzen
Gar manch geſchenktes Blatt,
Das ſtille ſie und heimlich
Einſt dort verborgen hat. —

Darf's Mancher erſt erfahren,
Wenn 's Liebchen auf der Bahr',
Wie tief in ihrem Herzen
Für ihn die Liebe war.

Die Zeichen.

Ich ſah eine Möve ziehen
Weit glänzend über's Meer,
Sie zog mit leichten Schwingen
Vor fernen Wolken her.

Mit luſtig ſchnellem Wiegen
Den Aether ſie durchſchnitt.
Du lilienweißer Bote
Du bringſt wohl Gutes mit!

Doch als ſie fortgezogen
Da brauste dumpf die See,
Da ſtieg auf drohenden Wogen
Ein Wetter in die Höh'.

Da kamen wildſtürmende Fluthen
Und ſchlugen ans zitternde Land
Und ach! eines Jünglings Leiche
Die warfen ſie an den Strand.

Du armes junges Leben,
So ſchnell dahin die Luſt,
Kein Sehnen, Lieben, Hoffen
Bewegt ihm mehr die Bruſt. —

Ich ſah den Tag verglühen
In roſigem Abendſchein,
Ein Stern erſchien am Himmel
Als wollt er dran ſich freu n.

In ſeinem Silberglanze
Stets ſchöner ſtrahlte er
Sowie die Nacht ſich lagert
Mit ihrem Schattenheer.

Ein Troſt ſo manchem Herzen
Das auf der Erde litt,
O Stern, ſo ſtill und freundlich,
Du bringſt wohl Gutes mit!

Und nach dem Abendſiegen
Noch läutet Einer ſpät,
Er läutet ein banges Glöcklein,
Das durch die Seele geht:

Du lieber Gott, die Töne,
Ach ſie ſind wohl bekannt —
„Es liegt eine Braut im Sterben,
Das Kreuz in der bleichen Hand.“

Wo sind die Hochzeit-Rosen,
Ihr liebend zugedacht?
Sie blühten dem Todtenkranze —
Sie starb in jener Nacht.

Und dennoch willst du träumen
Mein Herz und ruhest nicht
Und glaubst an gute Zeichen
Die dir der Traum verspricht,

Und schmückst die nächste Stunde
Mit schönen Bildern aus
Und pflückest künft'ge Blumen
Und bindest sie zum Strauß?!

O wolle nie erwachen
Bis an den Sternen dort,
Begrüße deine Zeichen
Und träume glücklich fort!

Die Erde.

Im weiten Aether ſchreitet ſtolz die Erde
Und lichtumwoben iſt die hohe Bahn,
Es kündet eine Herrin die Geberde,
Ihr Adel iſt kein trügeriſcher Wahn,
Der da befahl und wollte daß ſie werde,
Er fügt' ihr königliche Zeichen an,
So wallt ſie hin am reichen Himmelsbogen
Und die gewalt'ge Zeit hat ſie erzogen.

Zu guter Stunde läßt ihr Haupt ſie ſchmücken
Mit Blumen die der Frühling treu bewacht,
Und ſoll ihr Unmuth drohend niederdrücken,
So hüllt ſie ſich in die Gewitternacht,
Die Sonne ſchwebt, will glänzend ſie entzücken,
Als eine Krone über ihrer Pracht,
Das Abendroth dient ihr zum Purpurkleide,
Der Gletſcher Eisjuwel iſt ihr Geſchmeide.

Und ſieh' in ihren Gärten iſt zu ſchauen,
Als wenn das Buntbewegte ihr gefiel,
Ein ſeltſam wirres Treiben durch die Auen,
Ein ängſtlich' Ringen, nach verſchiednem Ziel,
Im Sand ſiehſt du es mühen ſich und bauen,
Was iſt's um dieſes räthſelhafte Spiel? —
Das ſind die Menſchen, die um's Leben rennen,
Sie ſind's die ſich die Herrn der Erde nennen.

— Es regen ſich in Millionen Sphären
Die Rieſenglieder der Unendlichkeit,
Was ſie bewegt, was alle ſie begehren,
Was ihre ew'ge Harmonie gereiht,
Nie wird es ein vergänglich Weſen lehren,
In jenes Thun iſt keines eingeweiht, —
Das iſt die Welt, das ſind die ernſten Zeugen
Des großen Einen, dem ſich Alle beugen.

Und ſieh' in jenem Ocean der Sterne
Wogt eine Perle, du erkennſt ſie kaum,
Ein Samenkörnlein, das in blaue Ferne
Der Sturm getragen durch der Lüfte Raum,
Das iſt die Erde, welche du ſo gerne
Das Ganze wähnſt, o Menſch, in deinem Traum.
Was biſt nun du, wie auch dein Hochmuth ringe,
Was willſt du gelten noch im All der Dinge!

Schlummerruf.

O komm' und ſteige herab
Du Schlummer, ich flehe dich.
Es iſt ſtille wie im Grab,
O komme und tröſte mich!

Wenn ich viel geſcherzt und gelacht,
Wohl wiegteſt du ſchnell mich ein.
Bringt bangen Kummer die Nacht,
Da willſt du nicht nahe ſeyn.

Du weilſt ja bei Todten ſo gern,
Was ſcheuet den Kranken du,
O bleibe nicht länger fern,
Und ſchließ' meine Augen zu.

Melancholie.

Ein kalter Wind durchweht die Nacht,
Viel' düſtre Wolken ziehn,
Sie ziehn in ſtiller Trauertracht
Am weiten Himmel hin.

Ein Fleckchen dort iſt frei allein
Und ſchimmert freundlich mild,
Da zeigt der Erde ſilberrein
Ein Stern ſein ſchönes Bild.

Die Wolken ſpiegeln ſich ſo treu,
So trüb in meiner Bruſt,
Warum doch fehleſt du dabei
Du Stern mit deiner Luſt?

Roth und todt.

Es liegt vor der Feſtung der Feind
In wildem Treiben und Drängen,
Es gilt die Schanzen zu ſprengen.
In dunkler Nacht
Sind die Gräben gemacht,
Sind die Pulverkammern bereit,
Wann iſt's Zeit?
„Wenn die Sonne den Tag verkündet,
„Dann langt nach der Lunte und zündet!“ —
Und hoch auf der Warte über dem Grab
Geht eine Schildwach' auf und ab,
Ein junger Burſche, der denkt nach Haus.
Wär' ſo gern aus der Feſtung draus',
Denkt wehmüthig heim, wie's dort mag ſtehen
Und wann er ſein Liebchen wird wiederſehen,
Und er ſtarrt hinaus in die dämmernde Ferne,
Dort leuchten der Heimath die friedlichen Sterne.

Da grau't der Tag und es frägt ein Mann
Tief unten,
„Glühn die Lunten? —
„Legt an!“ — — —

Es ſtürzt in [illegible]vorgenem Schlund'
Ein wildes Waſſer zum Grund,
Mit dumpfem Getoſ'
Füllt's eine Höhle weit und groß,
Und nahe im Berg tönt ein Hammerſchlag,
Wer da in der Tiefe wohl hämmern mag?
Wer wagt es, wenn mit grauſem Gewicht
Das Waſſer die Felſenwände durchbricht?
Ein Knappe ſchlägt an das naſſe Geſtein,
Er ſchlägt im Takt bei der Lampe Schein,
Mit fröhlichem Muth und im Herzen Ruh'
Singt er ein Bergmannslied dazu.
Bei ſeinem Glückauf in der Todeswelt
Klingend ein Stein um den andern fällt,
Klingend ein Stein um den andern bricht,
Da ziſcht's aus den Klüften an ſein Licht,
Es wankt die Wand
Wo er ſtand — —

Jäger, wohin bei Sturm und Wind?
„Heim zu Weib und Kind“ —
Iſt der Weg ſo weit
Und es wettert und ſchneit.
Auf dem Berg, wo er geht,
Kein Schirmbaum ſteht,
Von Felſen zu Felſen ſteigt er, gieb Acht,
Schlimm wirds, wenn dich erreicht die Nacht!
Und er eilt, doch jetzt bleibt er ſtehn,
Soll er über den Schneehang gehn,
Hängt ſo gefährlich, jäh' und ſchief,
Unten der Wildbach grauſig tief.
Prüft einen Tritt,
Einen kühnen Schritt,
Kennt ja den Steig und iſt ihm nicht bang,
Doch mitten im Hang
Gleitet der Schnee unter ihm, er fällt,
Nichts iſt, was ihn hält! — —

Und einem Andern der Morgen graut,
Daß er das Liebchen ihm bringt zur Braut,
Und einen Andern glücklich und reich
Zaubert im Berge des Hammers Streich,
Und einen Andern hat Sturm und Nacht
Fröhlich zum Herde der Seinen gebracht!

Romanze.

Stand oft ein Fräulein, der Roſe gleich,
Und ſah von der Burg in des Meeres Reich,
Sah ſorglos hinaus und ohne Beben
Die fernen Wogen ſich ſenken und heben.
Und es hatte die Roſe ein Jüngling geſchaut,
Der diente um ſie als um ſeine Braut
Und diente und duldete manches Jahr,
Doch das Fräulein der Minne gar abhold war.
Da redet er einſt und ſagte zu ihr,
Eine Bitte gewährt dem Flehenden mir,
Es iſt mir das Herz ſo krank ſo weh,
Da ich euch meine Liebe nicht theilen ſeh',
Und möcht' ich es wiſſen, wie ihr denkt,
Und wie euer Sinn mein Schickſal lenkt.
Drum findet euch morgen am Söller ein,
Erglüht der Himmel im Abendſchein,
Ich reite vorüber den Weg an's Meer
Und ſeyd ihr mir gut, ſo erfüllt mein Begehr.

Doch wenn mich verſchmäht euer Augenlicht,
So zeigt euch dem Reiter am Abend nicht.
Und er ging gar bange um jenen Tag
Und wie ihm am Abend geſchehen mag. —
Und das Mägdlein am Söller verborgen lauſcht
Und das Meer in gewaltigen Wogen rauſcht.
Und die Sonne ging unter, da reitet er an,
In zögerndem Schritte meſſend die Bahn
Und glühende Sehnſucht erfaßte ihn
Und er ſchaute mit Wehmuth zum Söller hin.
Doch es zeigt keine Maid ſich am Fenſter dort,
Es winkt ihm kein Tuch, es grüßt ihn kein Wort,
Da ſpornt er den Rappen und jagt an's Meer,
Wo die Brandung brauſt mit Schrecken daher,
Und er jagt mit dem Roß in des Waſſers Grau'n,
O könnt' er noch einmal zum Söller ſchau'n,
Dort jammernd die Maid mit den Armen winkt,
Doch die Welle verhüllt ſeinen Blick, er ſinkt. —
Stand oft das Fräulein und ſah gar bleich
Vom Söller hinaus in des Meeres Reich
Und ſah mit Thränen und innerem Beben
Die fernen Wogen ſich ſenken und heben.

Schloß Lichtenſtein in Schwaben.

1.

Willſt du ſchau'n den Lichtenſtein,
Laß den Mond die Stunde weihn,
Wenn die Mitternacht umfängt das Land,
Ihr Zauber drauf den Schlummer gebannt,
Dann ſteigt aus den Gräbern vergangene Zeit,
Dann ſchimmert im Mond ihr edles Geſchmeid,
Dann flüſtert's von Erker und ſchwindelnder Zinne,
Erzählend von Helden, von Treue und Minne.
Dann weht dich an wehmüth'ger Klang,
Das leiſe Echo von einſtigem Sang,
Und über die Wälder und Hald' und Haid'
Wohl zieht ein Traum von Kampf und Gejaid,
Und ſeltſame Bilder weben ſich ein
Und bewegen das Herz und die Seele dein. —
Dann weißt du, was der Lichtenſtein

2.

Die wilde Maid.

Auf der Hillhalde, verworren in Leid
Haust dort im Walde die wilde Maid.
Funkelt im dämmernden Tag der Thau,
Kommt sie heraus auf die grüne Au,
Pflückt sich die schwanken Blumen und meint,
Den Thau den habe ihr Auge geweint.
Sie kränzt sich das Haar und kehrt zurück,
Auf den mooſigen Pfad gesenkt den Blick,
An der Mulde des Hangs ein Waſſer ruht,
Das sucht sie auf, das kennt sie gut
Und schaut dann über das Schilf hinein
Und dünkt sich nun eine Braut zu seyn,
Und fängt zu singen an und singt,
Daß es einem durch die Seele dringt,
Es iſt ein Lied von Lieb' und Treu
Und dann iſt's als bräch' ihr das Herz dabei.
Da rauft sie die Blumen vom glänzenden Haar
Und wieder beschaut sie den Spiegel klar
Und eilt dann fort in den Waldesgrund
Wie ein ſterbendes Reh vom Schuſſe wund

So treibt es ach! verworren in Leid
Auf der Hillhalde die wilde Maid.
Und willſt du es wiſſen, was ſchuld daran,
Das hat ihr treuloſe Liebe gethan.

Die Nonne.

In einen duftenden Garten
An düſtrer Kloſterwand
Vom Fenſter ſchaut eine Nonne,
Einen Lilienſtrauß in der Hand.

Sie ſchaut nicht fröhlich hinunter,
In's ſchwarze Kleid gehüllt,
Und blüht doch im Schmucke der Jugend,
Was hat ſie mit Gram erfüllt?

Das farbige Leben da unten
Im warmen ſonnigen Licht,
Das iſt ihr zum Herzen gedrungen,
Dran dachte ſonſt ſie nicht.

Das Singen und Summen im Freien,
Die bunt ſich regende Luft,
Sie fühlt es zum erſtenmale
Und es ward ihr ſo weh' in der Bruſt.

Und als ſie das Auge gewendet
Zu dem bleichen Lilienſtrauß,
Zu des Kleides kalter Trauer,
Da ſieht ſie nicht mehr hinaus.

Und kniet und ringt im Gebete
Und mit Thränen netzt ſie den Strauß,
Ach draußen der blühende Garten
Und ſie — im todten Haus! —

— — Es ſchwätzen müßige Weiber
Von einer jungen Maid,
„Sie iſt in's Kloſter gekommen,
„Das war eine Herrlichkeit,

„Es jubelten Vater und Mutter
„Vom Glück für das junge Blut,
„Dort iſt ſie verſorgt und geborgen,
„Wie geht ihr's dort ſo gut!“

Die Braut.

Es nähte ein Mädchen die ganze Nacht
An ihrem Hochzeitkleid
Und als der Morgen war erwacht
Ward ihr so weh, so leid.

Sie wußte nicht wie ihr geschah,
Sie hatte sich so gefreut
Und jener Tag, nun war er da,
Ob sie es wohl bereut?

Doch nein, sie hob zum frommen Dank
Die Blicke himmelwärts,
Aus unbekannter Quelle sank
Das Bangen in ihr Herz.

Mit Thränen sah den Kranz sie an,
Den Schmuck für's schöne Haar,
Flocht oft mit stillem Sehnen dran,
Wenn er für Andre war.

Nun ſchien kein Reiz von ihm zu wehn
Und war ihr im Gemüth
Als müßte ſie zu Grabe gehn,
Wenn jener abgeblüht.

Und wie ſie ſo mit ſeiner Zier
In Wehmuth ſinnend ſtand,
Da zeigt ein Wunderbild ſich ihr
Im Spiegel an der Wand.

Da ſchaute eine Roſe ſie.
Die ſproßte ſchnell empor.
In edler Farbenharmonie
Kam Blatt um Blatt hervor.

Und als die Knoſpe war gereift,
Da flog zum Gartenplan
Leicht wie die Morgenröthe ſtreift
Ein Engelkind heran.

Und bricht die Blume die ſo ſchön
Und trägt zum Himmel ſie,
Ihr Auge folgt den fernen Höhn,
Solch Traumbild ſah ſie nie.

Und wie das Bild im Spiegel ſchwand
Und jene Roſe roth,
Da ſank ſie an die Wunderwand
Mit ihrem Kranze todt.

Der Bergknappe.

Es liegt eine Grube im Erzgebirg,
Da fährt kein Bergmann ein,
Ob auch dort unten brechen ſoll
Gar edles Ganggeſtein.

Dort fuhr einmal vor grauer Zeit
Ein junger Knappe ein,
Verſchrieb dem Teufel Leib und Seel',
Wollt' ſilberreich nur ſeyn.

Doch ſilberreich, wie keiner wohl
Auf Erden jemals war,
So macht' er's mit dem Teufel ab,
Auf ſeines Heils Gefahr.

Der Teufel wollte lang nicht dran,
Sein Vortheil ſchien zu klein,
Doch endlich ging er und auf's Wort
Den argen Handel ein.

Da fuhr der Knappe in den Schacht,
Ins dunkle Silberhaus
Und ſucht' ſich da die ganze Nacht
Die reichſten Stufen aus.

Und wog und wählte hin und her
Und prüfte überall,
Dann überſchauend raſtet er
Und werthet das Metall.

Und ſieh'! da rieſelt aus dem Fels,
Wo er ermüdet ruht,
Ein dünner Strahl der war ſo roth,
Als wär' es lauter Blut.

Und wie er ſieht und wie er ſtaunt,
Da werden die Füße ſchwer,
Er fühlt und fühlt ſie ſilberkalt
Und fühlt ſie blutesleer.

Und wuchs in ſeinen Adern drinn
Fein-Silber ſchnell heran,
Wuchs wie die rothe Quelle floß
Und füllt' ſie alle an.

Da war er wohl gar ſilberreich
Und war doch ſchrecklich arm,
War ſelber ſein gewünſchter Schatz
Und doch das Herz nicht warm.

War reich, wie keiner auf der Welt,
Und keiner war ihm gleich,
Und war dabei so schwer und starr,
So silberfarben bleich.

Da hat denn auch der Teufel bald
Die Seele mit sich fort
Und oft noch kommt zu schauen er
Die Silberleiche dort.

Und weilt nicht fern ein guter Geist,
Der hält gar ängstlich Wacht
Und ruft, so oft ein Bergmann naht:
Steig' nicht in jenen Schacht.

Romanze.

„Leb' wohl du Maid, die mir ſo lieb,
Muß fort ins tobende Feld,
Muß weit die Waffen tragen
Und für den König mich ſchlagen."

„„Ach Liebſter, weinte das arme Kind,
Wann kehreſt du wieder heim,
Wann werde ich wieder dich ſehen
Und wird dir kein Unglück geſchehen?

„„Und wirſt du da draußen im fernen Land
Noch immer der meinige ſeyn,
Wirſt mir deine Treue bewahren
Und Liebe in allen Gefahren?""

„Ich kehre treu wie heute zurück
Noch eh' daß der Winter ſich naht,
Noch ehe die Roſen und Nelken
An deinem Fenſter verwelken."

So zog er hinaus zum wilden Krieg,
Zog fort in's feindliche Land,
Hat weit die Waffen getragen,
In blutiger Schlacht sich geschlagen.

Und als der Herbst herangenaht,
Da war des Schlagens ein End,
Da konnte er heimwärts kehren
Und mocht' es ihm Keiner verwehren.

Doch kehrte er nicht und ging nicht heim,
Dieweil es ihm draußen gefiel,
Hatt' in unseligen Stunden
Ein neues Liebchen gefunden.

Da kam der Winter eisig und kalt,
Ihn mahnte das dürre Laub
Und kam seiner Seele ein Bangen
Und heimwärts ein heißes Verlangen.

Da reitet er heim, ritt Tag und Nacht,
Und dachte vergangener Zeit
Und dachte mit Thränen und Reue
Der Sünde gebrochener Treue.

Und als er kam zum bekannten Haus,
Wo sonst sein Himmel gewohnt,
Und als er zum Fenster gesehen,
Da wollt' ihm das Auge vergehen.

Da ſahen eiſige Blumen heraus
Und Blätter gar bleich und kalt.
Drinn' war ſein Liebchen geſtorben
Und Roſen und Nelken verdorben.

Der Wunderſtein.

Ein Mägdlein ſaß am grünen See,
Mit Herzenleid und Liebesweh,
Im ſchönen Auge ſtille Thränen
In den Gedanken trauernd Sehnen

Ein Jüngling, dem ſie zugethan,
That ihr ſo großes Leiden an.
Er hatte nie nach ihr geſehen,
Wollt' ihre Sorge nicht verſtehen.

Und fiel ihr eine Sage ein,
Es gebe einen Wunderſtein,
Der zöge an die ſpröde Liebe,
Daß ewig ſie gewonnen bliebe.

Da ſah ſie nach den Steinen hin
Die arme junge Träumerin,
Ob keinem ſey die Zaubergabe,
Das kranke Herz ihr keiner labe.

Und mancher glitt durch ihre Hand
Vom ſonnig warmen Ufersand,
Doch troſtlos ſchaute ſie nicht einen,
Der wunderreich ihr mochte ſcheinen.

So warf ſie alle wieder fort,
Verzweifelnd an der Sage Wort,
Und ſieh, im Farbenglanz der Roſe
Entſchwebte einer leicht und loſe.

Und als er fiel zum ſtillen See,
Da tauchten Blumen in die Höh',
Die Wellenringe, die ſich zogen,
Es waren ſchöne Regenbogen.

Und ſchwimmend leuchtete der Stein.
Da ſtürzt ſie zitternd ſich hinein,
Doch als ſie nah dem Zauberfunde,
Sank er mit ihr zum tiefen Grunde.

Die Lerche.

Sie trugen zum Kirchhof ein Mädchen hin,
Es wallten die ſchwarzen Fahnen,
Ein dumpfer Trauerchor begann,
Des Ganges Ernſt zu mahnen.
Sie ſenkten den Sarg zur Grube tief,
O Herr, es war dein Wille —
Nun kniete Alles im Gebet
Und ringsum ward es ſtille.
Es war ſo ſtill, in Wehmuth ſah
Der Blick zur Erde nieder,
Die Blume, die ſo kurz gelebt,
Kein Maien bringt ſie wieder. —
Da ſchwebt eine Lerche über das Grab,
Sie ſchwingt ſich leicht und leiſe
Und wirbelt nun zum Himmel auf
Und ſingt ihre liebe Weiſe.
O Lerche, thränenfeucht das Aug',
Wie lauſcht' ich deinen Tönen.

Sie klangen als wollten ſie das Herz
Mit ſeinem Leid verſöhnen.
O Lerche, die vom Frühling du
Als Bote bringſt die Kunde,
Gedeutet hab ich mir dein Lied
Zum Troſt in jener Stunde.

Liebeslieder.

Liebesglück.

Geh' ich von meinem Liebchen
Nach Haus' in ſtiller Nacht
Und denk, wie ich ſo ſelig
Den Abend zugebracht,
Wie ich bei ihr geſeſſen
So traulich und ſo nah,
Und wie ihr ſchönes Auge
So freundlich zu mir ſah:
Dann wogt in meinem Herzen
Unendlich ſüße Luſt,
Die Welt möcht' ich umarmen
Und drücken an die Bruſt
Und möchte laut es rufen
Hin in die ſtille Nacht,
Wie wonnig meine Liebe,
Wie reich ſie mich gemacht.

Doch manchmal in dem Jubel,
Da fällt mir bange ein,
Der Glücklichen auf Erden,
Nicht viele sollen's seyn:
Dann bete ich verstohlen
Zum Sternenhimmel hin:
O werde mir nicht böse,
Daß ich so glücklich bin!

Das Geſchenk.

Sie ſchenkte mir eine Roſe
Ihr ſchönes Blumenbild,
Wie ſie ſo freundlich blühend
In Farben friſch und mild.

O holde Roſe erzähle
Und ſage ob ſie mir gut,
Du Glückliche haſt ja vertraulich
An ihrem Herzen geruht.

Du haſt mit den zarten Blättern
Geathmet in ihrer Luft,
O hauche ihre Gedanken
Zu mir in deinem Duft.

Ob ſie mein Auge verſtanden,
Kommſt du als Bürge von ihr,
Ob ſie es gerne verſtanden,
Ich bitte geſteh' es mir.

Hab' einſt ein Mährchen geleſen,
Es gäb' einen Taliſman,
Der deute die Miene der Blumen,
Ich denke gar oft daran.

Ich wollte ja gerne es laſſen
In aller Herzen zu ſehn,
Nur dieſe vielliebe Roſe,
Die möchte ich verſtehn.

Täuſchung.

Oft hab' ich ſehnend geträumt,
Auf einer Inſel zu ſeyn,
Umwegt von tobender Fluth,
Ganz einſam und allein.

Doch wenn's eine Weile gewährt,
So träumt' ich immer dazu,
Es käm' ein geſtrandet' Schiff
Und auf dem Schiff wärſt du.

Und brächteſt die Liebe mit,
Eine treue Liebe für mich,
Wie ging's da blumig und ſchön
Und ich vergötterte dich. —

Wohl hab' ich die Inſel geſehn,
Wohl war ich allein auf ihr,
Doch kam kein geſtrandet' Schiff
Mit deiner Liebe zu mir.

Die Eine, die ich meine.

Wie so schön erglüht die Rose,
Grüßt sie aus der Blätter Schooße
Jungen Tages ersten Strahl,
Grüßt sie ihn zum erstenmal!
Doch wie schön sie auch erscheine,
Schöner noch ist mir die Eine,
Die ich meine.

Wie so lieblich aus der Ferne
Leuchten Liebenden die Sterne,
Wenn die treu verschwiegne Nacht
Sie nur zu Vertrauten macht,
Doch wie lieb ihr Glanz erscheine,
Lieblicher ist mir die Eine,
Die ich meine.

Wie unselig wär' die Wunde,
Stürben in empörter Stunde
Alle Blumen mit dem Mai,
Doch, wie schwer's dem Herzen sey,
Weinen wollte ich um keine,
Bliebe mir nur jene Eine,
Die ich meine.

Verwahrung.

Du haſt nicht Güter, du haſt kein Geld,
Nicht ſchimmernde Ringe und Spangen,
Doch Augen haſt du wie Keine ſo hold,
Wie Keine ſo blühende Wangen.

Du haſt von Seide kein prunkend Gewand,
Nicht Perlen zum Schmucke bekommen,
Dich ſchmückte freundlicher Engel Hand
Mit Blumen vom Himmel genommen.

Und wie du ſo reich, du erkennſt es nicht
Und willſt es nicht geltend machen,
Und wenn man davon dir huldigend ſpricht,
So hörſt du's mit ſchelmiſchem Lachen.

Und ſingt dir in Verſen ein armes Herz
Von deinen Reizen gefangen,
So nimmſt du es immer als flüchtigen Scherz
Und kennſt kein zärtlich' Verlangen.

Daß du es mit Andern von je ſo triebſt,
Das kam mir freilich gelegen,
Doch daß du mit mir daſſelbe beliebſt,
Da bin ich ſehr dagegen.

Verdruß und Liebessorge.

Nachdem wir lange gestritten
Und fast vor Kummer geweint,
So hat uns mit wechselnden Bitten
Der Friede wieder vereint:
Und später wollten wir wissen,
Warum wir gestritten so sehr,
Wir haben uns beide beflissen,
Und wußt' es doch Keines mehr.

Du hast einen Gruß geschrieben
An Alle nur nicht an mich,
Und liebt dich von all' deinen Lieben
Doch keines so sehr als ich.
Geschah's mit bösem Ermessen,
Bringt's keinen Kummer mir,
Doch hast du's nur vergessen,
Dann thut's mir weh von dir.

Was hab' ich dir zu Leid gethan,
Daß ich dich nicht mehr sehe,

Es denkt dein Herz wohl nicht daran,
Wie weh' mir drum geschehe.
O wüßtest du's, nicht litte ich
Mit meines Sehnens Klage.
Denn nimmer kränken willst du mich,
Noch trüben mir die Tage.
Doch daß du kannst vergessen mein,
Der dir so treu ergeben,
Das hüllt in bange Trauer ein
Und kümmert mir das Leben. —
Ich sah am grünen Waldeshang
Wohl einen Strauch mit Rosen,
Die Vöglein schwärmten in Gesang,
In Liebeslust und Kosen.
Ich schwärmte mit und dachte dein
Und als ein gutes Zeichen
Begrüßt ich jener Blumen Schein,
Die deinem Bilde gleichen.
Die Rosen sind vom Herbst gemäht,
Die Vöglein fortgezogen,
Mein Glück mit ihnen ist verweht,
Mein Friede ist verflogen.

Du denkst wohl nicht an mich,
Die all' mein Denken hier,
Von dir nur träume ich,
Du träumst wohl nie von mir.

Als ich zuerſt dich ſah
Und deiner Augen Licht,
Was damals mir geſchah,
Du weißt, du fühlſt es nicht.

Du ſingſt ein fröhlich' Lied
Dem jungen Tage zu,
Den Nachts die Ruhe mied,
Ich ſinge nicht wie du.

Ein Frühling friſch und frei
Umweht die Jugend dein,
Doch ohne dich kein Mai
Will mir zur Freude ſeyn.

Liebesahnung.

Wohl ſchmückt die ſchöne Jugend
Zu mancher grüne Kranz,
Ein ſonnighheller Aether
Weht drüber ſeinen Glanz,
Ein duftig warmer Maien
Bringt ſeines Gartens Zier
Bringt farbig friſche Blumen,
Bringt frohe Lieder ihr;
Doch Eines iſt vor allen
Ihr neidenswerthes Gut,
Die Blüthe nicht der Wangen
Und nicht das raſche Blut:
Die Ahnung iſt's der Liebe,
Wenn ſie im Herzen keimt,
Wenn leiſe ſie zum Himmel
Die Welt hinüberträumt,
Wenn Alles wird da außen
Zu ihrem Spiegelbild,
Verſchönt, verherrlicht Alles
Wohin ihr Zauber quillt:
O daß du nicht verweileſt
Du flüchtig kalte Zeit

An jener Luſt des Daſeyns,
An jener Seligkeit,
Daß uns ſo ſchneller Wechſel
Aus ihren Armen reißt,
Als reute es den Himmel
Das Glück, das er verheißt,
Als wär' es wie verloren
Und ſchien' ihm Schade drum,
Gäb' er's der armen Erde
Zum vollen Eigenthum!

Und hätteſt du die Roſe nie geſchaut.

Und hätteſt du die Roſe nie geſchaut,
Als ſie da diente einem Todtenkranz,
Du fühlteſt angezogen doch das Herz,
Wie es auch krank, von ihrem Farbenglanz.

Und hätteſt einen Stern du nie geſehn
Als durch zerriſſner Ungewitter Grau'n,
Du möchteſt, wie auch drohend ſey die Nacht,
Sein holdes Licht ſtets gerne wieder ſchau'n.

Und hätteſt du die Liebe nie gekannt
Als da ſie herbes Leid mit ſich geführt,
Doch glücklicher zu preiſen nenn' ich dich
Als den ihr ew'ger Zauber nie berührt.

Rachelust.

Das Veilchen, das ich dir bringe,
Das Liedchen, das ich dir ſinge,
Ach daß es zum Herzen dir ginge!
— Ich habe das Veilchen gebracht,
Ich ſang dir das Lied bei der Nacht,
Du haſt nicht dran gedacht.
Ein Anderer ſchwärmt um dich
Mit Blumen und Lied wie ich,
Der gewinnt dein Gefallen für ſich.
Ich möcht' dieſer Andere ſeyn,
Nur um mich zu rächen allein,
Thät' nimmer dein Begehr
Und bäteſt du noch ſo ſehr,
Und ſäng' kein Liedchen mehr,
Und gäb' kein Veilchen her,
Wenn ich nur dieſer Andre wär'!

Traumen.

Wenn ich Herr der Träume wär
Liebchen glaube mir,
Jede Nacht, ſo wahr ich bin
Träumte ich von dir.

O im Traume lebt ſich ſchön,
Keine Schranke wehrt
Wie da außen auf der Welt
Was das Herz begehrt!

Führte auch der Vater dich
Fort in fernes Land,
Ueber Meere reichte ich
Dir die treue Hand.

Schlöſſe dich ein Felſenthurm,
Eine Zelle ein,
Käm' ich wie die leichte Luft,
Flög' zu dir hinein.

Aus des Königs Garten ſelbſt
Brächt' ich Blumen dir,
Küſſe gäb' dein lieber Mund
Ungeſtraft dafür.

Kein Verbot erkennt der Traum,
Jenen kurzen Wahn,
Der uns blüht in ſeinem Reich,
Feindet er nicht an.

Keine Reue trübt die That,
Die man träumend thut,
Denn der nächſte Morgen macht
Alles wieder gut.

Die Blumen.

Eine leichte Roſe in deinem Haar
Sie brachte mich in Liebesgefahr.
Eine Nelke den Locken zugeſteckt
Hat ſtilles Sehnen oft geweckt.
Wenn Solches ſchon *eine* Blume kann,
Was fang' ich Armer dann erſt an,
Wenn dich ein reicher Brautkranz ſchmückt
Von einem fremden Buhlen gepflückt.
Ach ſeit ich daran denken muß,
Mit den Blumen leb' ich in Verdruß
Und wenn ich ſie luſtig im Garten ſeh',
So thut es *mir* im Herzen weh.

Der Sänger.

Zog ein Sänger fröhlich aus
Ueber Berg und Haide,
Hatte an der ganzen Welt
Innig seine Freude.

War ihm doch so wohl zu Muth
Und so leicht im Herzen,
Kannte süßer Liebe Lust
Nur in losen Scherzen.

Kam der Sänger in einen Wald
Dicht von dunklen Tannen,
Sieht das Netz zu einer Jagd
An die Bäume spannen.

Wollt' auch gern die Jäger schaun,
Weilte bis sie kamen,
Ritten stattlich viele her,
In der Mitte Damen.

Grüßend stand er an dem Weg,
Dankte ihm die eine,
Ei so schön so zauberisch
Sah er vordem keine.

Schweigend ging er aus dem Wald,
Schweigend über die Haide,
Hatte an der ganzen Welt
Nimmer eine Freude.

War ihm nimmer wohl zu Muth,
Nimmer um Singen und Scherzen,
Fühlte krank sein heißes Blut,
Ihren Blick im Herzen.

Und wie er sonst bei Spiel und Wein
Der lauteste war der Gesellen,
So wandert er nun still allein
Und spricht mit einsamen Quellen,
Und wie er sonst der Lerche gelauscht,
Wenn sie sang ein sonniges Tagen,
So hat er nun die Luft getauscht
Um der Nachtigall schwärmende Klagen.

Des Sängers Leid.

Ich fühl' daß ich verloren bin, —
Ein flücht'ger Gruß von dir
Durchdrang die Seele mir,
Durchdrang mein ganzes Seyn,
Du weißt nicht, wie ich dein, —
Nun da dein Auge schied
Iſt all meine Freude verſchwunden,
Kein heiter blühendes Lied
Entfalten die ſtillen Stunden,
Nur Trauer umfängt mir den Sinn, —
Ich fühl' daß ich verloren bin.
O jugendſchöner Stern
Mit deinem lieben Licht,
Wie iſt dein Himmel ſo fern,
Ach ich erreich' ihn nicht.
Im Traume nur allein
Kann ich dir nahe ſeyn
Und wie er ſchnell verfliegt
Meines Gartens Quell verſiegt
Und der Flor der Blumen drin, —
Ich fühl' daß ich verloren bin.
Und ſollte ich nimmer dich ſehen
Und grüßteſt du nimmer mich,

Wie würd' es mir ergehen,
Wie trübte mein Leben ſich,
Einem Baum wär' ich zu vergleichen,
Wenn ihm fehlt der Sonne Schein,
Die armen Blätter verbleichen,
Sie grünen vom Licht allein.
So wechſelt Sehnen und Bangen
Mit Sorge und Verlangen
Und haben ſich Luſt und Leid
Zu deinem Bilde gereiht.
So ſchwankt das Herz mit Zagen,
Sich mühend nicht zu klagen:
So geht die Zeit dahin, —
Ich fühl' daß ich verloren bin.

Sie ſah mich arglos freundlich an
Wie eine holde Blume im Maien
Und hat mir doch ein Leid angethan,
Wie ſoll ich den Blick ihr verzeihen,
Der Liebe Leid, mir unbekannt,
Das hat ſie in mein Herz geſandt
Und nimmer kann ich mich freuen.

Daß ich den ſchönen Frauen gut
Und treu in Huldigungen

Manch' frisches Liedlein wohlgemuth
Zu ihrem Lob gesungen,
Nun hat gerächt sich diese Luft
Und Sehnen ist mir in die Brust
Und Träumen eingedrungen.

Was sonst den Sinn so froh gemacht,
Will keinen Trost mehr geben,
Die Sterne einer hellen Nacht,
Des Waldes traulich' Leben,
Die grüne Au, der Vöglein Sang,
Nichts weckt im Herzen heitern Klang,
Es kann sich nimmer erheben.

Vom stillen See der klare Krystall
Mit blühendem Land umfangen,
Er spiegelt die Blumen überall,
Die dort am Ufer prangen,
Doch wird ihm eine in's Herz gewebt,
In zitternden Ringen der Spiegel vergeht,
So ist meine Ruhe vergangen.

Sprüche.

Lieblich iſt ein Quell zu ſchauen,
Der da fließt durch blumige Auen,
Lieblicher die Becher glänzen,
Wenn ſie holde Frauen credenzen.

Das Herz iſt ein ſeltſam' Meer,
Fürcht' Wind und Wetter nicht ſehr,
Doch ſchöner Augen Sonnenſchein
Oft zaubert einen Sturm hinein.

Die Lieb' iſt kurzweilig,
Drum vergeht ſie ſo eilig.

We iſt der Ritersmann,
Der nie eine Wund' empfah'n,
Was Waffenmacht nicht kann,
Eine Maid wohl hat's gethan.

Gegen Schwert und Speer
Ich mich wohl erwehr',
Schöner Augen Verlangen
Geb' ich leicht mich gefangen.

In ſchöne Augen ſchau' nicht viel,
Wer das Herz in Ruhe wahren will,
Und ſollt' drum 's Herz verloren ſeyn,
'Schau' doch gern in ſchöne Augen hinein.

Aus dem Jägerleben.

1.

O frischer Hauch im schattigen Waldesgrün,
Du Lust des Waidmanns, wenn er einsam ruht,
Wie glücklich hab' ich dich so oft begrüßt,
So oft gestärkt in dir des Lebens Muth,
Wenn's tagt im Osten von der Sonne Gold,
Ein rosiger Schein sich in die Dämmrung webt,
Wenn Strahl um Strahl durch Laub und Aeste zieht,
Der Morgen still zur Erde niederschwebt,
Wenn dann vom jungen Busch melodisch sanft
Das kleine Lied des ersten Vogels dringt,
Der sein Erwachen freudig sorgenlos
Zum Gegenrufe den Gefährten singt,
Wenn scheue Rehe zum verwachs'nen Grund
Mit Zögern einziehn vom bethauten Feld,
Verstohlen weilend, wo ein Plätzchen grünt,
Wo frischer Quell sich seinen Garten hält —

O Morgenhauch im lieben ſtillen Wald,
Dem wilde Blume ihren Duft erſchließt,
In deſſen Wehen athmet die Natur,
Wie glücklich iſt, der deinen Reiz genießt.
Ein Waidmann bin ich und ich kenn' die Luft,
Wenn's im Geſträuch' und jungen Holze rauſcht
Und dann in's Freie tritt der Edelhirſch
Und um der Blätter leicht Geflüſter lauſcht,
Wenn ſein Geweih mit Sproſſen hoch gekrönt
Die Zweige theilt und ihre Moose fegt,
Wenn er hinſchreitet fürſtlich auf dem Plan,
Mit ſtolzem Nicken ſeinen Hals bewegt, —
Ich kenn' des Hirſchens ſüße Träumerei'n,
Wenn alte dunkel-dichte Tannen ſtehn,
Als horchten ſie, was unten leiſe zieht,
Als hätten niemals Jäger ſie geſehn,
Wenn dürres Schilf ſich regt am ſchwarzen Teich',
Umgränzt vom Eichwald wo der Eber haust,
Wenn manch' gebrochner Stamm von Stürmen zeugt,
Die wild durch ſeine Kronen hingebraust.
Von Menſchen fern, auf dich geſtellt allein,
Taucht manches Bild hervor, du ſahſt es nie,
Die Bäume äſten manches Leichenkreuz,
Wie viele Jäger überlebten ſie!
Wie mahnt ein Täflein tief im Rindenholz,
Da lag wohl ſterbend einſt ein Waidgeſell,
Die ihn begruben, ſie auch ſind dahin.

Die Eiche grünt wie damals jung und hell,
Wie damals leuchtet lieblich noch der Mond,
Wie viel der Luſt, des Leids hat er geſehn,
So oft er mit dem Morgenroth verblich,
So oft er kam mit kühlem Abendwehn.
O edles Waidwerk, wer dich nie gekannt,
Ihm bleibt ſie fremd die dichtende Natur,
Wie die Romanze blüht in ihrem Reich,
Der Waidmann fühlt, der Waidmann weiß es nur.

2

Wenn's dämmrig wird und Nacht im Wald,
Die Abendglocke fern verhallt
Und der Mond aufgeht mit dem stillen Licht,
Da wird, ein Jeder weiß es wohl nicht,
Eine andre Welt rege, doch leise nur
Und unheimlich flüstert ihre Natur.
Im hohlen Baum, in der Rinde Moos,
Da geht ein seltsames Treiben los,
In gefterbenen Blättern da rührt es sich
Und knistert und huscht und wischt um dich;
Jetzt schnelles Laufen, dann wieder still,
Als ob deinem Athem es lauschen will;
Nun klopfen und zerren am dürren Ast,
Verstohlenes Thun ohne Ruh' und Rast.
Wohl mancher Jäger hat es erlebt,
Wie der Busch ohne Luftzug gezittert, gebebt.
Wohl mancher hörte es schleichen und gehn,
Und trotz des Mondscheins ist nichts zu sehn;
Und manchmal ruft's deinen Namen im Wind,
Oi was das seltsame Dinge sind —

Horch' war das nicht Rufen, wo kam es her?
Wie die Nachtluft heut' so feucht und ſchwer —
Hallo mein Hund! zieht nichts mehr heraus,
Komm', froſtig wird's, wir gehen nach Haus.

3.

An einer Quelle ruhte ich im Gras
Und sah ihr lustiges bewegtes Leben,
Und wie die kleinen Wellen silberhell
Ihr Sprudel nicht ermüdete zu heben.
Und sah zum Bächlein ruhig sie gesellt
Durch grüne Auen freundlich weiter eilen,
Und mein Gedanke zog mit ihnen fort
Als wollte er die bunte Reise theilen:
Da kam ich mit dem Bach an einen Strom,
Von stiller Waldesruh' in lautes Schwärmen,
In eine große Stadt ein Wandersmann,
Und unbehaglich war mir solches Lärmen;
Und mit dem Strom gelangte ich an's Meer,
Der Wasser weite große Welt zu schauen,
Da sah ich endlos in der Wogen Heer,
Ich sah es bald mit Lust und bald mit Grauen;
Da kam ein Donnern, dumpf aus weiter Fern',
In schwarzen Wolken sah ich's dunkel wogen,
Es naht ein Sturm wie wilder Geister Chor,
Stets höhre Fluthen kommen hergezogen,
Es wälzt das Meer in Bergen über's Land.

Horch! welches Heulen, welches bange Dröhnen,
Nicht fliehen kann ich und die Erde schwankt,
Ihr Grab verkündet fürchterliches Stöhnen —
Still! still! — ein Hirsch! ein Hirsch steht dort am Bach,
Er lauscht dem leisen Zug der Abendfrische,
Ich athme kaum, ein einzig Vöglein singt,
Jetzt zieht er langsam weiter durch die Büsche.
Die Quelle sprudelt freundlich wie zuvor,
Am Himmel zieht das Abendroth empor,
Nur leises Blätterflüstern trifft mein Ohr,
Kein Wogensturm, kein wilder Geisterchor —
Wie mir da war? beschreiben kann ich's nicht,
Geht in den Wald, dort blühet solch' Gedicht.

4.

Ein Blümlein ſteckte ſie mir auf den Hut,
Ein Blümlein blau,
„Das Blümlein iſt für's Treffen gut,
„Ja ja vertrau!“

Ich zog hinaus zur Abendbirſch,
Schlich lang herum,
O käm' mir heut' der gewünſchte Hirſch,
Was gäb' ich drum.

Hätt' ihre Freude gern geſehn,
Daß ſie's gewußt,
Es werde mir heut glücklich gehn
In Waidwerks Luſt.

Und wie ich ſchleich', da brichts im Holz,
Halt! nicht verzagt,
Da ſteht der Hirſch! da zieht er ſtolz,
Nun friſch gewagt!

O Gott, wie's Herz mir klopft und ſchlägt,
Nur keck, nur Muth,
Der Hut ja jenes Blümlein trägt
Für's Treffen gut!

Paff! — fert der Hirsch! — wie du's mein Schatz
Errathen hast,
Getroffen war's — lag auf dem Platz
Ein Tannenast!

Der Jäger.

Es ſaß vor dämmerndem Morgen
Ein Jäger an Waldes Rand,
Den edlen Hirſch zu fällen
Hielt er die Büchſ' in der Hand.

Noch war es grau auf den Gründen,
Der Hirſch kommt nicht ſo bald,
Noch iſt der Mond nicht verblichen,
Noch ſingt kein Vogel im Wald.

Und langſam wurde es helle
Und kühler wurde die Luft,
Es ſangen melodiſch die Vögel,
Es wehte der Morgenduft.

Da zog auf thauiger Wieſe
Der edle Hirſch zum Wald,
Zog langſam gegen den Jäger,
Gieb Acht, jetzt knallt es bald.

Doch ſieh', es will nicht knallen,
Kein Schuß fällt auf den Hirſch,
Es ſchläft an dem Baume der Jäger
Und träumt von der guten Birſch.

Waidsprüche.

Sag' an du lieber Waidmann mein,
Was reimt ſich in Farben zuſammen fein?
Das will ich dir wohl ſagen:
Ein ſchwarzer Keiler auf weißem Schnee,
Ein rother Hirſch in grünem Klee
Und im ſilbernen Becher goldner Wein,
Fürwahr das reimt ſich in Farben fein.

Waidmann, lieber Waidmann, ſag' mir an,
Welcher Farbe biſt du unterthan?
„Der Farbe, die mit Herrlichkeit
Erwächſt in holder Frühlingszeit
Und die dann freundlich die Reben tragen,
Die über Liebchens Fenſter ragen,
Der Farbe wie ſie ziert den Wald,
Der edlen Wildes Aufenthalt.

Der grünen Farbe bin ich ergeben
Und iſt es aus mit dieſem Leben,
Nicht unter ſchwarzbeſchriebnen Stein,
Grabt unter grünes Gras mich ein!

Waidmann, lieber Waidmann, weißt du wohl,
Wie ein guter Waidmann birſchen ſoll?
„Soll birſchen, daß es der Hirſch nicht verſpürt,
Ob er gekommen, ob er geht,
Daß er dem Spielhahn den Tanz nicht verdirbt,
Wenn er im Falz um die Hennen wirbt,
Und daß er des Liebchens Herz gewinnt
Eh's die Verwandtſchaft zu merken beginnt,
Wenn er darin keine Fehler macht,
Hat er's im Birſchen weit gebracht.

Wald und Wild und Jägerei,
Geht nichts über dieſe drei.

Es iſt keine Fabelei
Um Hirſche mit goldnem Geweih'.

In dem Städtlein im Schwabenland
Dort ſind ſie gar wohl bekannt.
Gut' Württemberg allweg
Iſt ſolcher Hirſche Gehег,
Und ſie ruhen, wie ſeltſam! zumeiſt
Vor den Schenken feiſt und dreiſt.

Auf's Kleid kommt's nicht an.
Denk' dran:
Der Fuchs und der Falk
Iſt jeder ein Schalk.

Auf die Größ' kommt's auch nicht an.
Wie ſalzt ſo leiſ' der Auerhahn,
Und wie weit
Singt über die Haid'
Die kleine Lerche Luſt und Freud'.

So trägt der Schild im Warren mein
Ein edel' holdes Weib
Und ringsum Wald und Wild und Wein
Zu Luſt und Zeitvertreib.

Dieß sind die Zeichen, die ich nur
Stets treulich zugesellt,
Es lebt ja ohne diese vier
Kein Waidmann auf der Welt.

Hirſchjagd.

Der Bogen iſt umſtellt, jetzt Waidmanns Heil,
Vom Hochholz ſeh' ich nach dem Dickicht hin,
Wo durch die jungen Tannen, wohl verſteckt,
Des Wildes ſchmale Wechſelſteige ziehn.
Der Treß der Jäger hat ſich ſtill vertheilt,
Nun iſt es rubig rings in dem Gehege.
Ein leiſer Hauch nur weht vom Walde her.
Der Zweige Duft ſich ſammelnd auf dem Weg.
Er kühlt die Stirne und erfriſcht das Blut,
Seit Jahren mir ein wohlbekannter Freund,
Mit deſſen Flüſtern die Erinnerung
An manchen Strauß des Waidwerks ſich vereint.
O ſchöne Zeit, da ich zum erſtenmal
Den ſtolzen edlen Hirſch zu jagen ging,
Wie ſchlug das Herz, da den geliebten Klang,
Des Hornes Ruf mein lauſchend Ohr empfing.
Ich ſeh den Hügel noch, auf dem ich ſtand,
Verwachſnes Erlendickicht unter mir

Und silberglänzend hebe Birken drin,
Ein klarer Bach begränzte das Revier
Und wie nun plötzlich ferne aufgeschreckt
Ein Zug von kleinen Vögeln, fliehend kam
Und gitternd ich die Büsche schwanken sah
Und hebet die gespannte Büchse nahm,
Und wie der Hirsch, er trug die dritte Kron',
Vom Hund gejagt hervorbrach, daß die Wucht
Mit lautem Krachen Alles niederwarf,
Was sich entgegenstellte seiner Flucht,
Und wie ich schoß, der Widerhall im Wald,
Der freud'ge Schreck, da ich ihn stürzen sah,
Ja fast betäubt, ach ich vergeß es nie,
Nicht wußt' ich selber, wie es so geschah. —
Doch still! — nichts taugt das Schwärmen, wer zerstreut,
Wird seltsam oft vom Wilde überrascht
Und oft nur genügt in ein Augenblick
Und glücklich nur, wer diesen sicher hascht —
Herch! Reinke knurrt — sieh! ein schlankes Reh!
Du kleines Ding, du hast mich fast erschreckt.
Schaust so vertraut, du weißt nichts von der Jagd,
Es hat kein Hund noch deine Spur entdeckt.
Mach daß du fortkommst, geh' in Frieden, geh' —
Der Wind ist gut, o käme mir der Hirsch,
Mit dir du liebe Büchse bangt mir nicht.
Du bist erprobt auf mancher guten Birsch:
Wenn nur auch ruhig bleiben wollt' das Herz.

Sein hastig Klopfen manchen Schuß verdirbt.
Ob's wohl einmal den Fehler laßen wird,
Ich glaub' es wird ihn laßen — wenn es stirbt.
— Ein Hornruf! horch! ja, ja, es bricht im Holz,
Das ist die Jagd, die Hunde geben Laut,
Der Hirsch! der Hirsch! ich sehe das Geweih',
Jetzt Waidmanns Heil, es gilt, nur keck vertraut!

Waidſprüche.

Waidmann, lieber Waidmann, ſag' mir an,
Was tritt leiſer als der Fuchs,
Was ſieht weiter als der Luchs,
Was ſteigt höher als der Aar
Ohne Schwindel, Müh' und Gefahr?
„Das will ich dir wohl ſagen:
Noch leiſer tritt im Tannenduft
Des klaren Morgens leichte Luft,
Noch weiter ſehen mag ein Stern
An Himmels ungemeſſner Fern
Noch höher ſteigt das Abendroth
Ohne Schwindel, Gefahr und Noth.

Waidmann, lieber Waidmann ſag mir an,
Was blendet im Falz den Auerhahn?
„Das will ich dir ſagen, das Zauberkind
Der Liebesdub, der ſelber blind.

Der will mit ſolchem Spuck ihn prellen.
Thut's ſelber gern den Waidgeſellen
Und dürften die ſo geſchoſſen werden.
Wär' lang ſchon keiner mehr auf Erden.

Kennſt du wohl den Champagnerbogen,
Ein gläſern Zeug iſt rumgezogen
Und drin eine Perlenjagd zu ſehn.
Da kann nicht leicht was drüber gehn
Dieß Perlenwild hübſch abzufangen.
Das war mir immer ein Luſt und Verlangen.
Und ſonderbar, ſolch' ſeltſam Gejaid
Thut gut in Winter- und Sommerszeit.

Gemsjagd.

Im Felſenkar mit rauhverwachſ'nen Gräben,
Wo Wand an Wand gelagert das Geſtein,
Dort wo die Gemſen und die Adler wohnen,
Dort wird mir ſtets das liebſte Jagen ſeyn.
Wohl iſt's ein ſeltſam Ding, auf Steigen gehen,
Wo dir der Tod bei jedem Schritte nah,
Wo mancher Waidmann, der zum Abgrund ſtürzte,
Des Himmels Blau zum letztenmale ſah,
Ein ſeltſam Ding, wenn dran die Felſen mahnen
Die feierlich wie Leichenſteine ſtehn,
Wenn dann ſelbſt Edelweiß und Alpenroſen
Wie wilde Grabesblumen anzuſehn,
Doch Jägerblut bewältiget kein Schwärmen
Von Schreckniß und von grauenvollem Tod,
Nur um ſo muthiger fließt's in den Adern,
Wo mit Gefahren ſeine Luſt bedroht.
Drum friſch hinaufgeklimmt in jene Schlöſſer,
Die Zinnen ragen ſtolz und frei empor.

Die alten Mauern von der Zeit gebrechen
Sind aufgethan zu manchem Rieſenthor.
Die krumme Föhre grünt in ihren Spalten.
Manch ſeltne Blume ſpendet ihre Zier,
Der graue Specht mit purpurſtreif'gen Schwingen
Durchzieht in leichtem Fluge das Revier.
Bald iſt es laut von wilden Waſſerbächen.
Die ſilberfluthend ſtürzen vom Gehäng',
Mit kühler Luft aus dunklen Höhlen quellend
Und fort ſich wühlend durch das Steingedräng'.
Bald wieder ſtill iſt's wie in Gräberhallen.
Nur ſcheuer Pfiff von einem Murmelthier
Schreckt auf das Ohr, ein Ruf, als wollt' er fragen,
In dieſer Einſamkeit, was willſt du hier? —
Auf jähen Kuppen ſiehſt du weit zu Thale,
Von unten ſchaurig droht manch' finſtre Kluft.
Doch friſcht das Herz mit lieblich ſanftem Wehen
Der Balſamhauch der klaren Bergesluft.
Gieb Acht, wenn du die Laanen überſchreiteſt.
Mit ſpitzen Eiſen ſichre deinen Schritt,
Nicht gleiten darfſt du oder biſt verloren
Und gelten muß der wohlgeſetzte Tritt.
Wenn unten ſchwindelnd Wände niedergehen.
So ſieh' dich vor und meide glatten Stein
Und nahſt du einem tiefgeborſtnen Grunde.
So birſch' in alle Schluchten leiſ' hinein
Es rauſcht im Schutt' es rollt und ſauſt hinunter,

Aus jenem Graben kommt's! die Büchſe! Halt!
Da gibt es Arbeit! still! ja das iſt Gemſen.
Es nähert ſich durch jenen Felſenſpalt.
Die Büchſe fertig! gut iſt alle Zeichen.
Der Wind iſt gut, ein Wechſelſtern vor mir.
Die Steine fallen, horch! an jenem Hange.
Still, ſtill — da ſteht's, das ſchwarzgehörnte Thier!
— Was klopft das Herz, was zittert dir im Arme.
Hat doch getroffen oft der Scheibe Ziel.
Iſt's denn ein Zauberſchatz um eine Gemſe,
Iſt denn die Jagd mehr als ein Kugelſpiel?
Wie oft, wenn es den Trefferſchuß gegolten
Bei ſolcher Jagd hab' ich daran gedacht.
Es iſt der Preis nicht, nur um ihn das Ringen,
Was bangen dir und was dich jubeln macht.
Ein Ringen und die Kraft zu kühnem Wagen,
Gar Manchem, der es kleinlich nimmt, verſagt.
Das werthet dir die unſcheinbare Beute,
Das werthet ſolches Wild und ſolche Jagd,
Das mehrt die Reize jener freien Höhen,
Wo die Natur verſchwenderiſch verlieh,
O daß der edle Schmuck nie untergehe,
So reich an Luſt, ſo reich an Poeſie!

Waidſprüche.

Sag' an, mein lieber Waidemann,
Was einen Jäger am meiſten verdrießen kann?
„Es mag ihn wohl gar ſehr verdrießen,
Wenn Andre ſtatt ſeiner die Hirſche ſchießen,
Und wenn er ſich letzen will am Wein
Und hat im Sack kein Kreuzerlein,
Doch wenn ihm ſein Liebchen zu kommen verſpricht
Und er wartet und wartet, und ſie kommt nicht,
So denke ich trotz Hirſch und Wein,
Das muß das Allerärgſte ſeyn.

Waidmann, lieber Waidmann, thu mir kund
Wann glaubſt du, geht die Welt zu Grund?
Das will ich dir wahr und treulich ſagen
Wenn die Gemſen um Stiegen und Letten tragen
Und wenn es dem Hirſch nicht mehr einerlei iſt
Ob ihn der Knecht oder Junker erſchießt.

Und die Mädlein nichts mehr wissen zu schwatzen
Und die Schusterbuben die Hunt nicht mehr tratzen,
Dann glaub' ich ist kommen die letzte Stund
Und dann geht sicher die Welt zu Grund.

Waldmann, lieber Waldmann, sag mir frei
Welche Blume dir die liebste sei?
„Das will ich dir freulich sagen:
Wo wild vom Berg die Wasser tosen
Dort Edelweiß und Alpenrosen
Und lieben blauen Enzian,
Die schau' ich wahrlich gerne an.
Auch fällt mir wohl die Blume ein,
Die edel duftet aus edlem Wein.
Doch eine Frauen hold und fein,
Die thät' mir lieber als alle sein

Jagerlied.

Meine Luſt iſt Bergesluft
Und ein kühnes Jagen,
Wo die Gemſe gerne weilt.
Da iſt mein Behagen,
Blümlein nicht der Au und Laub
Rankender Gelände,
Mir gefällt das Edelweiß,
Schmuck der wilden Wände.

Wo's da eben ſchauerig ſchön,
Da iſt meine Freude,
Seh ich unter mir die Welt,
Meine Augenweide.
Nennt den Gang auf jähem Steig
Immerhin vermeſſen,
Kann ich drum den Menſchenſchwall
Unten nur vergeſſen.

Mögen Andre Schimmertand
Gold und Silber preiſen,
Mir gefällt im grauen Kleid
Meiner Büchſe Eiſen,
Und um Waidmanns Heil allein
Will ich wünſchend werben
Und ſoll enden dieſe Luſt
Wenn's gegönnt zu ſterben

Waidmanns Schmuck

Es kennt den Schmuck wohl Jeder,
Vom Falken eine Feder,
Vom Birkhahn ihrer zwei
Und ein Gemsbart auch dabei,
Hirschgränlein, Adlerfänge
Und blankes Wehrgehänge
Und grünes Eichenreis,
Des Waidwerks liebſten Preis!
Doch mir will bei dem allen
Noch Eines gut gefallen:
In ſchwärmendem Gekreiſe
Im Herzen eine Meiſe.

Jagerlied.

Im Schmuck der grünen Auen
Das Leben mir gefällt,
Der Silberthau der Felder,
Der Schattenduft der Wälder
Verschönert meine Welt.

Ihr Andern möget schlafen,
Des Morgens Luft ist mein,
Da zieh' ich auf die Birsche
Zu lieb' dem edlen Hirsche
Ins stille Holz hinein.

Das Flüstern in den Tannen,
Der Vöglein froher Sang,
Der Gruß der wilden Rose
Ans weichem kühlen Moose,
Das würzet meinen Gang.

Ich lieb' ein frisches Treiben
Bei muthigem Gejaid,
Diana mit dem Bogen,
Wie sie einst ausgezogen,
Das wäre meine Maid!

O schönes Jägerleben,
Du, kecken Mannes Zier,
Nicht zärtliche Schalmeien
Der Hörner Klang im Freien,
Das rührt die Seele mir.

Und gilt's dem Vaterlande,
Dann freudig in's Gefecht,
Dann soll der Feind wohl sagen,
Fürwahr der kennt das Jagen,
Der zeigt sich waidgerecht.

Weinlieder.

Ein König iſt der Wein.

Ein König iſt der Wein!
Mit Segen reich beladen
Iſt er von Gottes Gnaden
Und mancher Purpur ſein.
Ein König iſt der Wein!

Ein König iſt der Wein,
Mit ſeinem Rebenbande
Umſchlingt er alle Lande,
Beherrſcht ſie groß und klein.
Ein König iſt der Wein!

Ein König iſt der Wein,
Wohnt im kryſtallnen Hauſe
Und hüllt beim Fürſtenſchmauſe
In Gold ſich prangend ein.
Ein König iſt der Wein!

Ein König iſt der Wein,
Gibt königliche Feſte
Für viele tauſend Gäſte
In ſeinem Schloß' am Rhein,
Ein König iſt der Wein!

Auf immer für den Wein!
Der Schmuck an ſeinem Throne,
Das Kleinod ſeiner Krone
Heißt Freudeſonnenſchein,
Auf immer für den Wein!

Sprüche.

Der Wein iſt ein guter Waidemann,
Birſcht ſich gar ſtill und leiſe an,
Und hat er dich auf's Korn genommen,
Wirſt du ihm nicht ſo leicht entkommen.

Der Wein ein guter Spielmann iſt,
Fängt er euch an zu geigen,
So tanzen die Gedanken ſelbſt
Im Kopfe einen Reigen.

Der Wein ein kluger Knabe iſt,
Den alle Muſen lieben,
Hat manch' Gedicht gar leicht und ſchön
Den Dichtern aufgeſchrieben.

Trinklied.

Wenn euch im Herzen ein ſchöner Tag
Warm und ſonnig blinkt,
Freunde dann trinkt,
Schöne Tage müßt ihr ehren,
Wißt ja nicht wie lang ſie währen,
Und wie welltet ihr es machen,
Wenn ihr nicht trinkt, wenn ihr nicht trinkt.

Wenn euch zum Herzen ein Nebelſtreif
Grau und düſter ſinkt,
Freunde dann trinkt,
Müßt den Griesgram nicht lang fragen,
Müßt ihn keck und friſch verjagen,
Und wie welltet ihr es machen,
Wenn ihr nicht trinkt, wenn ihr nicht trinkt.

Wenn euch die Liebe mit ihrer Luſt
Roſenblühend winkt,
Freunde dann trinkt,

Denn wer liebt, der muß ja dichten
Und dem Mond sein Glück berichten,
Und wie wolltet ihr das machen,
Wenn ihr nicht trinkt, wenn ihr nicht trinkt

Wenn es mit Liebe und Gedicht
Endlich einmal hinkt,
Freunde dann trinkt,
Wenn ihr trinkt, so kommen sie wieder,
Wahrlich, Liebe, Scherz und Lieder,
Doch wie wolltet ihr das machen,
Wenn ihr nicht trinkt, ergo so trinkt!

Sprüche.

Ich bin ein Rubin, ſprach der rothe Wein,
Und ich ein Topas, ſprach der weiße Wein,
Und ich bin das Gold, fiel der Becher ein
Und faſſe gar gern ſolch' Edelgeſtein.

Es klagte das Herz dem Wein:
Ich kann nicht fröhlich ſeyn,
Ich liebe und möcht's wohl ſagen,
Doch fehlt mir der Muth, es zu wagen.
Der Wein war gleich bei der Hand
Und half mit keckem Verſtand,
Und es ward noch dieſelbige Nacht
Das Geſtändniß zuwegegebracht.

Wohlan ihr Nixen vom Rheine
Die ihr im Waſſer hauſet,

Kennt ihr auch die Schweſtern im Weine
Und wo ſein Strudel brauſt?
Soll mich verführen eine
Mit ihrem Feengeſang.
Vom Waſſer wähl' ich keine.
Doch kommt ein Lied vom Weine,
Da wird mir niemals bang.

Der Wein weiß Manches abzufragen,
Dem Waſſer würdeſt du's nicht ſagen.

Weinlied.

Oft hörte ich's begeiſtert,
Es ſey der Wein,
Der ſpröde Muſen meiſtert,
Drum ſchenket ein,
In ſeines Goldes Schimmer
Sind ſie zu Haus,
Da findet Ihr ſie immer
Drum trinket aus!

Verlorne Liebeslieder,
Im Wein, im Wein,
Da klingen ſie auch wieder,
Drum ſchenket ein,
Er weiß auch zu erneuen
Den Hochzeitſtrauß,
Drum trinkt euch dran zu freuen,
Trinkt wacker aus!

Wo dort die Sterne glänzen,
Könnt's anders seyn,
Man wird wohl Wein kredenzen,
Man schenkt wohl ein.
Dort sprudelt ja kein Segen
Vom Quell heraus,
Drum deßhalb nicht verlegen,
Trinkt fröhlich aus!

Sprüche.

Der Wein iſt ein Kriegsmann ſeinergleichen,
Gibt gern zu keckem Sturm das Zeichen
Und geht er auch dabei zu Grund,
Von ihm wird keine Klage kund.

Ein Zauber wohnt in Weines Schaum,
Der Freude wird er zum Blüthenbaum,
Der Liebe zu einem glücklichen Traum,
Der Ruhe zu einem ſüßen Flaum.

Nur ein Vertrauter ſoll es wiſſen,
Wie's luſtig iſt um Herzen und Küſſen.
Der Wein, der Wein, der liebe Wein,
Der ſoll im Bund der dritte ſeyn.

Die Rebe weiß zu lehren
Den Lorbeer zu begehren,
Stürmſt du in wilde Kämpfe ein,
So ruf zu Hülf den tapfern Wein

Willſt du trinken ohne Reu',
Merke wo und wie es ſey,
Unter guten Geſellen
Gib nicht viel Acht,
Unter falſchen Geſellen
Trink mit Bedacht.

Die Welt geht einen ſtrengen Gang,
Kennt ihr Geſetz allein,
Was ſtreng, iſt hart und ohne Herz,
Das ſollte doch nicht ſeyn,
Damit ſie freundlich denn zugleich,
Kam Liebe, Sang und Wein,
Die machen ihre Härte weich
Und bringen das Herz hinein.

Waſſer und Wein.

Zum Waſſer ſprach der helle Wein,
Ich tafle mit den Fürſten,
Die Ritter und die Edlen all'
Nach meiner Quelle dürſten,
In goldnen Bechern hauſe ich,
Zum Himmel hoch geprieſen,
Dir wird von ſolcher Herrlichkeit
Kein Stäubchen zugewieſen.
Das Waſſer ſprach, ich zürne drum
Fürwahr nicht meinem Looſe,
Mich küßte jüngſt im Morgenglanz
Eine holde Maid von der Roſe
Und bat die liebe Blume mir
Vertraut, ſie friſch zu erhalten,
Ich wußte fein die Knoſpe ihr
Gar künſtlich zu entfalten.
Um ſolcher Gunſt von ſchöner Maid
Wohl dank' ich dem Geſchicke

Und laß dir gerne deinen Prunk
Und deiner Fürsten Blicke. —
Und schweigend hörte es der Wein.
Wollt' s Wasser nicht mehr schelten.
Ja schöne Mägdlein gelten viel
Und werden s immer gelten.

Der Becher und ich.

Der Becher iſt ein Blumenkelch,
Der Wein der Nektar drinn
Und glauben dürft ihr's, daß ich gern
Dazu die Biene bin.

Der Becher iſt ein Muſchelhaus,
Die Perle drinn der Wein,
Hab' früh und fleißig es gelernt
Ein Perlenfiſcher ſeyn.

Der Becher iſt ein Gartenhaus,
Der Wein ſein Blumenflor,
Als Gärtner, ſelbſt Botaniker,
Komm' ich dabei mir vor.

Der Becher eine Wiege iſt,
Drinn ſchläft der holde Wein,
Damit er denn nicht immer ſchläft,
Will ich ſein Wecker ſeyn.

Der Becher iſt ein hohler Baum,
Sein luſtger Kauz der Wein,
Da will ich manchmal auch zum Spaß
Ein Eulenſpiegel ſeyn.

Becherspruche.

Schließ auf dein Herz mit Lied und Wein.
Ich will dazu der Schlüssel seyn.

Lustig faß mich.
Lustig laß mich.

Kehr ein und bleib bei mir.
Schöne Marchen erzähl' ich dir.

Mit mir im Bund
Zahl' keine Stund

Waidmann, halt's mit mir.
Bin auch ein gutes Revier.

Trink' frisch aus meinem Quell.
Bin der Freude ein guter Gesell
Und der Liebe ein treuer Freund
Und der Trübsal ein mächtiger Feind.

Ich schließ in diesem Haute mein
Den Muth gar vieler Helden ein.

Sey gern bei mir.
Die Freude bring' ich dir.
Ein Liebeslied sing' ich dir.
Die Sorg' vertreib' ich dir.
Schöne Träume beschreib' ich dir
Und verlang' nur Eins dafür:
Sey gern bei mir.

Ich lehre wagen,
Die Wahrheit ſagen,
Sorg' verjagen,
Nie verzagen.

Der Wein und ſein Liebchen, die Freude,
Die wohnen bei mir beide,
Sind ſie zu Haus,
Duftet ein Blumenſtrauß
Zum Fenſter heraus

Der Becher ſprach: ich bin ein Schloß,
Vertheidigt von dem Wein,
Der Zecher ſprach: ich ein Soldat
Und ſtürme keck hinein.

Bin eine Uhr, mein Pendel iſt der Wein
Ich theile dir die Zeit gar herrlich ein,
Doch ſoll ich gehn,
Laß nicht das Pendel ſtille ſtehn

(Jagdbecher in drei Ringen.)

Alle guten Ding' sind drei (3)
Meiner Ring' sind drei (3)
Bleib' Wald und Wein und Jagen treu (3)

Sey treu zu mir gesellt,
Hab' manchen Fuchs gefellt
Und manchen Bären gefällt.

Ich Becher von drei Ring
Drei Mahnungen dir bring
„Jag, trink und sing".

Der Helikon.

Ich klopfte an am Helikon,
Kam Niemand dort zu Haus.
Ich ging zur Hippokrene hin,
Da blieb das Waſſer aus.

Der Muſenfels ſo öd und ſtill,
Die heil'ge Quelle leer.
Und dennoch wollte ich ein Lied,
Wo nehme ich's nun her.

Ich hab' nicht lange dran ſtudirt,
Denn glücklich fiel mir ein,
Es kann von Stein ein edler Krug
Wohl auch der Helikon ſeyn.

Und ſtatt des Waſſers führet noch
Bringt dich der Wein zum Ziel.
Der ſey die Hippokrene dir,
Und ich begann das Spiel.

Und weil der griechiſche Apoll
So ſchnöd mit mir gethan,
Zum Trotz fing ich nach deutſcher Art
Nun friſch zu zechen an.

Da ſproßte bald in duftgem Grün
Ein Garten hold um mich
Und Blumenſträuche rankten ſchnell
Zur Zauberlaube ſich.

Und durch die Zweige da und dort,
Was konnte ſchöner ſeyn,
Manch liebes Mädchen wohlbekannt
Sah freundlich zu mir herein.

Wie nun du falſcher Helikon?
Haſt doch umſonſt gegrollt,
Ich ſang ein Lied von Lieb und Wein,
So hatt' ich es gewollt.

Der Traum

Es träumte mir, ich ſah' ins blaue Meer,
Kryſtallhell war's bis in die tiefſten Gründe,
Ich ſah hinunter in die weiten Schlünde,
Wo keine Rettung, keine Wiederkehr.

Da ſah ich Menſchenleichen ohne Zahl,
Sah die Gebeine liegen von Millionen,
Mit Geld und Waffen und zerbrochnen Kronen,
Die glänzten aus dem großen Todtenthal.

Ich ſah ein Treiben, daß mich Angſt befiel,
Ein Wirren hundertgliedriger Geſtalten,
Als wollten alle Schrecken ſich entfalten,
Begannen ſie ein grauenhaftes Spiel.

Um jene Leichen zerrte ſich der Streit,
Ich ſah die Leiber würgen und benagen,
Die wohl geblüht in ſchnell vergangnen Tagen
Geathmet einſt des Lebens Herrlichkeit.

Und wie ich ſah, ſo ſträubte ſich mein Haar.
Als brennte mir am Herz des Lebens Siegel.
Mich ſelber ſchaut ich in dem grauſen Spiegel
Sah, daß ich unter jenen Leichen war.

Da ſchlug ein Schrei an mein erbebend Ohr
Und ſchnell verſchwanden jene Phantaſien.
Das Morgenroth begann im Oſt zu glühen
Und blühend kam der junge Tag hervor

Wer hat euch denn ſo Gräßliches gelehrt
Euch treu ſo treu ergebenen Gedanken,
Was brecht ihr eigenmächtig alle Schranken
Und ſtürmet fort von meinem ſtillen Herd?

Seyd ihr nicht mein allein für dieſe Welt.
Habt ihr das Recht von mir euch loszuſagen
Und ohne meinen Willen anzufragen
Wie das Entſetzen ſeine Mahle hält?'

O armer Menſch, ſo weit haſt du's gebracht.
Der Herr wähnſt du zu ſeyn von deinem Denken
Und wenn die Sterne dir den Schlummer ſchenken.
So bebut es dich in ungebeugter Macht'

Räthſel.

Warum bin ich oft ſo traurig und ſtill
Und die Welt mir gar nicht gefallen will,
Und dann bin ich wieder ſo froh, ſo laut
Und mein Auge nach Allem mit Freude ſchaut

Ich frage und komme zu keinem Licht,
Denn was mir fehlte, ich weiß es nicht
Wenn's trüb und traurig in meinem Sinn
Hab' auch nicht zu viel, wenn ich luſtig bin

Warum blühen Blumen und welken dahin
Und Welken über die Tenne ziehn.
In dieſem Räthſel, ich ſeh' es wohl ein
Da wird die Antwort verborgen ſein

Am Meere.

Wenn Mondesſchimmer überwebt das Meer,
Wohl zieht bis in die Dämmrung ferner Ferne
Ein magiſch Funkeln wechſelnd heller Sterne
Und wiegt ſich auf den Fluthen hin und her.
Doch rollen auch viel tauſend Wogen ſchwer
Und ihnen iſt nicht Strahlenluſt gegeben,
Wie ſie auch ringen ſich emporzuheben,
Sie rauſchen trüb dahin und glanzesleer.

Wie anders iſt es, wenn zum Himmel rein
Des Morgens Roſen reiche Blüthen ſenden,
In blendend Gold dann ihre Farbe wenden
Und führen im Triumph die Sonne ein,
Dann ſchmückt die Wellen alle groß und klein
Des Tages Königin mit holdem Lichte
Und jener Prunk der Nacht wird ſchnell zu nichte
Und ihrer Leuchte karger Silberſchein.

Wenn du am Meere weilſt und ſchau'ſt die Nacht
Und wie ſo weit die ſchwarzen Schleier liegen
Und wie ſie ſchwinden, will die Sonne ſiegen
Und wenn ſie aufſteigt in der ew'gen Pracht,
Dann mahnt der Mond an ird'ſcher Krone Macht
Gar klein beſchränkt mit ihres Glanzes Segen.
Die Sonne aber deutet dir dagegen
Die Huld des Höchſten, der für Alle wacht.

Andachtsgefühl.

Es ſchlummern Gefühle ſeltner Art
Im Herzen tief und treu bewahrt,
Sie weckt nicht auf der goldne Wein,
Die Liebe ſelbſt nicht ſchließt ſie ein,
Sie regen leiſe ſich erwacht
In heimlicher Stunde ſtiller Nacht.

Wohl von den Sternen ſind ſie her,
Denn Sternenſchein iſt ihr Begehr,
Im nächtlich ſüßen Maienduft,
Der die junge Roſe in's Leben ruft,
Da ſchweben ſie auf in leichtem Schwung
Und du beugſt dich ihnen in Huldigung.

Der Seele Himmel durchziehen ſie
Wie Morgenroth, du weißt nicht wie,
Du wähnſt in ſeltnem Traum zu ſeyn,
Siehſt doch in die Ruhe der Sterne hinein
Und verweilſt am ſchönen Mondeslicht
Und wahrlich, du träumſt und ſchlummerſt nicht.

Ein Zauber hat deine Sinne gebannt,
Ein Hauch aus fernem Geisterland,
Der dir zum Heiligthum erhebt
Den Raum, der über der Erde schwebt, —
Du hast gebetet unbewußt,
Und das ist jener Gefühle Lust.

Vom frohen Lied.

Ein frohes Lied iſt meine Luſt,
Es iſt der Spiegel reiner Bruſt,
Es gleicht dem ſchönſten jungen Tag,
Den die Natur erſchaffen mag.

Es weht wie Morgenluft dahin,
Iſt aller Herzen Meiſterin,
Und ſieht es ihm wohl Keiner an
Daß es oft Wunder hat gethan.

Dem Kranken iſt's ein Balſam fein
Und dem Geſunden edler Wein,
Ein Licht das gerne Jeder ſchaut,
Der ſchönſte Schmuck für eine Braut.

Iſt aller Blumen Königin
Und ſüße Früchte ſchlummern drin,
Blüht auch im wildeſten Geſtein,
Bedarf nur einer Seele rein.

Nicht an ein Alter iſt's gebannt,
Der Himmel iſt ſein Vaterland,
Dort kommt es her, dort führt es hin,
Und heißt die Wolken weiter ziehn.

Der iſt der Aermſte auf der Welt,
Dem nicht ein frohes Lied gefällt,
Und deß' der Herr in Gnade denkt,
Dem er's zum Eigenthume ſchenkt.

Außen und Innen.

Was kümmert dich draußen der Regen,
Wenn im Herzen die Sonne ſcheint,
Wenn drin kein trauriges Dunkel,
Wenn drin keine Wolke weint.

Was kümmert dich draußen das Stürmen,
Wenn der Sturm nur das Herz verſchont,
Wenn drin ein heiliger Friede,
Ein heiterer Himmel wohnt.

Was kümmert dich draußen das Schneien,
Wenn's nur im Herzen nicht kalt,
Wenn innen die Stimme nicht zittert,
Beengt von Freſtes Gewalt.

Was kümmert dich draußen der Winter,
Wenn innen der Frühling weht,
Wenn innen ein luſtiger Garten
In Blumen und Blüthen ſteht.

Drum kümmre dich nicht um das Außen,
Doch sey um das Innen bedacht,
Laß stürmen die Welt und die Menschen,
Dein Herz nimm sorglich in Acht!

Gott die Ehre.

Ich bin kein Jeſuit,
Bin's nicht im guten Sinn
Und wahrlich auch gar fern,
Daß ich's im ſchlimmen bin.

Doch lieb' ich einen Spruch
Den ſie gebrauchten gern,
Er heißt „von Allem gib
„Die Ehre Gott dem Herrn."

Was biſt du auch durch dich,
Wenn nicht von ihm beſchenkt,
Iſt nicht des Baumes Frucht
Schon in den Keim geſenkt?

Und hat der Strauch Verdienſt
Der holde Roſen trägt
Und kann das Meer dafür,
Das reiche Perlen hegt?

Es iſt viel andres nicht
Willſt werthen du den Geiſt
Und was an ſeinem Glanz
Erworben ſich erweiſet.

Der ſieht den Edelſtein,
Dem Augen ſind dazu
Und wirſt ihn nimmer ſchaun,
Biſt blind geboren du.

Und daß der Rabe ſchwarz
Und ohne Liederſpiel
Und anders nicht verlangt,
Verdenks ihm nicht zu viel.

Und wurde dir ein Gut,
O laß den Dünkel fern
Und prahle nicht und gib
Die Ehre Gott dem Herrn.

Vertraue!

Sie iſt die Welt ſo kurzſig nicht betracht,
Als Viele wohl in irrem Sinne denken,
Nur mit dem Tage wechſeln ſoll die Nacht
Und ihr Geſtirn wird ſtets die Sonne lenken.
So iſt ſie von dem Lichte überwacht
Und iſt erfüllt mit göttlichen Geſchenken,
So iſt ſie dein, den Geber drum zu preiſen.
Haſt du ein Recht, ihr Gut zurückzuweiſen?

Dem kaum des Lebens Morgen ſich erſchließt
Und der zum Abend will die Blicke wenden,
Der nicht der Blüthe nicht der Frucht genießt,
Zum fahlen Blatt nur will ſein Träumen ſenden,
Der ſich des Stroms nicht freut, wie ſtolz er fließt,
Nur nach dem Meere ſucht, wo er wird enden,
In trübe Bilder ſeines Wahns verloren
Beweint die Roſe er, daß ſie geboren.

Was ewig fern des Aethers Schleier deckt,
Was in ihr Silbernetz die Sterne weben,
Das hat ein wildes Sehnen ihm geweckt
Und seinem Haß die Erde preisgegeben.
Ihm dünkt ihr Thun und Treiben schuldbefleckt
Und seine Blume schmiegt sich an sein Leben.
Der Jugend Zauber mag ihn nicht erbauen,
Er meidet solchen flüchtigen Schmuck zu schauen.

Er klagt um's frohe Lied die Lerche an,
In sich nur hörend dumpfe Grabgesänge.
Des Maien Lust will nimmer er empfahn
Und zürnt der Knospen üppigem Gedränge,
Zum Leid' wegt die Natur für seinen Wahn,
Unzählig strahlend ihre Farbenklänge.
Und wie er sieht das Seyn auf allen Wegen,
Dem Frieden eilt er darum nicht entgegen.

Ihn wiegt nicht Ruhe in den Schlummer ein,
Dem Wunsch zu enden folgt verhülltes Bangen.
Nicht muthig flammend kann das Herz ihm seyn.
Es künden's die zu früh gebleichten Wangen.
Wohl möcht' er von sich selber sich befrei'n
Und ringt umsonst in schwankendem Verlangen.
So rächt sich's, willst du überkühn brechen,
Dem der erschuf, sein Schaffen zu verwehren.

Das Leben iſt des Sterbens wegen nicht.
Es will ſich um des Lebens willen regen.
Nicht daß der Ring der Welten einſt zerbricht
Schauſt du die Wunder, wie ſie ſich bewegen.
Mit höherm Winke hält die Zeit Gericht
Und Frevel iſt es, ſträubſt du dich dagegen.
O flehe nicht den Tod mit ſchwarzen Schwingen.
Der Himmel läßt ſich ſtürmend nicht erringen.

Doch wenn vertrauend du am Leben weilſt
Und kannſt dich freuen an der Abendröthe
Und ſchwärmend nicht an ihr vorübereilſt
Mit Sorge, wie ſo ſchnell die Nacht ſie tödte,
Und wenn die Luſt des Maien froh du theilſt,
Der Blumen Gruß, des jungen Waldes Geflöte,
Dann wird dich, ob auch fern die Sterne liegen,
Dem Kinde gleich ein ſanfter Schlummer wiegen.

Dann wird dir ſeyn, wie dem Gefangnen iſt,
Entlaſtet man die Glieder ſchwerer Bande,
Die Freiheit, die der Geiſt ſo lang gemißt.
Sie zeigt ihm neue lichtgeſchmückte Lande.
Das All, dem du zurückgegeben biſt,
Es ſtrahlt um dich in Gottes Prachtgewande
Und wie vergänglich auch der Schmuck der Auen,
Wirſt ohne Wehmuth doch die Roſe ſchauen.

Geh hin mein Lied und wandre durch die Welt
Und nahst du einer lebensbangen Seele
Und wenn dein ſchwacher Schimmer ſie erhellt,
Dann freundlich einzuziehen nicht verfehle.
Ein Liebesbote ſey von mir beſtellt,
Daß ihr dein Hauch von Lebensmuth erzähle
Und daß ſie Gott vertraue, ſollſt du künden,
So wird erſehnter Friede ſich ihr gründen.

Sonette.

I.

Die grüne Au mit bunten Blumenreihen
Sie mahnt mich dir ein blühend Lied zu ſingen
Und einen Gruß dir huldigend zu bringen
Ermahnt der Ruf der Vöglein an den Maien.

Mein ſtilles Schwärmen ſehnend dir zu weihen
Ermahnt der Morgenhauch mit leiſen Schwingen,
Dem Herzen will an allen lieben Dingen
Die Freude nur mit deinem Bild gedeihen.

Du biſt die Roſe ja, die einzig eine,
Der treuen Sängerdienſt ich will geloben,
Die Anmuth preiſend, die dir im Vereine.

Des Frühlings Zauber ſind mit dir verwoben,
Sein edler Jugendſchmuck iſt auch der deine,
Und all' mein Dichten hat dein Glanz erhoben.

2.

Die Blüthen weilen an den ſchlanken Zweigen,
Sie ſind gebannt den jungen Baum zu ſchmücken.
Der Duft jedoch, mit dem ſie uns entzücken,
Mag ungefeſſelt in die Lüfte ſteigen.

So geht er frei die Wege, die ihm eigen,
Und zieht, mit ſeinem Balſam zu beglücken,
Zur Hütte mit den morſchen Fenſterlücken
Wie zum Pallaſt, deß Giebel ſtolz ſich neigen.

Dem Blüthenduft verwandt iſt ſüßes Träumen,
Entſproſſen einer jugendlichen Seele,
Es wiegt ſich frei in unbegränzten Räumen.

Es ſchaltet, ohne daß es Gründe zähle,
Ob eine Krone mit demantnen Säumen,
Ob ſich's zum Spiel nur eine Roſe wähle.

3.

Der Jäger giebt es viele auf der Erde.
Zu jagen iſt den Menſchen angeboren.
Doch iſt gar mannigfaches Wild erkoren
Und ſchwer zu kennen iſt ſo manche Fährde.

Gar viele ſehn mit trauernder Gebärde
Nach langem Suchen alle Spur verloren
Und Andern hat ſich das Geſchick verſchworen
Daß ihnen niemals edle Beute werde.

Mit ernſtem Fleiß jedoch lernſt du das Jagen
Und mag dann mancher Eichenbruch dich zieren,
Das ſchwerſte aber dran will ich dir ſagen.

Wenn's rauſchend naht aus dunklen Waldrevieren
Das Herz zu wahren vor fatalem Zagen
Und nicht den Kopf beim Schuſſe zu verlieren

4.

Was iſt dem freien Vogel zu vergleichen,
Der unbewußt dem Liede ſich ergeben,
Im Liede wegt und zieht dahin ſein Leben
Durch blaue Luft, durch's Blätterhaus der Eichen.

Der Freiheit iſt geweiht des Sanges Zeichen,
Ihr gilt der Töne wunderbares Schweben,
So kann er ſie im Bauer nicht erheben
Und wollteſt du Ambroſia ihm reichen.

Der Dichter nur mag wie der Vogel ſingen,
Ein Lied beflügelnd über Wall und Mauer,
Daß es nach Luft ſich wiege auf den Schwingen.

Doch ihm auch ſteht ein Käfig auf der Lauer,
In goldnes Netz den kühnen Klang zu zwingen,
Und das Sonett iſt ſolch' ein Vogelbauer.

5.

Ich wollte an die ſchlanke Tulpe dichten,
Da kam ein Mädchen mir in die Gedanken.
Und nun um ſie wollt' ich das Liedchen ranken,
Doch wieder ſollte ſich das Bild vernichten.

Auf ihren Buhlen ſchnell den Blick zu richten
Bewegte ſich das ſeltſam bunte Schwanken,
In meinem Sinn kam's bald mit ihm zum Zanken
Und weiter zu gefährlichen Geſchichten

Ich ruhte nicht um meines Stolzes wegen,
Warum hat meinen Frieden er gebrochen.
Ha! die Gelegenheit kam mir gelegen,

Ich habe weidlich mich dafür gerochen
Und augenſtarr betrachtʼ ich jetzt den Degen,
Mit dem ihn meine Phantaſie erſtochen.

Die Nacht.

Ich habe gebetet im Peterdom,
Da ſah ich den Glanz des reichen Rom,
Die Wände von Gold und edlem Stein
An die weiten Hallen warfen den Schein
Und wo ſich die Kuppel rieſig hebt
Iſt's eben wie blauer Aether geſchwebt
Und heil'ge Geſänge trafen mein Ohr,
Sah purpurſchimmernd den geiſtlichen Chor
Und die Räume wogen von buntem Gedräng,
Von Arm und Reich ein ſeltſam' Gemeng,
Und mein Herz war ergriffen und tief erregt
Und ſtilles Beten hat mich bewegt.

Ich bin im Haus von Loretto gekniet,
Da nahte, ſingend ihr Wallfahrtslied,
Eine bleiche arme Pilgerin,
Und ſie warf ſich die Hände ringend hin.

Und die Thränen flossen das Gott erbarm'.
Sie schien so kummerskrank und arm —
Ach jenes sterbenden Liedes Klang
Und ihr Leid mir in die Seele drang.
Und sie trugen einen Greis herein,
Seine Augen suchten des Bildes Schein.
Sie schauten als wär's zum letztenmal
In der vielen Lampen düstern Strahl:
Und junge Mädchen betraten das Haus,
Eine jede mit zierlichem Rosenstrauß
Und flüsterten leise „warum und woher
„Doch brachten's die Engel über das Meer?"
Und sie legten die Blumen am Altar hin
Und betend sah' ich sie niederknien,
Und sie haben bei ihrem kindlichen Flehn
Doch oft auch nach den Sträußen gesehn,
Vergleichend welcher zierlicher sey. —
Das Alles ging meinem Blick vorbei,
Und ich theilte mit ihnen, gerührt vom Beschaun,
Das still ergebene fromme Vertraun.

Ich stand bei dämmernder Nacht im Wald.
Drin hat keine Glocke, kein Chor geballt.
Ein Vogel nur sang sein einfach' Lied
Als das Abendroth vom Himmel schied.

Es war eine milde Frühlingsnacht,
Da kam der Mond, ſieh' welche Pracht!
Und wie das zitternde Silberlicht
Durch das dunkle Laub der Bäume bricht
Und gleich als hätte es ſie bewegt
Hat ſich's in den leichten Blättern geregt.
Und manches, gewendet vom leiſen Wehn
Ließ fern' die flimmernden Sterne ſehn.
Die freundlichen Sterne! o weite Welt,
Wie weit von ihrem Glanz erhellt,
Wie weit um die kleinen Menſchen gebaut,
Wie wenig in ihrer Größe geſchaut! —
Wohl hab' ich des Domes in Rom gedacht,
Doch feſtlicher war die nächtliche Pracht
Und ihre Wunder zum Herzen mein
Wie heilige Sagen zogen ſie ein
Und bewegten mich tiefer als jenes Lied,
Da ich betend im Haus von Loretto gekniet.

Das Räthſel.

Ein banges Räthſel, das ich kenne,
Schuldloſes Leiden iſt's genannt.
Oft hab' ich drum in Wehmuth ſinnend
Den Blick dem Himmel zugewandt.

Warum doch muß die Roſe welken,
Sich röthend in des Blattes Luſt,
Wenn in den erſten Blüthetagen
Ein Wurm benagt die zarte Bruſt.

Was hat die Lerche denn geſündigt
Mit ihrem friedlichen Geſang,
Wenn drauf ſich niederſtürzt der Falke
Und gierig würgt den armen Fang?

Warum ein Kind der Mutter ſchenken,
In dem ihr ganzer Himmel lebt,
Wenn über ſeinem erſten Lächeln
Des Todes bleicher Engel ſchwebt?

Wohl weht uns eine leise Stimme
In solchem Jammer tröstend an,
Mit Stürmen wie mit Sonnentagen
Zum Segen sey es wohlgethan.

Doch leise flüstert nur die Stimme
Und laut im Herzen ruft der Schmerz, —
In Wehmuth wend' ich oft die Blicke
Um dieses Räthsel himmelwärts.

Auf Allerheiligen.

Zwei Mägdlein, friſch zu ſchauen,
Sie ſcherzen auf einem Grab,
Sie ſtehlen lachend die Blumen
Vom Leichenſtein herab.

Sie ſchmücken ſich die Haare
Als gingen ſie zum Tanz,
Gar wenig drum bekümmert,
Daß es ein Todtenkranz.

O glücklich leichte Jugend,
Froh ſelbſt im Trauerhaus, —
Kommt wieder nach zwanzig Jahren,
Da ſtehlt ihr keinen Strauß.

Wechsel.

Kann ich sagen, was ich fühle,
Wenn ich nach des Himmels Blau
In des duft'gen Morgens Kühle
Sorglos und vertrauend schau,

Wenn im Wald die Vöglein singen
Und im Laub das Licht sich wiegt,
Die Natur in tausend Dingen
Sich an meine Seele schmiegt!

Kann ich sagen, was ich fühle,
Bin des Wechsels ich gedenk,
Daß wie diese Morgenkühle
Alles flüchtiges Geschenk!

Die Vöglein ſingen ſo hell.

Die Vöglein ſingen ſo hell
Durch Waldes Grün,
Es ſprudelt ſo friedlich der Quell,
Die Blumen blühn. —

— In dürftiger Hütte ein klagend Kind
An der bleichen Mutter ruht,
Sie tröſtet ſein Weinen „der Vater kommt bald,
„Er bringt uns Brod, ſey gut.“
Und ſie warten mit Thränen bis ſpät in die Nacht,
Da tritt der Mann herein,
Ein Fluch ſtatt des Grußes, „kein Glück, kein Stern
„Mir ſchlägt keine Karte ein,
„Der Woche Lohn iſt verloren, verſpielt,
„Nur mir kann's ſo geſchehn,
„Und nun, nicht jammert, ſonſt habt ihr bei Gott
„Zum letztenmal mich geſehn.“
Und ſtill iſt's, wie im Herzen ruft
Der Schmerz, er hört es nicht.

Er wirft ſich auf's Streb, das Dunkel verhüllt
Sein zornverzerrtes Geſicht. —

— Die Vöglein ſingen ſo hell
Durch Waldes Grün,
Es ſprudelt ſo friedlich der Quell,
Die Blumen blühn. —

— Es wogt im Aufruhr die Stadt,
In wirrem Schreien und Rasen,
Die Trommeln wirbeln drein,
Trompeter zum Angriff blaſen,
Wie Sturmfluth zieht's mit Tod und Graus
Von Straße zu Straße, von Haus zu Haus,
Und Schuß auf Schuß nun wüthet der Kampf,
Es jagen durch Staub und Pulverdampf
Mit fliegendem Roß die Kanonen,
Da iſt kein Erbarmen, kein Schonen,
Ein heulend' Gewühl in Rauch und Blut
Und Verwüſtung rings über Leben und Gut

— Die Vöglein ſingen ſo hell
Durch Waldes Grün,
Es ſprudelt ſo friedlich der Quell,
Die Blumen blühn.

— In ein Landhaus, ruhend im Sonnenſchein,
Tritt leiſe ein ſpähender Wandrer ein.

Nach Raub glüht sein Auge, es lauscht sein Ohr.
Er zieht ein blinkendes Messer hervor.
Des Tags zu genießen zog Alles hinaus.
Eine junge Magd ist allein zu Haus.
Er hört sie singen im Kämmerlein,
Sie singt zur Arbeit so lieblich fein.
Er lauscht mit Zagen, nun klopft er an.
Sie naht, es wird ihm aufgethan.
Da zuckt der Stahl, ein Stoß nach der Brust.
Ein Röcheln — gemordet ist Jugend und Lust. —

— Die Vöglein singen so hell
Durch Waldes Grün.
Es sprudelt so friedlich der Quell.
Die Blumen blühn.
Und tobt auch die Wetternacht
Und stürmt's auch [illegible] die Flur,
Solch' Leid, wie es Menschen gebracht,
Solch' Grauen schuf nicht die Natur.

Freude und Leid.

Die Freude iſt ein Garten,
Der reiche Blumen hegt,
Und Engel ſind ſeine Gärtner,
Von ihnen wird er gepflegt.
Das Leid iſt ein Gefängniß
In trüber Wetternacht,
Da halten ſchwarze Träume
Die unheilvolle Wacht.

Die Freude iſt ein Vogel,
Der liedertuſtig zieht,
Er bringt zu allen Zeiten
Ein liebes Frühlingslied.
Das Leid iſt eine Unke,
Es tönt vom dunklen Moor
In Schrecken nur und Grauen
Ihr banger Ruf hervor.

Und jenes Gartens Blüthe
Hat Keinem noch gelacht,
Den nicht umſchloſſen hätte
Auch jenes Kerkers Nacht.
Und jenes Vogels Singen
Hat Keiner noch erlebt,
Dem drohend nicht zum Herzen
Auch jener Ruf gebebt.

Buntes.

An Laura.

Laura, bist die Edelperle
Welche ich im Herzen trage,
Bist die traute Abendsonne
Der ich meine Lieder klage,
Bist die zauberische Rose
Die ich still zu lieben wage,
Bist der gute Stern des Lebens
Den ich um mein Glück befrage,
Bist des Hoffens grüne Laube,
Der ich meine Wünsche sage,
Bist der freundlich blaue Himmel
Der umwoben meine Tage.

Viel' Blumen blühn, die ſchönſten nur bei dir,
Viel' Roſen glühn, die ſchönſten nur bei dir,
Bei dir, wo meines Frühlings Freude weilt,
Ein himmliſch Seyn iſt Liebchen nur bei dir,
Wo nicht in Licht und Schatten es getheilt,
Ein treues Herz ſchlägt glücklich nur bei dir,
Wo Lilien prangen, die kein Sturm ereilt,
Und bin ich krank, geſund' ich nur bei dir,
Von deines Auges Strahl werd' ich geheilt.

Von Amors Hand ein Brieflein verbrenn' ich nicht,
Das wär' nicht recht,
Seh' ich Verliebte koſen, die trenn' ich nicht,
Das wäre ſchlecht,
Ein Mädchen, das ich küßte, die nenn' ich nicht,
Das wär' nicht recht,
Und wenn ſie's gern geduldet, bekenn' ich's nicht,
Das wäre ſchlecht.

O nimm die Welt nicht nach der Miene Schein,
Sie könnte wie die Abendwelke ſeyn,
Ihr Roſenhauch iſt nicht ihr Eigenthum,
Geliehen von der Sonne nur allein;

Sie gleicht dem dürren Strauch im Winterkleid,
Hüllt ihn der Schnee in Blumenflocken ein.
Er prangt mit jenen Blättern von Kryſtall,
Doch er erzeugt ſie nicht, ſie ſind nicht ſein.
Sie gleicht dem künſtlich falſchen Diamant,
Er ſpiegelt wohl den Regenbogen rein,
Ihm aber iſt nicht jener Härte Kraft,
Die vom gemeinen trennt den Edelſtein.
Die Welt an ſich iſt eines Weibes Bild,
Wie ſchön der Farbe Schmelz, wie zart und fein.
Was dir an ihren Zügen wohlgefällt,
Das Beſte träumſt du nur in ſie hinein.

Heiſa juhei
Du lieblicher Mai,
Haſt im Herzen den erſten Platz,
Bringſt mir ja Blumen für meinen Schatz
Will ihr ein Sträußlein binden,
Soll meine Lieb' ihr verkünden.
Und du lieber Mai,
Eine Bitte verleih',
Iſt ſie wohl Abends allein mit dir,
Rede ihr zu und plaudre mit ihr,
Und ſag', lieber Mai,
Ich ſey brav und treu.

Träume ſind Schäume,
Doch ſolcher Schaum wiegt ſanft und fein
Gar oft die Perle vom Herzen dein.

Manch' Liedlein kann es berichten,
Von der Liebe lernt' ich das Dichten
Und es ſchuf mir oft Roſengehege
Aus Diſteln und Dornen am Wege.
Wohl klag' ich, wie ſchnell ſie verſchwunden
Jenes Lernens ſelige Stunden,
Doch bangt mir noch mehr vor den Zeiten,
Die die ſterbende Muſe begleiten.

Daß edle Herzen ſich am Himmel laben
Bedarf's nicht Rechnens wie die Hölle heiß,
Doch leider lernen Viele erſt, was weiß,
Wenn ſie, was ſchwarz, zuvor begriffen haben.

Was recht iſt, beg' und pfleg' allweg,
Was ſchlecht iſt, jag' und ſchlag' alltag.

Der immer wollte derſelbe ſeyn,
Fürwahr er wäre ein Ding von Stein,
Den's aber bewegt in Luſt wie in Schmerz,
Dem ſchlägt in der Bruſt ein menſchliches Herz.

Der Zither magſt du lauſchen,
Wenn die Sterne flimmern in ſtiller Nacht,
Ihre lieblichſten Töne verſtummen,
Wenn reg der helle Tag erwacht.
Die ſchönſten Träume des Herzens,
Du träumſt ſie nicht im Geräuſch der Welt,
Nur einſamen Wäldern und Auen
Sind ihre Freuden zugeſellt.

Mußt verlangen nicht der Rebe,
Daß ſie ranke, wie dir's gefällt,
Eine Stütze doch ihr gebe,
Die ſie auf zum Lichte hält,
Und die Menſchen ſind wie Reben,
Laßt ihr Ranken unverwehrt,
Tragt nur Sorge daß das Leben
Sey dem Guten zugekehrt.

Sie weinte einſam in der Kammer,
Ich ſah's von meinem Fenſter aus,
Du armes Mädchen, welcher Jammer,
Kam denn zu dir in's ſtille Haus?
Da flüſtert's leiſe meinen Ohren,
„Die Liebe hat ſie ſo betrübt.“
Seitdem hab' ich das Ding verſchworen,
Das ſolche Grauſamkeiten übt.

Sah manche Blüthe getragen
Von wehender Maienluft,
Wollt' gern ſie beſchaun und befragen,
Mich laben an ihrem Duft,
Doch fort iſt ſie gezogen,
Nicht achtend die Wünſche mein,
Wollt frei im Winde wogen,
Mir nicht zu eigen ſeyn.
So zog mir oft wie im Fluge
Vorüber ein roſig' Gedicht,
Nicht laſſen wollt's vom Zuge
Und haſchen konnt' ich's nicht.

Zu früh, zu ſpät.

Es fliegt ein armer Schmetterling
Zur Märzzeit über die Haide,
Er träumt von Blumen und ach! es blinkt
Ihm nirgends ihr Geſchmeide,
Vom dürren Straucht flüſternd wehr'e:
Zu früh! zu früh! —
Zu früh wird oft zum Leide.

Es wagt eine Blume noch aufzublühn
Im zarten Farbenkleide,
Da ſchon der Herbſt bei Froſt und Sturm
Verkündet, daß er ſcheide,
Wie rauſcht ſo bang das fallende Laub:
Zu ſpät, zu ſpät! —
Zu ſpät wird oft zum Leide.

Und kommen ſie beide zur rechten Zeit,
Da's luſtig grünt am Hage,
Da die milde Sonne ſo lieblich ſchmückt
Des Maien glückliche Tage,
Dann iſt ein Feſt ihr ganzes Seyn.
Zur rechten Zeit! —
Wer aber lenkt die Wage?

Auf Manchen.

War auch am attiſchen Strande,
Wo man klaſſiſchen Boden betritt,
Und brachte nach dem Vaterlande
Zum treuen Unterpfande —
Eine lange Pfeife mit.

Communismus.

Nicht dein, was mein,
Aber mein, was dein.

Glücklichſeyn.

Das „Glücklichſeyn“ iſt von gar bunten Farben
Gleichwie der Blumen und Juwelen Pracht.
Du zähltest ſicherer, wie viel' der Menſchen
Als was ihr flücht'ges Leben glücklich macht.
Und dennoch geben Manche ſich die Mühe
Und rufen pomphaft in die Welt hinein
„Taucht Alles nur getroſt in unſre Brühe
„Dann wird gewiß auch Alles glücklich ſeyn.“

An K. E.

Die Martinswand haſt du erklommen,
Und daß es dir ſo leicht gelang,
Verwundert haſt du's wahrgenommen,
Denn wild und ſchaurig iſt der Gang.

Doch frägſt du, wer in jenen Tagen
Gerettet Kaiſer Max'milian,
Ein Engel war's, hörſt dann du ſagen,
Der ſolch' ein Liebeswerk gethan.

Die Engel wiſſen kühn zu ſteigen,
Du magſt dieſelben Wege gehn,
Wer ſich zum Zweifel wollte neigen,
Der hat dich niemals angeſehn.

An Jenny Lind.

Gleich einem Silberquell der Märchenwelt,
Der Perlen ſchauen läßt auf klarem Grunde,
So fließt das Lied von deinem ſchönen Munde
Und alle Zauber ſind ihm zugeſellt.

Der Anmuth edle Roſe blüht daran,
Der Aeolsharfe Hauch iſt drin verwoben,
Von ſeiner Luſt getragen und gehoben
Iſt jedes Herz dir freudig unterthan.

Und wie im eignen Licht die Sonne zieht
Und nicht bedarf mit fremdem Schmuck zu glänzen,
So mag kein Lorbeer ſchöner dich bekränzen,
Als du dich ſchmückeſt mit dem eignen Lied.

Stephanola.

Vergleichen möcht' ich meine Stephanola
Mit einem leichten Liedchen, wie es klingt,
Wenn sich's die Lerche bei des Tags Erwachen
Zum blauen Himmel ohne Sorge singt,
Mit einem Quell, der klar und heiter sprudelt
Und manche Blume sich vom Ufer bricht,
Mit einem Schmetterling, der lose tändelnd
Sich träumend wiegt im lieben Sonnenlicht,
Mit einer raschen flüchtigen Mazurka
Und einem flatterluft'gen Sonntagsband,
Mit einer Nixe, spielend mit den Wellen,
Zu Schaum sie schlagend mit der kleinen Hand:
Vergleichen möcht' ich sie dem Perlenweine,
Dem ich fürwahr als Freund ergeben bin
Und einem Wiesenplan im schmucken Maien,
Mit tausend buntbewegten Farben drin,
Und einer Biene, die in ihrem Schwärmen
Sich immer emsig und geschäftig regt
Und die als Honig Scherz und frohe Laune
Vom Lebensgarten sich zusammenträgt.

Die Boten.

Fliegt ihr freien Gedanken,
Ziehet über die Welt,
Fliegt über Berge und Meere,
Wie es euch gefällt.

Doch, in meinem Dienſte,
Sucht des Glückes Keim,
Sorget ihn zu finden,
Bringt ihn treulich heim.

Dann auch müßt ihr ſagen,
Wie zu warten ſein,
Daß er Blüthen treibe,
In der Sonne Schein.

Daß die Blumen reichlich
Mir im Garten ſtehn,
Möcht damit auch Andre
Froh zufrieden ſehn.

Ach, ich sandte so viele
In die weite Welt,
Hab' an viele die Frage
Um das Glück gestellt

Keiner hatt' es gesehen,
Wie ich sie befragt,
Einer doch hab' es gefunden,
Haben sie ausgesagt.

Und dieser eine blieb draußen
Fand sich nicht mehr ein,
Muß wohl auf der Reise
Gar gestorben seyn.

Waldluſt.

Der wilde Waldgrund iſt meine Luſt.
Das Leben dort zu ſchauen
Mir lieber als wo bunt gedrängt
Die Menſchen Städte bauen.

Dort heilig ſtill ruht Gottes Haus,
Dort unter den ernſten Bäumen
Wohl magſt du beten ungeſtört,
Frei mit den Blumen träumen.

Des Felſen Denkſtein ſpricht zu dir
Von längſt vergangnen Tagen,
Vom jungen Leben über ihm
Mann die rankende Roſe ſagen.

Und Heſſen weckt das friſche Grün,
Das ringe ſich zweigt und zittert,
Und Treſt ſchwebt auf dem Sonnenſtrahl
Der durchs Geäſte zittert.

Wenn krank das Herz, geh' in den Wald,
Er hegt geweihte Stunden,
Da wird es dir von seinem Hauch,
Der Gottes Hauch, gesunden.

Das Lied und der Wanderer.

Komme liebes Liedchen,
Wandre du mit mir,
Zeige schöne Sachen,
Schöne Länder dir:

Führ dich nach dem Süden,
Wo der Frühling wohnt,
Und der Reise Mühen
Königlich belohnt.

Und zu Wein und Mädchen
Laden wir uns ein,
Wollen da zusammen,
Wie im Himmel seyn.

Also sprach der Wanderer,
Doch das Liedchen spricht,
Bieten du nichts weiter,
Folge ich dir nicht.

Bin ja wohl zu Hause
In der ganzen Welt,
Und dem Wein, der Liebe,
Immer zugesellt.

Soll ich mit dir ziehen,
Seyst du selber mein,
Sey dein Herz mein eigen,
Dann nur geh' ich's ein.

Gleichniſs.

Wie Mancher gleicht der Sonnenuhr,
Er wandelt immer nach der Schnur,
Und thuts die ganze Lebenszeit
Und kommt bei allem dem nicht weit.

Wie Mancher gleicht der Sonnenuhr,
Er zählt die heitern Stunden nur,
Ein kleines Wölkchen, welch' trübes Geſicht,
Wenn rings auch Alles in frohem Licht.

Wie Mancher gleicht der Sonnenuhr,
Des Tages laute Greatur
Bleibt ihm die Luſt auf ewig fern
Am lieben ſtillen Abendſtern

Wie mancher gleicht der Sonnenuhr,
Ein matter Schatten iſt er nur,
So lang er in der Gnade ſteht,
Und gar nichts, wenn dieſe untergeht.

Columbus.

Oft denke ich der flüchtigen Zeit
Möcht ſchier wehmüthig werden,
Verblüht ſeh' ich manch ſchöne Maid,
Verlier manch' lieben Gefährten.

Verſchwunden iſt ſo mancher Traum,
Der ſonſt mich froh bewegte,
Und mancher Freude glaub' ich's kaum,
Wie ſie mich ſonſt erregte.

Und drüber, gegen alles Thun
Und mühevolle Treiben,
Will klüger ſcheinen mir, zu ruhn
Und fern der Welt zu bleiben.

Doch fällt mir dann oft tröſtend ein
Columbus, jener Schiffer,
Dem nicht gebangt, ob groß ob klein
Die abgelaufne Ziffer.

Mit sechzig Jahren zog er aus
Auf wilde ferne Meere,
Vom stillen lieben Vaterhaus
Trieb fort ihn Muth und Ehre.

Die Wellenwüste schreckt ihn nicht,
Der Tod nicht und sein Grauen,
Die Welt, die seines Traums Gedicht,
Die will er finden und schauen.

Er zieht ohne Freund, die Sterne allein
Die kennt er als freundlich gewogen,
Sie werden seine Engel seyn,
So ist er fortgezogen.

So zog er mit sechzig Jahren aus' —
Und folg' ich ihm in Gedanken,
Dann kehrt die Lust am Blumenstrauß
Und an der Rebe Ranken.

Dann fühl' das Blut ich wieder jung
Und Muth im Herzen schlagen,
Dann kehrt in mir die Besserung,
Wenn trübe Grillen mich plagen.

Reſignation.

Bringt der Herbſt die Trauben,
Bringt die Blumen der Mai,
Alter hat's und Jugend
Grade wie die Zwei,
Jugend liebt die Blumen,
Alter liebt den Wein,
Tochter, nimm die Roſe,
Schenk dafür mir ein!

Wohl im Duft des Weines
Zieht auch ſtiller Schmerz,
Um verlorne Blumen,
Klagt dabei das Herz,
Doch was frommt die Klage,
Muß ergeben ſeyn,
Und credenzt die Tochter,
Kind, ſchenk luſtig ein!

Und dir will ich's bringen,
Bring's der Jugend dein.
Sollst ein Lied mir ſingen
Zu dem treuen Wein,
Dann in deine Tage
Träum' ich mich hinein
Und verträum' die Klage.
Tochter, ſchenke ein!

Völkerleben.

Der Völker Wiege hüllt die Dichtung ein,
Wie Waldesgrün manch' ſeltner Blume Prangen.
Und jene Wiegenzeit, ſie iſt vergangen,
Von ihr erzählen Sagen nur allein.

Es war wohl eine ſchöne goldne Zeit
Und um die ſchnell verlornen Jugendtage
Erhebt die Sehnſucht manche ſtille Klage
Und manches trübe Bild iſt angereiht.

Doch willſt du Edelweiß der Berge ſehn,
Dem Himmel näher ſeinen Reiz beſchauen,
Nicht weilen kannſt du in des Thales Auen,
Und um die Frucht — die Knoſpe muß vergehn.

Es gleicht der Völker Leben einem Baum,
Wie duftig friſch ſind ſeine erſten Sproſſen,
Wie ſind von ſeltner Anmuth ſie umfloſſen,
Wie weht im Laube ſüßer Dichtung Traum.

Doch wenn die Jahre härten Stamm und Aſt,
Sie nicht im Hauch des Morgens mehr ſich wiegen,
Wenn tiefe Furchen um die Rinde liegen,
In mächt'ger Wucht den Boden drückt die Laſt,

Dann iſt dahin der ſchlankgezweigte Bau,
Dahin ſein luftig freundliches Geflüſter,
Des Blätterhauſes Wölbung ernſt und düſter
Durchſchimmert nicht von Himmels lichtem Blau.

Und dennoch wie ſie ſchwindet ſolche Zier,
Iſt es ein Wechſel nur und nicht das Ende,
Daß edlern Glanz der Baum den Auen ſende,
Vertauſchte nun die Krone er mit ihr.

Sie iſt mit vielen Jahren nur gereift,
Die hehren Wipfel kräftig zu verſchlingen,
Um ſich ihr mächtig Zeichen zu erringen.
Hat jene ſtille Luſt er abgeſtreift.

Wenn aber blüthenſchimmernd naht der Mai,
Siehſt auch den Baum mit Blumen du umfangen.
Als wäre es, daß jenes Jugendprangen,
Wie er auch alt, nicht ganz vergeſſen ſey.

Und ſo ein Volk, da ihm ein guter Stern
Den Segen gibt zu glücklichem Gedeihen,
Es mag ſich ſtark die eigne Krone weihen
Nur wenn es lebt mit reifgewordnem Kern.

Und wenn dann frisch noch seine Lieder glühn,
Wer zählt Ihr, wie ihm fern die Jugend liege.
Die Lieder sind die Blumen seiner Wiege,
Es wird nicht sterben, wenn ihm diese blühn.

Hausmittel.

Wenn ich, was selten mir geschieht,
Im Winter melancholisch werde,
So zünd' ich meine Pfeife an
Und setz' mich hin zum Feuerherde,
Und wenn's dann knistert, zischt und flammt
Und im Kamin die Winde hausen,
Dann dicht' ich schöne Märchen mir
Und die vertreiben meine Flausen.

Wenn ich, was selten mir geschieht,
Im Frühling melancholisch werde,
So leg' ich mich in's junge Gras
Und klag' der Quelle die Beschwerde,
Die murmelt dann manch' tröstend Wort
Und wiegt erzählend mich in Schlummer,
Und bin ich wieder aufgewacht,
So ist's vorbei mit meinem Kummer.

Wenn ich, was ſelten mir geſchieht,
Im Sommer an dem Uebel leide,
So ſetz' ich mich zum lieben Wein,
Gar gut vertragen wir uns beide.
Ihr glaubt nicht, was der Wein vermag.
Der weiß viel frohe ſchöne Lieder,
Der duldet keinen ſchweren Sinn
Und Trübſal iſt ihm gar zuwider.

Im Herbſt, da kann es nicht geſchehn,
Daß einer melancholiſch werde,
Da macht das Jagen friſches Blut
So lang kein Bauernhof die Erde,
Drum iſt der Herbſt die ſchöne Zeit,
Die ich vor jeder andern liebe
Und keine Klage hätte ich,
Wenn nur der Herbſt beſtändig bliebe.

Edelweiſs.

Mit ſeltnen Blumen ſchmücken ſich
Die Berge ihre Kronen,
Der ſchönſte Immortellenflor
Blüht nur in höhern Zonen,
Drum will ich auch das Edelweiß
In meinem Liede loben,
Es iſt mir edler Liebe Bild
Im Felſenreich dort oben.
Wie jene Blume ſoll ſie ſeyn,
Nicht Jedem zu erwerben
Und blühe ob der niedern Welt
Und daure über's Sterben.

Auf der Ueberfahrt nach England.

Ich fuhr nach Englands Küste hin,
Die Weltstadt des Handels zu schauen.
Von Schiffen waren bunt bewegt
Die grünen Wasserauen,
Die einen schwammen mit wildem Gebraus
Gleich Drachen in Hast und Wuth,
Die andern friedlichen Schwänen gleich,
Sanft theilend die schimmernde Fluth.

O Meer! wie bist du seltsam und groß,
Wie trägt dein ruhloses Schwanken
Manch' liebliche Blume der Poesie,
Manch' wehmuthtrübe Gedanken,
Wie bist du an Perlen und Thränen reich,
An Opfern die dir gefallen,
Wie manch' versunkene Krone ruht
Im Geäste deiner Korallen

Wie zieht ſo mancher goldne Traum
Dahin mit dieſen Schiffen
Und wie zerſchellt er ihnen gleich
An ungeahnten Riffen,
Wie viel des Glückes bringen ſie heim,
Wie mehr noch Kummer und Leid,
Wie lebſt du, nicht alternd und unberührt
Von grauer Vergangenheit.

Wer kühn ſich dünkt und will mit Stolz
Die breiten Wogen meſſen,
Des großen Schiffers von Genua
Dann woll' er nicht vergeſſen,
Er ſey gedenk wie jener fuhr
Mit fremder Sterne Schein,
Dann lehrt ihn die Straße des ſchmalen Kanals
Gar ſehr beſcheiden ſeyn.

Und ſiehſt du das rieſige Fahrzeug dort
Mit den prunkenden Segeln und Maſten,
Ein würdiger Fürſt des Meers bereint,
Auf dem nun die Jahre laſten,
Und ſiehſt du den Dampfer vorgeſpannt,
So unſcheinbar und klein
Und wie er kraftig, ſchnell und leicht
Durchbricht der Wellen Reihn:

Die Jugend ſoll zu ſicherm Geleit
Dem Alter die Kräfte reichen,
Dort ſchwimmt ein Vorbild für die Zeit,
Wenn des rechten Wegs ſie nicht weichen,
Doch waltet toll die junge Kraft
Und ſtürmt für Gefahren blind,
Dann verfallen beide dem Untergang,
Der Vater und das Kind.

Ein ſtätes Mühn die Menſchen bewegt,
Die Elemente zu meiſtern
Und würdigſt du der Arbeit Frucht,
Manch' Wunder wird dich begeiſtern,
Sie zwingen den glühenden Waſſerdampf,
In eiſernen Feſſeln bewacht,
Galeerenſklave ihnen zu ſeyn
Mit ſeiner Rieſenmacht.

Sie zertrümmern Felſen mit einem Wink,
Sie laſſen am Drathe wandern
Dem Blitze gleich, das lebende Wort
Von einem Pol zum andern,
Und ſie ringen und ſiegen, wie hart der Kampf,
Doch, wann wird's ihnen gelingen,
An ſich all' niedere Leidenſchaft
Durch Edelſinn zu bezwingen?!

Erinnerungen aus Griechenland.

1.

Vom Schiffe Heptanisos.

Der letzte Strahl der Abendsonne
Beschien das weite wüste Meer,
Ich sah vom Schiffe in die Wogen,
Wie brausend sie vorüberzogen.

Und dunkler wurden rings die Wässer,
Verglüht war schnell der Horizont,
Und langsam zog mit ihren Sternen
Die Nacht herein aus trüben Fernen.

Da schlich sich leise mir zum Herzen
Ein bang wehmüthiges Gefühl,
Der Heimath dachte ich, der Lieben,
Die weit getrennt zurückgeblieben.

Wird du sie auch wohl wieder sehen,
Trägt dich das Meer auch wieder heim,
Wird Keines bei der Rückkehr fehlen,
Du glücklich alle überzählen?

Und Thränen füllten meine Augen,
Lang sinnend sah ich in die Fluth,
Bis jener Tröster aller Kranken,
Der Schlaf, umhüllte die Gedanken.

Da führte mich der Traum nach Hause
Und zeigt mir freundlich Weib und Kind,
Ich sah sie jubelnd alle wieder,
Der Traum, er kam vom Himmel nieder.

2.

Salamis.

Im Norden des ſaroniſchen Meeres
Umſpült die Fluth ein blühend Land.
Du ſiehſt es von dem heil'gen Pfade
Der eleuſiniſchen Geſtade.

Dort grünen reichgeſchmückt die Berge
Von Myrten und von Thymian,
Dort ſproßte auf des Ajas Blume
Und Tempel glänzten ſeinem Ruhme.

Ein ewig Denkmal ragt die Inſel
Erinnernd thatenreicher Zeit,
Wo gegen Perſiens Barbaren
Der Freiheit Engel — Retter waren.

Dort wogte die Vernichtungsflotte
Des Herrſchers aus dem Orient,
Dort ſollten ihm des Cecrops Erben
Mit ihrem Blut den Purpur färben.

Und da war's, wo es ſich bewährte,
Wie nie ſo glänzend, ſeit die Welt,
Daß der Begeiſterung gelinge
Was keine Heeresmucht erzwinge.

Da warf ſie nieder jene Schaaren
Und in die Fluthen ſank ihr Gold,
Da hat wie nie in ſpätern Tagen,
Das Meer des Lorbeers Schmuck getragen.

Da klang es laut hinauf zum Himmel,
Daß wohl die Sterne ſelbſt gelauſcht,
Ein freies Volk rief ſeine Siege,
Frohlockend zu der Götter Wiege.

Und noch ertönt nach tauſend Jahren
Das Echo jenes großen Tags,
Und noch ermahnt's die Völker alle
In Feindesnoth mit ſeinem Halle.

3.

Corinth.

Ich ritt dahin auf dürrem Sande,
Verſengend war des Mittags Glut
Kein Hauch bewegt die heißen Lüfte,
Kein Baum entſendet kühle Düfte.

Es ſchien die Erde ausgeſtorben,
Das Licht der Sonne wogte nur
Als wäre es in heil'gem Schweigen
Beſtimmt, die Leichen aufzuzeigen.

Da ſah ich ferne ſieben Säulen,
Die Reſte alten Heiligthums,
Sie ſollten weit verzweigte Mauern,
Die rings zertrümmert, überdauern.

Ein Grab verkündeten die Steine,
Verwüſtung einer wilden Zeit. —
Das war Corinth, das war die hehre
Die alte Glanzſtadt zweier Meere!

Von tiefem Weh ward ich ergriffen
Und bange athmete die Bruſt,
Wie wenn zur Heimath dieſe Stätte
Der Tod ſich auserſehen hätte.

Da ſtand am Wege, o willkommen,
Ein friſcher Oleanderſtrauch,
Von rothen Blumen rings umgeben
Gemahnt' er freundlich an das Leben.

Ich barg mich in den ſchönen Zweigen
Und ruhte lange träumend aus
Und an der Farbe ſeiner Blüthe
Erfriſcht' ich mein gebeugt' Gemüthe

4.

Athen.

Aus einfach edlen Elementen
Wob die Natur der Menſchen Glanz.
In ihren Keim hat ſie gegeben
Die Kraft, zum Himmel aufzuſtreben.

Des Hains trauliches Geflüſter
Umſchloß der Dichtung Morgenroth.
In ſtillen Bergen, ſtillen Fluren,
Da ſchimmern ſeine erſten Spuren.

Und mit der Dichtung ward geboren
Die Kunſt, ihr prangendes Gewand.
In ihren himmliſchen Geſtalten
Des Lebens Blumen zu entfalten.

Und erſt als ſich an dieſen Blumen
Die Menſchen ihres Seyns gefreut,
Da wollten ſie das Ganze haben,
Den Baum mit allen ſeinen Gaben

Da ward das Wiſſen ihr Verlangen.
Der Jüngling wurde nun ein Mann.
Da folgt dem Morgenroth die Sonne.
Und Licht erquoll mit ſeiner Wonne.

Das ſind die Farben der Geſchichte,
Ihr ſchönſtes Bild war Griechenland.
Und jene Sonne war zu ſehen
Da, wo Minervens Mauern ſtehen.

Athen war jene große Leuchte,
Da war des Mittags Wendepunkt,
Von da zog ſie in andre Lande
Geſchmieder in der Zeiten Bande.

Sie zog wohl fort vor vielen Jahren
Und iſt noch nicht zurückgekehrt,
Doch daß ſie lange dageweſen
Magſt an dem Parthenon du leſen.

5.

Aegina.

Es hüllt ein blaues Dämmerdunkel
Die weite stillbewegte See,
Wo leichte Schatten fern sich wiegen,
Dort sehen Aegina wir liegen.

Und frischer weht der Hauch des Morgens,
Bald glüht empor am Horizont
Des jungen Tages schöne Rose
Sich hebend aus der Wellen Schooße.

Sie blüht, mit ihrem Purpurlichte
Die Küsten färbend und das Meer,
Zum Aether auf, dem ewig reinen —
Wie herrlich groß ist ihr Erscheinen!

O sey gegrüßt du Himmelsblume,
Die uns die Götter zugesandt
Um der Natur erneutem Leben
Ein freundlich Zeichen mitzugeben. —

Und aus der Inſel duft'gen Hoben
Ragt in die Luft ein ſtolzer Bau,
Als wollte ihn der Morgen weihen,
Vergoldet er der Säulen Reihen.

Das ſind die reichumrankten Reſte
Vom hehren Panhellenien,
Die älteſten in Hellas Lande,
Sie leuchten bis zum Att'ſchen Strande.

Die Trauer ſcheint in ihre Räume
Seit grauen Jahren eingekehrt
Und nicht mehr thront in ihrem Schatten
Der Gott den ſie umfangen hatten.

Wer haust jetzt in dem Heiligthume,
Das einſam hoch am Vorgebirg
Und dem zuerſt aus ihren Schaalen
Aurora opferte die Strahlen?

Es haust unheimlich dort und ſtille
Ein einzig' Weſen nur — die Zeit,
An ihren Adel zu ermahnen
Schont ſie den Erbſchmuck ihrer Ahnen.

Sie die ſo oft ein wildes Rafen
An ihren liebſten Kindern übt,
Sich weidend an den eignen Wunden,
Dort lebt ſie ihre ruh'gen Stunden,

Dort will die Zeichen ſie erhalten
Von einſt'ger Größe, die verſchwand,
Dort will ſie in den heil'gen Räumen
Von ihrem alten Glanze träumen.

6.

Mauromichalis.

Wer iſt der Mann mit bleichen Haaren
Dort in der Palikaren Schaar,
Der einem Denkſtein zu vergleichen
Umweht von kräftig grünen Eichen?

Mauromichalis iſt's, der Führer,
Der Fürſt von Sparta's edlem Volk,
Golett' ſchreitet ihm zur Seite,
Manch kühner Name im Geleite.

Das iſt der Mann, an dem das Schickſal
All' ſeine Tücke hat geübt,
Den es nur kräftig groß gezogen
Zum Spiele ſeiner falſchen Wogen.

Für den es alle guten Sterne,
In Trauerflöre eingehüllt,
Dem nur zu ſchau'n der Erde Qualen
Geleuchtet ſeine Wetterſtrahlen:

Der Vater, dem der Kinder Blume
Mit ſchwarzem Blute es gefärbt,
Dem es die Perle aus dem Herzen
In Thränen aufgelöst und Schmerzen.

Ich ſah den Mann und mir erbangte,
Auf jenem Richtplatz ſah ich ihn,
Wo ſterbend ſeinem Blick entgegen
Der Sohn gefleht den letzten Segen.

Und dieſer Mann zählt ſiebzig Jahre?
Das Schickſal hat ihn nicht erdrückt?
Was hat im Kampfe ihn gehalten
Mit ſo entſetzlichen Gewalten?

Der Geiſt für Großes war der Balſam,
Der ſtets geheilt die wunde Bruſt,
Der, von dem Göttlichen entſproſſen,
Ihm höhere Kraft in's Mark gegoſſen.

Der Geiſt für Freiheit war die Wehre,
War ihm der wohlgefeilte Schild,
Als er der grimmen Zeit entgegen
Gezogen auf den wilden Wegen.

Der Geiſt allein mag ſiegend rechten
Mit feindlichen Geſchickes Macht,
Das zeugt das Volk, das er getragen
Zur Sonne frei aus finſtern Tagen.

Das zeugt der alte Palikare,
An dem, wie Brandung an dem Fels,
Die Stürme alle sind zerstoben,
Die hier im Erdenleben toben.

Auf der Wanderung.

1.

Ein milder Abend nach ſchwülem Tag.
Kein Hauch, kein Lüftchen weht,
Ein Kornfeld reich in Blüthe vor mir,
In der Ferne ein Wetter ſteht.

Des Feldes Halme ſchmiegen ſich
Gedrängt einander an,
Es iſt als lauſchten ängſtlich ſie,
Das Wetter möchte nahn.

Und die drohende Nacht ſo trüb und ſchwer,
Nach einem Opfer ſucht,
Die zitternden Halme, das arme Feld,
O Herr, verſchone die Frucht!

Zum Himmel hob ſich mein Gebet,
Rings Alles ſtill und bang,
Ein leichter Purpurſchimmer hieß
Den Sonnenniedergang.

Da hör' ich rauschen den jagenden Wind
Im Thalesgrund dahin,
Hab' Dank! ich seh die Wolken dort
In die fernen Berge ziehn.

2.

Ich wandre allein, bin doch nicht allein
Und wollt' ich ſelber vergeſſen mein,
Es iſt als ſollt's nicht geſchehen.
Denn plötzlich fühl' ich, weiß nicht wie,
Manch' Lied, manch' traute Melodie
Zu meinem Herzen wehen.
Und derer lang ich nicht gedacht,
Die nahen dann oft fein und ſacht
Als wollten ſie mich fragen:
Erlaubſt du, daß wir gehn mit dir,
Wohl gute Freunde waren wir
In fernen frohen Tagen.

3.

Was ſingſt du Vöglein ſo früt noch allein
Es ſingt kein Gefährte mehr.
Du trillerſt ſo luſtig als wenn noch fern
Zum Schlafen die Stunde wär.
— Ich ſang wohl auch einmal wie du.
Sang noch wenn Keiner mehr ſang.
Ach Vöglein ſing', denn es kommt eine Zeit,
Da währt die Luſt nimmer ſo lang.

4.

Und weht im Wald die Morgenluft
Und flüſtert freundlich zu mir,
So iſt's als brächt' ihr trauter Hauch
Einen Morgengruß von dir.
Und wenn ich am Weg ein Gärtchen ſeh
Und blüht eine Roſe drin,
So grüß' ich in ihr dein liebes Bild,
Um das ich ſo glücklich bin.
Und wenn es dämmert rings im Feld
Und die Sternlein zeigen ſich
Und ich hör' durch die Stille ein Nachtgebet,
So bet' ich mit für dich.

5.

Wo biſt du meine Muſe,
O ſieh' den goldnen Tag
Und ſende mir ein Liedchen
Zu meiner Laute Schlag.
Doch lauſche ich vergebens,
Denkſt du an's Sparen vielleicht,
Weil jüngſt bei ſchlechtem Wetter
Du mir ein Lied gereicht,
Und meinſt zu ſolchem Morgen
Das auch noch obendrein?! —
So ſing' ich ohne Worte,
Es muß geſungen ſeyn!

6.

Auf ſpiegelndem See
Ein Schiffchen gleitet dahin.
Ich ſeh' die Spur
Als ſchmales Band ſich ziehn.
Das Schiff iſt fort,
Noch ſchau den Streifen ich,
Doch ſchwindend bald,
Ein Hauch verliert er ſich.
Du biſt das Schiff,
Die Fahrt des Lebens Geſchenk,
Fahr' nicht zu ſtolz,
Des Streifens ſey gedenk.

7.

Der Tag iſt klar wie ein friſcher Quell,
Die Buchen glänzen ſmaragdenhell,
Es ſendet im Feld der Lerche Sang
Ein Wanderlied zu meinem Gang.
Und wie ſie herzluſtig trillert und ſingt,
Ein Falkenruf an's Ohr mir dringt,
Hoch über dem Wald der Räuber zieht.
Ach wenn er nur draußen die Lerche nicht ſieht.
Ich ſtehe und lauſche, es währt nicht lang,
Da plötzlich ſchweigt der fröhliche Sang.
Wie war's ihr ergangen? Nichts that es kund,
Rings Alles ſtill im Waldesgrund,
Es war nun traurig, öd und leer,
Hatt' an dem Tag keine Freude mehr.

8.

Die Blume ſteht am Ufer,
Der Bach fließt leicht dahin,
Mit ſchmeichelndem Koſen und Schwätzen
Seine Wellchen vorüberziehn.

Er drängt ſich leiſe näher,
Die Blume bemerkt es nicht,
Bis plötzlich zu ihrem Schrecken
Der Boden weicht und bricht.

Sie kann ſich nicht mehr halten,
Sie muß nun mit ihm ziehn,
Er wiegt ſie in ſeinem Silber
Und führt ſie, Gott weiß, wohin.

9.

Sing' dein Lied du Vöglein auf dem Baum.
Sing' es hinaus in den duftigen Morgen.
Will drin schwärmen einen heitern Traum
Will mir dein fröhliches Singen erborgen.

Schließ' dich auf du Rose am grünen Hag.
Daß ich an günstige Zeichen glaube.
Süßer Liebe Bild erschauen mag
Glühend in Hoffens grünender Laube.

Trag' o Quelle, sprudelnd klar und rein.
Trage und wiege meine Gedanken.
Gönnt an eure Lust mein armes Seyn.
Daß ich des Tags mich freue, zu ranken.

10.

O Quelle ſo rein, was eilſt du
Dem Fluß entgegenzugehn.
Er treibt verrätheriſch in's Meer,
Dann iſt's um dich geſchehn.
Kannſt nimmer in der wogenden Fluth
Bewahren die Reinheit dir
Und wilden Tangen dienſt du dort,
Nicht Veilchen ſo wie hier.

11.

Sah im Garten die thauigen Roſen,
Sah Vergißmeinnicht dabei,
Wünſchte da mein Liebchen zu koſen
Unter den Blumen der Lieb' und Treu.
O wie ſehnt' ich mich zu der Maid,
Die Frieden und Freud'
Und Leben und Luſt meinem Herzen verleiht.

Dachte, wenn ich komm' in den Himmel,
Wo ja jeder Wunſch gewährt,
Paradieſes Glanzgewimmel
Würde nicht von mir begehrt,
Doch unter Roſen wie hier
Zu koſen mit ihr,
Vor Allem das erbät' ich mir.

Des Reiters Roſſe.

Halle mein lieber Reiter,
Sag' an, wie heißt dein Pferd,
Wie heißt der edle Rappe,
Nach dem mein Herz begehrt?

„Das will ich dir wohl ſagen,
Bordeaux iſt er genannt,
Das iſt ein williq Thierchen,
Feinmäulig in der Hand."

Und ſag', wie heißt der Falbe,
So ſtark und unterſetzt,
Mit etwas dickem Halſe,
Zu wenig eingehegt?

„Der heißt der Gräfenberger,
Wie ſchön trägt er den Schweif,
Ein Vollblut ächter Race,
Mit fünfzig noch nicht ſteif."

Und ſag', wie heißt der Braune,
Der ſchwerfe, den du haſt,
Er ſcheint etwas phlegmatiſch,
Iſt wohl ein lahmer Gaul?

„Das iſt mein Nachtgaul, weißt du,
Juſt kein brillantes Thier,
Doch gut und nicht empfindlich,
Wir nennen ihn nur Bier."

Und ſag', wie heißt der Hetzer,
Voll Poſſen, flink und leicht,
Die ſchlanke Iſabelle,
Die keinem Graben weicht?

„Das iſt die Sillerine,
Ihr Vater heißt Humor,
Die Mutter Galoppine,
Die rennt mir allen vor!"

Und ſag', wie heißt der Schimmel,
Der ſo gern Zucker frißt,
Der ſtets daheim im Stalle,
Wo Alles ihn vergißt?

„O Freund, der alte Klepper,
Mit dem iſt's eine Noth,
Man nennt ihn Zuckerwaſſer,
Er frißt das Gnadenbrod."

Der Gourmand.

Einem alten Gourmand im Traume
Erſchien die beſſere Welt.
Ein jeder träumt ſie wohl anders,
Die ſeine war ſo beſtellt:
Da liefen gebratene Haſen
Auf wohl beſenftem Salat,
Da ſaßen geſchmerte Faſanen
Auf ſauerkrautener Saat,
Da ſah aus porcellanenen Auen
Geſulzter Keiler Haupt
Und Roßbeef war zu ſchauen,
Die Stirn' mit Lorbeer umlaubt.
Manch' Bächlein mit Oel und Eſſig
Erglänzte in roſigem Schein,
Drin ſchwammen geſottne Forellen
Und tauchten ſich Salblinge ein;
Da hingen von duftenden Bäumen
Citronen und Auſtern zugleich

Und waren die unartigſten Spargel
Das Gras im Pflanzenreich.
Da ſah man romantiſche Felſen
Von Punſch à la glace gebaut,
Von Champignons manch' Wäldchen,
Von Morcheln manchen Wald.
Und mitten durchſtrömte die Landſchaft
Ein breiter herrlicher Po,
Der war von lauter Purpur,
Burgunder und Bordeaux.
Und drüber eine Brücke
Von Mandelteig gebaut,
Die führte zu einem Schloſſe,
Wie man's wohl ſelten ſchaut.
Es war ein rieſenhaftes
Straßburger Paſtetenhaus,
Die Gänſelebern und Trüffel,
Die ſahen zum Fenſter heraus.
Das Dach mit rothen Krebſen
Und Hummern war gedeckt,
Indianiſche Vogelneſter,
Die hatten ſich drunter verſteckt.
Und rings erbrauſeten Fontänen
Von geldnem Champagnerwein
Und murmelten friſche Quellen
Von Markebrunner drein.
Ein Rieſe ſtand an dem Thore,

Johannisberger genannt,
Er ſcherzte mit einem Mamſellchen
Gar männiglich bekannt,
War Fräulein Aniſette,
Das niedlich ſüße Kind,
Und ſtutzten noch in der Geſellſchaft
Drei Vagen von ſpaniſchem Wind. —
Und wie er nun all' dieſe Fülle
Mit Kennerauge beſchaut,
Da pries er der Seligen Wonne
Und war zum Himmel erbaut.
Und plötzlich ertönt eine Stimme
Und ſagte: „Dein ſey dieſe Welt,
„Doch Eins mußt zu nennen du wiſſen,
„Was ihrem Schmucke noch fehlt."
Da rief er berauſcht von dem Glücke
(Längſt hatte er dran gedacht)
Goddam! Tête de veau iſt die Lücke,
Er rief's — und iſt drüber erwacht!

Bordeaux Lafite.

Vor allen Rebenfürſten
Bordeaux est à la tête,
Er iſt's mit ſeinen Trauben,
Qui embellit les fêtes.

Er trägt die Purpurfarbe,
Couleur de la noblesse
Und gießt in's Blut der Alten
Les charmes de la jeunesse.

Er iſt ein Wunderdoktor,
Un Etre comme il faut
Und heißt der Freund des Menſchen,
Quel titre est plus beau!

Und wäre ich ein König,
Je dirais: cher Lafite,
Da nimm ob deiner Tugend
L'ordre pour le mérite.

Scherze bei den Münchner Linnäusfeſten.

I.

Vor allen liebe ich der Blumen Reich,
Nur das der Mädchen kommt ihm etwa gleich.
Doch ſag' ich's ehrlich, die Botaniker
Die lieb' ich nicht und wollt' 's gäb' keine mehr.

Denn was der Blume Poeſie verleiht,
Das iſt mit ihrer Wiſſenſchaft im Streit.
Mit ihrer Analyſe wiſchen ſie
Aus jedem Kelch heraus die Poeſie.

Und wie ein Mädchen dann die Blume wird,
An dem man auch zuviel herumſtudirt.
Das arme Weſen, Keiner ſieht's mehr an,
So welkt verlaſſen, iſt das wohlgethan?

Da glauben ſie, mit der Beſchreiberei,
Das Alles wieder gut zu machen ſey
Und hängen ſolchen Opfern allenfalls
Noch ſtattlich klumpe Namen an den Hals

O wenn nur ich einmal der Frühling wär',
Für Euch gäb's wahrlich keine Blumen mehr.
Die Zierde sind sie im Naturgedicht,
Wer sie verletzen wollte, säh' sie nicht.

2.

Wie junge Mädchen in einer Schule,
Wenn ein alter Profeſſor leiert ſein Lied
Vom weiblichen Weſen und Sollen und Wollen,
So lauſchen die Blumen, was heute geſchieht.

Und wie jene Mädchen ihn ſchelmiſch verlachen,
Wenn er ſich entfernt der pedantiſche Herr,
So flüſtern ſich ſchäckernd am Abend die Blumen:
Nun habt ihr gehört die Botaniker?

Sie ſagen, wir ſeyen Mädchen und Knaben
In Einem zugleich, ei ei wie galant.
Und ſagen es ſeyen die ſauern Citronen
Gar nah' mit den ſüßen Orangen verwandt!

Sie bringen die Schlehen und Kirſchen und Pflaumen
In eine Gattrie, ſo wird man verkauft
Und ſagen der Apfel, der ſey eine Birne
Und haben den Hopfen mit ſechs u getauft! [1]

[1] Humulus lupulus.

Sie halten die Gebern für nichts als für Röhren,
Melonen und Gurken für's ſelbe Geſchlecht
Und wirklich ein Jeder will ſterben und ſchwören,
So müſſe es ſeyn und ſo ſey es recht. —

So ſchwätzen ſie fort in ſpottenden Scherzen,
Was All' beim Gongreſſe geſchehen ſey
Und erzählen's gar emſig mit Jubel und Lachen
Ihrem lieblichen Vater, dem ſchönen Mai.

3.

Das Edelweiß.

Das Edelweiß gleicht einem König,
Es prangt im reichen Hermelin,
Beſchauend ſtolz von hohem Schloſſe,
Wie ſeines Landes Flüſſe ziehn.

Es iſt dem Glanz des Himmels näher
Als Andres was auf Erden lebt,
Der freie königliche Adler
Allein um ſeine Stätte ſchwebt.

Der junge Tag zuerſt ihm huldigt
Mit ſeinem Gold, mit ſeiner Pracht,
Des Abends letzte ſchönſte Reiſe
Iſt ſeinem Throne zugedacht.

Es iſt verwandt den Immortellen,
Unſterblich ſoll ein König ſeyn,
Und nur vergönnt iſt's kühnen Steigern
Sich ſeines Anblicks zu erfreun.

Und solche königliche Blume,
Wo habt ihr Herrn sie hingestellt,
Ihr, welche die Geschichte schreibet
Für das, was blühet auf der Welt.

Die Klasse neunzehn ward erlesen,
Die letzte schier, da nennt ihr sie
Mit strohgekränztem Kleingesindel
In würdeloser Compagnie.

Und schreibt in's Signalement gar gnädig,
Daß sie verwachsenbeutlig sey,
O schreibt haarbeutlig noch daneben,
Es fehlt ja doch am Conterfei.

Und habt geschaffen einen Namen
In Stocklatein [1] mit dickem Fleiß,
Doch keiner konnte übersetzen
Den schönen Klang des Edelweiß.

Botaniker, ich muß euch warnen,
Sonst geht das Ding doch einmal krumm,
Mit solchen königlichen Sprossen
Wahrhaftig geht man so nicht um!

[1] Gnaphalium Leontopodium.

n derſelben Verlagshandlung ſind erſchienen:

er Hanol' vo' Finſterwald.

Der ſchwarzi Veitl.

'S Kranzner-Reſei.

Drei größere Gedichte

nebſt andern

in oberbayeriſcher Mundart

von

Franz von Kobell.

Miniatur-Ausgabe.

Gebunden fl. 1. 36 kr. oder Rthlr. — 28 Ngr.
Cartonnirt fl. 1. 20 kr. oder Rthlr. — 24 Ngr.

Gedichte

in

oberbayeriſcher Mundart

von

Franz von Kobell.

Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage.

Gebunden fl. 3. 12 kr. oder Rthlr. 1. 26 Ngr.
Geheftet fl. 2. 24 kr. oder Rthlr. 1. 10 Ngr.

Kobell, hochdeutſche Gedichte

Gedichte

in

pfälziſcher Mundart

von

Franz von Kobell.

Miniatur-Ausgabe.

Dritte vermehrte Auflage.

Gebunden fl. 2. 24 kr. oder Rthlr. 1. 10 Ngr.

Geheftet fl. 1. 36 kr. oder Rthlr. 1. —

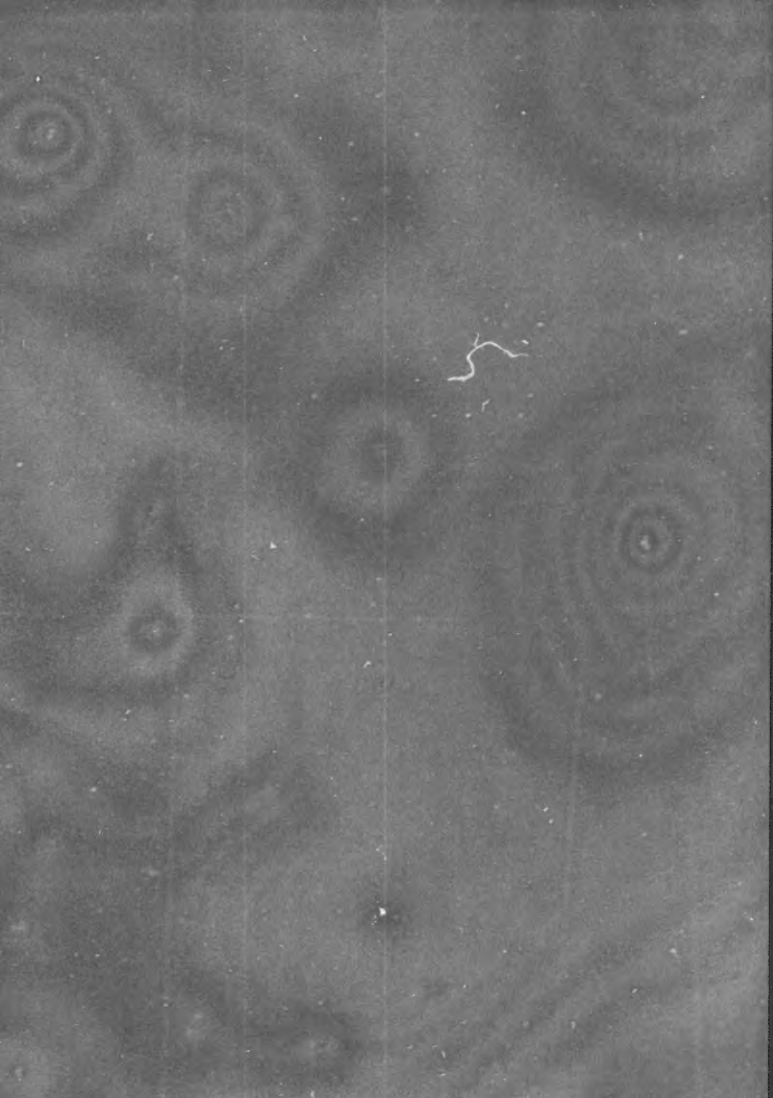
Schnadahüpfln und Sprüchln.

Von

Franz von Kobell.

Mit Bildern von L. Pocci.

Geheftet 24 kr. oder 7½ Ngr.



Wildanger.

Skizzen aus dem Gebiete

der Jagd und ihrer Geſchichte

mit beſonderer Rückſicht auf Bayern.

Von

Franz von Kobell.

Mit Bildern von Ernſt Fröhlich.

Holzſchnitt aus Braun und Schneider's xylographiſcher Anſtalt.

Stuttgart.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1859.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Seiner Majestät

dem König

Maximilian II.

dem erlauchten Waidmann und Schutzherrn

der Jagden in Bayern

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von dem Verfasser.

Vorwort.

Die folgenden Skizzen sollen die mannigfaltigen Arten des edlen Waidwerks, welches ich von Jugend auf, wenn auch nicht als Fachmann geliebt und getrieben habe, in Kürze charakterisiren, seine Reize hervorheben und in freien Umrissen seine Geschichte darstellen. Ich bin dabei keinem strengen System gefolgt; wie sich die Betrachtungen und Erinnerungen eben verknüpften, habe ich sie niedergeschrieben, gleichwohl war ich bemüht, nichts fehlen zu lassen, was von Interesse seyn und dem Ganzen eine gewisse Vollständigkeit geben konnte. Das Unternehmen hat eine größere Theilnahme erregt, als ich hoffen durfte, und zahlreiche Freunde, denen ich hiemit meinen Dank ausspreche, haben mich mit Beiträgen und Notizen unterstützt. Für die Geschichte der Jagd in Deutschland habe ich unter den neueren Werken vorzüglich das betreffende von Dr. G. Landau benützt, welches vor andern den großen Vorzug hat, daß es viele Briefe, welche die ältere Jagd besprechen, wörtlich mittheilt und dadurch eine farbige Darstellung gewinnt, wie sie ein bloßer Bericht der Thatsachen niemals erlangen kann. Für die specielle Geschichte der Jagd in Bayern waren es die Arbeiten des

Pfarrers A. J. Jäckel in der Zeitschrift des zoologisch-mineralogischen Vereins zu Regensburg, welche mir, besonders über die Raubthiere und das Vorkommen des Federwilds, willkommene Beiträge geliefert haben. Aus den hiesigen Archiven der Hofjagdintendanz und aus alten Akten der ehemaligen Klöster Tegernsee und Benediktbeuern habe ich manches ergänzen können, gewiß aber ist vieles noch, namentlich im Staatsarchiv, verborgen, welches, mit der Zeit zu Tage gefördert, die Jagdgeschichte Bayerns wird vollständiger darstellen lassen, als es mir möglich gewesen ist.

München, im November 1858.

v. Kobell.

Inhalt.

		Seite
	Einleitung	1
I.	**Haarwild.**	
	Hirſchjagd	19
	Der Dambirſch	98
	Schweinsjagd	104
	Die Gemsjagd	136
	Der Steinbock	183
	Spruchreime	189
	Der Bär	191
	Der Wolf	226
	Der Luchs. Die Wildkatze	240
	Spruchreime	252
	Murmelthierjagd, Manket-Paſſu	254
	Das Reh	262
	Der Fuchs. Der Dachs	276
	Der Haſe. Alpenhaſe. Kaninchen	294
	Spruchreime	307
	Die Treibjagd	309
	Treibjagdlied	328
	Der Biber	330
	Der Fiſchotter. Edelmarder. Steinmarder. Iltis. Wieſel	339
	Spruchreime	348
II.	**Federwild.**	
	Der Auerhahn	353
	Auerhahnbalz	362
	Der Spielhahn (Birkhahn)	364
	Spielhahn-Balz	371
	Haſelhühner, Schnee- und Steinhühner	373

Seite

Das Rebhuhn, Hühnerjagd. Die Wachtel 380
Fasanen. Trappe 392
Waldschnepfen 400
Wasserjagd 406
Becassinen 410
Enten. Gänse. Möven 414
Seltenere Schwimm- und Sumpfvögel 419
Sprungreime 423
Falk und Reiher. Die Falkenjagd 425
Sprungreime 455
Der Schuhu. Die Aufhütte 457
Schluß 471

Anhang.

Die Waidmannssprache, Schießen, Hegezeit, naturhistorische Notizen 475

MUENCHEN

Einleitung.

Von Kaiser Albrecht I. († 1308) heißt es, daß er zu sagen pflegte „die Jagt gebür den Mannen, der Dantz den Weibern und er könne anderer Wollust wohl entrathen, aber der Jagt gar nicht.“ — Haben sich zwar fürstliche Vorgänger und Nachfolger nicht immer mit gleicher Bevorzugung über die Jagd ausgesprochen, so sind deren doch wenige gewesen, welche sie nicht mit Freuden geübt und gepflegt hätten. Und hat auch Friedrich der Große ihr nicht das gebührende Recht zuerkannt, so hat Karl der Große deste mehr gejagt, und will man an Friedrich den Philosophen hervorheben, so hat die Autorität eines Plato der Jagd das Wort geredet. Was man darüber klügeln und einwenden will, es besteht immer noch zu kraft, was die Alten gesagt haben, daß die Jagd „zur hurtigkeit und gesundheit deß Leibs zur Kriegs und verstands geschwindigkeit hochdienstlich und nutzlich“ und vor Weichlichkeit und Wollust bewahre.

Wenn Friedrich der Große anführt,[1] daß Männer wie der Cardinal Fleury, Ximenes u. a. sehr alt geworden, ohne zu jagen, daß Türenne, Marlborough, der Prinz Eugen und Gustav Adolph große Krieger gewesen, ohne Jäger zu seyn, so beweist das nur, daß die Jagd nicht eine absolut nothwendige Bedingung für langes Leben und sonstige Tüchtigkeit, und es wäre auch wahrlich schlimm,

[1] Anti-Machiavell.

wenn jeder jagen müßte, um solcher Vorzüge theilhaftig zu werden, denn da stürben zu unserer Zeit die Leute gewiß entsetzlich früh und wär's mit den dem Vaterlande dienenden Kräften schlecht bestellt. Daß aber ceteris paribus ein Waidmann frischer in's Leben hineinschaut und sich frischer drin bewegt, als ein anderer, dürfte schwerlich zu bestreiten seyn, denn der Umgang mit der freien Natur und die Kräftigung des Körpers, wie sie das Waidwerk begünstiget, hat dem Geiste nie geschadet, wohl aber das Gegentheil.

Die Vorzüge der Jagd für die Gesundheit erheben Alle, die je gesagt haben und nicht mit Unrecht sagt vergleichsweise Benantius Diana: „Wenn die Pürschbüchsen selbst reden könnten, würden sie bejahen, ihnen sey viel besser, daß man sie stark im Wald brauche, als daß man sie lasse zu Hause an der Wand hängen und verrosten.“ [1]

Unsere Zeit ist aber gewaltig materiell und krämerisch geworden und in Rücksicht auf solchen Zustand muß man freilich mit anderen Argumenten als Gesundheit und Bewahrung von Geistesfrische kommen, wenn man ihr das Waidwerk empfehlen will, und so hört denn, wie es auch Schatze, die sich greifen lassen, gehoben hat.

Karl der Große entdeckte im Verfolgen eines Hirsches die berühmten heißen Quellen von Aachen und bei gleicher Veranlassung Kaiser Karl IV. 1370 die Quellen von Karlsbad, welches nach ihm seinen Namen erhalten hat. Wie viel Geld ist um dieser Wasser wegen schon in Umlauf gekommen, wie viele herrliche Fabrikate, die man doch eigentlich zu gar nichts brauchen kann, wandern jährlich unter dem Protectorat der Mode nach jenen gesegneten Quellen und werden mit großem Gewinn abgesetzt! — Durch

[1] Gaston de Foix (um 1387) sagt: On desire en ce monde à vivre longuement en sante et en joye et apres la fin la salutacion de lame et veneurs ont tout cela. Donc soyez tous veneurs et vous ferez que sage.

Ritter Niklas von Rohrbach wurde bei einer Gems- und Hirschjagd der obere Haller-Salzberg entdeckt; einem Köhler und dem dazu gekommenen Jäger verdankt man die Zinnerzlager von Altenberg in Sachsen und andere Zinnerzlager am Gever daselbst Jägern, welche Gever verfolgten; einem Jäger des Kaisers Otto I. die Entdeckung der Bleierzlager am Rammelsberg bei Goslar. Die anthracitischen Kohlenlager in Pennsylvanien, welche gegenwärtig über sechzig Millionen Centner liefern, sind 1791 von einem Jäger, Namens Ginter, aufgefunden worden; die reichen Goldgruben von Potosi in Peru ebenfalls von einem jagenden Indianer, Gualpa; die mächtigen Goldsandlager am Angaraflusz in Siberien 1816 von einem Jäger, der ein Birkhuhn schosz, in dessen Magen man Goldkerner fand und so auf die Entdeckung geführt wurde. (Spekulanten ist in dieser Beziehung vor allem Federwild der Auerhahn und der Birkhahn zu empfehlen, weil sie gerne kleine Steine und Sand hinunterschlingen.)

Es ist ferner zu bemerken, daß viele Kirchen, Stiftungen und Kloster dem Waidwerk, wenn auch nicht unmittelbar, doch in einem seltsamen Zusammentreffen mit solchem, ihren Ursprung zu danken hatten. So stiftete Tassilo das Kloster Wessobrunn, nach einem seiner Jäger Wesso und den dortigen Quellen benannt. Tassilo übernachtete in der Gegend gelegenheitlich einer Schweinsjagd, und die Sage erzählt, wie er die Engel auf der Himmelsleiter habe niedersteigen gesehen ꝛc.; in ähnlicher Veranlassung erbaute er Pelling[1] und das noch bestehende reiche Kremsmünster (777), wo sein Sohn Gunthar von einem Keiler, dem er den Fang gegeben, so geschlagen wurde, daß er neben dem verendeten Thiere verschied. Als der Herzog nach langem Suchen mit den Jägern den Jüngling fand und schmerzlich getroffen dessen Begräbniß besprach, da

[1] Ein Stück Wild bezeichnete durch Scharren im Boden die Stelle, an der man bei weiterem Nachgraben drei Kreuze und mehrere Reliquien fand.

erschien bei einbrechender Nacht ein Hirsch am Waldessaum, auf dessen Geweih flammende Kerzen leuchteten. An der durch ihn bezeichneten Stelle wurde dann das Kloster erbaut.[1] — Die Frauenmünsterabtei in Zürich ist in Folge einer ähnlichen Erscheinung entstanden. Die Töchter König Ludwigs des Deutschen († 876), Hildegard und Bertha, bewohnten eine Burg auf dem Albis und pflegten des Nachts in den angrenzenden Wald zu gehen und dort in wilder Einsamkeit zu beten. Da erschien ihnen zu wiederholtenmalen ein Hirsch, der brennende Kerzen auf dem Geweih trug und ihnen jedesmal bis zu dem Platze leuchtete, wo dann auf das himmlische Zeichen hin das Frauenmünster erbaut wurde. Zum Andenken wurde, wie noch gegenwärtig zu sehen, ein Hirsch mit zwei Kerzen auf dem Geweih über der Hauptthür der Kirche in Stein ausgehauen und später in das Siegel der Aebtissinnen aufgenommen.[2]

Einem Keiler verdankt Ebersberg (davon benannt) seine Gründung. Ein jagender Graf Sighardus bemerkte einen gewaltigen Keiler zwischen einem Felsen und einer riesigen Linde liegend, konnte ihn aber nicht fangen. Dieser Keiler kehrte mehrmals des Nachts auf denselben Platz zurück und da er immer entkam, hielt man ihn für den Teufel und verkündete ein Konrad von Hewo, daß dieser Ort göttlichem Dienste bestimmt sey und wurde dann um 1020 das Kloster gebaut.[3]

Die Klöster Thierhaupten und Metten sind auch durch Vermittlung der Jagd entstanden, das erstere wurde von Tassilo 750 in Folge eines Gelöbnisses gestiftet, als er sich auf der Jagd verirrt hatte; Metten gründete Karl der Große, da ihn das Waidwerk mit dem Einsiedler Utto zusammenführte, von dem manches

Wunder erzählt wurde. Karl versprach ihm eine Bitte zu gewähren und Utto verlangte das Kloster, welches auch erbaut wurde und Utto selbst zum ersten Abt erhielt.[1]

Im Baseler Bisthum entstand um 1140 das Kloster „Bellelay“ bei Gelegenheit, als der Probst Sigismund zu Münster im Granwald, auf der Schweinsjagd bei Biel sich verirrte und für seine Rettung eine Kapelle gelobte; von der Gründung des Klosters Ebrach (in Oberfranken) erzählt die Sage, daß ein Eber im Walde Nonnenkloster einen Bischofstab aus dem Boden gewühlt und ihn an den Platz getragen habe, wo jetzt das Kloster steht. Der Versuch, dasselbe an einen anderen Platz zu bauen, mißlang, denn was man am Tag baute, fiel in der Nacht wieder ein.[2]

Die Stelle, wo Graf Gebhard von Kastel um 1030 Sulzbach (in der oberen Pfalz) gründete, bezeichnete ebenfalls ein gehetzter, an labender Quelle verendeter Keiler. — Man weiß auch, daß die Franzosen in der Schlacht bei Patay ihren Sieg über die Engländer vorzüglich einem Hirsch zu danken hatten, der sich zu gutem Beispiele muthig in die Reihen der Feinde stürzte, daß sogar ein Hase dem Kaiser Arnulph 896 zur Eroberung Roms verhalf ꝛc.

Und so ließe sich noch Vieles erzählen, was zu einer Apologie der Jagd dienen kann, von der Herrlichkeit eines Schweinskopfes und der Braten des Hirsches, Rehes und Hasen, von den feinen Tafelfreuden, die in Fasanen, Haselhühnern und Rebhühnern wohnen, von dem Gewinn, der mit Fellen und Bälgen zu erwerben ꝛc., und von ihrer Poesie gar nicht zu reden, die keiner Anpreisung und Deutung bedarf, wo überhaupt poetisches Verständniß

[1] Wenn vor diesen Zeiten manche Kirchenväter gegen die Jäger als einer arti neguissimae ergehen ꝛc. losgezogen sind, so mag das hingehen, sie dachten nicht daran, was später geschehen könne; weniger erbaulich ist, wenn jene Aeußerungen noch weiter im canonischen Recht fortgeführt wurden. Da heißt es auch: „der Unschuldige muß viel leiden.“

[2] Panzer, bayerische Sagen ꝛc. II. 2. 182.

vorhanden, die aber auch, wo dieses fehlt, nicht begreiflich zu machen ist. Es war bedeutsam bei den Alten, daß der Diana kein Kalb geopfert werden durfte.

Wenn Frauen gegen die Jagd sprechen, so kann man's nicht so genau nehmen und sie sind vielfach zu entschuldigen, gleichwohl dürften sie sich erinnern, daß im klassischen Alterthum die mondgeschmückte Diana Obersijägermeisterin war und gerade deßwegen als eine der liebenswürdigsten Göttinnen verehrt wurde; bei den Drohungen aber, welche einmal eine indische Königin erhob, wie das buddistische Buch „der Weise und der Thor“[1] erzählt, hat man sich zu denken: bange machen gilt nicht. — Diese Königin sprach zu ihren zehn Söhnen: tödtet nicht das Wild. Hierauf erwiderten die Söhne: es geht nichts über das Vergnügen der Jagd wilder Thiere, wenn unsere Mutter dieses uns verbietet, so muß sie uns hassen. Darauf entgegnete die Königin: keineswegs hasse ich euch, sondern als liebende Mutter verbiete ich euch die Jagd. Denn wer ein lebendiges Thier tödtet, muß hunderttausend Jahre lang in der Hölle Qualen erleiden, und war dadurch, daß er selbst hirschköpfig, widderköpfig, hasenköpfig, kurz mit allen Köpfen des Wildes versehen, welches er getödtet hat, von den Höllenwächtern beständig getödtet wird. — Wie anders gemeint war es, wenn gegenüber dieser heidnischen Mutter der Landgraf Philipp von Hessen als christlicher Vater in seinem Testament die Söhne ermahnt, das Wild zu hegen. Er sagt wohl auch: „Hätte Gott kein Wildpret wollen haben, so hätte es seine Allmächtigkeit nicht in die Arche Noe lassen nehmen;“ er will es aber zum Jagen gehegt wissen und sollen sich „die Herrn zu Zeiten verlustiren, die sonsten mit schweren Geschäften überhäuft sind. Die Herrn vernehmen auch viel, wenn sie auf der Jagd und den Jagdhäusern

ist, kann auch selbst mancher arme Mann vorkommen, der nicht sonst zugelassen wird.“ [1] — Hierüber spricht sich auch der Kaiser Maximilian I. aus, indem es in seinem Jagdbuch [2] heißt:

„Du kunig von osterreich, mitt dein erblanden zu dem Haus osterreich geherundt solst dich Ewiklich frewenn des großen lust der waidmanschafft, so dw fur all kunig vnd fursten baß zu deim gesunntt und ergetzlichaitt, Auch zu trost deiner vnderssassen, das dw Inne bekantt magst werden, auch der arm als der reich, der reich als der arm teglichen an solchem Waidberich Iren Zwgang mogen haben, sich Irer nott zu beklagen und anbringen, dw in auch solichs wenden magst mit lust, die armen in der Ergetzlichait der Waidmanschafft magst dannen Richten, darzw dw allzeitt deinen Secretary vnd ettlich dein Rett (Räthe) mit dier an selich Waidmanschafft selst nemen, domitt dw den gemain man, so dich also besuechen vnd zu dier komen, magst Abzwfertigen, das dw dan pas am Waidberich, dan in Hewssern thuen magst. Domitt dw auch kain Zeitt verlierst, so solstw also nimer Rue haben, allain wan die Falcken fliegen oder die Hundt Jagen.“

Was die Jagdlust selbst betrifft, so schwanken viele darüber, wohin sie zu classificiren sey. Ich erinnere mich, daß ein sogenannter Phrenolog Jagdlust und Mordlust, für die er auch ein Plätzchen am Schädel ausgemittelt hatte, zusammenfaßte und beide ziemlich für gleichbedeutend erklärte. Es ist dieses, wie mir scheint, eine ganz verrückte Ansicht. Die Jagdlust ist eine Lust männlichen Ehrgeizes.

[1] Lantau, Beiträge zur Geschichte der Jagd ꝛc. S. 9. Wenn Friedrich der Große viele Art, Land und Leute kennen zu lernen, bezüglich eines Fürsten sehr ungenügend hält, so hat er freilich recht, gleichwohl bieten sie dazu Gelegenheiten, die außerdem vielleicht nicht vorkommen. Wäre die Kaiserin Katharina jagend durch die Krim gezogen, so hätte ihr Potemkin Schwerlich weißmachen können, daß das Land blühend und glücklich sei.

[2] G. v. Karajan. Kaiser Maximilian I. geheimes Jagdbuch. Wien 1858.

Ehrgeiz ist das bewegende Element, Ehrgeiz, die Geschicklichkeit des Aufsuchens, Findens, Fangens und Fällens, zu bewähren und Gleichstrebenden es zuvorzuthun, und listiger zu seyn als das listige Wild, und, um den Zweck zu erreichen, kein Hinderniß scheuend, Wind und Wetter, Hitze und Kälte und allen Gefahren Trotz zu bieten. Der Ehrgeiz ist es, in solchem Thun und Treiben auftreten zu können, wie Mannen gebührt. Je vielseitiger sich dieses bekundet, desto edler stellt sich die Jagdlust;[1] sie wird im eingestellten Jagen bedeutend heruntergedrückt, denn der Ehrgeiz hat hier fast nur in der Fertigkeit des Schießens seinen Boden, sie wird im Schlingenlegen, im Fangen mit Eisen ꝛc. ebenfalls bedeutend gemindert, denn es fehlt das Element rascher Entschlossenheit, wenn der Augenblick zu schießen gekommen ist, von dem aller Erfolg abhängt, oder wenn es einen Kampf mit dem Thiere gilt. Wenn man aber weiter gehen will, wenn man vereinzelte Fälle citiren will, wo geknebelte Sauen abgefangen wurden oder dergl., so ist das niemals zur Lust des Waidwerks gezählt und nur als eine bedauerliche Art von Vergnügen angesehen worden, auf welche gleichwohl der Begriff von Mordlust ebenso wenig paßt, als auf das gewöhnliche Schlachten eines Kalbes.

Wer dabei an Mord erinnern will, der erinnert auch an den Schützen, der auf einen Rehbock, welcher ihm vor angeblasenem Treiben kam, nicht schoß, und darüber befragt, meinte: es wäre ja ein Meuchelmord gewesen, zu schießen, da man den Bock noch nicht durch das Anblasen benachrichtiget habe; daß eine Jagd sey, und daß er also aufpassen und nicht so leichtsinnig im Holz herumlaufen solle.

[1] Boner sagt ganz richtig: For be it remembered that it is not in killing his quarry that the hunters delight consists, but in the excitement of the pursuit, in the varying chances, in the „hope deferred" and above all in that crowning moment, when whispering to himself „Now he is mine!"

Es lassen sich zuweilen auch Stimmen gegen die Jagd von Leuten vernehmen, die selber eifrig jagen, nur in einer anderen Art, und mit dem Unterschied, daß ihr Wild ein passives ist.

Das Jagen der Paläontologen, Botaniker, Mineralogen ꝛc. nach einer neuen Species, die immer gern als Hirsch vorgestellt wird, wenn sie auch nur ein Rehspießer ist, das Jagen der Philologen nach einer neuen Lesart, der Etymologen nach einem neuen Stammwort, wobei der Böcke genug geschossen werden, das Jagen nach Monogrammen, alten Handschriften ꝛc., alles dieses gehört hieher und hat gleiche Triebfeder, nämlich den Ehrgeiz, sich im Suchen, Finden und Fangen vor anderen auszuzeichnen und entgegenstehende Hindernisse zu überwinden.

Nach dem Gesagten ist begreiflich, daß Kaiser und Könige dem edlen Waidwerk von jeher zugethan waren, denn die Großmeister sollen den Rittern vorangehen und alles ritterliche Treiben an ihnen die ersten Träger seiner Würde finden. Und sind auch einzelne Frauen gegen die Jagd, so ist die Mehrzahl doch den Jägern hold wie den Soldaten, denn sie lieben am Manne Muth und Entschlossenheit und die Lust zu einigem Wagniß und empfiehlt sich damit ein einfacher Jäger trotz seines verwetterten Gesichtes weit mehr als ein geschniegelter Narcissus mit zuckerblumigen Sentenzen. Es meinen zwar Einige, mit den Strapazen und Gefahren der heutigen Jagd habe es nichts mehr zu bedeuten, weil keine Wölfe und Bären oder hauende Schweine wie vormals zu bekämpfen und auch keine so grausamen Wildnisse; diese Kritiker mögen aber nur einmal einige Gemsbirschen der unfreundlichen Art in unsern Bergen machen und dem Brunsthirsch zu lieb in Hütten übernachten, deren Lage kein Feuer gestattet und wo auf eisigem Wind der Dämon Rheumatismus seinen Ritt hält, oder sie sollen's probiren mit einem, wie sie glauben heruntergekommenen Parkkeiler anzubinden oder einen dergleichen Sechsender zu genicken ꝛc., und

sie werden mit Verwunderung bemerken, daß zur Zeit noch genug übrig ist an Mühsal wie an Gefahr der Jagd und daß es dabei nicht immer so behaglich und gemüthlich hergeht, wie etwa bei einer Hühnerjagd, die sie kennen gelernt haben.

War in den Urzeiten die Jagd ganz frei und wurde sie später auf den Besitz von Grund und Boden beschränkt, so ist das ebenso natürlich, als daß die Mächtigeren, wenn sie von ihren Grundstücken an andere verschenkten, verkauften oder verpachteten, sich das Jagdrecht vorbehielten, und da die Fürsten am meisten zu vergeben hatten, wie sie auch am meisten erwerben konnten, so bildete sich damit gegen das zwölfte Jahrhundert das sogenannte Regale aus, welches dem Fürsten die Jagd überall zusprach und das Recht, sie zu verleihen und zu vergeben.[1]

Die Rechtshistoriker haben weitläufig darüber geschrieben und unser Kreitmayr macht folgende spitze Bemerkung dazu: „Hätte man an Mäusen, Ratten, Würm, Schlangen, Schnecken, Heuschrecken, Mücken, Bienen, Maikäfern und dergl. Insectis so viel Profit und Lustbarkeit, wie an anderen wilden Thieren gefunden, wären sie ebenfalls schon lang zum Jagdregale mitgezogen worden, da aber das nämliche Agrement nicht davon abfallt, so bleiben sie in ihrer natürlichen Freiheit und verlangt sich solche niemand cum exclusione aliorum zu attribuiren." Daran hat der gelehrte Herr ganz recht, aber die Fürsten hatten auch recht, daß sie lieber Hirsche und Schweine jagten, als Mäuse und Ratten, obwohl Ludwig XI. da er nicht mehr vom Krankenlager konnte, auch mit letzteren zufrieden war und sie in seinem Zimmer mit Katzen jagen und fangen ließ. Wie aber auch das Regale sich herangebildet haben möge, denn genau weiß man es nicht, immer bleibt es für die Jagd-

[1] Freie Pirsch befand in Franken und Schwaben bis ins achtzehnte

und Forstwirthschaft schon deßwegen von Wichtigkeit, weil die Erhaltung der Jagd dadurch mehr gesichert war, als außerdem der Fall gewesen wäre, und weil im Zusammenhang damit die Wälder geschont und erhalten wurden.

Die deutschen Könige und nachmaligen Kaiser hatten natürlich bedeutende Jagddistrikte für sich, die sogenannten Bannforste, wie z. B. den Treieicherhain oder Treieicherwald bei Hanau, den an das Vogelsgebirg angrenzenden Büdingerwald, den Spessart u. a., und ist interessant, welche Ceremonien im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert stattfanden, wenn sie diese Forste zum Jagen besuchten. Es geben darüber Nachricht die Weisthümer unter Kaiser Ludwig dem Bayer von 1338 über die Treieicher Wildbahn und unter Kaiser Sigismund von 1425 über den Büdingerwald. Wollte der Kaiser hirschen, so mußte der Forstmeister des Reviers einen weißen Bracken mit herabhängenden (bedruften) Lappen an der Schnauze, auf einer seidenen Decke und seidenem Kissen bereithalten mit silbernem vergoldeten Halsband und seidenem Hängfeil. Dann hatte er dem Kaiser eine Armbrust zu reichen mit einem Bogen von Eibenholz, einer Saule von Elfenbein und dazu Pfeile, deren Spitzen (Strahlen) von Silber, der Schaft (Zain) von Lorbeerholz (Lorebaumen) und befiedert (gefettert) mit Strauß- und Pfauenfedern. Und wäre es „daß ein Kayser und das Reich wolte über Berg, und es dem Forstmeister maneten, so solte der Forstmeister ihme dienen mit einem weißen Roß auf des Reichs Kosten und Schaden."

Das Jagdregal führte später auf die Bestimmung einer hohen und niederen Jagd, die kaum einen anderen Grund hat, als daß die Fürsten oder andere durch sie mit Jagdfreiheit begabten Besitzer ihr Jagdrecht nicht immer vollständig ausüben, sondern sich nur vorbehalten wollten, was sie am liebsten jagten. Daher auch diese Eintheilung zu verschiedenen Zeiten verschieden angegeben ist. In Bayern wurde z. B. im sechzehnten Jahrhundert zur hohen Jagd

gezählt: Hirsch, Schwein, Gems, Steinbock, die Reiher, Falken, Milanen und der Blaufuß, alles übrige Haar- und Federwild gehörte zur niederen Jagd, als Reh- und Damwild, Auer-, Birk-, Haselhühner ꝛc.

In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts aber wurde das Reh im Fürstenthum Würzburg zur hohen Jagd gerechnet, dagegen 1775 im Fürstenthum Bamberg zur niederen Jagd, 1751 im Fürstenthume Augsburg zur hohen Jagd u. s. w. Die niedere Jagd hieß in Bayern: das „Reiß-Gejägd." In Sachsen unterschied man noch eine Mitteljagd, wohin das Reh, Luchs, Dachs (mitunter auch das Schwein), das Birkwild und die Haselhühner gezählt wurden.

Gewöhnlich rechnete man zur hohen Jagd das Edel-, Dam- und Schwarzwild, Gemsen, Bären, Wölfe und Luchse, Trappen, Auerwild, Fasanen, Schwäne und Kraniche.

Die Geschichte der Jagd hängt mit der Geschichte der Jagdwaffen und Geschosse nothwendig zusammen. Neben dem Jagdspieß bestand aus den ältesten Zeiten der Bogen und die Armbrust bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts und letztere sogar bis gegen die Mitte desselben, obwohl eine Pulvermühle schon 1340 in Augsburg erwähnt wird, und 1381 der Rath 30 Büchsenschützen zum Krieg der Reichsstädte mit den Edlen von Franken, Schwaben und Bayern stellte.[1] Auch sind schon 1429 und 1430 Scheibenschießen mit Büchsen zu Augsburg[2] und Nürnberg gehalten worden.

Es finden sich aber noch 1493 bayrische Verordnungen, den Wilderern ihre Armbrust zu nehmen und 1498 erwähnt ein Bericht des Landgerichts Schongau des Schießens der Hasen, Eichhorn, Vögel, mit der Armbrust. Ebenso bespricht eine hessische Jagdver-

[1] 1280 schoß man schon aus Kanonen. Die Erfindung hieß: „eisernes Feuer". Hormayr's goldene Chronik, S. 122.

[2] 1429 fing man an in Augsburg mit den Büchsen zu schießen, da wurde ein

ordnung von 1532 noch das Führen der Armbruſte, „mit denen ſo wie mit Büchſen in die Felde und auf die Waſſer bierſchen zu geben verboten wird.“ 1515 iſt in den franzöſiſchen Verordnungen die Flinte, fusil, angeführt, 1517 wurde das Radſchloß in Nürnberg erfunden.

Zu Kaiſer Maximilians I. Zeit war der Uebergang der älteren Schießwaffen zu den neueren; der Kaiſer gebrauchte noch die verſchiedenen Arten.

Es heißt im Weiß Kunig, daß er die „hußariſch Reitterey“ erlernte und weiter „Nun war under den hußaren der Gebrauch mit Iren ſchieſſen, welcher anders beruemt wolt ſein, das derſelb ain frey gemuet mueſſet haben, mit dem hantvogen, zu Roß die Vögel in den Lufften zu ſchieſſen, das kam allein mit viel ſchuſſen, aus der behendigkeit, Sölichs ſchieſſen lernt der Jung weiß kunig, in kurtzer Zeit, das Er dem veſten hußaren gleich war.“

Er lernte weiter mit dem engliſchen Handbogen[1] zu ſchießen, daß er Alle übertraf und das mit ſolcher Kraft, daß er einen „hultzein ſchafft, der kain Eiſen gehabt hat, durch ain dick lerchein holtz, das dann ſonderlich hart, vnd drei zwerch finger dick geweſen iſt, geſchoſſen.“ — So war er auch berühmt mit der Armbruſt und dem „Stächlin pogen,“ „dann antragen nach der ſchutzen Art und abtrucken iſt albeg ein Ding geweſen.“ — So ſagte er auch einmal zu Reichenau in Steyermark auf Gemſen, und ſtund ein Gemsbock in eine hohe Wand ein. „Der kunig bet bei Jme gar einen gueten purenſchutzen, mit namen Jorg Purgkhart, der kundt mit der hantpuren inſonderhait wol ſchieſſen, Alſo hieß der kunig denſelben, Er ſolle mit ſeiner puren denſelben Gembspockh ſchieſſen, darauf gab er dem kunig Antwurt, der Gemspockh ſtund zu hoch

[1] Die berühmten engliſchen Bogen waren von Eibenholz. Sie waren um 1500 in England ſehr in Uebung. Unter Heinrich VIII. mußten die Schützen auf 686 Fuß weit (266 Schritt) bei Strafe von zwei Schilling acht Denare ins Ziel treffen. Hormayr Taſchenbuch 1841

vnd möcht den mit der puren nit erreichen, da nam der kunig seinen Stachlin vogen in sein handt und sprach secht (seht) auf, Ich will den Gembspeth mit meinem Stachlin vogen schiessen vnd erschoß also denselben Gembspeth in dem Ersten schuß." Da war grose Verwunderung, denn der Gemsbock stand auf hundert Klafter hoch und wurde die Steinwand zum Angedenken „des kunigs schuß" genannt. Ferner erlegte er in Selrain in Tyrol an einem Tag m't Armbrust und Stahlbogen zeben Hirschen, „Derer so hat Ich gar vil von seltzsamen schussen zu schreiben, die Er gethan hat, mit dem Autfogl, vnd Raigern, vnd anderem geflugl, mainigs mal Hat Er ainen Autfogl in dem aufstiegen geschossen ꝛc."

Man ersieht, wie gut man damals mit dem Bogen und mit der Armbrust zu schiessen verstand und daß im Lauf und im Flug geschossen wurde, obwohl solche Schüsse nicht gewöhnlich waren, denn der Kaiser befiehlt z. B.: es sey in den Weiß kunig zu stellen, daß er drei Schuß auf einen Hirsch im vollen Lauf gethan und mit zweien ihn getroffen.[1]

Man schoß auch aus der Armbrust bleierne Kugeln, und in den hiesigen „vereinigten Sammlungen" findet sich eine Armbrust für den Pfeil mit einer kurzen Kugelbüchse in der Art verbunden, daß man durch Umwenden des Geschosses auf die eine oder andere Art schiessen konnte.

Noch bei J. Feverabendt 1582 wird neben den Vogelrohren des Gebrauches des „Flitschbogens" und der „Armbrusten" erwähnt und heißt „der Schütz, welcher auf die Vögel schießet, vnd so derselbigen viel auff einem Ort beisammen sitzen, sol sein Gesicht nicht zu einem, so gegen den eussersten ort vnd end sitzet, allein richten und kehren, sondern zu einem andern stracks in der mitten, damit

er, ob der Pfeil etwan höher oder niederer, oder aber auff die seiten neben auß führe, dennoch keinen vergeblichen Schuß thun möge."

Die Schrotgewehre wurden schon 1556 (Hagelgeschoß) gebraucht, das französische Batterieschloß aber 1630 erfunden, und da kam der Feuerstein[1] zu hohen Ehren und erhielt sich bis 1807 das Percussionsschloß und 1820 das jetzige Knallfeuer in Aufnahme kam.

Die Einführung der Pulvergeschosse gab der Jagd im Allgemeinen einen anderen Charakter und gestattete eine weit ausgedehntere Betheiligung als früher, die Baize aber mußte mehr und mehr Beschränkungen erleiden, denn es war wenigstens ebenso lustig, ein Rebhuhn oder einen Hasen zu schießen, als sie mit Falken zu fangen.

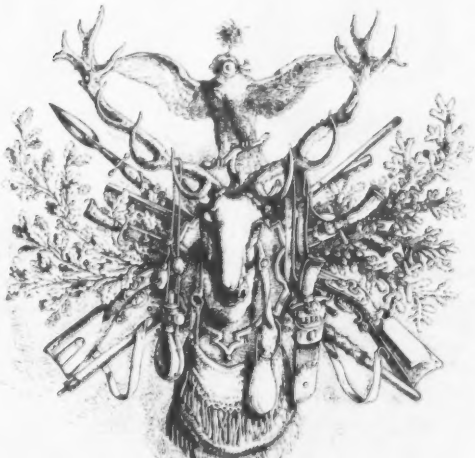
Soweit aber das Baizen den Reiher betraf, war das Schießpulver nicht die nächste Ursache, daß diese Jagd ein Ende nahm und somit ist nicht richtig, wenn der Herausgeber des „La Curne de Sainte-Palaye" von der Pulvererfindung und ihrem Einfluß auf die Jagd sagt: „Elle en bannit ce qui autrefois en faisoit le plus grand agrément, la présence des dames." Dazu ist übrigens zu bemerken, daß zwar jeder ächte Jäger ein Freund und Verehrer der Damen, daß aber derjenige der die Jagd nur liebt, wenn sie Damen im Gefolge hat, kein ächter Jäger ist.

Der Wildstand mußte durch die neuen Waffen natürlich viel mehr gefährdet werden als vordem, die Bodenkultur und Lichtung der Wälder verringerte in gleicher Weise das Hochwild und das extreme Hegen von ehemals wechselte vielfach mit extremem Vertilgen.

Die alten Jäger sehen nicht ohne Schmerz den Mond ihrer Göttin verbleichen und wie dem edlen Waidwerk die einstige Weihe genommen wird. Pfuscher gar viele statt Meister der Kunst und wie der Herr, so sein Hund, das Edelwild von den Schrottspritzen der Bauern geschunden, Hegezeit, Schußzeit, Jagdkarten, nur zu oft gleichgültige Worte u. s. w.

[1] Flinte kommt von Flint, wie ehemals der Feuerstein benannt wurde.

Und wie mag es erſt in ein paar hundert Jahren ausſehen, wo man vielleicht alle Wälder der Urzeit zu Tage gebracht und dafür die lebenden begraben hat, wo man Moos und Filzgrund nur dem Namen nach kennen wird und das Wildpret zwiſchen Kaffeetrinkern in den zuſammengeſchrumpften Parken herumſpaziert ꝛc. Doch wer weiß es! Ritterliche Luſt wird den Fürſten nicht abhanden kommen und unſere Alpen werden nicht geebnet ſeyn, und ſo können dem Weidmann zwiſchen den wilden Bergblumen immer noch ſeine friſchen Freuden blühen, und ſpaltet der unterirdiſche, ſo oft rumorende Erdgeiſt wohl auch mit einem Ruck wieder Schlünde und Gräben, die profanem Volk den Eintritt in's letzte Heiligthum des Waidwerks verwehren.



I.

Haarwild.

Hirſchjagd.

Auf den Hirſch! auf den Hirſch! es taget ſchon,
Friſch zu ihr Waidgeſellen,
Er trägt mit Trotz die vierte Kron,
Jagt die Rivalen all' davon,
Den laßt uns fangen und fällen!

Auf den Hirſch! auf den Hirſch! wohl in der Nacht
Da ließ er ſich vernehmen,
Da iſt die Kampfluſt ihm erwacht
Und wollt' mit ſeiner Stimme Macht
Den Andern 's Wort vergrämen.

Auf den Hirſch! auf den Hirſch! er ſpürt ſich gut,
Vier Finger breit die Schalen;
An hohen Aeſten wohlgemuth
Das grüne Laub er wenden thut,
Sollt heut den Stolz bezahlen.

O Büchſe, liebe Büchſe mein,
Da gelt's um Ruhm und Ehren,
Und wär' ich reich an Silber fein,
Eine Silberkugel müßt' es ſein
Dich würdig zu bewehren.

O liebstes Rohr, verlaß mich nicht,
Nur sicher heut' und schnelle,
Wenn durch den wilden Wald er bricht
Und in's Geweih die Ranken flicht,
O hilf daß ich ihn fälle!

Ich weiß mir ain hupschen grünen Wald,
Drinn lauffen drey Hirßlen wolgestalt,
Drinn lauffen drey Hirßlen hupsch und fein,
Die fröen dem jager das junge bertze sein.

Aus einem Liede von 1540.

Wolauff wolauff in Gottes namen
Wollen wirs heut anfahen,
Rugel dich, rugel dich, rugel dich,
Der liechte Tag scheint vber dich,
Wolauff wolauff, die heut mit uns aus jaidt wöllen,
Heut nam ich mein Hund ans sail,
glück und hail.

Von 1569.

So lange das Waidwerk besteht, war der Hirsch (cervus elaphus) seine vorzüglichste Zierde, und wird sie bleiben.

Kein edleres Wild magst du schauen, ob er vertraut am

hochgetragenem Kronengeweih den Kampf anhebt gegen unliebe Rivalen, daß es weithin hallt vom Schlag der gewaltigen Stangen.

Der Hirsch stirbt nicht, sagen figürlich die alten Waidmänner, er tritt die Eichel in den Grund und sieht den Baum daraus aufwachsen, der ihm dann reichliche Mastung liefert und er sieht diesen Baum vergehen, daß er sein Geweih in den Stamm stoßen und das modernde Holz mit den Läufen zerstäuben kann.

Er liebt Gesang und Musik und heißt nicht umsonst der edle Hirsch, denn, sagt Döbel, es ist eines wohlgeübten Waidmanns vornehmstes Prädikat, ein hirschgerechter Jäger genannt zu werden.

Vom langen Leben des Hirsches berichten schon die Alten und Pausanias erzählt, daß man in Arkadien einen gebeiligten Hirsch gekannt habe, der ein Halsband mit der Inschrift trug:

„Wurde, ein Kalb noch, gesagt, als gen Ilion zog Agavener."

Pausanias schließt daraus, daß ein Hirsch weit länger lebe als ein Elephant, dessen höchstes Alter man gegen 200 Jahre annahm.

Alexander der Große ließ manchmal ein gefangenes Wildkalb mit angelegtem Halsband wieder frei und war auf diesem die Jahrzahl ꝛc. eingegraben. Es findet sich die Angabe, daß einmal ein Hirsch mit solchem Halsband gefangen worden sey, dessen Alter sich aus der Inschrift zu 85 Jahren ergeben habe.

Es war daher sprichwörtlich bei den Alten „cervinos annos vivere."

So viel ist gewiß, daß der Hirsch über 70 Jahre alt werden kann, denn man kannte einen solchen in dem Park des Grafen Hardegg zu Schmida bei Wien, von welchem die Abwürfe des Geweihs gesammelt wurden. Es war ein Hirsch, der gewöhnlich 20—24 Enden aufsetzte und im 72. Jahre, wo er noch ganz frisch sich zeigte, von einem Wildschützen erschossen wurde.

Daß der Hirsch die Musik liebe, führt schon Aristoteles an.

Er sagt, man locke ihn durch ein gewisses Pfeifen und andere Töne und bezaubere ihn durch Gesang. „Wenn daher zwei Jäger zusammen sind, so singt oder bläst der eine, der andere aber verwundet ihn von hinten, wenn der erste das Zeichen gibt.“

Bekanntlich geht ein guter Hirsch in der Brunftzeit auf den Ruf oder das Schreien eines geringeren Hirsches und unsere oberbayerischen Jäger bedienen sich um diesen nachzuahmen eines grosen Muschelhorns (Tritonshorn, Kinkhorn) und es heißt dann: „der Hirsch is a'm Schneckn' ganga.“ Auch eine getrocknete Hirschgurgel wird als Ruf gebraucht.

Was aber das Bezaubern durch Gesang betrifft, so klingt das zwar sehr poetisch und ist gewiß, daß besonders beim Birschfahren ein Hirsch besser aushält, wenn man singt; auf den Gesang selbst oder die Art des Singens kommt es aber nicht an und die gewöhnlichen Schnaderhüpfeln, wie sie die Holzbauern singen, reichen für die Bezauberung vollkommen aus.

Von anderen Eigenthümlichkeiten des Hirsches wird erwähnt, daß er duftende Blumen liebe, besonders den wilden Jasmin und die Reseda.

Der Hirsch ist als Wild von jeher und überall ausgezeichnet worden.

Bei den Achäern fuhr die Priesterin der Diana auf einem mit Hirschen bespannten Wagen[1] zur Feier des Opferfestes, Laphria genannt, und man gelobte der Göttin Hirschgeweihe (votivi cornua cervi), die in ihrem Tempel aufgehängt wurden. Die alten Deutschen liebten zur Bekleidung die Hirschdecken, die sie mit den

[1] Die hessischen Landgrafen, als Priester der Diana wohl bekannt, fuhren auch zuweilen mit vorgespannten Hirschen, ebenso die Churfürsten von Sachsen. Um 1730 wurden auf dem Bowerk Neustadt-Dresa 14 zahme Hirsche zum

Geweihen trugen, ganz besonders, und die alten Könige von Frankreich ließen sich in solchen begraben.

Die Hirschjagd hatte auch schon frühzeitig einen überall verehrten Schutzpatron an dem heiligen Hubertus, einem Sohn des Herzogs Bertrand von Aquitanien, der früher ein gewaltiger Jäger im Ardennenwald zuletzt als Bischof von Lüttich 727 starb und dessen Geschichte mit der Kreuzerscheinung genugsam bekannt ist. Einen Vorgänger mit ähnlichem Erlebniß hatte er an dem heiligen Eustachius, einem Feldhauptmann unter Kaiser Trajan (98—117), der in einem glühend gemachten ehernen Stier endete, da er vom Christenthume nicht abfallen wollte und weiter nennt die Jagdgeschichte noch im vierten Jahrhundert den heiligen Martinus[1]. Als der erste dieser Patrone gilt aber St. Hubertus und der Hubertustag (3. November) wurde und wird zum Theil noch gegenwärtig regelmäßig von der Jägerei mit einer Jagd und Lustbarkeit gefeiert.

Dieses Fest wurde schon von Ludwig dem Heiligen († 1270) gestiftet und auf den Tag eingesetzt, da der Leichnam des Bischofs Hubertus unter großer Feierlichkeit nach seinem Kloster im Ardennerwald gebracht und bestattet worden. An diesem Tage soll, sagt Flemming, jeder rechtschaffene Jäger auf die Jagd gehen und „keinen um sich leiden, welcher wider die Jagd-Reguln, das Wild muthwilligerweise verderbt. Wenn bei diesem Festin eine Frauensperson erscheint und solcher Jagdfreude mit theilhafftig werden will, so soll sie gestifelt und gespornt seyn, auch wie eine Mannsperson reiten."

So geschah es z. B. bei den Hubertusfesten, welche der Churfürst Friedrich August zu Sachsen auf der Hubertsburg und Herzog

[1] Karl der Große führte bei seinen Jagden im Nürnberger Reichswald immer die Cherkappe des St. Martinus und ein Heiligthum von St. Dionysius mit sich. Churfürst Karl Albrecht führte bei größeren Jagden eine Feldkapelle mit, auf deren Altar die Bilder von St. Hubertus und Eustachius.

Eberhard Ludwig von Würtemberg zu Ludwigsburg hielt, der auch 1702 einen Hubertusorden stiftete. Um 1780 unter Herzog Karl zog am Hubertustag der würtembergische Hof mit den Jägern in Jagduniform aus und wurden nur Schimmel geritten. Die Festlichkeit dauerte manchmal acht Tage. Auch in Preußen wurde der Tag von mehreren Fürsten mit Glanz gefeiert, so vorzüglich von dem König Friedrich Wilhelm I. († 1740), Friedrich Wilhelm II. († 1797) und von dem jetzigen König. Bei einem solchen Fest, welches Friedrich Wilhelm II. 1787 gab, erschien die Prinzessin Friederike und ihre Begleiterinnen in einem olivenfarbenen Amazonenhabit mit goldenen Epaulets und nahm selbst Theil an der Jagd. Es war dabei mitunter Sitte, daß zur Tafel die Jägerei bediente und aufwartete; die Jagdpagen trugen die „Willkomm" und überreichten sie dem Oberjägermeister zum Credenzen. Brachte die hohe Herrschaft eine Gesundheit aus, so blies die Jägerei mit Flügel- und Hifthörnern und wurde auch wohl ein Waldgeschrei[1] angestimmt.

In den bayerischen Jagdrechnungen findet sich oft einer großen und kleinen Hubertijagd erwähnt und wurde das Hubertusfest mit Beiwohnung des ganzen Hofes und der churfürstlichen Jägerei bis 1777 gewöhnlich zu Fürstenried gefeiert. Unter Churfürst Maximilian III. wurde 1760 die große Hubertijagd am 7. November und die kleine am 13. gehalten. Zu letzterer waren 28 Damen geladen. König Maximilian II. begeht den Hubertustag ebenfalls jährlich mit einer Gemsjagd und wird dann bei der Tafel des

[1] Es war das Geschrei, mit dem die Jäger bei beginnendem (eingestellten) Jagen zu Holz zogen. Bei der Hirschjagd: Ja, ha ha, ja ha! bei der Schweinehatz: He, Rike, he ha he!

[2] Der bayerische Hubertusorden ist kein Jagdorden, obwohl er von den Herrschaften bei den königlichen Jagden getragen wird. Er wurde gestiftet von

hohen Jagdpatrons in einem fröhlichen Trinkſpruch mit gebührenden Ehren erwähnt. Das Gemsgejaid hat der Herr, da er noch auf Erden wandelte, wohl nicht gekannt, es gefällt ihm aber vielleicht um ſo beſſer, als es dem Himmel näher iſt, denn irgend ein anderes.

Einen Hubertusjägerorden in Böhmen ſtiftete der Reichsgraf Franz Anton von Sporck und bei Gelegenheit einer Jagd 1723 geruhte Kaiſer Karl VI. dieſen Orden anzunehmen. Einen „Orden des güldenen Hirſches“ ſtiftete 1672 der letzte polniſche Piaſt Herzog Georg Wilhelm zu Brieg (im Breslau'ſchen); der Landgraf Ludwig VIII. von Heſſen-Darmſtadt ließ um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Hirſchdukaten ſchlagen mit dem Spruche „durch den Dukaten ward ich verrathen“ und mit dem Bild eines Hirſches, und ſo geſchah mancherlei zu deſſen Ehren, wie auch die Wehrhaftmachung mit dem Hirſchfänger feierlich ſtattfand und dabei der Spruch gebraucht wurde:

Jo! hoch o ho!
Hier haſt du nun deine Wehr;
Die brauch zu Gottes Ehr
Zu Lieb und Nutz des Nächſten dein,
Halt' dich ehrlich treu und fein,
Wehr' dich damit deiner Feinde;
Doch unnütze Händel meide.
Gurt' deine Lenden wie ein Mann,
Der fein Horn recht blaſen kann.
Nunmehr haſt du deine Freiheit;
Es gehe dir wohl allezeit!“ —

Kein Wunder, daß der Hirſch auch ein Gegenſtand der Poeſie wurde. Seltſam klingt ein arabiſches Gedicht, welches von ihm ſagt:

Im Tumult iſt er ein Orkan
Und fliegt wie ein Vogel himmelan,

Hinauf, ſchnell wie das Gebet einer unterdrückten Welt,
Hinab, jäh, wie das Loos vom Himmel fällt.
Doch iſt er auch ſtörriger Natur
Und durchſtreift wie Feuer die Flur,
Sein Anſehn iſt das eines Thoren,
Immer in Gedanken verloren,
Iſt beſchaulichen Männern drum wohl bekannt
Und wird der Gaul der Einſiedler genannt.

Anderer Art ſind die einfachen deutſchen Waidſprüche, welche bis ins dreizehnte Jahrhundert zu verfolgen, auch ſchon zur Zeit von Friedrich Barbaroſſa angeführt werden und erſt zu Anfang des vorigen Jahrhunderts allmählig abgekommen ſind. Da erſcheint der Weckruf durch den grauenden Morgen:

Wohl auf Ihr Fürſten und Herrn, Ritter und Knecht
Und alle ſchöne Jungfrauen,
Laßt uns heut' den edlen Hirſch anſchauen.
Wohl auf all meine gute Geſellen
Die heut mit auf die Jagd wellen
Die ſchicken ſich bald
Daß der liebe Gott walt!
Wohl auf heint wohl jägerlich, habt Fleis
Ihr Waidleut, bis daß der Hirſch auf der Zeiten leit
Ritterlich,
Der liechte Tag ſcheint uber dich!

Wohlauf, wohlauf Roß und Trat (alles tretende Vieh)
Daß uns heut der berat,
Der uns all erſchaffen hat!

Dann ſpricht der Jäger ſeinen Leithund an:

Geſell, Geſell, wohl hin mit Luſt und Freuden,
Herrn und Frauen zu lieb, auch uns beiden!

Hin hin friſch ritterlich
Der helle Tag ſcheint über dich!
Ho ho, ho ho, trauter Geſell, hin, hin!

Führt dann der Jäger den Herrn auf die Fährte, die er verbrochen (mit einem Eich- oder Tannenreis bezeichnet, wobei der Aſt mit dem abgebrochenen Theil nach der Richtung gelegt wird wo die Fährte hingeht), ſo ſpricht er wieder mit dem Hunde:

Wohlan, wohlan, hin zu jener Buchen,
Wollen wir den edlen Hirſch heut thun ſuchen.

Wohlan, wohlan, hin zu jener Linden,
Da wollen wir den edlen Hirſch heut finden.

Wohlan, wohlan, hin zu jener Eichen,
Wart, wo findeſt du heut des edlen Hirſches Zeichen!

Wenn die Jäger von der Verſuch zuſammenkommen, iſt die Anſprache:

Mein lieber Waidmann ſag mir an,
Was haſt du mit deinem Hund wechſelnd vernommen,
Wo die Hirſch von meinem Zug ſind hinkommen?

Antwort:

Jo ho, mein lieber Waidmann,
Es gingen meinem Hund zehn Hirſche wechſelnd an,
Drei ſind heraus und ſieben drüben,
Dieſe ſind in unſerm Jagen blieben.

Beim Zeugſtellen:

Auf auf mit Waidmanns Heil
Jagdzeugmeiſter und Zeugknecht,
Richtet das Zeug hinter mir her auf meinem Zuge recht,
Unſern Fürſten zur hohen Freude
Und dem edlen Hirſchen zu Leide.

Beim Anjagen und wenn der Hund ſcharf anzieht und der Jäger merkt, daß ſie dem Hirſch nahe kommen:

Es wird ſchier Zeit, hin hin,
Geſell es wird ſchier Zeit.

Da kommt der edel Hirſch einher.

Nun geht es nach mit den Hunden, die Hörner erſchallen und ſo oft der Hirſch geſehen wird wieder die Waidrufe:

Da fleucht der edel Hirſch über den Weg,
Daß Gott meines ſchönen Buhlen heut pfleg'!

Da lauft der edel Hirſch Waſſer und Grund,
Mich freut meines Buhlen rother Mund!

Da fleucht der edel Hirſch durch den Thau,
Wie gern ich meinen Buhlen anſchau!

Da lauft der edel Hirſch über die Heid,
Gott grüß mein ſchön Buhlen in ihrem weißen Kleid.

Da lauft der edel Hirſch und macht ein Gewend,
Ich wollt, ich hätt' meinen ſchönen Buhlen bei der Händ!

Da lauft der edel Hirſch über dieſe Heide
Den Hunden zu lieb, ihm ſelbſt zu Leide.

Nun kommen Fragen und Rufe, wohin die Hunde gejagt:

Ho ho, mein lieber Waidmann, haſt du nicht vernommen,
Wo meine hochlautende Jagdhunde ſind hinkommen?
„Ho ho ho, mein lieber Waidmann,
Ich höre jetzt zu dieſer Stund
Weder Jäger noch hochlautenden Jagdhund.“

Ho ho, mein lieber Waidmann, kannſt du mir nicht ſagen:
Ob du meine hochlautende Jagdhund haſt ſehen oder hören jagen?
„Jo ho ho, mein lieber Waidmann,
Weit gut in jenem Thal,
Sie haben den rechten Anfall
Das ſag ich dir frei,
Es waren der Hunde drei,
Der eine der war weiß, weiß, weiß,
Der jagte den edeln Hirſch mit allem Fleiß,
Der andere der war fahl, fahl, fahl,
Der jagte den edlen Hirſch über Berg und Thal,
Der dritte der war roth, roth, roth,
Der jagte den edlen Hirſch bis auf den Tod.

Wenn der Hirſch gefangen und den Leithunden, ehe man ihnen zu genießen gibt, das ausgeſchlagene Geweih vorgehalten wird:

Söllmann, Söllmann, mein lieber Söllmann,
Dieß iſt der edle Hirſch, ſo dir heut gangen an,
Da er zog her mit ſeiner prächtigen Kron und geſpaltenen Schal,
Dem haſt du mein Geſellmann recht gethan,
Habe Dank überall, habe Dank, mein Söllmann, du haſt Recht.

Und nun ging es an's Eſſen und Trinken auf grünem Raſen unter ſchattigen Bäumen mit mancherlei Kurzweil und Freudenſpiel

und war dabei herkömmlich und besonders empfohlen, von den schönen Frauen und Jungfrauen in der Gegend zu sprechen und ihre Schönheit und Holdseligkeit „stückweis“ zu beschreiben und zu zergliedern. Daneben fanden mancherlei Reimfragen und Antworten statt, welche die Waidmannswissenschaft betrafen oder Witz und Scharfsinn darthun sollten. Dergleichen waren:

Jo ho ho, mein lieber Waidmann, frisch und fein,
Wenn mag der edle Hirsch am niedrigsten und am höchsten seyn?
„Jo ho ho, mein lieber Waidmann,
Das sag' ich dir an:
Am niedrigsten ist er im März,
So er abgeworfen und kein Gehörne trägt,
Am höchsten im Juni, so er aufgesetzt, völlig vereckt [1]
Und eh er schlägt, so dünket mich eben,
Daß das Gehörn seine Höh' und Niedrigkeit thut geben.“

Lieber Waidmann, sag' mir hübsch und fein:
Was bringt den edeln Hirsch von Feld gen Holz hinein?
„Der helle lichte Tag und der helle Morgenschein
Bringt den edlen Hirsch vom Feld gen Holz hinein.“

Lieber Jäger jung, thu mir kund,
Was macht den edeln Hirsch wund
Und den Jäger gesund?
„Der Jäger und sein Leithund
Machen den edeln Hirsch wund
Und eine schöne Jungfrau macht den Jäger gesund.“

Sag mir an mein lieber Waidmann:
Was macht den Wald weiß,

[1] Die Enden ausgebildet.

Was macht den Wolf greis,
Was macht den See breit,
Woher kommt alle Klugheit?
„Das will ich dir wohl sagen schon:
Das Alter macht den Wolf greis,
Der Schnee macht den Wald weiß,
Und das Wasser den See breit,
Von schönen Jungfräulein kommt alle Klugheit."

Waidmann, lieber Waidmann, sag mir an:
Was ist weißer dann der Schnee,
Was ist grüner dann der Klee,
Schwärzer dann der Rab
Und kluger dann der Jägerknab?
„Das kann ich dir wohl sagen:
Der Tag ist weißer als der Schnee,
Die Saat grüner als der Klee,
Die Nacht schwärzer als der Rab,
Schöne Mägdlein kluger als der Jägerknab."

Waidmann, lieber Waidmann hübsch und fein,
Sage mir: wann mag der Hirsch am besten gesund sein?
„Das kann ich dir wohl sagen für:
Wenn die Jäger sitzen und trinken Bier und Wein,
Pflegt der Hirsch am allergesündsten zu sein."

So wurde es überall in den alten Zeiten gehalten und mag wohl ein lustiges Leben gewesen sein für einen jungen Jäger, Hirsche zu jagen wie man sie von gleicher Stärke an Leib und Geweihen nicht leicht mehr sieht und dabei ein schmuckes Sprüchlein in den Wald zu rufen, welches der Liebsten gedenkt mitten im Getümmel des wilden Treibens. Das Jagdleben bewegte sich damals ungleich

poetischer als in unserer Zeit, wenn diese auch an wohlpolirter Poesie auf dem Papier überaus reich ist.

So war es auch bei uns in Bayern, wie die vorkommenden Worte „heunt“ für heute und „woit“ für „woitern, woltern,“ in der Bedeutung „genugsam“ darthun.

Bei den alten Jagden wurden, außer Birsch[1] und Anstand, das Wild in Netze gejagt, die von ihren Tragstangen niederfielen, und ihm, wenn es darin verwickelt war, der Fang gegeben, oder es wurde angeschossenes Wild zu Roß mit Hunden gehetzt, und wenn es diese gestellt hatten, abgefangen, auch während des Hetzens geschossen, wie es im Theuerdank heißt, daß dem Kaiser Maximilian beim Reiten im Jagen einigemale die Armbrust losgegangen, daß er sich fast erschossen hätte; oder es wurde ein eingestelltes Jagen angerichtet.

In den ältesten Zeiten wurden in Deutschland auch zahme Hirsche, sowohl zur Hirsch- als zur Schweinsjagd gebraucht. Die Salischen, Ripuarischen, Alemannischen und Longobardischen Gesetze bestimmen für das Stehlen oder Tödten eines solchen Hirsches mancherlei Strafen und mußte oft neunfacher Ersatz geleistet werden, auch gezähmte Thiere (Hirschkühe) wurden ähnlich gebraucht. Sie waren durch bestimmte Zeichen kenntlich gemacht (si quis cervum domesticum signum habentem etc.). Nach der gewöhnlichen Ansicht wären solche zahme Hirsche gleich dem Schießpferde beim Anbirschen gebraucht worden oder hätten in der Brunftzeit gedient durch Schreien andere Hirsche herbeizulocken; nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Oberforstraths Pfeil war es aber so,

[1] Man schreibt auch pirschen und pürschen, im Mittelalter birsen (birsare) und bersen; letzteres soll aus dem isländischen von bersar stammen, welches Verfolgen und Fällen wilder Thiere mit dem Jagdspieß bedeutet. Im vorigen Jahrhundert kommt auch oft vor, daß man das Fällen des Wildes durch einen Schuß selbst im eingestellten Jagen „bürschen“ nannte.

daß dergleichen Wild in Einfriedungen (Hagen) großgezogen und gefüttert wurde, und von da durch angebrachte Ausgänge wie das Wild eines Parks in den freien Wald gelangen konnte. Von da kehrte es dann zur Futterzeit regelmäßig an den gewohnten Platz zurück und gesellten sich, besonders in der Brunftzeit, fremde Hirsche dazu (auch Sauen folgten) und der passende Jäger erlegte dann die Gäste. Diese Ansicht hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, denn in großen Parken, wo mehrere Futterplätze, kommt Aehnliches vor, daß nämlich das gewöhnlich sich einfindende Wild von Zeit zu Zeit fremde Gäste mitbringt.

Die Hetzjagd auf den Hirsch ist vorzüglich in Frankreich ausgebildet worden und daraus die bekannte Parforcejagd entstanden. Gewöhnlich wurde das Wort „hetzen" nicht für diese Jagd gebraucht, sondern das Wort „forciren."

Der Vorgang bei der Parforcejagd war kurz folgender:

Nachdem der Hirsch durch den Leithund bestätigt war, wurden theils berittene Jäger, theils solche zu Fuß mit Hunden auf die sogenannten Fürlagen, Relais, vertheilt, d. h. an Orte, welche der Hirsch passiren mußte. Auf einer solchen Fürlage waren 20 bis 30 Hunde. Der Jagdherr und sein Gefolge begaben sich alsdann zu Roß an den Standort des Hirsches und vertheilten sich so, daß der aufgesprengte Hirsch von dem einen oder andern gesehen werden mußte. Darauf wurde der Hirsch von der Jägerei mit den Leithunden aufgesucht und angejagt. Sowie dieses geschehen war, ging die eigentliche Jagd mit der Meute, die manchmal bis 100 und mehr Hunde zählte, an, dann wenn der Hirsch auf die Fürlagen kam, mit den dort aufgestellten Hunden weiter und mit Reiten und Laufen, mit Waidgeschrei und Hornruf, durch Wald und Feld gings dahin oft bis in die Nacht hinein. Die Piqueurs leiteten die Jagd, die Hunde wurden öfters zum Halten gebracht, theils um andere nachkommen zu lassen oder wenn sie die Fährte

verloren hatten. Man nannte das stopfen (das engl. stop). So oft der Hirsch erblickt wurde, erschallte der Ruf „Tajo".

Zur Jagd wurden gewöhnlich ebene Holzgründe gewählt und Durchschläge zum Reiten und Beobachten des Hirsches angebracht.

Es versteht sich, daß man des Wechselns wegen vieler Pferde bedurfte und bei größeren Jagden stieg ihre Zahl mit den für die Damen- und Küchenwagen ꝛc. auf 150 bis 200.

Den meisten Jägern galt dieses Waidwerk mehr als die concurrirende Baize, wovon unter anderen ein Gedicht von Gasse de la Bigne von 1359 Zeugniß giebt, denn, heißt es, wer einmal das Geläute der Hunde gehört hat, wird sich wohl schwerlich ein anderes Paradies wünschen, und der Ton eines Hifthorns übertrifft auch gewiß die Musik der Engel.

Der Hirsch machte häufig Wiedergänge, schwamm lange Strecken in einem Fluß hinab, gesellte sich zu andern Hirschen und war oft schwer, ihn auszumachen, aber endlich mußte er doch der Meute erliegen. Viele Hirsche wurden, besonders bei den spätern Parforcejagden, geradezu todt gejagt und waren die Hunde abgerichtet, den Hirsch nicht anzufallen, sondern nur zu treiben, damit die Jagd länger dauere. Geschah es aber, wie das oft der Fall war, daß sich der Hirsch vor den Hunden stellte, so birschte sich ein Jäger an und gab ihm den Fang mit dem Hirschfänger, oder er erhielt einen Schuß auf den Kopf. Es geschah dieses meistens in Gegenwart der ganzen Jägerei und wurde das Halali (ha la lit) dabei geblasen:

„Nun waren auch die Jäger kommen,
Umringten ihn mit Lärm und Schall
Zum Abfang blasend mit lautem Hall."

Tristan und Isolde. Um 1220.

Um dem Jagdherrn die Ehre des Abfangens oder Fällens zu lassen, wurden die Hunde oft zurückgehalten, wenn der Hirsch nicht mehr weiter konnte, und der Fürstenruf geblasen.

Das Abfangen mit dem Hirschfänger war zuweilen sehr gefährlich und viel gefährlicher als bei der Schweinsjagd. Drum hieß es auch „dem Hirsch die Bar, dem Schwein der Balbirer.“ [1] Daher wurden oft dem gestellten Hirsch die Sehnen am Sprunggelenk der hintern Läufe (die Heffen) abgehauen, um ihn wehrlos zu machen. War der Hirsch gefällt, so wurde ihm der rechte Vorderlauf abgelöst und dem Jagdherrn als Ehrengabe überreicht. Dann folgte das Curée-Machen, schon bei Gaston de Foix (Phöbus, † 1391) unter diesem Namen erwähnt, welches darin bestand, daß man über den zerwirkten und klein zerlegten Hirsch die Decke mit dem Kopf und Geweih legte, dann die Hunde in die Nähe brachte, ihnen den Kopf zeigte und mit raschem Wegziehen der Decke den Hirsch preisgab. Auch gab man ihnen das Geschreide, Milz ꝛc. mit dem Schweiß zum „Genieß“, oder wie die deutschen Jäger sagten, die Hunde wurden „gepfneischt.“ [2]

Diese Jagd forderte zur Zeit ihrer Blüthe an Studien und Uebung des Jägers weit mehr, als irgend eine andere Jagd. Es galt nicht nur einen jagdbaren Hirsch sicher anzusprechen und zu bestättigen, sondern beim Jagen auch immer an demselben zu bleiben, zu erkennen, ob die Hunde die rechte Fährte halten, oder ob sie die eines anderen Hirsches, dem die Jagd nicht vermeint

[1] Im Altfranzösischen heißt es bei Gaston Phöbus: après le sanglier le mire et après le cerf la biere (mire-medecin). Gaston de Foix, genannt Phöbus, zur Zeit Karls VI. von Frankreich, ein Prinz, der 1348 die Tochter Philipps III., Königs von Navarra heirathete und 1391 zu Orthez starb.

[2] Illustrationen zur älteren Parforcejagd finden sich bei Feuilleux „La Venerie“ übersetzt von Bernhart Jobin unter dem Titel „Neu Jägerbuch“ 1590, die spätere bei El. Ridinger (1756) auf vierzehn großen Kupfertafeln vortrefflich in allen ihren Momenten dargestellt; in Immermanns „Tristan und Zielde“ ist ein farbiges poetisches Bild davon gegeben (im Tristan von Gottfried von Straßburg ist die Erzählung weniger gelungen); auch das Gedicht „La chasse du Grand Seneschal de Normandye“ aus dem 15. Jahrhundert gibt ein lebendiges Bild. Mehuls bekannte Jagdsymphonie hat als Tongemälde nicht ihres gleichen.

war, angefallen. Das Einüben der Hunde war eine Hauptarbeit des Jägers, die Zeit dazu, welche man „Behängenszeit“ nannte, war im Mai und Juni. Da wurde der Leithund[1] am Hängeseil unter fleißigem und fröhlichem Zuspruch an die Waldsäume zum Aufsuchen der Fährten geführt und mußte allmählig dahin gebracht werden, eine bestimmte Fährte zu halten. Daß der Jäger diese genau kennen mußte,[2] versteht sich von selbst, bei der Jagd aber auf wechselndem Boden ohne Fehler durchzukommen, war eine schwierige Aufgabe.

Die alten Jäger hatten 72 Kennzeichen des Hirsches. Winkell hat die Zahl umgekehrt und hält 27 für ausreichend. Davon sind die wichtigsten, die schon ein alter Waidspruch nennt:

Ho ho ho, mein lieber Waidmann, unveracht,
Sag' mir an: was hast du vor sieben Hauptzeichen betracht?
„Jo ho ho, mein lieber Waidmann rund,
Den Zwang und Ballen thu' ich dir kund,
Woraus der Burgstall klar sich findet,
Der Abtritt (des Grases), dessen Grüne oder Welke sich damit verbindet,
Der Schrank und der Schritt,
Die Oberrücken mit,
Hiedurch bei schnellem Fliehen,
Als auch bei sachtem Ziehen
Kann ich den edlen Hirsch erkennen
Und auch nach seiner Güte nennen.

[1] In den bajuvarischen Gesetzen im siebten Jahrhundert kommt Spurihunt vor, womit der Leithund oder auch der Schweißhund gemeint war, denn es heißt, daß er am Seil geführt, die Fährte halte.

[2] Vergleiche „Der Fährtegerechte Jäger“ von Cl. Louis. Aschaffenburg 1853 und desselben Gypsabgüsse der Fährten.

Der Zwang oder das Zwängen entsteht dadurch, daß der Hirsch die im Tritte zusammengepreßte Erde zum Theil mit den Schalen fest an sich und rückwärts zieht. Dadurch schließen die Spitzen der Schalen fest aneinander, welches beim Thier nicht der Fall ist.

Die Ballen sind größer als beim Thier und tiefer eingedrückt.

Burgstall. So heißt die Wölbung innerhalb der Hirschfährte, die beim Thier viel weniger ausgesprochen. Diese Wölbung, nach der Länge ausgedehnt, ist auf thonigem Boden sehr deutlich zu sehen.

Der Schrank oder das Schränken besteht darin, daß die Tritte des rechten und linken Laufes nie in gerader Linie hinter einander kommen, sondern im Zickzack neben einander wie die nachfolgenden Punkte . . . . . Die Größe des Schranks wird durch die Entfernung der beiden geraden Linien von einander gemessen, welche durch die links und rechts liegenden Fährten gezogen werden können.

Schritt heißt die Entfernung einer Fährte von der nächsten. Ist der Schritt $2^1/_2$ Schuh weit, so kann der Hirsch für einen Zehnender angesprochen werden.

Bei Fouilloux (Jobin) heißt es von dem Gang des Hirsches: „gehet geschrenkt wie ein voller Bawer, als wenn jr zween weren, das Wild aber geht schlechtlich."

Oberrücken. Die Oberrücken oder Afterklauen (Geäfter) drückt der Hirsch in gutem Boden fast daumendick ein, beim Thier ist der Eindruck spitz und schmal.

Ein alter Waidspruch sagt ferner von den Kennzeichen des Hirsches:

Sag' an mein lieber Waidmann
Was hat der edle Hirsch unten und oben gethan?
„Er hat unten geblendt und oben gewendt,
Dabei hat ihn der Jäger erkennt."

Beim Blenden tritt der Hirsch mit der hintern Schale in die vordere Fährte, so daß diese dadurch etwas länger und breiter wird. Man kann damit getäuscht werden, einen geringen Hirsch für einen starken anzusprechen.

Das Wenden heißt auch Himmelszeichen. Beim Durchziehen durch junges Laubholz wendet der Hirsch mit dem Geweih Blätter und knickt seine Aestchen. Es sind weiter noch zu bemerken das Fädlein, ist der dünne Erdstreifen, der sich durch den Zwang der Schalen in die Höhe drückt, beim Thier ist er breiter als beim Hirsch.

Das Insiegel, hohe Insiegel. Dieses Zeichen besteht in dem durch die Schalen aus thonigem Boden gerissenen Klumpen.

Das Schlagen und Fegen, auch Himmelsspur genannt, ist ein untrügliches Zeichen des Hirsches. Der Hirsch wählt sich dazu junge Bäume und schlägt mit dem Geweih daran die Rinde ab. Je stärker der Hirsch, an desto stärkeren Holzstangen fegt er und desto höher hinauf sieht man die Rinde geschunden.

Die Losung, das Gloß, erfordert ein besonderes Studium, da sie zu verschiedenen Jahreszeiten verschieden geformt erscheint. Die alten Jäger mußten die Losung nach Hause bringen und wurde dieselbe dem fürstlichen Jagdherrn als ein Zeichen des bestätigten Hirsches präsentirt. Wie dabei die Anzeige geschehen soll, gibt B. Zobin an:

Vorn Herren mein anzeig zu thun hinein ich tritt,
Mit vorgehender Reverentz so ist mein bitt,
Daß jedermann schweig, und leg auff den tisch als stoltz,
Das gloß auf grünen blettern bring auß dem g'holtz,
Sprich gnedigster Herr ein Hirsch von zehen enden,
Welchen ich beitet, vnd gewiß weiß zu finden,
Sein gloß ist lenglecht dick schleimig vnd eckecht,
Zeigt an das Wildpret vnd ist dabei auch safftecht,

Da dann ſein Gnad auch ferners ſollt befragen;
Was vnd welcher Geſtalt der Hirſch ſein Gehirn thut tragen,
Antwort dann ſtuck auff der vorſuch gnedigſter Herr,
Mein Laithund verſieng die fart eines Hirſch von ferr,
Faßt ihn kurtz, alßbald vnd folgt jhm ſtrack nach,
Den Hirſch fand ich auff dem geäß vnd war mir gach,
Sein Ghirn iſt wie eine offne Hand vnd war mir wirſch,
Nach ihm, war braun vnd ein zehen endiger Hirſch,
Die Stang dick rund vnd groß bey dem Kopff vnden,
Sehr rauch Perlen gleich, braun breit vnd wol erzogen,
Nach dem ich dann diß gut Zeichen bſand gab acht,
Im ab vnd wider zug ſein zugang wol betracht,
Im Heimgang zum ſtand, nam für mich ſein vorfart,
Umbzog, fürſchlug kraißt ein fürgriff mein Hund riß hart.
Fiel in die Fährt verſieng ſehr wol zog ab von Holtz,
Merkt den Stand verprach nider hoch fand Hirſch groß ſtoltz,
Der mein allein blieb in ſeinem ſtand (fragt er dan
Wie die fart beſchaffen, ſo ſag vnd lieg (lüg) nichts dran)
Er hab die faß lang vnd ſtark vnd auch die ballen,
Groß breit den Klawen geſperrt darzu hole ſchalen,
Mutig, keck auffrecht, ſey noch kurzkegelt darzu,
Der Hirſch laufft wol, macht Hund vnd Jäger groß vnruh. —

Man ſieht mit welchem Fleiß das Beſtätigen des Hirſches vorgenommen wurde.

Auch den Jägerinnen jener Zeit wurden die Hirſchloſungen zur Augenweide vorgelegt, wie ein Gedicht aus dem 15. Jahrhundert, La chasse du Seneschal de Normandye,[1] beſagt, wo der

[1] Le livre de la chasse du Grand Seneschal de Normandye et les Ditz du bon chien Souillard, publié par le Baron Jérôme Pichon. A Paris, chez Auguste Aubry. 1858.

Seneschal der gefeverten Anna von Beaujeu die Losung eines Achtzehnenders präsentirt. Es heißt (3. Thl. sehr naiv):

„Quant je vins pour mon rapport faire
La trouvay à table assise,
Lors me vit et fit chacun taire,
Car désir de chasser l'atise;
Des fumées (Losungen) eut en maintes guises
Sur la table et de lieux divers — —
En la saluant humblement
Mes fumées lui presentay:
Elle me respond doulcement:
Et à vous! dont me contentay."

Wie der Leithund, mußte auch der Schweißhund gezogen und geübt werden, er heißt im 15. Jahrhundert oft Bluthund, Pluthund. Mit den Wind- und Parforce-Hunden war es ähnlich und mußten diese vorzüglich auf die Hornrufe exercirt und geeignete Jagden mit ihnen angestellt werden.

Auf gute Hunde wurde natürlich Alles gehalten, man ließ sie weither um theures Geld kommen, sie bildeten den Gegenstand werthvoller Geschenke der Fürsten und ihre Unterhaltung und Beaufsichtigung kostete große Summen. Berühmt waren in Frankreich zu Ende des 13. bis in's 16. Jahrhundert die sogenannten grauen Hunde und die Abkömmlinge des Hundes Souillard oder die Hunde der weißen Race, Baulx[1] oder Greffiers genannt,

[1] Auch baulds geschrieben. Soll vom italienischen boldo, kühn, stolz, herkommen. Greffiers hießen sie, weil die Stammhündin der Race einem Kanzelisten Ludwigs XII. angehört hatte. In einer Ueberlegung von Fenilleux von 1589 heißt es:

„Sanct Hubert von Gottesforcht,
Souillard sein Hund ihm wohl gebracht,
Aller guten Hund Vater ist
Wol gearbait zu aller frist."

dann die alten schwarzen Hunde der Abtei St. Hubert in den Ardennen; in Deutschland später die englischen Hunde. Die genannten grauen Hunde waren von Ludwig dem Heiligen aus dem Orient von seinem ersten Kreuzzug mitgebracht worden (um 1254). Es wurde von ihnen behauptet, daß sie niemals von der sogenannten Wuth befallen würden, im gewöhnlichen Sinne des Wortes waren sie aber die wüthendsten Hetzer und auf der Hirschjagd glich eine Meute derselben einem Rudel rasender Wölfe.

Es existiren mehrere französische Gedichte,[1] welche ausgezeichnete Hunde Ludwigs XI. und Ludwigs XII. besingen. So von den Hunden Soulliart, Basque und Bon Relay, die alle selbstredend eingeführt sind und ihre guten Eigenschaften und Thaten hervorheben, auch den Wunsch aussprechen, Gott möge ihren Herrn das Paradies verleihen. Unter anderem äußert Relay daß Ludwig XII. selbst dessen Biographie geschrieben

„Car ma vie est par lui escrite et redigée,
Dont ma race à jamais luy demeure obligée.
Courage aussi donnoit à mes postérieurs
D'estre bons comme moy, ou estre encore meilleurs."

Am Schlusse heißt es in Beziehung auf den König

„Digne estoit d'un tel chien, moy heureux d'un tel maistre!"

Die Hunde der weißen Race standen in Ansehen bis in's 17. Jahrhundert und Robert de Salnove, der unter Ludwig XIII. jagte, erzählt wie diese Hunde den angejagten Hirsch vier und fünf Stunden jagten und denselben unter fünf- bis sechshundert andern Hirschen, unter welche er sich nach und nach während der Jagd mischte, immer wieder herausfanden und nicht nachließen, selbst wenn die Jäger sie irrigerweise von der Fährte, die sie verfolgten, abbringen wollten.

[1] Le Livre de la chasse du Grand Seneschal etc.

Gaston de Foix hatte eine Meute von 14—16 Hundert Hunden, die deutschen Parforce-Jagden waren nicht so übertrieben ausgestattet, Döbel führt 460 Hunde der Anhalt Dessau'schen Jagd an und 155 der königlich polnischen und churfürstlich sächsischen Jagd.

Mit der besprochenen Jagd kam auch die französische Ansprache der Hunde nach Deutschland herüber und dem braven Döbel wie anderen Jägern des Landes zum Aerger mußte nun ein modischer Besuchsknecht statt „recht so, Gesellmann" ein mechanisch eingelerntes „Ami, tu dis vrai" sagen und erklangen die deutschen Wälder vom ungewohnten Kauderwelsch. Französische Piqueurs, die man kommen ließ, machten sich wichtig mit ihrer Jägerei und führten das Wort, die Hornrufe wurden französisch benannt, Lancé, Vue, Retour etc. die Namen der Hunde waren französisch ꝛc.

Hier einige solcher üblichen Namen: Aimable, Amant, Ami, Charmante, Flottante, Humaine, Coquette, Brunette, Blondine, Comte, Comtesse, Duc, Duchesse, Marquis, Marquise, Lady, Madame ꝛc.

Auch aus der Mythologie wurden sie oft genommen: Apollo, Jupiter, Diana, Mars, Pluto ꝛc. [1]

[1] Namen der Jagdhunde in Frankreich im dreizehnten Jahrhundert waren: Brisegaus, Frisaus, Liépart, Tisson, Cortin, Hector, Cloëte, Brachine, Violette, Fauve, Gete-rose, Primevaire, Pinçonete etc.: die Namen ausgezeichneter Nachkommen des berühmten Hundes Souillard im Besitz der Anna von Beaujeu (um 1470) waren: Cleraut, Jombard, Miraud, Meigret, Marteau und Hoise la bonne Lyce.

Die alten Griechen jagten die Hirsche mit großen indischen Hunden, erlegten sie mit dem Wurfspieß oder fingen sie in Fallen und Schlingen, oder hetzten sie ins Meer. Xenophon hat die Namen ihrer Hunde verzeichnet. Hier einige zur Vergleichung: *πόρπαξ*, Handhabe der Schilde, *στόφαξ* Speer, *λόγχη* Lanzenspitze, *λάχος* Hinterhalt, *φρουρά* Wache, *ξίφος* Schwert, *ἀλκή* Stärke, *ὑλεύς* vom Walde, waldig (erinnernd an unseren Waldmann, Waldl) *μήδας* listig, *ὀργή* Zorn, *ῥώμη* Kraft, *χαρά* Freude, *σπουδή* Eile (spuden), *τύρβη* Lärm, *νόης* verständig ꝛc. Namen nach Personen kommen nicht vor. Die Hunde, welche den

Die altdeutschen Namen der Leithunde waren: Söllmann (Gesellmann) und Heila (Hela), auch Weckauf, Klopfan, Sultan ꝛc. kommen vor.

Schon Ludwig XI. wird als großer Parforcejäger genannt und unter Karl VI. († 1419) glänzte der Graf Gaston de Foix, der unter dem Namen Phebus (Phöbus) über die Jagd und besonders über die Parforcejagd schrieb, als einer der berühmtesten Jäger seiner Zeit. Er preist diese Jagd, die dem Jäger zum Himmel verhelfe, denn wenn er den gehetzten Hirsch erblicke, und die jagenden Hunde, wenn er schreie und in's Horn stoße aus Leibeskräften, so denke er an keine Sünde und nichts Böses — et puit quät tous ses chiens seröt devät il se mettra a chevaucher sur la meute apres ses chiens et huera et cornera de la plus forte et grät alaine quil ne pense a nul autre peche ne mal.

Franz I. († 1547), Heinrich II. († 1559) und dessen berühmte und berüchtigte Gemahlin Katharina von Medicis huldigten der Parforcejagd und letztere ritt auf einem Männersattel mit, ohngeachtet sie mehrmals abgeworfen wurde. Die sogenannte petite bande des dames, eine auserwählte Schaar schöner junger Damen an dem liederlichen Hofe des Königs fand sich auch bei diesen Jagden ein. (Brantome). Wie Katharina jagte auch Maria von Medicis mit ihren Damen zu Fontainebleau und hatte 4—500 Edelleute dabei im Gefolge. Karl IX., Katharinas Sohn, schrieb ein berühmt gewordenes Werk über die Hirschjagd: „La chasse royale," zuerst publicirt 1625 (neue Ausgabe von Henri Chevreul, Paris 1857) worin er namentlich die Angaben des Aristoteles einer Prüfung und Kritik unterwirft. Von ihm wird in einem Gedichte von

Aktäon zerrissen, heißen bei Ovid: Melampus, Schwarzfuß, Ichnobates, die Spur betretend, Pamphagus, Allfresser, Dorceus, gazellenäugig, Nape, Waldthal, Stikte, gefleckt, Labros, heftig, ungestüm, Aello, sturmschnell, Name einer Harpye, Leukon, weiß, Asbolus, rußig, schwarz ꝛc.

François d'Amboise gerühmt, daß er einen Hirsch ohne Hunde forcirt und erlegt habe.

Heinrich IV. († 1610) forcirte oft an einem Tage 5—6 Hirsche. Die Liebe des Franzosen zu Glanz und Luxus zeigte sich auch hier, denn Ludwig XIV. hielt 1671 zu Chantilly eine Parforcejagd bei der Nacht, wo der Wald von Lampen und Fackeln erhellt war und in dem Glanz ebenfalls schöne Damen funkelten, ein Fest, welches ein Prinz von Condé später ebenda in ähnlicher Weise wiederholte. Interessant sind aus jener Zeit die Briefe der churpfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte,[1] Herzogin von Orleans, an die Raugräfin Louise zu Pfalz. Die Prinzessin war eine eifrige Jägerin. Sie schreibt von Marly 1709 — Ist es möglich, daß Ihr liebe Louise nie keine parforce jat gesehen habt, Ich habe gewiß mehr alß tausendt hirsch fangen sehen, habe auch manchen braffen fall Im jagen gethan, In 26 mahl daß Ich gefallen bin, habe ich mich Nur Ein Eintzig mahl wehe gethan.

1710 schreibt sie ebenfalls von Marly — — wie wir alle die st hubert celebrirten undt schon Einen hirsch gefangen hatten, undt den andern renten, sehe Ich Einen daher renen der stürzt mitt dem pferde, Ich meinte Erst Es were Ein piquer sahe wohl daß Er sehr blessirt war, den er hatte Mühe auffzustehen wie Man Ihm auffhilfft undt Ich Ihn ins gesicht sehe war Es mein sohn denkt wie mir Zu Muht war Ich Nahm Ihn Zu Mein calesch ꝛc. — Sie hat die Jagden theils zu Pferde theils in einer kleinen Calesche mitgemacht. Davon schreibt sie (Marly am 6. Mai 1702) — Kame Ich Eben Von der jagt mitt J. M. dem König, die jacht war perfect schön, der König hat kleine Calesche und kleine pferdtger, die renen aber so starck daß man allzeit bei den hunden ist — die jagt wehrte Nur anderthalb stundte undt die hunde Erstoffen den hirsch allernegst hier bei in Einem wever, Es war recht schon

[1] Herausgegeben von Wolfgang Menzel.

alle die Hunde mitt dem hirsch Jns wasser zu sehen alle die leutte magnifick gekleydt so drumb herumb wahren undt alle die jager so ouff den jagts hörner sehr woll blaßen, Es war Ein recht specktackel.

Jn einem Briefe von 1714 heißt es — Vergangen Donnerstag fung man Einen hirsch der Ein wenig böß war Ein Edelmann stieg auff den felßen hinter dem hirsch undt gab Jhm Einen hieb Jn den schenkel, da könnte Er den Kopff nicht mehr bücken war also ohne gefahr. hinter meiner Calesch war eine Calesch mitt 3 geistliche, der Ertzbischoff von Lyon undt 2 abte, welche das jagen nicht gewont sein die wie der hirsch sich Jhnen Nur wieß sprangen 2 auß der Calesch undt Versteckten sich hinter der Calesch plat auff dem boden Es ist mir leydt daß Jch diese scene nicht gesehen habe, bette mich braff lachen machen den wir ander alten jäger schenen die hirsche nicht so sehr."

Unter Ludwig XV. ereignete sich auf einer Parforcejagd am St. Hubertustag zu Rambouillet der seltene Fall, daß drei von verschiedenen Meuten gejagte Hirsche in einem Weiher, genannt l'etang de Hollande, zum Halali zusammenkamen, der eine von der Meute des Königs, ein zweiter von der des Fürsten von Conti und der dritte von der Meute des Fürsten d'Ombre. — Die Jäger in glänzenden Uniformen von den verschiedenen Farben ihrer Herrn, die Menge der Pferde und Hunde, die dreifach besetzten Fanfaren ꝛc., das ganze Schauspiel eines solchen Zusammentreffens muß wohl einzig in seiner Art gewesen sein.[1]

Um die Zeit Ludwigs XIV. kam die französische Parforcejagd nach Deutschland[2] und wurde in Hannover, Preußen, Sachsen, Bayern, Würtemberg, Hessen ꝛc. eingeführt.

[1] J. La Vallée. La Chasse à courre en France, pag. 304.

[2] Jm weiß Kunig vom Anfang des 16. Jahrhundert heißt es übrigens schon vom Kaiser Maximilian, daß er von „Newem" das „fort und packgejagt" auf den Hirsch aufgebracht habe.

Sie dauerte bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts; 1811 hielt der Großherzog Karl August von Weimar noch eine Hirschparforcejagd. Gegenwärtig besteht zu Pardubitz in Böhmen eine Parforcejagd-Gesellschaft, welche sich 1840 constituirt hat und die Fürsten Trautmannsdorf, Auersperg, Taxis, Windischgrätz ꝛc. zu Mitgliedern zählt. Es wurden im Herbst 1857 — 24 Jagden gehalten um Nemoschitz, Kolodej, Sesemitz ꝛc., die letzte am 6. December. Diese soll ziemlich anstrengend gewesen seyn, der Hirsch ging fünfmal durch die Elbe und ward erst fünf Meilen von Pardubitz bei einbrechendem Dunkel gefangen.[1] Die Jagdkleidung ist die englische mit dem rothen Rock. Zur Zeit des Gaston Phöbus war, wie man aus einer illustrirten Handschrift ersieht, die Jagdkleidung nicht uniform sondern namentlich in den Farben sehr verschieden, blau, roth, braun ꝛc. Im alten Glanze, wenigstens äußerlich und was das Ceremoniel betrifft, sind die Hirschparforcejagden in Frankreich in den kaiserlichen Parken wiederhergestellt.

Vor der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wo man in Deutschland, wie oben gesagt wurde, auch Hetzjagden zu Pferde hielt und dabei die Jagdhörner gebrauchte, war das Todthetzen der französischen Parforcejagd ohne Schuß oder wie absichtlich geschah nur mit einem nicht tödtlichen, bloß damit die Hunde etwas Roth fährte hatten, nicht bekannt.

Man nannte einen solchen Schuß einen Hetzschuß, mit welchem auch Hunde auf ihre Tüchtigkeit probirt wurden. Ein Bericht eines hessendarmstädtischen Jagdbeamten, welchen Landau mittheilt, giebt ein Bild, wie es noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts damit gehalten wurde. Dieser Bericht ist so charakteristisch, daß ich ihn ausführlich wiedergebe:

„Ihre Hochfürstl. Durchl. zu Hessen-Darmstadt committirten mir, eine Raiße nacher Wien zu thun, alwo an Ihre Kayserl.

[1] Hugo's Jagdzeitung.

Majestät, als auch Ihre Königliche Hoheit dem Prinz Carl und Ihr Durchl. dem Fürst Wenzel von Lichtenstein, von unterschiedenen Sorten gute Hunde bringen mußte. Ich tratte hierzu, nachdem ich allhier von Smo. völlig expedirt worden, den 19. Juli 1748 meine Raiße mit einem Jungen, 9 Stück Hunde, und einem Pferde im Namen des Herrn an. Meine Raiße zu Land bis nacher Ulm ging glücklich von statten.

Zu Ulm verkaufte mein Pferd und raisete zu Wasser, dem Höchsten seye gedanket, glücklich bis nacher Wien; des Morgens um 10 Uhr komme ich alda an, da es dann sogleich dem Fürsten Lichtenstein ohne mein Wissen gemeldet worden, so bekame sogleich die ordre, daß mich dahin verfügen solte. Es geschahe solches und es wurden, als ich meine Commission bei Hochdemselben abgelegt, alsobalden die Hunde nebst meiner gantzen equipagen in dessen Behausung gebracht. Dieser Herr hatte eine ungemeine Freyde darüber und raiseten alsbalden von da ab nacher Schönbrunn; sobalde es nun Ihro Majestät dem Kaiser gemeldet worden, so wurden sogleich ordre ausgestellt, mich nebst meinen Hunden abzuholen; punct 12 Uhr des Mittags kamen etl. Kutschen benebst denen ordre, ich solte sogleich mit allem was von lebhafften Creaturen bei mir hätte, auf Schönbrunn fahren, als nun vor dem Schloßhoff ausgestiegen, und ließ meine Hunde einen jeden apart hinter mir herführen (NB. Hierzu wurden mir Leuthe gegeben) so stunden Ihre Majestät der Kaiser und viele hohe Personen auf der äusseren Gallery, und sahen mich von weitem kommen, als nun in die Nähe kamen, rufften Ihre Majestät selbsten mir gnädigst zu, ich sollte mit allen Hunden hienauff auf den Saal kommen; ich wurde sogleich zu Ihro Majestät dem Kayser geführet, da dann meine Commission, mit spanischen Complimenten abgelegt, so mußte einen Hund nach dem andern vor Hochdieselben führen, auch explication thun, kurtzum es war Hochdieselben über die Hunde

dergestalt condentiret, daß Sie die allergnädigste expressionen darüber ausdrückten.

Ich bekame demnach vor Hochdenenselben die gnädigste ordre, daß mich den anderen Tag alsobalden darauf schicken sollte, vor Ihre Majestät die Prob, sowohl mit denen Schweis Hunden als auch Saufinder zu machen; ob ich nun schond mir solches abbitten wolte, und zwar um deßwegen, weilen die Hunde von der Raiß noch ermüdet wären, so halff es nichts, den andern Tag mußte ich mit 2 Kutschen hinausfahren und zwar auf ein Forsthauß, alwo der Kayser die Hallstatt benennten. Es ware des Nachmittags um 3 Uhr und bin keine $^1/_2$ Stunde dageweſen, da kamen alle Herrschafften, und wohl über 80 bis 90 Personen dahin, ich mußte sogleich zu Sr. Kaiserl. Majestät, alwo nochmahlen befragt worden, ob ich getraute die prob mit meinen Hunden so zu machen, wie ich gestern versicherte, ich antwortete ja, und ich wünschte mir hierzu nichts anders, als nur Gelegenheit; Se. Majestät setzten sich zu Pferd und mir wurde ebenfalls ein Pferd gebracht und mußte auf speciellen Befehl gleich hinter dem Kayser reiten. Es fragten mich Hochdieselben im Wegreiten, wie ich einen Hirsch zum Hetzen geschossen haben wollte, ich stellte Ihro Majestät solches in gnädigste disposition und erwähnte, weilen Ihro Majestät ein guter Jäger sind, so durffte mir solches nicht erstl. schoisiren. Als wir nun weiter kamen und eine weile verstrichen, so kamen Hirsch zum Vorschein, Ihre Majestät blieben auf dem Pferd sitzen und gaben dem Hirsch einen Hatz-Schuß; ob nun zwar schon J. M. der Kayser, als Sie solches sahen, sehr hitzig gewesen, so hatte meine Ehre hierbei zu retten, mir die Freyheit nehmen müssen und zu sprechen, es seye nicht Stili bei unß einen guten Schweis Hund auf den heisen Schweis zu hetzen, Sie nahmen solches gnädigst an, worüber denn eine weitläuffte explication thun muste; und weilen nun dabei gewahr wurde, daß der Fürst Auersperg Durchl. und

Fürst Lichtenstein mir darüber zu blicken, so wurde dadurch versichert, daß es vor genehm gehalten wurde, Ihre Majestät beliebten mir auf die letzt zu sagen, und zwar mit dieser expression, diese ganze Jagd solte allein von mir dependiren, und Sie wollten von mir provitiren und wann die Hunde solten auf dem verwunten Hirsch gearbeitet werden, solte ich es nur sagen; J. M. ritten noch eine halbe Stunde herum und schussen ein Stück Wild, welches gleich liegen bliebe, da sie nun über den guten Schuß mit Verwunderung fertig gewesen, so tratte hinzu, und fragte unterthänigst an, ob Ihre Majestät gnädigst befehlen, die Schweis-Hunde zu probiren, weil es nun Zeit dazu seye. — Ich kann dabei versichern, daß es nun an dem ware, daß meine Ehre oder Schande in denen Wagschalen lagen, und mußte also gewärtiget seyn (abjenderlich da es mit nichts anders, als mit unvernünftigen Creaturen herausbringen mußte) sowie solches ablaufen durfte, allein Gott Lob, es ginge gut von statten. Ich mußte voraus reiten, und alle hohe Herrschaften kamen dahin, wo der Hirsch angeschossen worden. Ich nehme meinen einen Schweis-Hund an den Hetzrühmen und ginge Hochdenenselben bis dahin entgägen, da dann sogleich von Ihre Majestät befohlen worden, alle Herrschaften alda halten zu bleiben, und Niemand vom Pferd abzusteigen, Hochdieselben bemühten sich mit mir zu Fuß zu gehen und Sie sprachen ferner zu mir, jetzo solte meinen Hund arbeiten, wie wir es zu Darmstadt tractiren und ich solte nicht thun, als wann J. M. bei mir wären; ich thate also und setzte den Hund auf die Fährt; mein Zuspruch gefiel dem Kayser ganz ungemein und Sie gingen mit mir allein bei dieser Arbeit über 1000 Schritt. Es kame nun endlich daß der angeschossene Hirsch völlig aufhorte zu schweisen, und konnte man nicht mehr, ohne einen rechten firmen Hund säben, ob wir noch an dem kranken Hirsch wären. Als ich nun gewahr wurde daß J. M. wollten anfangen zweyfelhaft daran zu werden, so sprach

dem Hund erſtl. zu und darauf ließ ihn zeigen, ſobalden der Kayſer dieß gewahr wurde, ſo fragten Sie, was das ſeye, ich that meine kürtzliche Explication und ſagte, es ſeye dieſes die Verſicherung, daß wir noch an dem geſchoſſenen Hirſch wären, auch die Firmität von einem guten Hund; ſolches gefiele J. M. über die maſſen, Sie nahmen mir den Hund hierauf aus der Hand und arbeiteten ſolchen nach meiner Arth; als Sie nun den Hund unterſchiedenemahl auch zeigen lieſſen, ſo funden Hochdieſelben vor des Hundes Raas etliche Tropfen Schweis; dieſes ware eine ungemeine Freude und der Hund wurde über 10mal von Hochdenſelben gekupt. Unſer nach Henken auf dem Schweis wurde über eine ſtarke halbe Stunde, endlich hörete der Hirſch vor unß in dicken Rohr ꝛc. losbrechen. J. M. hörten ſelbſten und ſprach ob S. M. den angeſchoſſenen Hirſch wiederum Vortheil laſſen wolten, damit wir ſolchen mit dieſem Hund nocheinmal ſprengen könnten oder ob Sie ſolchen hätzen wolten; es ſprachen Hochdieſelben, nein, dieſer Hund hat Ehre genug an dem Ruhmen gemacht und wann ich glaubte, daß er an dem verwundeten Hirſch anbielte, ſo wolte er ihn dran laſſen, ich gabe darauf unterthänigſt die Verſicherung, daß der Hund nichts anders, als ſeinen verwundeten Hirſch jagen, auch daran halten würde. Hierauf lieſſen J. M. den Hund ſelbſten loos, und ſchrien Pferd her. Der Hund wurde alſobalden an dem Hirſch Laut, und die ganze Suite jagten dem Hund nach. Ich machte mich mit dem Kayſer voraus, und der Hund kam mit dem Hirſch bei dem Kayſer vorbey und fiel in die Donau, der Hund hinter ihm drein, und ereilete ſolchen an dem im Waſſer, der Hirſch trauete ſich in völligen Strom um deßwillen nicht zu wagen, weilen ſolchem der Kayl entzwey geſchoſſen ware, weßhalbe er eine kleine tour in dem Waſſer macht, und ſtiege endlich an dem Uffer, alwo der Kayſer gehalten, wiederum hinaus. Es lieſen Hochdieſelben den Hirſch mit allem Fleiß lauffen, um die prob

recht mit dem Hund zu machen, weßhalben die Jagd wiederum anginge, und zwar so lang, bis der Hirsch vor dem Hund stehen mußte, da dann J. M. mit mir dahin ritten, und schussen dem Hirsch auf den Kopf. Es rufften und wuchseten (winkten) Hochdieselben denen übrigen von der Suite heftig zu, und als sie beisammen gewesen, wurde von Hochdenenselben die Firmität und gute Arbeit dieses Hundes mit vielen Lobreden erzehlt; J. M. trugen den Hund selbst von dem todten Hirsch ab und es wurde derselbe von allen hohen Herrschaften admiriret.

Als nun das weitere vorgenommen werden sollte, so mußte ich mit dem kleinen Saufinder herbey; J. M. beliebten ein Stückwegs mit mir zu reithen, und wissen mir einen District, wo mit denen Hunden durchsuchen solte. Es verfügten sich Allerhöchstdieselben auf eine Alee und wollten alda zusehen, was die Saufinder jagden. Ob nun zwar sehr wenige Sauen in dieser revier gewesen, wohl aber viel Wildpreth und Hirsch, so ist mir dabei nicht zum Besten gewesen, allein es ginge sehr gut von Statten, ich suchte etwa eine halbe Stunde, so kamen die Hunde auf Sau und bellen auf das schönste. — Ich machte mich sogleich hin, um zu sehen was es vor Sau sind und ich sahe ein Schwein nebst einer Bache mit 4 Frischling; ich verfügte mich sogleich dahin wo der Kayser hielte und berichtede also. Dieses war Hochdenselben noch die allergrößeste Freude und Sie sprachen: dieses hiesen Saufinder. Es wolten Hochdieselben sogleich mit mir hinein und wolten vor denen Hunden schiessen (denn die Sau blieben stehen) allein weilen es wegen dem Schwein gefährlich vor solchen großen Monätchen gewesen, so habe es wiederrathen, dahingegen der Prinz Carl sich sogleich erbethen, mit mir hinein zu gehen, um die Sauen über die Alee zu jagen, wo der Kayser gestunden. Es geschahe dieses also, es konnte aber wegen der Hunde niemand schiesen, aus Furcht einer getroffen zu werden. Weilen ich aber

meinen Hunden folgen muste, und der Abend darüber angekommen, schickten J. M. und lieſſen mir durch Hr. Oberjägermeister sagen, ich möchte zu sehen, daß mir die Hunde wiederum bekommen möchte, es wären Hochdieselben mit meiner probe vollkommen zufrieden ꝛc." (Beim Abschied erhielt der Jäger vom Kaiser 150 Kremnitzer Dukaten, vom Fürst Lichtenstein 50 dergl. ꝛc.).

Die Parforcejagd erfordert gewiß Muth und Geschicklichkeit im Reiten, es wird aber das Vergnügen, man mag sagen was man will, nur mit einer widerlichen Quälerei des edlen Hirsches erkauft. Dem ächten Waidwerk selbst hat sie viel geschadet, denn das rücksichtslose Getummel über Feld und Flur, wie es oft genug und fast zu jeder Jahreszeit vorkam, mußte nothwendig eine Erbitterung gegen das Jagen überhaupt hervorrufen, und diese hat sich auch, nachdem dergleichen Forciren aufgehört oder auf Parke beschränkt wurde, noch erhalten und fortgepflanzt.

Es dauerte je nach der Oertlichkeit und Jahreszeit manchmal lange, bis der Hirsch halali gejagt war und oft muſte die Jagd der Nacht wegen unterbrochen werden und wurde dann am folgenden Tage wieder fortgesetzt. — In den Jahren 1712, 1713 und 1714 wurden vom Landgraf Ernst Ludwig von Hessen 124 Hirsche halali gejagt. Die im Frühjahre forcirten erlagen nach 3—4 Stunden, im Herbst hielten sie bis 5 und $5^1/_2$ Stunden aus.

Manches Pferd wurde dabei zu todt geritten; ein Fürst von Anhalt-Dessau soll einmal bei einer Jagd, die 10 Meilen weit ging, sogar acht Pferde todt geritten haben; die Hälfte kann man also wohl sicher annehmen.

Im Dessau'schen wurde überhaupt scharf gejagt. Der Fürst Leopold (1746) jagte öfters mit einer Meute von 140 bis 150 Hunden und wurden dergleichen keine auf Relais gestellt, sondern die ganze Meute gleich auf den Hirsch angelegt und mußte bis zum Fange aushalten. Von einem anhalt-dessauischen Prinzen

Dietrich führt Döbel an, daß er in etlichen Jahren zweimal mit seiner Jagd gewechselt und die Hunde umgearbeitet habe, da sie zuerst Füchse Parforce jagten, dann Rehböcke und dann Damhirsche. Der Fürst Leopold jagte auch mit 40 seiner Hunde in Preußen etliche Elennhirsche und sogar einen Bären Parforce.

Eine besondere Berühmtheit hatten damals die Parforcejagden des Fürsten Victor Friedrich von Anhalt-Bernburg, welche in den Gebirgsgründen des Harzes zwischen Ballenstädt, Harzgerode, Güntersberg und Gernrode stattfanden. Das Reiten war da sehr gefährlich und mußten die Pferde oft über die Berghänge hinuntergeführt werden. Es wurden vom August bis Hubertustag öfters 30—40 Hirsche forcirt.

Der Markgraf Alexander von Ansbach, wo die Parforcejagd 1763 neu errichtet wurde und bis 1791 dauerte, jagte von Anfang August bis St. Hubertustag im November wöchentlich zweimal mit 50—60 englischen Hunden. Es wurden 25—30 Hirsche gefangen.

Zu Kornburg, Landgerichts Schwabach, steht eine Denksäule mit einem Hirsch und mit der Inschrift:

„Der durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Wilhelm Friedrich, Markgraf zu Brandenburg, Herzog in Preußen, auch zu Mecklenburg, Burggraf zu Nürnberg, haben einen Hirsch von 10 Enden auf der paar(!)force Jagd bei Weidersdorf angejagd und solchen durch Regelsbacher Wildfuhr oberhalbs Reichelsdorf durch die Rednitz, dann durch Kornburger, Megeldorfer und Fischbacher Wildfuhr, von dannen wieder zurück bis Kornburg in den Flecken forcirt und auf diesem Platz nach 3½ Stund mit 40 Hunden erlegt. — So geschehen den 3ten November 1712." — Diese Jagd ging durch sieben Forstreviere nach jetziger Eintheilung und betrug der Weg bis gegen 10 Stunden Länge. — Bürgers Lied vom wilden Jäger zeichnet die damaligen Verhältnisse. — Der erwähnte Markgraf war als Jagdtyrann besonders verrufen.

Oft wurden die Hirsche mit Netzen eingefangen und in die Parke transportirt, um da bequemer parforce gejagt werden zu können. Von diesen Jagden in Bayern wird später noch die Rede seyn.

Die Leidenschaft, mit der damals und in früherer Zeit die Hirschjagd getrieben wurde, erhellt auch aus der ohne alle Rücksicht geübten Wildhege, die oft solche Verwüstungen in den Feldern zur Folge hatte, daß z. B. 1580 in Franken ernstliche Händel darüber entstanden. Es wurde von Nürnberg, Bamberg, Würzburg ꝛc. eine Deputation an den Kaiser geschickt, der dann die fränkischen Herren und namentlich den Markgrafen von Brandenburg ernstlich auf ihr alleiniges Eigenthum und Grund und Boden verwies und gebot, daß Niemand verwehrt werden solle, sein Eigenthum mit Zäunen, Hunden ꝛc. vor dem Wilde zu wahren. Die Gemeinden trieben es auch oft auf's Aeußerste, so daß sie die Wälder anzündeten, um das Wild zu verderben, wie in Hessen und anderwärts im 16. und 17. Jahrhundert mehrmals vorgekommen ist.

Der Wilddiebstahl wurde natürlich auf's strengste geahndet. Die Geldstrafen waren unter Churfürst in Brandenburg Friedrich III.: Für einen Hirsch 500 Thaler, Stück Wild 400 Thaler, ein hauend Schwein 400 Thaler, ein Reh 100 Thaler, für einen Hasen und alles größere Federwild 50 Thaler, Reiher, Gans ꝛc. 40 Thaler ꝛc., „welches an einigen Orten noch mehr geschärfet ist," heißt es in Groß „Begriff der edlen Jägerei" von 1730. Landesverweisung und Ausstäuben, Abhauen der rechten Hand, Blenden, Hinrichtung mit Strang und Schwert ꝛc.[1] sind in den betreffenden Mandaten bis in's 18. Jahrhundert als Strafen bestimmt und bei geringeren wurde oft die Art des Frevels durch das Zeichen des Hirschgeweihs hervorgehoben.

In Hessen brannte man 1562 einem Wildschützen ein Hirschhorn auf die Wange oder auf die Stirne, im Ansbach'schen kommt dieses

[1] Vgl. den Artikel „Schweinejagt."

Brennen auf die Stirne ebenfalls vor um 1586 und 1587 und 1601; der Wilddieb mußte bei einer öffentlichen Arbeit ein mit einer Kette befestigtes 20—25 Pfund schweres eisernes Hirschgeweih tragen ꝛc.

Die Erzählungen vom Binden auf einen lebendigen Hirsch à la Mazeppa sind weniger beglaubigt. Ich habe nichts weiter darüber finden können, als was Stiesser in seiner Jagdgeschichte doch als nicht verbürgt anführt. Es heißt in der Einleitung der Historie des Churfürstenthums Sachsen: „Unter Mauritii Regierung ist einem Bauren, welcher eine geraume Zeit in der Stille viel Wild geschossen, eine besondere Strafe widerfahren. Denn dieser wurde, andern zum Schrecken, auf einen lebendigen Hirsch zwischen die Geweihe gebunden, darauf hetzte man den Hirsch mit Hunden hinaus in die Wildniß, daß also dieser elende Mensch von Bäumen und Hecken jämmerlich zerfleischt worden." Auch soll man i. J. 1666 im Mai in der Wetterau in einem Kornacker einen Hirsch angetroffen haben, worauf ein Mensch mit zerrissenen Kleidern und zerfleischtem Leibe geschmiedet gewesen und um Hilfe gerufen habe ꝛc. Aehnliche tyrannische Rohheiten werden mehr berichtet, von Vielen aber als bloße Erfindungen angesehen. So unter andern, daß der Erzbischof Michael von Khienburg zu Salzburg i. J. 1560 „einen armen Mann, der einen Hirschen, so ihme zu Schaden gangen, niedergemacht und mit den Seinigen gegessen, in die Hirschhaut stecken, auf dem Markt jagen und von den Hunden zerreissen (ließ), darauf er aber des andern Tages, auf der Jagd, vom Pferd durch eine jähe Krankheit gefallen und umkommen ist." [1]

[1] Pfeffinger Vitriar. illustr. III. das westphäl. Jagdrecht v. J. S. Seibertz. Arnsberg 1852. p. 42. Dülber in seiner Salzburger Chronik von 1666 widerspricht dieser Erzählung und sagt, daß sie „beiseglich die Ketzer, welche er (der Bischof) auszutreiben gedacht war, geschmidt haben möchten." Nach seiner Angabe ist der Bischof vom Schlag gerührt worden, als er von der Schweinsbatz, zu der ihn Herzog Albrecht in Bayern nach Geisenfeld eingeladen, heimkehren wollte.

In der Geſchichte der alten fränkiſchen Könige wird Folgendes erzählt. Auf einer Jagd, welche König Guntram in den Vogeſen hielt, fand er Spuren eines getödteten Auerochſen (bubuli), und als er von dem Aufſeher des Waldes zu wiſſen verlangte, wer ſich unterſtanden habe, das Thier im königlichen Walde zu erlegen, nannte derſelbe den Chundo, den Kammerdiener des Königs. Dieſer wurde auf Befehl des Königs ſofort ergriffen und in Feſſeln gelegt. Dem Aufſeher gegenüber geſtellt, läugnete er jedoch die That, weßhalb der König auf Zweikampf zwiſchen beiden erkannte. Der Kämmerer ſtellte für ſich ſeinen Neffen, der die Lanze nach dem Waldaufſeher werfend, deſſen Fuß durchbohrte, daß er rücklings niederſtürzte. Als nun der Neffe den an ſeinem Gürtel hangenden Dolch zog, um ihn dem Gefallenen in den Hals zu ſtoßen, wurde ſein Leib von dem Dolch des Letzteren durchbohrt, ſo daß auch er ſtürzte und nun beide ſtarben. Chundo, dieſes ſehend, ſuchte fliehend ſich in die Baſilica des heiligen Marcellus zu retten, ehe er jedoch dieſelbe erreichte, wurde er auf des Königs Befehl gefangen, an einen Pfahl gebunden und zu Tode geſteinigt.[1]

Das Grauſige eines Hirſchrittes à la Mazeppa mag, obwohl ganz unverdient, vor etwa hundert Jahren der Stadtſchreiber Lanner von Furth im Wald (im Chambthal an der böhmiſchen Gränze) empfunden haben. Die Erzählung ſagt: daß er auf einer Jagd in Daberg einen Hirſch niederſchoß und ſich in ſeiner Waidmannsluſt darauf wie reitend ſetzte, um ſo vor ſeinen Jagdgefährten zu triumphiren. Als dieſe herankamen, ſpringt der Hirſch plötzlich mit ihm auf und wirft das Geweih der Art zurück, daß der erſchrockene Reiter davon feſtgehalten wurde, und ſo rennt der Hirſch gegen das nahegelegene Dickicht. Wenn auch Lanner nicht lange geritten wäre, ſo hätte ihn doch das Unterholz zerriſſen und zerfleiſcht. Da ergriff einer der Jagdgefährten entſchloſſen die Büchſe und ſchoß den

[1] A. Gregor v. Tours. S. Seiberz a. a. O.

dahineilenden „Gaul der Einsiedler“ glücklich nieder, ohne den Stadtschreiber zu verletzen. — Man weiß wie bedenklich ein Schuß ist, der einen Hirsch auf den Fleck niederwirft, der Hirsch ist dann oft nur am Kreuz geprellt oder unter dem Rückgrat, wie man sagt, „wohl“ durchgeschossen und eilt man nicht ihm einen zweiten Schuß zu geben, so steht er wieder auf und ist meistens verloren. Es ist mir dieses mit zwei Hirschen und einem Thier begegnet, welches letztere ich schon am Luser gefaßt hatte, um es zu genicken, es riß sich aber los und entkam, ohne wieder zu Schuß gebracht werden zu können. Von solchem Prell- und Hohlschuß erholt sich ein Stück bald wieder und geht selten eines darüber ein.

Die Hirsche waren in den älteren Zeiten ungleich stärker als heutzutage, und ist die Ursache davon theils darin zu suchen, daß ihnen alle Getreidefelder zur Aesung offen standen, denn es durften diese entweder gar nicht geschützt werden, oder nur sehr unvollkommen; dann aber auch darin, daß es damals viel ausgedehntere Wälder gab und diese nicht auf alle Weise begangen und beunruhigt wurden, wie zu unserer Zeit.

Es ist zwar nicht immer der Fall, daß die Zahl der Enden für die Stärke eines Hirsches entscheidet, denn ein Achtender wiegt oft mehr als ein Zwölfender, im Allgemeinen aber ist daran ein Anhaltspunkt. Das Verzeichniß der Hirsche, welche der Churfürst Johann Georg I. von Sachsen in 44 Jahren, von 1611 bis 1655 erlegt und gefangen hat, gibt auf die außerordentliche Zahl von 15,291 Stücken *über die Hälfte* Hirsche an, davon die geringeren von zehn Enden waren und aus der Hirschliste des Churfürsten Johann Georg II. von Sachsen, der mit seinen Schützen in 24 Jahren von 1656 bis 1680 gegen 13,636 Hirsche erlegte, waren auch über ein Drittel Hirsche von wenigstens zehn Enden.

Es mag wohl beim Aufschreiben etwas zugegeben worden seyn, doch finden sich Angaben auch anderwärts, welche eine Jagdbeute

von 300—600 Hirſchen und mehr in einem Jahre beurkunden. So berichtet der Landgraf Philipp von Heſſen, daß die Beute an Hirſchen im Jahre 1561 die Zahl 367 ergeben, der Markgraf Georg von Brandenburg 679 Hirſche vom Jahr 1581, Graf G. Ernſt von Henneberg in demſelben Jahr 366 Hirſche u. ſ. w. Darunter ſind öfters Hirſche von fünf und ſechs Centner erwähnt, und werden einige ſogar zu acht und neun Centner angegeben. Um 1649—52 hatten viele im Fürſtenthum Baireuth erlegte Hirſche ſechs Centner, und ein Sechzehnender, der im Thierſteiner Wald gefangen wurde, wog ſieben Centner zehn Pfund.

1560 ſchreibt der Landgraf Philipp von Heſſen von einer Jagd, daß die Hirſche im Ganzen nicht faiſt und keiner über $4^1/_2$ Centner ſchwer geweſen.

Ein Hirſch von vier Centnern gehört aber gegenwärtig ſchon zu den ſeltneren.

Was die Geweihe betrifft, ſo ſind unter den Hirſchen, welche die genannten Churfürſten von Sachſen zuſammen in 69 Jahren (von 1611—1680) erlegt haben, erwähnt:

1	Hirſch	von 30	Enden,
1	„	„ 28	„
1	„	„ 26	„
3	„	„ 24	„
15	„	„ 22	„
51	„	„ 20	„
187	„	„ 18	„
669	„	„ 16	„

Wenn damals Jahr für Jahr neun Hirſche von ſechzehn Enden und zwei oder drei von achtzehn Enden erlegt wurden, ſo vergehen in unſerer Zeit oft viele Jahre, bis ein einziger Hirſch von ſolcher Endenzahl erlegt wird, und mit Recht zeigte 1838 der Herzog Heinrich von Württemberg das Erlegen eines Hirſches von achtzehn

Enden mit den Worten an: „wefür ich der schönen Diana Hände und Füße küsse."

Man weiß, daß das Aufsetzen und die Bildung des Geweihs mit der Aesung sehr zusammenhängt und nicht nur vom Alter bedingt ist, und dieselben Gründe, warum früher die Hirsche so feist wurden, gelten auch für die damals so vielendigen und starken Geweihe, deren manche bis zu 30 Pfunden wogen, während jetzt gewöhnliche Geweihe von zwölf Enden selten sieben Pfund erreichen.

Von Hirschen mit außerordentlichen Geweihen, insoweit es die Endenzahl betrifft, sind besonders folgende zu nennen:

Ein Hirsch von 66 Enden, welchen König Friedrich I. von Preußen 1696 in der Gegend von Frankfurt a. d. O. erlegte. Man errichtete an dem Platz, wo er verendete, eine Denksäule. Das Geweih kam als Geschenk an den Churfürsten von Sachsen, Friedrich August, und wird in der Moritzburg aufbewahrt.

Ein Hirsch von 42 Enden, dessen Geweih der Herzog Wilhelm IV. von Bayern um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts der Königin Maria von Ungarn schenkte.

Ein Hirsch von 32 Enden, von Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt 1762 als Zwanzigender bei Battenberg lebendig gefangen. Er wurde in den Thiergarten zu Kranichstein gebracht, wo er 22, dann 24, und zuletzt 32 Enden aufsetzte, dann aber auf 26 zurücksetzte.

Kaiser Maximilian erwähnt eines Sessels, „der von selbs vnd aus aim hierschhorn gebaren (gewachsen, gebildet) ist, oben die schauffl zum sitzen vnd die andr zinken zw staphfflen des gehurn oder sessel." (V. Karajan, Jagdbuch.)

Da man vielendige Geweihe, sowie auch abnorme besonders schätzte, so suchte man dergleichen auch künstlich zu erzielen, indem man besonders Parkhirschen gelegenheitlich in der Kolbenzeit, im Mai, einen Schuß mit groben Schroten in die Kolben gab, wo

dann das Geweih eine zerrissene Krone mit vielen Enden erhielt. Bekanntlich wurde ein End als solches angesprochen, wenn man ein Hornfessel (d. i. der schmale Riemen an dem das Hüfthorn getragen wurde) daran hängen konnte.

Hirsche mit den prächtigen Geweihen, die wir in alten Sammlungen bewundern, sind gegenwärtig selten geworden, doch kommen dergleichen noch vor, wo für Aesung reichlich gesorgt ist und sonst nöthiger Raum und Ruhe gegeben. So in der Gegend von Wien an beiden Ufern der Donau nach aufwärts und abwärts etwa sieben Meilen weit.

In der Lobau, auf der Jagd des Grafen Hardegg zu Stettelsdorf ꝛc., setzen die Hirsche ausgezeichnet auf, ebenso in der Bukowina, in Serbien und Galizien. Graf Arco-Zinneberg hat im Stanislauer Kreis in den Karpathen noch in jüngster Zeit Hirsche von vierzehn Enden geschossen, deren Geweihe den schönsten alten nicht nachstehen. Der Urtypus des edlen Hirsches scheint sich aber in seiner ganzen Herrlichkeit nur in den sogenannten Roky mountains des nördlichen Amerikas erhalten zu haben.

Diese Riesenhirsche sind Edelhirsche. Der Graf Arco-Zinneberg macht den Versuch, dergleichen bei uns anzusiedeln.

Von drei Hirschen und zwei Stück Wild in seinem Besitz sind bereits Kälber vorhanden, und soll im Gebirge eine geeignete Thalschlucht die stolzen Thiere aufnehmen und ihre Nachkommen verbreiten. Das ist wohl ein dankenswerthes und waidmannsfreudiges Unternehmen, dem der Segen des St. Hubertus nicht fehlen möge.

Die ältesten Nachrichten[1] über die Jagd in Bayern und über

[1] Von Karl dem Großen ist erwähnt, daß er sich bei seinem Aufenthalte in Nürnberg viel mit Jagen beschäftigt habe. — Er sei, unter einem Zelte schlafend, ganze Nächte in den Nürnbergischen Gehölzen geblieben. Die Kaiser benutzten bei ihren Jagden im Reichsforst ein befestigtes Haus, Brunn genannt, welches 1449 im Kriege verwüstet wurde. Diesen Reichsforst nannte Kaiser Ludwig „Unser und des Reichs Pingarten," wegen der Bienen, welche zu nützen an die Zeidler

die Hirschjagd gibt ein Salbuch des Jägermeisteramts im Herzogthum Bayern-Ingelstadt von 1418. Es findet sich darin ein Verzeichniß der Klöster in Oberbayern, welche für den Herzog Stephan († 1413) auf eine bestimmte Zeit (wahrscheinlich die Jagdzeit), Jäger und Hunde freizuhalten hatten, und zwar 3 Jäger, 10 Jägerknechte, 5 Pferde und 42 Hunde. Da trifft z. B. Tegernsee sechs Wochen, Ettal zwei Wochen, Scheftlarn zwei, Dießen eine Woche ꝛc. Die Jagden erstreckten sich auch nach Kufstein, Kitzbüchel und Rattenberg, wo die Bären- und Wolfsjäger ihr Gejaid hatten.

Dasselbe Salbuch gibt ein Verzeichniß des Personals der Hofjägerei Ludwigs des Gebarteten, mit Pferden, Hunden ꝛc. Unter den Jägern sind genannt: 2 berittene Hirschjäger mit 10 Knechten zu Fuß und 68 Hunden zur Hirschjagd (Hirßgejaigd)[1] und 64 Hunden zur Schweinsjagd, ein Bircher (Pirrär) zu Roß „mit ainem Bluthund," ein Windhetzer zu Roß, 15 Hinderhetzer (Hinderhezer) mit 30 Hund und 15 Leithund, welche das Wild von den Gränzen in des Herrn „wiltpan" hetzen mußten ꝛc. Mehrere dieser Jäger hatten Wagen, Zeug und Netze zur Verfügung. Von Herzog Heinrich von Landshut († 1450) heißt es:[2] „der Herr hett groß lieb zue den rotten wild, und ließ das gar wenig vahen, darumb ward des wilds gar unsäglich vil, das denn Leuten reich und armen vil schaden davon geschah an irem traid ꝛc."

verliehen wurde, die davon Honigzins gaben. Eine bemerkenswerthe Jagdnotiz von 1376 mag hier auch Platz finden. In der Chronik von Augsburg, von Burkhard Zink heißt es, Ann. 1376: „Da kam ein großer scheim unter das wild überal in dem Land alse, das in den walden und auf dem veld gar vil wild tod lag, hirschen, hinden, reh, bern, weiff, fuchs und haßen fand man überal also tod liegen." Es ist dieses vielleicht der erste Fall, der eine allgemeine Seuche unter dem Wild anzeigt. Oefele I. 257.

[1] Der Hirsch ist um 1300 oft hirz geschrieben, im neunten Jahrhundert hiret und bei den alten Germanen auch harz.

[2] Oefele I. 313.

Wie es aber mit der Hirſchjagd hoch berging in unſeren Forſten um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, beweiſt ein Jagdregiſter Herzog Wilhelms IV. vom Jahre 1545. Einen Reichthum an Edelwild hegten die Waldungen und Gehölze um Ebersberg, Anzing, Hechenkirchen, Grünwald, Kranzberg, Iſareck, Geiſenfeld, Kösching, Keblheim, Abensberg, um Starnberg und Polling ꝛc., da ging der Herzog birſchen und mit ſeinen Freunden jagen und gab es Arbeit vollauf. So heißt es in den Angaben über die Jagden von Ingolſtadt aus: am andern Auguſti (am Suntag) an der Möringer au gefangen vnnd geſchoſſen XVIJ Hirich, XVIIIJ wild, IIIJ kölber.

Item am Montag den dritten Auguſti gefangen und geſchoſſen, an der Menn und Mennhinger Au XVJ Hirſch, VJ wild, J peckher (Keiler.) Item Mittwochs den fünfften Auguſti: von der Au, ſo man am Sackh nennt, gefangen vnnd geſchoſſen XVJ hierich, XXXVJ wild ꝛc.

Item am VJ Auguſti an Zucheringer Au XXX hierſch, XV wild ꝛc.; dann weiter am 7ten Auguſt am Stangelsletten ꝛc. gefangen und geſchoſſen 36 Hirſche, 4 „ſpieß“ (Spießhirſche), 18 Wild, 6 Kälber. In letzterem Gejaid, heißt es, ſind geſchehen 127 Schuß, ein Beweis, daß viel des Wildes von den Hunden gefangen und mit dem Hirſchfänger erlegt wurde, ſonſt kämen nur zwei Schüſſe auf ein Stück, was nicht wahrſcheinlich iſt, wenn auch die Herrn gut geſchoſſen haben.

In einer dieſer Jagden werden zwei Hirſche von 18 Enden erwähnt, woren der eine mit den Winden (großen flüchtigen Hunden, Windhunden) gefangen wurde, der andere geſchoſſen, dazu ein Sechzehnender, Zwölfender und ein Zehner, welcher „von ſeinem khürn (Gehörn) großer und ſchwärer“ war, als einer der Achtzehnender.

Der Herzog iſt auch „pirſchen“ geritten und gefahren, und

auch die Herzogin, Maria Jakobäa, des Markgrafen Philipp von Baden Tochter, war dem Waidwerk ergeben, „— ist mein gn. Frau von Grienwald[1] aus auf die haid virschenndt gefarn, vnd gen Grienwald pracht IIIJ wild."

Der Bericht, welcher die Jagden des Herzogs und seiner Schützen, sowie die Lieferungen der Jäger umfaßt, schließt also:

Somma alles obgeschriebenen fanngs, an allerlei wildprät, von ostern an, biß auf den leczten Faschang tag, thut:

An hirschen	817
„ wilden	jm. 78
„ kölbern	137
„ rechern (Reben)	224
„ spiessen	22
„ schwein (starke Keiler) . . .	84
„ pachen	253
„ frischling	178
„ wölff	38

Von dem Sohn und Nachfolger Wilhelms IV., Herzog Albrecht V., findet sich ein Jagdbuch von 1555 bis 1579, in welchem Jahr der Herzog starb, und weist dasselbe nach, daß der Herzog in den genannten 25 Jahren 2779 Hirsche, 1784 Stück wild und 220 Kälber erlegt habe.[2] Die meisten der aufgeführten Hirsche sind vom Jahr 1576 (nämlich 246), die wenigsten von 1555 (nur 28). Die Hege war sehr streng und wurden um die Felder nur Wildzäune gestattet, welche an den vier Ecken Oeffnungen hatten, durch welche das Wild ungehindert ein- und ausgehen konnte.

[1] Wird schon zu Herzog Mainhards Zeit um 1361 erwähnt. Grienenwald und Wolfstein „zu Gejaid und anderer Kurzweil."

[2] Auch die Herzogin Anna jagte. Es finden sich in den Hofrechnungen von 1583: „Andre Dietrich der Bixenmacher zu Passau umb 2 sonderliche Birschbixen für die gnädige Frau 60 fl."

Der Herzog erließ mehrere Warnungsschreiben an den Abt des Klosters Benediktbeuern, seine Jäger nicht zur Unzeit pirschen und jagen zu lassen und die Hirsche gar „im Schnee“ niederzuschießen. 1558 befiehlt er dem Abt, die Jagd nur für seine Person „waidelich vnnd beschaidenlich“ zu treiben, und droht im Fall des Zuwiderhandelns mit Einziehung der Jagdbefugniß. Die Klosterrechnungen geben damals jährlich nur gegen 12 Stück Edelwild an, zehn Jahre später aber und bis 1600 wurden dann durchschnittlich per Jahr gegen 40 Stück erlegt.

Im Jahre 1584 wurden erlegt und zur Hofhaltung geliefert: 105 Hirsche, 305 Stück Wild, 30 Kälber.

Der Stand an Edelwild in den Tegernsee'schen Klosterjagden war damals merklich besser als zweihundert Jahre später. Es sind von 1568—1580 in 13 Jahren verzeichnet: 159 Hirsche, 282 Stück Wild; von 1768—82 (von zwei Jahren fehlen die Rechnungen, daher wieder 13 Jahre) sind nur 83 Hirsche und 56 Stück Wild verzeichnet. Diese Erscheinung erklärt sich zum Theil daraus, daß es in dem angegebenen Zeitraum des sechzehnten Jahrhunderts wahrscheinlich nicht so viel Luchse gab, als in dem letztern, wo deren 39 aufgeführt sind.

Diese Klosterjagden betreffend ist ein Bericht von P. Aegydio Schmid „wurdig- und embsigstem waldmeister“ von 1752 von Interesse. Er sagt, daß er aus einem Pergament-Codex entnommen, daß von 1400—1500 und zu Anfang 1600 das Kloster Tegernsee an Jägerei gehabt habe: „Erstens einen Jäger, andtens einen Jägerknecht, drittens einen Jägerjung, viertens einen gämbß Jäger, oder dortmahlens sogenannten Peckschützen; fünftens einen Federspihler, das ist, einen solchen Jäger, welchem wegen besseren Erhaltung des Federwildbraths hauptsächlich obgelegen die Falken, stoßdann andere Raubvögel zu schiessen, und endlichen einen huener Jäger, mithin in allen 6 Jäger für beständig in der Besoldung

gehabt habe." Der Ordnung halber sei 1564 ein Oberjäger ernannt worden, früher hätten die Jäger nach Gutdünken gejagt. Die Besoldung eines Jägers war damals an Geld und tarirten Naturalien jährlich 39 fl. 34 kr., davon an baarem Geld nur 4 fl. 40 kr. Alles Uebrige in Naturalien. Darunter kommt vor:

Vor die schuech 1 fl. 30 kr.

Jedem Jäger alle freytag 4 Kiechl und alle Sambstäg 1 Strauln thut jährlich 2 fl. Bei jeglicher Rauchnacht-Zeit giebt man jedem Jäger 2 Maaß Bier, 1 leger Käß und 2 gfolln-Brod.

„Wann die Jäger ein Bärn, Wolf, Lux od Hirschn. Item ein Wild, Rech od gämbß schießen, haben sie miteinand 2 Maaß schuß- und 2 Maaß fangbier."

1544 unterhielt das Kloster Jagdhunde in einem eigenen Zwinger: „8 Herzhunt und 14 Jahunt sufficiunt nobis."

Das Jägerrecht wurde 1606 neu bestimmt, da sich die Jäger beschwerten, nicht mehr mit der Besoldung leben zu können. Es heißt: „Von ainem Hirsch, Wilt, schwein, Pern für das Stück 40 kr.; von einem „Wildkalb, Rech, frischling, ohrhahn" (Auerhahn) per Stück 20 kr.

Es muß mitunter auch die Sitte gewesen sein, einem gefangenen Hirsch ein Halsband umzulegen und ihn wieder freizulassen, wie man den Reihern einen Ring anlegte und sie wieder frei ließ. Im hiesigen Wittelsbacher Museum findet sich ein solches Halsband oder vielmehr eine Halskette von Messing, deren Glieder zweifingerbreite Platten bilden. Auf diesem steht der Spruch: „Lieber Jäger Laß Mich Leben, Der Churfürst Hat Mir Freyheit Geben 1609." An den Schlußgliedern steht auf dem einen: Friedrich (IV.) Pfaltzgraff Churfürst, auf dem andern ist das churpfälzische Wappen. Wie der Hirsch wieder gefangen wurde ist nicht bekannt.

Aus einem Schreiben des Sebastian Kolb zu Trauchgau vom 18. Juli 1614 geht hervor, daß im Hohenschwangauer Gebirg

37 Hirsch befindlich, darunter 29 jagdbare, welche während der Brunst am Geschrei zu erkennen waren.

1618 wurde die Hirschjaist von Maximilian I. im Amt Rueperting am Orensteig gehalten. Sie dauerte 38 Tage, während welcher Zeit Jagden mit Zeug und Hunden gehalten wurden. (Jägermeister: Wilhelm von Marlrain.)

Unter Ferdinand Maria ist bei Anwesenheit des Kaiser Leopold I. im August 1658 und diesem zu Ehren „zu Schleißheim in der Garchinger-Aw ein Gejagt vorgangen, in welchem, ob schon etlich hundert Stück Hirschen gewesen, doch weil Ihro Majestät so gewollt, über 60 Stück nicht gefällt worden."

Ein anderes Gejägte wurde nächst der Perlacher-Hayd gehalten, auf welcher auch unter Zelten und „Lauberhütten" das Mittagsmahl eingenommen wurde und „nur hundert Stück ob wohl über fünfhundert Stück Hirschen vorhand gewest, gefället und sein Ihre Majest. sampt den Churfürstlichen Persehnen zu solchen in ihrem schönen Leibwagen innen und aussen mit Gold hoch erhebt und gestickt, auß der Statt in seiner Ordnung mit Trompeten und Heerpaucken gefahren. Ferner „den zweiten September nach eingenommener Mittagsmahlzeit ist in dem Hoffgarten auf dem Hirschanger ohne aufwarten der Cavallier etwas von Hirschen gepürscht worden.

Den Arbeiten mit den Leithunden wurde die größte Sorgfalt gewidmet.

Von 1667 ist unter dem Oberjägermeister Graf v. Törring zu Seefeld angegeben, daß in diesem Jahr ein Behenget im Forst- und Wildbahnamt Landshut gehalten wurde, welches 28 Tage dauerte.

Die Hirschjaist (im August) wurde in diesem Jahre von Ferdinand Maria um Dachau, Gelting und Schleißheim gehalten.

In den folgenden Jahren ist eine merkliche Abnahme des Edelwilds ersichtlich.

Von 1674—82 (in acht Jahren) wurden nach dem Hofzöhrgaden und Hofkuchen geliefert: 600 Hirsche
484 Stück Wild
225 Kälber.
Von 1683—91 aber nur 278 Hirsche
360 Stück Wild
75 Kälber.

1690 wurden von Max Emanuel mehrere Parforcejagden im Forstenrieder Forst gehalten, auch in der Geigersau und zu Buching bei Hohenschwangau hielt er Hirsch- und Wildpretjagden.

Im Jahre 1722 wurde von demselben Churfürsten eine Jagd zur Vermählungsfeier des Churprinzen Karl Albrecht im sogen. Kezlholz bei Schleißheim gehalten.

Es wurde dazu ein Theil des Wilds weit her in Kasten transportirt und im besagten Holz ausgelassen, so Rehe von Utting und Hofolding, Damwild aus dem Thiergarten von Landshut, Sauen und Rothwild von Geisenfeld.

Eine andere Jagd fand in demselben Jahr am Stahrenbergersee statt und giebt einen Beleg, wie damals die Jagd zu einem je nach der Mode gestalteten Spektakel gemacht wurde.

Es begaben sich der Churfürst mit der Churfürstin, die Prinzessinnen, der Churfürst von Köln, die Hofdamen und zahlreiches Gefolge auf Schiffen nach dem Ufertheil, an welchen der Park von Forstenried angränzt. Die höchsten Herrschaften hatten den Bucentauro, ganz in der Größe und nach dem Modell des berühmten venetianischen Dogenschiffs erbaut, bestiegen, die übrigen je nach dem Rang die kleineren Schiffe. Im Park war ein Auslaß so eingerichtet, daß der gejagte Hirsch gezwungen werden konnte, dort auszubrechen und sich in den See zu stürzen. Der Berichterstatter erzählt nun: „Die Fürsten und ihre Jäger, durch Kanonenschüsse von der Ankunft der Prinzessinnen auf den Schiffen benachrichtigt,

jagten den Hirsch auf und zwangen ihn durch den Schall des Waldhorns, aus seinem Hinterhalt hervorzubrechen. Dieser Hirsch, einer der stärksten und wildesten, behielt lange Zeit das Terrain, durch die Thätigkeit der Jäger und Hunde aber, welche letztere nie wechselten, sondern immer den aufgejagten Hirsch beibehielten, obschon dieselben in diesem Walde vielen anderen begegneten, da es hier in Uebermaß giebt, wurde er am Ende dennoch gezwungen, durch die Oeffnung zu gehen; allein wohl zwanzigmal kam er ans Ufer und ging jedesmal, durch den Anblick der Schiffe geschreckt, welche in drei Linien, den Bucentauro allein voran, aufgestellt waren, wieder zurück. Endlich durch die Hunde gedrängt, welche durch die immer blasenden Jäger unterstützt waren, sprang er ins Wasser, und die Hunde setzten ihm schwimmend nach und umringten ihn. Sogleich tauchte er unter und verlor sich aus dem Gesicht, aber bald erschien er wieder auf dem Wasser und wurde aufs Neue von den Hunden verfolgt. Je mehr er sich vertheidigte, um so mehr wurde er angegriffen; dieser Kampf dauerte beinahe eine Stunde und gewährte unendliches Vergnügen. Die Trompeter bliesen während dieser Zeit abwechslungsweise. Der Hirsch kämpfte endlich seinen Todeskampf und die Jäger bliesen seinen Tod; vier Gondeliere bemächtigten sich hierauf des Hirsches am Geweih und brachten ihn an Bord, wo er sogleich verendete

Ein Jäger schnitt ihm den Lauf ab und brachte ihn der Churfürstin, und diese erlauchte Gesellschaft hatte das Vergnügen, bei dem Schalle der Hörner das Jagdrecht der Hunde zu sehen. Die Churfürstin ließ sich hierauf vom Churfürsten zur Baverin taufen; er bespritzte sie mit einigen Tropfen Wasser, sowie auch die Schlüsseldamen und Edelleute von ihrem und des Churfürsten von Cöln Gefolge."

Diese Jagd, wenn man sie so nennen will, wurde von Seite der Jagenden zu Pferde gehalten, war also eine Parforcejagd, welche

der Churfürst sehr liebte. Er hielt dazu 300 Pferde und 400 Hunde. Einer der eifrigsten Jäger unter den bayerischen Fürsten war Karl Albert (Kaiser Karl VII.) Es sind von ihm Jagden von 1727—1744 verzeichnet. Bei einer derselben in Hohenschwangau wurden zwei Hirsche, der eine zu 400 Pfund, der andere zu 420 Pfund, erlegt. Daß damals noch sehr gute Hirsche vorkamen, beweist auch ein prächtiges Geweih von 24 Enden, welches noch gegenwärtig im Hirschgarten bei Nymphenburg aufbewahrt wird. Der Hirsch wurde vom Churfürsten in der Hirschau bei München erlegt.

Unter den Jagdbezirken ist auch Fürstenried genannt, welches Max Emanuel 1715 erworben und ihm den Namen gegeben hat. Früher hieß es Poschetsried (Poschn, Büsche), und gehörte einem Grafen von Hörwart.

Unter Karl Albrecht kommen mehrere Jagden und Jagdfeste vor, wie sie nach dem damaligen Geschmack der Zeit an Höfen Mode waren, einem einfachen Waidmann aber nicht gefallen können. Von einem derselben gibt ein Anschlagzettel Bericht, der folgendermaßen lautet:

Eigentliche Abbildung und Lista, der aufgezogenen Ritter, bei dem unweit Nymphenburg in Alla, zwischen zwei Waldungen auf einer Wiesen, den 15. May Anno 1727 vollbrachten wilden Thierkampf.

Französische Jäger.

Aufführer

Herr General Graf Costa.

1. Ihro Churfürstl. Durchleucht.
2. Ihro Durchl. Hertzog Theodor ꝛc.
3. Ihro Exc. Herr Graf Gaudenz v. Rechberg, Obrist-Jägermeister.
— — 6. Ihro Exc. Herr Baron v. Freyberg, Obrist-Falkenmeister.
— 8. Herr Graf Carl v. Lodron, Intendant von denen Festinen ꝛc.

Teutsche Jäger.

Aufführer

Herr General Graf Minuzi.

1. Ihro Durchl. Hertzog Ferdinand ꝛc.
2. Ihro Excell. Herr Graf Max von Preysing, Obrist-Stall-Meister.

— Graf Piossasque, Trabanten-Hauptmann.

Graf Hier. Spreti, Oberst-Kuchel-Meister.

Graf Em. v. Taufkirchen, Hatschier-Hauptmann ꝛc.

Gewinneter zu dem Thier-Turnier zu Nymphenburg und wie solche ausgefallen.

Das Erste in den mehristen Numeris.

Eine große Jagd-Dosen von Orientalisch geflecken Stein, mit Gold garniert: Hat gewonnen Mons. de Seyssel mit 6 Numeris.

Das Erste mit der Lantzen.

Ein Englisch glatt-goldene Revetier-Uhr: Haben gewonnen Ihr Durchl. Hertzog Theodor mit 3 Numeris und 1 Krantzl.

Das Erste mit dem Pfeil.

Ein Stock mit einem goldenen Knopff, welcher mit Carniol, Schmaragd und Brillanten besetzt ist: Haben gewonnen Ihro Durchl. Herzog Ferdinand ꝛc.

Das Erste mit dem Pistol.

Eine schöne Flinte sambt ein Paar Pistolen: Haben gewonnen Ihro Churf. Durchl. unser Gnädigster Herr ꝛc. durch Rittern mit Ihro Excell. Herrn Grafen General Rechberg.

Das Erste mit dem Degen.

Ein Hirschfänger mit einem Schildkrottenen reich mit Gold eingelegten Gefäß: Hat gewonnen Ihro Churf. Durchl. unser Gnädigster Herr ꝛc.

Pour la Dame.

Ein grüner Schlaff-Rock: Haben gewonnen Ihro Churf. Durchl. unser Gnädigster Herr ꝛc. Es sind noch weitere Preise angegeben, darunter Ein groß Silberner Ingenier und zugleich Reyß-Besteck ꝛc.

Auf dem beigegebenen Kupferstich sieht man die Hirsche aus einem laubenartigen zugemachten Raum in den mit einem Netz gesperrten Lauf zwischen zwei Barrieren hervorspringen. Die Herrn ritten außerhalb der Barrieren dem Hirsch entgegen und schoßen, warfen mit dem Pfeil ꝛc. Man sieht, daß die Hirsche eine Gurte um den Leib hatten, an welche lange Stricke oder Riemen befestiget waren, daß sie nicht frei ausbrechen konnten. Der Schauplatz ist ein Viereck, an jeder Seite ein Pavillon mit Bogen für die Herrschaften und „Damesen," für „Trompeten und Heerpaucken," für die Richter des Turniers, für die Musikanten ꝛc. Dann ein Amphitheater für die Zuschauer, und vertheilt stehen zu Pferde mehrere „Kampff-Ritter" mit Lanzen. Es wurden Hirsche und „Dendl" (Damhirsche) gefällt.

Eine andere gedruckte Lista dieser Art beschreibt eine maskirte Hirschjagd in Nymphenburg am 1. März 1734.

Es erschienen im Aufzug:

Nr. 1. Teutscher Jäger mit einem Wayd-Messer.
Ihro Churfl. Durchleucht zu Cölln ꝛc.
Ihro Churfl. Durchleucht in Bayern ꝛc.

Nr. 2. Frantzösischer Jäger mit einem Couteau de chasse.
Ihro Durchleucht Hertzog Ferdinand ꝛc.
Ihro Durchleucht Hertzog Theodor ꝛc.

Nr. 3. Pantelons mit einem krumpen Messer.
Mons. Marqui Caponi, Chur-Cöllnischer Cammerer und Intendant der Musik.
Herr General Graf Joseph Taufkirchen, Churfürstlicher Cammerer.

Nr. 4. Prigella mit der Pritſchen.

Herr Graf Fugger von Zünenberg, Churf. Cammerer, General-Wachtmeiſter u. Hauptmann von der Hatſchier Leib-Guardi.

Herr Baron Rechberg, Churfürſtl. Cammerer.

Nr. 5. Scaramouches mit dem langen Degen.

Herr Graf Ruepp, Churfürſtl. Cammerer.

Herr Baron Sigmund Löſch, Churfürſtl. Cammerer.

Nr. 6. Camin-Feger mit der Leiter und Beſen.

Herr Baron Stein, Chur-Cöllniſcher Cammerer.

Herr Graf von Plankenheimb.

Nr. 7. Bayriſche Bauern mit der Miſt-Gabel.

Herr Graf Sensheimb, Churfürſtl. Cammerer und Obriſt-Silber-Cammerer.

Herr Graf Truckſeß, Churfürſtl. Cammerer.

Nr. 8. Oeſterreichiſche Bauren mit Wein-Reben-Meſſer.

Herr Graf Max Preyſing, Churfürſtl. Geheimer- und Conferenz-Rath und Obriſt-Stallmeiſter.

Herr Baron von Haßlang, Churfürſtl. Cammerer und Hochfl. Freyſing: Ober-Stallmeiſter.

Nr. 9. Frantzöſiſche Bauren mit der Triſchl.

Herr Graf Carl Piosaſſaque, Churfürſtl. Cammerer und General-Wachtmeiſter.

Herr Baron Stein, Churfürſtl. Cammerer, Obriſter und Lieutenant von der Hatſchier Leib-Guardi.

Nr. 10. Juden mit denen Geld-Beutlen.

Herr Baron Valaiſe, Churf. Cammerer u. General-Wachtmeiſter.

Herr Graf Ludwig Fugger, Churfürſtl. Cammerer.

Nr. 11. Vieillards mit der Krucken.

Herr Baron von Roll, Chur-Cöllniſcher Geheimer-Rath und Obriſt-Stallmeiſter.

Herr Baron Burgau, Chur-Cöllniſcher Cammerer.

Nr. 12. Pourceaugnacs mit dem Degen.

Herr Graf Trauner, Chur-Cöllnischer Geheimer Rath und Cammerer.

Herr Baron Seybeldorff von Rockhenstein, Churf. Cammerer.

Nr. 13. Apotheker mit der Spritzen.

Herr Baron Joseph Neuhauß, Churfürstl. Cammerer und Hochf. Frey-Sing: Ober-Kuchelmeister.

Herr Graf Ladron von Haag, Churfürstl. Cammerer.

Nr. 14. Homes à deux visages, mit einer Holz-Scheer.

Herr Graf Emanuel Arco, Churfürstl. Cammerer und Intendant der Musik.

Herr Baron Metternich, Chur-Cöllnischer Cammerer u. Domherr.

Nr. 15. Narr mit einem Narren-Kolben.

Herr Baron Fraunberg, Churfürstl. Cammerer.

Herr Baron Max Birgau, Churfürstl. Cammerer.

Nr. 16. Pieross mit dem Tobacks-Ribeisen.

Herr Graf von Satzenhofen, Churfürstl. Cammerer u. Obrister.

Herr Graf Max Taufkirchen, Churfürstl. Cammerer.

Nr. 17. Harlequins mit der Pritschen.

Herr Baron Joseph Morawitzki, Churfürstl. Cammerer.

Herr Baron Joseph Lösch, Churfürstl. Cammerer.

Nr. 18. Hannß-Wurst mit dem Schwein-Spieß.

Herr Baron Mayrhofen, Churfürstl Cammerer und Vice-Stallmeister.

Herr Baron Persahl, Churfürstl. Cammerer und Ober-Hofmeister bei denen Hertzoglichen zwei Prinzen Maximilian und Clemens Durchlauchten ꝛc.

Nr. 19. Schulmeister mit dem Ferl.

Herr Baron Bibra, Chur-Cöllnischer Cammerer, Commendeur zu Frankfurt und Teutscher Ordens-Ritter.

Herr Graf Alicardi, Churfürstl. Cammerer.

Nr. 20. Pagoles mit der Tobacks-Pfeiffen.

Herr Graf Max Fugger, Churfürſtl. Cammerer.

Herr Baron Ingenheim, Churfürſtl. Cammerer und Vice-Jägermeiſter.

Nr. 21. Policinella mit zwei Blattern.

Herr Graf Spreti, Churfürſtl. Cammerer und Obriſt-Kuchelmeiſter.

Herr Baron Morawitzki, Churfürſtl. Cammerer und General-Wachtmeiſter.

Nr. 22. Domino mit einer Masque.

Herr Graf Guido Taufkirchen, Churfürſtl. Cammerer.

Mons. de Seyssel, Churfürſtl. Cammerer, und Lieutenant von der Trabanten-Guardi.

Nr. 23. Dottorie mit einer Rollen Pappier.

Herr Baron Mantica, Churfürſtl. Cammerer.

Herr Baron Manteufel, Churfürſtl. Cammerer.

Wie die Jagd gehalten wurde, iſt nicht angegeben, der Intendant von denen Feſtinen wird wohl geſorgt haben, daß ſie ebenſo geſchmackvoll angeordnet war, wie der Zug.

1735 den 9. Auguſt, erhuben ſich Ihro Churfürſtl. Durchleucht mit Ihre Churfürſtl. Durchleucht der Churfürſtin dann Ihro des Churprinzen und beider Churf. Herzoginnen Antonia und Thereſia Durch. Durchl. nacher Geiſerfeld zur Hirſchhaiſt ꝛc. Es wurden am 10. Auguſt 88 Hirſche und 22 Thiere erlegt.

Die Churfürſtin Maria Amalia (Tochter Kaiſer Joſephs I.) war eine leidenſchaftliche Jägerin.

Keyßler erzahlt in ſeinen Reiſen: die Churfürſtin ſchießt ſehr gut nach der Scheibe und nach dem Wildpret, — „wann ihr Kutſcher auf par force Jagden ſie zum Tod des Hirſches liefert, hat er allzeit einen Mayd'or oder ſiebenthalb Gulden zu gewarten."

Obwohl die Churfürſtin bei einer ſolchen Gelegenheit, und da

sie guter Hoffnung war, zweimal in einem Vormittag umgeworfen wurde, erhielt der Kutscher doch sein Trinkgeld und kam ohne Strafe davon.

„Auf der Jagd geht sie in grüner Mannskleidung mit einer kleinen weissen Perücke, in welcher Gestalt sie auch das erstemal in's Land gekommen und zu Sleisheim (Schleißheim) abgemalt ist. — Die Hofdamen gehen spanisch gekleidet und können sich der schönsten Gesichtsfarben nicht viel rühmen, weil sie nebst der Churfürstin in der größten Hitze und Kälte, bei Regen, Wind und Sonnenschein an allen Spazierfahrten und Jagden des Churfürsten theilnehmen." Zschokke bemerkt dazu, daß diese „Amazonen" dem Herzen des Churfürsten oft gefährlicher waren, als seinem Gewilde. — Die Churfürstin liebte die Hunde sehr, und die Schlösser Karl Albrechts wimmelten von Hunden aller Art. — Heyßler erzählt darüber: „Der Churfürst hat gleichfalls viele Jagdhunde, von welchen sein Herr Vater nicht weniger ein großer Liebhaber war, also daß er auch in Frankreich allezeit die trefflichste meute unterhielt. — Ludwig XIV. sagte einsmals aus Scherz zu dem Churbayerischen Oberjäger-Meister v. Freyberg, wegen einer Hündin, auf welche der Churfürst insbesondere viel hielt: on m'a dit que votre chienne prend souvent le change[1] worauf der v. Freyberg im Eifer antwortete: Comment elle est aussi sure que l'Evangile."

Unter Churfürst Karl Albrecht war, 1738, Commandant der Parforce-Jagd (die Französische Jägerei genannt); Baron Sigmund von Preysing, Obrist-Jägermeister; Vice-Commandant Ferd. Graf v. Rampaldi, Kämmerer ꝛc.

Es waren 4 berittene und 1 unberittener „Piquir", 3 Buch-Knecht, 10 Jäger-Jungen und 1 Hundskoch dabei angestellt.

1739 hielt der Churfürst großes Jagen im Geisenfelder Forst

[1] Prendre le change heißt die Fährte wechseln, nicht auf derselben Fährte bleiben.

(Landgericht Pfaffenhofen), welches am 4. November angefangen und am 20. beendet wurde. Treiber und Wehrleute lieferten Pfaffenhofen, Vohburg, Abensberg, Neustadt ꝛc. zusammen 1200 Mann, nebst 270 Pferden und 12 Wagen. Dazu die berittenen Amts- und Gerichtsleute, Kleyfklupperer ꝛc., die Hälfte mit guten Hacken versehen. — Die Zurüstung zu dieser Jagd erforderte weiter 25 Tücherwagen, 16 Netzwagen, Federwagen, Schirmwagen, 12 Hirschkästen, 12 Hudelwagen und Bagagewagen, zusammen 85 Wagen und gegen 240 Pferde. Es wurden dabei im Feillerforst 12 Hirsche gefangen und lebendig an die Parforce-Jagdparks übersendet.

Ausserdem wurden an Rothwild und Rehen 181, mit den Sauen aber 445 Stück erlegt.

Die Jagdkleidung bei der gewöhnlichen Hirschjagd war dunkelgrün, bei der Parforce-Jagd hellblau mit Silbertressen, gelben Westen und Hosen, hohen Reitstiefeln und dreikantigem mit Silberborten besetztem Hut.

In Sachsen war 1730 die Jagdkleidung zur Parforcejagd gelb, die Damen gingen in Mannskleidung; am Hofe des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm I. war die Kleidung der Piqueurs roth und grün, der Rock roth mit grünsammtenen Aufschlägen, Hosen und Weste grün.

1744 war Karl Albrecht als Gast beim Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen, welcher ihm eine Parforcejagd gab. Zur Erinnerung daran wurde im Walde Mitteldick, unsern Trebur, ein 4 Fuß hoher Stein errichtet mit der auf dessen vier Seiten vertheilten Inschrift:

> Carl VII. Roemischer Kaiser hat Anno MDCCXLIIII den V. May (hier folgt das Bild eines starken Hirsches) diesen Hirsch par force gejagt.

Der Waldbezirk wurde davon die Kaiserplatte genannt.

Unter Maximilian III. ſcheint 1748 eine der von 1722 ähnliche Hirſchjagd ſtattgefunden zu haben, wo der Hirſch in den Starrenbergerſee geſprengt und die Jagd von den hohen Herrſchaften vom Bucentauro aus angeſehen wurde. Dieſe Jagd (mit der angegebenen Jahrzahl 1748) iſt von dem Maler Bidermann auf einem großen Bilde dargeſtellt, worauf auch der zeichnende Maler zu ſehen. Es wurde ein Hirſch von 12 Enden forcirt. Er ſchwimmt im See, hinter ihm etwa 70 weiße, lichtgelb gefleckte Hunde. Zahlreiche Kähne zu beiden Seiten, wo kleine Kanonen gelöst werden und flinke Gondeliers auf venetianiſchen Gondeln geben ihm die Richtung nach dem berühmten, mit Reichthum überladenen Bucentaure. Der Churfürſt ſelbſt hatte den Hirſch mit vielen Cavalieren in den See forcirt und hält am Ufer, wo der Wald ausgeht, in Mitte zahlreicher Jäger, welche auf großen Parforcehörnern blaſen. Die höchſte Pracht iſt überall ſichtbar, die Schiffe und Kähne meiſtens mit den bayeriſchen Rauten bemalt und Flaggen, Segel und die Kleidung der Schiffer von den Hausfarben, daneben ein größeres Schmuckſchiff mit rothen und weißen Farben und auf dem mächtigen Bucentauro Cavaliere und Damen in groſſer Galla, rothe und blaue in Gold und Silber ſchimmernde Uniformen ꝛc., auf dem höchſten Deck die Trompeter und Pauker in voller Arbeit und rings ein Gewimmel von Barken und Kähnen mit Jägern, Dienern und Zuſchauern. Das Schauſpiel muß ein höchſt impoſantes geweſen ſeyn.

Von Maximilian III. ſind Jagden verzeichnet in Großwayl, Ifareck und zu Schleisheim. Eine derſelben 1758 zu Großwayl bei Benediktbeuern wurde mit großartigem Aufwand eingerichtet. Es waren 1300 Mann und 190 Pferde aufgeboten. Am 5. Auguſt begann das Einrichten der Jagd, am 11. Auguſt wurde abgeſchoſſen. Angegeben waren 40 Hirſche, darunter zwei Vierzehn-Ender, drei Zwölf-Ender ꝛc. Das Reſultat der Jagd ſelbſt fand ich nicht

aufgezeichnet. Zu Schleisheim hat sich der Churfürst öfters aufgehalten um der Hirschjagd zu pflegen, so in den Jahren 1753 und 1754 jedesmal vom 12. bis 24. Juli. Bei dem Aufenthalt in letzterem Jahre erlegte er während der kurzen Zeit allein 12 Hirsche und 1 Thier. Bei mehreren Jagden in diesen Jahren wurden 7, 11 und 15 Hirsche lebendig gefangen und nach Forstenried in den Parforce-Park gebracht.

Am 20. und 25. August 1755 hielt der Churfürst im „Yberreiteramt Isarega" (Wiltmeisteramts Landshut) zwei gesperrte Hirschjagden, wobei 92 Hirsche, 7 Thiere und 15 Kälber geschossen wurden.[1]

Das Personal der Parforce-Jagd bestand um 1770 aus 30 Jägern, Knechten ꝛc. mit den zugehörigen Pferden; es wurden 100 Hirschhunde, 40 Wildprethunde, 20 Leithunde gehalten zu Neuhausen bei München, wo noch ein Mauerbild darstellt, wie die Hunde den fürstlichen Herrschaften vorgeführt werden.

Commandant war Sigm. Friedrich Graf v. Preysing. — Die ganze Parforce-Jagd kostete 15,864 fl.

1775 hielt der Kurfürst am 12. Oktober, an seinem Namenstage, eine Parforce-Jagd bei Maria Eich, einem bekannten Wallfahrtsort in der Nähe von München. Nach langem Hetzen flüchtete sich der Hirsch in einen eingezäumten Winkel der dortigen Mutter-Gottes-Kapelle. Die Meute fand ihn bald, die Jäger eilten herbei und der ganze Jagdtumult erscholl um die Kapelle. Da aber der Churfürst herankam (er fuhr in einer zweirädrigen

[1] Die Lieferungen zum Wildpretgewölb und Hofzöhrgaden zeigen, daß die Hirschjagd um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gegen das Ende des siebzehnten wieder zugenommen hatte. Eine Zusammenstellung von 1751—55 ergibt durchschnittlich per Jahr 97 Hirsche, 102 Thiere und 49 Kälber (248 Stück), während die Lieferungen von 1674—1691 durchschnittlich per Jahr nur 55 Hirsche, 53 Thiere und 19 Kälber gibt.

Kalesche) befahl er sogleich, um die heilige Zufluchtsstätte zu ehren, vom Hirsch abzulassen und ihm die Freiheit zu schenken, worauf er die Jagd anderwärts fortsetzte.

Eine Bildertafel mit gereimter Beschreibung des Ereignisses ist noch an der Kapelle zu sehen.

Die Kurfürstin Maria Anna war ebenfalls Jägerin. — 1780 als Wittwe begab sie sich auf den Schleisheimer Hirschplan zum Jagen. — Um diese Zeit wurde der Hirschgarten bei München auf Befehl des Churfürsten Karl Theodor durch den Oberstjägermeister Freiherrn von Waldkirch angelegt. — Mit der Hirschjagd scheint sich der Kurfürst damals weniger mehr beschäftiget zu haben als seine Vorgänger.

Die Parforce-Jagd ist unter ihm 1778 aufgelöst worden. In der Rheinpfalz hatte er sie 1747 eingeführt.

König Maximilian I. war ein großer Freund und Gönner des Waidwerks, und unter ihm begann vorzüglich die Hirschjagd in Tegernsee in Flor zu kommen, sowie in Berchtesgaden.

1818 — und 1820 hielt der König eingestellte Hirschjagden zu Tegernsee am Gruberberg. — In der ersten Jagd wurden 49 Stück Edelwild, darunter 19 Hirsche (2 von 14 Enden 3 von 12 &c.) in der zweiten 116 Stück erlegt, worunter 53 Hirsche (1 von 16 Enden, 2 von 14, 8 von 12 &c.) Die erste Jagd kostete 1406 fl. — die zweite 1785 fl.

In Berchtesgaden wurden auf dergleichen Jagden im Mittel 60 Stück erlegt. — Ferner hielt König Max I. Jagden in Forstenried, Neuried, Fürstenfeldbruck, in der Hirschau und zu Ismaning, es wurden meistens gegen 50 Stück erlegt. — Unter den Jagden des Königs Ludwig waren die in den Freisinger Auen die vorzüglichsten und wurden meistens 100 Stück und darüber geschossen, so 1827 — 172 Stück, 1829 — 108 Stück, 1832 auf zwei Jagden einmal 130, das anderemal 108 Stück, 1835 — 168 Stück

und ſ. f. bis mit dem Jahre 1848 in dieſen Revieren ganz abgeſchoſſen wurde. — Es ſind daſelbſt von 1825 bis 1847 auf 11 königlichen Jagden geſchoſſen worden 435 Hirſche, 624 Stück Wild, 247 Kälber. — Die Lieferungen zum Zwirchgewölb betrugen von 1841—45 im Durchſchnitt jährlich 325 Hirſche, 354 Thiere und 83 Kälber.

Vorzügliche Gehege waren auch in den Bergen um Stauf und Wörth bei Regensburg, deren Jagdherr, der Fürſt von Thurn und Taxis, den Wildſchaden ſo erheblich vergütete, daß derſelbe öfters beim Verkaufe eines Hofes oder Grundſtückes als Rente mit in Anſchlag kam.

In den Wörther-Revieren wurden in freier Jagd von 1827 bis 56 an Edelwild 1294 Stück geſchoſſen, worunter 549 Hirſche. — Die Jagd wurde ächt waidmänniſch getrieben, denn der Fürſt iſt ein ausgezeichneter Jäger und es war eine Seltenheit, wenn ein angeſagter Hirſch im Bogen fehlte oder unrichtig angeſprochen war. — Die Hirſche waren meiſtens ſehr gut und kamen mitunter vorzügliche Geweihe vor. — Unter den genannten Hirſchen ſind 3 von 16 Enden, 20 von 14 Enden, 54 Zwölfer, 117 Zehner und 145 Acht Ender verzeichnet.

Mit dem Jahr 1848 wo unter allerlei Vorwand von der Gefahr des Vaterlandes auf Volksbewaffnung gedrungen und dieſe auch theilweiſe in der Bildung von Freicorps ꝛc. erreicht wurde, mußte ſchon deßhalb der Wildſtand mehr oder weniger ſeinen Untergang finden, denn die Bauern, Bergſchützen ꝛc. zogen mit den zutheilten Waffen ſo viel ſie konnten zum Jagen aus und mancher anfangs jubelnde Demokrat ſah mit Entſetzen, wie ſie lieber dem Wild nachliefen, als ſich der angeſonnenen Verfechtung ſeiner Fortſchritts-Ideen hinzugeben und wie alles Reden und Schmeicheln nichts nützte. — Dazu kamen die neuen Jagdgeſetze und allerlei Verwirrung und Unfug, ſo daß namentlich die Hirſch-Jagd in

vielen Landesdistrikten ihr Ende fand oder auf Parke beschränkt wurde.

Außer dem Hochgebirg kommt noch Edelwild, doch verhältnißmäßig in geringer Menge, im Freien vor: im Spessart,[1] in der Rhön, im Gramschatzer-Wald bei Würzburg, im Fichtelgebirg und Veltensteiner-Forst in Oberfranken, in den Waldungen zwischen Rothenburg und Winsheim in Mittelfranken, in den oberpfälzischen Waldungen zwischen Grafenwöhr und Vilseck, und in den Revieren Buchenberg (Jagd des Prinzen Luitpold, am Gebirg), Kürnach und Glöttwang in Schwaben, theils als Pacht-, theils als Regie-Jagden.[2]

In unseren Alpen dagegen, jenen willkommenen Schlössern, welche die neuere Zeit mit all ihrer Sucht des Gleich- und Ebenmachens nicht abtragen und erniedrigen kann, ist die Hirschjagd, obwohl sie ebenfalls viel gelitten, durch des regierenden Königs hohen Schutz wieder zu erfreulicher Blüthe gediehen.

Es giebt auch kaum anderwärts so vortrefflich gelegene Thäler und Höhen, die allen Zwistigkeiten über gegründete und ungegründete Wildschadensklagen entrückt sind, und sie schicken nun den angrenzenden Jagden der Gemeinden freigebig manchen Hirsch zu, dessen diese außerdem nur durch alte Geweihe als der Beute vergangener Zeiten erinnert würden, oder durch Wirthshausschilde, an

[1] 1787 wurden im Spessart beim Hirschsaujagen, welches der Churfürst von Mainz hielt, 89 jagdbare Hirsche erlegt.

[2] Die vorzüglichsten Parke, welche Edelwild hegen, sind die königlichen von Forstenried (gegen 800 Stück), Perlach und Grünwald (500 Stück) unter Administration der Hofjagdintendanz, dann die Parke von Anzing und im Spessart (200 Stück) unter Administration der Forstverwaltung; die Parke des Fürsten von Thurn und Taxis bei Regensburg, des Fürsten von Löwenstein im Spessart (500 Stück) und des Fürsten von Leiningen bei Amerbach an den Ausläufern des Odenwalds. In den Parken von Forstenried, Anzing und Grünwald sind auf den königlichen Jagden von 1851—55 inclus. 333 Stück Edelwild erlegt worden.

welchen die Jugend der württembergischen Bauern und vieler anderer nächstens allein noch ihre Studien machen wird, wie wohl ein Hirsch des Landes ausgesehen haben mag.

In den Ammergauer-Revieren sind vorzügliche Gehege; die einsamen Thäler von Graswang und Halbammer, durch die felsigen Rücken des Sonnenbergs, Brunnenkopf, Klammspitz und andere getheilt, über welche die Wechsel gehen; in der Vorder-Riß die Au und der Hochkopf mit seiner wundervollen Fernsicht; in Berchtesgaden der Regen ober der Kammerwand, die Fischunkel, die Eisschlucht bei St. Bartolmä und das wilde Wimbachthal.

Vorzüglich bemerkenswerth ist die Jagd auf dem sogenannten Regen an der östlichen Seite des Bartolomä- oder Königssee's. Der König hat dort in der Nähe der Regenalphütte zwei Birschhäuser für sich und seine Gäste. In einer Höhe von 5000 Fuß mit der schönsten Aussicht auf die Bergketten am westlichen und südlichen Theil des See's mit dem Watzmann, steinernen Meer, und der mit ewigem Schnee „übergossenen Alm" wechseln waldige und steinige Gehänge mit mancherlei Einsenkungen und zum Theil schwer zu begehenden Gründen voll felsiger Gruben und Löcher. Da ist man zwischen zwei Gemsgebirgen, unterhalb das Wartel, die Kann, Thalwand ꝛc. und oberhalb die Tauern, Karlsberg ꝛc. Der Stand an Edelwild ist verhältnißmäßig für den kleinen Platz bedeutend und kommen oft gegen 100 Stück in den Jagdbogen.

Gewöhnlich werden von den 8—9 Schützen 15—16 Stück geschossen, da die Jagd ganz frei ist und einfach getrieben wird, wobei viele Rudel nicht an die Schützen kommen, von den anlaufenden aber meistens nur die stärkeren Hirsche zum Schuß ausgewählt werden.

Auf den Berchtesgadner-Jagden kommen der Oertlichkeit wegen Scenen vor, welche anderwärts nicht möglich sind und es geschieht öfters, daß die Hirsche den Obersee oder den Bartolomäsee

annehmen oder in's Steingewänd einsteigen wie die Gemsen (wobei selten einer abstürzt, außer wenn er flüchtig ist), und wechseln in den romantischen Gründen die herrlichsten Bilder, wie sie nur ein Hirsch gewahren kann, sei es, daß er das Dickicht theilend, aus dem Dunkel des Holzes trotzig hervortritt in den sonnigen Tag oder durch ein Gewirre mächtiger Felsblöcke hinzieht, oder mit dem flüchtigen Rudel des Wildprets vom Gehänge herabbraust, daß der Boden zittert, — Jagdscenen, welche all den seiner Zeit so gepriesenen Glanz übertreffen, der um die Mitte und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bei den eingestellten Jagen mit aufgeputzten Schirmen und Zelten und Empfang des Wildes mit Trompeten und Pauken erzielt werden wollte.

So geschieht es gewöhnlich, wenn die Fischunkel mit Hunden gejagt wird, daß Hirsche durch den auf zwei Seiten mit steilen Wänden eingeschlossenen Obersee schwimmen und entweder von einem Kahn aus geschossen werden können, oder an dem Platze, wo sie aussteigen und hat der König 1856 dort fünf starke Hirsche erlegt. Auch schwimmen sie wohl an eine Stelle, wo man es bei den Thalbrunnen nennt und steigen an der furchtbaren Thalwand hinauf, wo ein überhängender Felsen scheinbaren Schutz gewährt. Ein guter Büchsenschuß erreicht sie aber und stürzt sie in den See. — So sind 1853 vom Könige zwei Hirsche von 10 Enden vom Schiff aus geschossen worden.

Am Obersee, im Eis- und im Wimbachthal sind die Berge in größeren Höhen meistens so steil und mit Wänden begränzt, daß oft nur wenige Stellen bleiben, wo ein Hirsch noch weiter steigen und in's hohe Gemsgebirg wechseln kann. Es bedarf manchmal nur einer Thüre, um dieses zu verhindern und dergleichen (die sog. Gatterln) sind auch mehrere angebracht, weniger wegen des Jagens, als weil ein sich so versteigender Hirsch oder Stück Wild, wenn Schnee fällt, verloren ist und verhungert.

In das sogenannte Hocheis, so heißt ein Gehänge, welches die Thalschlucht mit der bekannten Eiskapelle abschließt, kann das Wildpret nur hinaufsteigen, wenn viel Schnee fällt, und dort einen seligen Graben zwischen der Hachelwand und „der Kirch" ausfüllt und dadurch zugänglich macht. Wenn dieses nicht der Fall ist, so können allein die Gemsen aus dem seligen Kessel an den Wänden fortwechseln, das Wildpret muß durch das Thal des Eisbachs. Man kann daher dort leicht ein eingesperrtes Jagen anstellen, indem man das Wild in den Kessel treibt und den engsten Theil der Thalschlucht mit Tüchern abschließt. Solche Jagden werden auch gehalten und dann das Zeug in der Nähe der Watzmann-Wände, wo der Königsschirm steht, niedergelegt.

Wenn durch frühen Schnee die erwähnte Schlucht an der „Kirch" sich ausfüllt und Wildpret in's Hocheis steigt, so müssen die Jäger sich bemühen, es zeitig herunter zu treiben, denn da die Schneemasse in Eis sich umwandelt, und unter ihr ein Bach sich bildet, der das Eis aushöhlt, so bricht dann dieses oft ab, so daß auf der Oberfläche kein Wechsel mehr möglich ist, sondern nur unter dem stehengebliebenen Gewölbe. Diesen Weg nimmt das Wild niemals und da es bei eintretendem Winter im Hocheis zu Grunde gehen muß, so bleibt nichts übrig, als darauf Jagd zu machen und zu schießen, was zu bekommen ist.

Ich war einmal bei einer solchen Jagd und habe, obwohl nur Wildpret zu schießen war, kaum eine erlebt, die romantischer gewesen wäre, denn abgesehen von dem unheimlichen Wege in jener Schlucht, wo wir unter dem drohend niederhängenden bis 5 Fuß dicken Eisgewölb eine ziemliche Strecke in dem Bach ansteigen mußten, kam während des Jagens ein Donner von der Hachlwand, als wollte diese in sich zusammenstürzen. Man sah dabei nicht sogleich was vorgehe, bis sich plötzlich von Staubwolken begleitet eine gewaltige Felsmasse über den höchsten Rand des Gehänges

hervorwälzte und bei dem furchtbaren Sturz in Trümmer zerschellend in die Decke des Eisgewölbes einschlug, welches wir passirt hatten und durch welches wir wieder zurück mußten. Wir schossen damals vier Stück Wild, deren eines in eine Kluft fiel, wo das Eis am Felsen abgeschmolzen war. Es mußte ein Mann an einem Strick hinuntergelassen werden um das Thier zu bekommen, ebenso mußte das sämmtliche Wild am Strick über den Felsen, der die „Kirch" heißt, beruntergeschafft werden, und bot diese Jagd von Anfang bis zu Ende gar seltsame und malerische Bilder. Ich sah dabei ein Thier und ein Kalb auf einem sehr steilen Felsrücken zwischen scharfen Gräben gegen eine Wand steigen, wo sie nicht mehr weiter konnten und war der Grat so schmal und der Wechsel so gezwungen, daß der Jäger, der sie heruntertreiben wollte, nur mit Gefahr ausweichen konnte, als sie um durchzubrechen auf ihn zukamen.

Ein eigenthümliches Schauspiel erlebte ich einmal am Obersee in Berchtesgaden, als ich von einem Ausflug in die Fischunkel nach Bartolomä zurückkehrte. Dort führt nur ein schmaler Weg um den See, der sich ansteigend und wieder senkend am Felsengehäng hinzieht. Am höchsten Punkte, etwa 80 Fuß ober dem See, ist eine der vorhin besprochenen Thüren, welche den Steig abschließt und gegen die Seite nach der Salet sich öffnet. Ich mußte da durch und machte die Thüre wieder zu, weil ich schießen hörte und wußte, daß in der Salet (am Saamenschlag) eine königliche Jagd stattfinde. Es ist nämlich der erwähnte Steig auch der einzige Wechsel, welchen ein Hirsch annehmen kann, um aus der Salet in die Fischunkel zu gelangen, wenn er nicht hoch ansteigen oder über den Obersee schwimmen will, daher bei den Jagden die Thüre geschlossen wird. Als ich auf dem ziemlich langen Steig etwa eine Viertelstunde weiter gegangen war, fiel mir ein, daß es gerade kein Spaß wäre, auf solchem Platz einem ausreißenden Hirsch zu

begegnen, denn der Abhang gegen den See iſt ſchwindlich ſteil und die andere Seite an vielen Stellen ebenfalls nur ſchwierig oder gar nicht zu erklimmen. Der Steig aber wird am ſchmäliſten wo er gegen die Salet ausgeht und an ein Ausweichen iſt nicht zu denken. Ich beeilte mich daher aus dieſem Felſengang zu kommen und kaum hatte ich den Fuß auf die Ebene der Salet geſetzt, ſo rannte wirklich ein Hirſch von 6 Enden gerade auf mich zu und dann in größter Flucht den Steig hinauf, welchen ich eben verlaſſen hatte. Es war ein herrlicher Anblick. Als er nun gegen die Thüre kam, hielt er an und ſtand unſchlüſſig was er thun wolle. Indeſſen kam der Hund, der ihn gejagt und hell ausgebend rannte er ebenfalls den Steig hinauf. Da verſuchte der Hirſch über die furchtbaren Platten unter ihm das Ufer des See's zu gewinnen. Mit einigen Sprüngen gelang es ihm etwa ein Drittel der Höhe herunter zu kommen und ſich auf einem Vorſprung der Felsſchichten zu erhalten. Der Hund wagte nicht zu folgen, aber nicht lange ſo ſetzte der Hirſch wieder hinauf an gegen den Hund, bei der zweiten Platte rutſchten ihm aber die Läufe aus, er drehte ſich noch einmal, konnte keinen Halt mehr faſſen und ſtürzte nun die ganze Höhe, nur einmal an der Wand auffallend, in den See, wo er auch ſogleich verendete und mit einem Kahn an's Land geſchafft wurde. Es hauſt da oben der Tod, der wilde Jäger für Menſch und Thier, mit manchem Vortheil für ſein Waidwerk, der ihm in der Ebene verſagt iſt.

Die meiſten königlichen Hirſchjagden, welche der König im Gebirg hält, ſind freie Jagden, wobei zuweilen Federlappen [1]

[1] Dieſe Schemmitzer war ſchon den Römern unter dem Namen formido (Furcht) bekannt: Pennae in quam contextae dicuntur formido.

Zu Heſſen-Darmſtadt mußten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Juden die zu den Federbüſchen nöthigen Federn liefern, deren Zahl 1705 für jeden auf jährlich 1000 Stück beſtimmt wurde.

gebraucht werden und wird je nach den Verhältnissen auch mit Hunden gejagt, an denen übrigens fast zu wenig geschieht, was sonst zu viel daran gewendet wurde.

In den großen Forsten der Ebene waren vor 1848 die Jagden, welche der verstorbene Fürst Löwenstein hielt, da ihm die königlichen Reviere zu Gebote standen, von eigenthümlicher Art, und mag hier Einiges davon erwähnt werden.

Wenn die Schützen und Treiber angestellt waren, so setzte des Fürsten Leibjäger einen Leithund auf die Fährte des Hirsches, welcher bestätiget war und zog, auf der Fährte nachhängend, voraus in's Holz. Die Treiber rückten still und nur wenig an die Bäume klopfend nach. Der Hund verließ die Fährte nicht, da es dann bald geschah, daß der Jäger an den Hirsch kam. Sowie er ihn erblickte, stieß er in's Horn, und es waren eigene Zeichen, welche die Stärke des Hirsches verkündeten, und leicht zu erkennen, wohin sich dieser im Bogen wendete. Auf das Zeichen blieben die Treiber stehen oder folgten nur von fern dem Hornruf. Anfangs ging der Hirsch wohl flüchtig, aber nicht weit, denn er wußte bald was im Werk war, da man nur auf einen jagdbaren Hirsch jagte und ein solcher hatte als Spießer, Gabler und auch später schon genug Erfahrungen gemacht und unterschied die Störung der Jagd und zufälliges Aufgescheuchtwerden recht gut. Der Hirsch suchte also keineswegs in übereilter Flucht gegen die Schützen zu rennen, sondern vielmehr den verfolgenden Jäger durch Wiedergänge zu täuschen, und steckte sich in jedem größeren Dickicht. Aber der Hund war gut und wie das Verhängniß sein Opfer überall findet, so fand er den Hirsch. Da wurde dieser doch endlich gegen die Schützen gedrängt, und ging oft so bedächtig vor, daß ihm der Jäger ganz nahe kam und ihn häufig erblickte, wobei er jedesmal in's Horn stieß. Wer ein Waidmann ist, kann sich die Spannung denken, und wie das Her-

ſchlug, wenn der Ruf immer näher kam, und das Dickicht deutlich bezeichnete, welches den Hirſch verbarg.

Alles ringsum ſtill, der Blick unverwandt nach dem dichten Tannengrün gerichtet, die Büchſe hoch genommen, ſchußfertig — noch ein Hornruf, jetzt muß der Hirſch erſcheinen; ein Rauſchen, jetzt gilts — da bricht er vor mit dem ſtolzen Geweih! Waidmanns Heil! — Im Dickicht zog der Hirſch gewöhnlich ſehr zögernd hin und her, ſobald er aber ins lichte Holz oder gegen eine Straße oder einen Richtweg kam, und öfters konnte man nur da ſchießen, dann ging er mehrentheils flüchtig, ſo daß es flink ſeyn galt, ihn zu fällen. Im Heſſiſchen nennt man dieſe Jagd auch das Lanciren des Hirſches und den gebrauchten Leithund — Lancirhund — (Lancer le cerf = den Hirſch auftreiben). So nannte man auch den Hund manchmal, der bei der Parforcejagd den Hirſch zuerſt ſprengte.

Alle Arten, den Hirſch im Treiben zu jagen, haben ihre anziehende Seite, ihn aber in der Brunftzeit im freien Wald oder im Gebirge zu birſchen, iſt noch viel höher zu ſtellen. In manchen Revieren unſerer Berge kann man ſie zu Ende Septembers wohl zu zehn und mehr auf einem Platz von ein paar Stunden ſchreien hören und haben viele, wie die oberbayeriſchen Jäger ſagen „a' weiterni Laut'n" d. i. eine tüchtige Stimme. Im Grasgangthal und in der Halbammer bei Ettal und auf dem Regen bei Berchtesgaden geht der Handel am luſtigſten. Wenn man da auf einer Alphütte übernachtet, ſo wird man wenig ſchlafen, denn die ſogenannten „Almliecht'n" oder die Waideplätze der Alpen beſuchen die Hirſche in der Nacht vorzüglich gern und kommen der Hütte oft ſo nahe, daß beim Mondſchein mancher vom Fenſter aus geſchoſſen wird. Unter günſtigen Umſtänden kann man an einem Gehäng ihr Treiben oft beobachten und beſonders anziehend iſt es zu ſehen, wie ein guter Zehn- oder Zwölfender ſein Wildpret

gegen einen zudringlichen Achter bewacht, wie er ihn gewaltig zürnend anspricht und bald drohend gegen den nahenden vorschreitet, bald in Sprüngen ihn in die Flucht jagt. Seltsam ist dabei, daß wenn ein solcher geringerer Hirsch mit einigem Wildpret, welches er jagt, in die Nähe eines starken kommt, das Wildpret diesem zuläuft und sich zu seinem Harem gesellt.[1] Es kommt freilich auch vor, daß während der Platzhirsch mit einem Rivalen sich beschäftigt und mit ihm kämpft, ein anderer Rival der leichteren Waare die Gelegenheit benutzt, beim Wildpret sein Glück zu machen und nicht abgewiesen wird. Das Kämpfen, welches man weit hört, endet oft mit tödtlicher Verwundung des einen oder auch beider Betheiligten und kommt viel auf den Bau des Geweihes an, um diesem oder jenem Hirsch beim Kampf ein Uebergewicht zu verleihen. Vor zwei Jahren habe ich einen auf diese Weise todtgekämpften Hirsch bei Gelegenheit einer Jagd in der Riß gesehen. Er war noch ganz frisch und hatte einen tiefen Stoß unter der Lunge erhalten. In den Jagdgeschichten ist ein besonderer Fall verzeichnet, welchen der Herzog Christian von Sachsen-Weissenfels erlebt hat. Er erlegte im Jahre 1728 bei der Hirschbrunft zu Freyburg dreißig Hirsche und darunter einen von 14 Enden, welchen er auf der Bürkersrodischen Weidenau mit einem Zwölfender kämpfend antraf. Die Hirsche hatten ihre Geweihe dergestalt verkämpft und verschlagen, daß sie nicht mehr auseinander konnten. Der Zwölfender erlag im Kampfe und der Vierzehner wurde dann vom Herzog geschossen.

Auch findet man Beispiele, daß zwei Hirsche verenden mußten, weil sie im Kampfe ihre Geweihe in gedachter Weise verschränkt

[1] Bei Fouilloux nach B. Zobin heißt es: „ist wunderbarlich zu hören, daß der alt Hirsch viel hitziger auff das Wild, vnnd auch demselbigen viel annehmlicher ist, dann der jung, welches bei etlichen vnsern Weibern nicht breuchlich seyn, sondern im Widerspil gefunden werden wil."

hatten. Schon der Kaiser Maximilian führt einen solchen Fall an: „Zwen Hiersch In der brunfft habendt mit ainander gekempfft, vnd sindt mit dem gehurn in ainander kommen, und nit von ainander megen, das Er ain hiersch todt ist peliben. also sendt sy gefunden worden, vnd die Gehurn noch also Jnainander.“ Solches geschah auch 1756 in Hessen, im Bidebacher-Tann, wo zwei so aneinandergeklammerte Hirsche verendet gefunden wurden. Die Geweihe befinden sich im Darmstädt'schen Jagdschloß Kranichstein und sind von Aidinger abgebildet worden. Darunter stehen nachfolgende Verse, worin den Hirschen zum Vorwurf gemacht wird, daß sie sich nicht vom Landgrafen Ludwig haben erschießen lassen. Es heißt:

Schau Leser einen Hirsch-Duell
Wo beide blieben auf der Stell'
Als sie aus Eifersucht gerungen
Und mit Gewichtern sich verschlungen;
Ihr Fleisch, das sonst dem Mensch gehört,
Ward schimpflich von dem Wurm verzehrt,
Da sie entgangen Ludwigs Waffen
So mußten sie sich selber strafen. —

Landgraf Ludwig VIII. war ein großer Jäger und hat in der Brunft wohl die meisten und stärksten Hirsche erlegt, die je ein Jäger gebirscht, denn 1748 schoß er zu Jägerthal 80 Hirsche und 1747 erlegte er einen 22Ender von 480 Pfund, dessen Geweih 24½ Pfund wog, dann einen 20Ender von 500 Pfund mit einem Geweih von 15½ Pfund und weiter zwei 20Ender von gegen 4½ Centner. Diese 4 Kapitalhirsche erlegte er in nicht 3 Wochen, vom 18. September bis 5. Oktober. Das ist des Guten wahrlich zu viel! — Er pflegte dabei meistens mit einer Windbüchse zu schießen.

Es hängt viel von der Geschicklichkeit im Birschen, aber auch von Glück ab, um in der Hirschbrunft zu Schuß zu kommen.

Manchmal zieht ein *suchender* Hirsch daher, als wäre er bestellt worden und manchmal kann man Tag und Nacht laufen und immer gehts verkehrt. Treibt man es im Gebirg eine Woche so fort, so kann man wohl um einige Pfunde leichter werden und zum Verdrusse wird dann auch mitunter die erste Morgenstunde versäumt, weil der Schlaf nicht zu bewältigen und trotz harter Lagerstatt auf Tannenästen und trotz Frierens in der Hütte, wo der Wind überall hineinbläst, dennoch sich einfindet und die Glieder fesselt. Dann fährt man wohl erschreckt empor, wenn die Sonne schon die Laanen bescheint und das Wildpret eingezogen ist. Die Tiroler Schützen behaupten, man bekomme keinen Schlaf, wenn man eine Fledermaus bei sich trage oder ein Rabenherz. Sie verfertigen sich auch ein sogenanntes „Wachbeutele," welches so geschieht: „Fange Frösche, stich ihnen die Augen aus, und lasse sie wieder lebendig in's Wasser hineinschwimmen. Die Augen aber umhülle mit dem Fleisch von einer Nachtigall und nähe Alles in ein kleines Fellein von Hirschhaut. Das Beutelchen hänge dir um den Hals, so kommt kein Schlaf durch viele Tage, und bist trotzdem gleich stark zum Steigen." [1]

Auf einen schreienden Hirsch, wenn er allein ist, läßt sich wohl ankommen, es ist aber nicht immer möglich der Aufmerksamkeit des Wildprets zu entgehen, wenn ihn solches begleitet. Die Vorsorge und Wachsamkeit des weiblichen Wilds zum Vortheil und Schutz des männlichen ist überall bemerkbar und namentlich in der Zeit des Brunftens und Falzens, wo die Buhlen vor Leidenschaft und Schwärmerei oft den Kopf verlieren und an Gefahr gar nicht denken. Bei der Hirschbrunft vereitelt daher nicht selten das Wildpret ein glückliches Anschleichen ebenso, als es die Hennen sind, welche oft verrathend auffattern, wenn man einen falzenden Auer- oder Spielhahn anbirscht. Am ärgerlichsten ist, wenn das Wildpret vom Hirsch gegen den Birschenden getrieben wird und

[1] Alpenburg. Mythen und Sagen Tirols.

ehe dieser noch den Hirsch gewahr werden kann, sehr nahe heranzieht. Ist dann der Wind nicht ganz gut, so ist man meistens um den Schuß betrogen. Es ist schon oben angeführt worden, daß das Kinkhorn „der Schneck" bei der Hirschbrunft von unsern Jägern gebraucht wird. Man bricht dieser Muschel die Spitze ab, daß die Luft durchzieht und ruft nun, den Hirsch nachahmend, in den Schnecken hinein. Der eifersüchtige und kampflustige Hirsch kommt zuweilen ohne Säumen heran; wenn er aber auch nicht kommt, so meldet er sich wenigstens und ist das natürlich schon ein schätzbarer Behelf beim Anbirschen. Ein sehr großer Schneck taugt weniger als einer von mittlerer Größe. Unter den mir bekannten Waidmännern handhabt der Graf C. Türkheim den Schnecken mit besonderer Meisterschaft und hat damit (1858) auf den Jagden des Fürsten Lamberg in Steyermark in 14 Tagen 23 meist sehr gute Hirsche erlegt.

Es ist kein Wunder, wenn man bei solcher Birsch zuweilen das sogenannte Hirschfieber bekommt, denn der Anblick eines starken Brunithirsches ist prachtvoll, und es packt einen, wenn er so stolz und wilden Ansehens dasteht, den Hals dick und langbehaart, dunkelfarbig, ganz schwarz, wie unsere Jäger sagen, und wenn das hohe Geweih in weißen Enden blitzend die dreifache Krone trägt. Es geschah einem meiner Freunde, der einen solchen Hirsch auf eigener Jagd in einem Schlag anbirschte, daß ihn das Fieber so überkam, daß er nicht schießen konnte. Da der Hirsch ganz vertraut war, birschte er sich wieder zurück und ruhte eine zeitlang unter einem Baum, indem er sich fortwährend zusprach, doch ruhigen Blutes zu seyn, es sey ja kein gar so großes Unglück, wenn er den Hirsch auch fehlen sollte, er komme ja sicher ein andersmal wieder an ihn u. s. w.

Nachdem er meinte, er sey nun hinlänglich ruhig und zum Schießen gefaßt, birschte er wieder vor und war der Hirsch noch

etwas näher gezogen. Da kam aber wieder das Fieber und obwohl er nun gleichsam im Zorn schoß, so fehlte er ihn doch.

Die Urhirsche des Grafen Arco, welche ich in Berchtesgaden zu beobachten Gelegenheit hatte, schreien wohl theilweise wie die unserigen, der Schluß des Schreiens ist aber verschieden. Während die unserigen meistens mit einigen rauhen, kurz ausgestoßenen Tönen schließen, endet bei jenen das Schreien mit einem überschlagenden gezogenen Sägen.

Daß die Parkhirsche in der Brunftzeit und auch außer derselben manchmal gefährlich sind und den Menschen annehmen, ist bekannt und erst vor einigen Jahren ist der Graf Wilhelm von Württemberg von den Angriffen eines solchen, der ihn schon zu Boden geworfen hatte, nur durch einen zufällig dazu gekommenen Dachshund gerettet worden; im Freien kommt dergleichen nur bei angeschossenen Hirschen vor, dagegen sind manche in anderer Weise bösartig und rauflustig und hat man Beispiele, daß sie Stiere angegriffen und mit ihnen gekämpft haben. Ein solcher Kampf fand im vorigen Jahre mehrmals auf der Griesalm im Wimbachthal statt und die Sennerin rief dem König, der dort zur Jagd ritt, zu, er könne leichter als mit Jagen den starken Hirsch bekommen, wenn er am Morgen oder Abend an dem Platz, wo der Stier weide, passen wolle, denn der Hirsch komme gewiß wieder zum Raufen. Einen ähnlichen Fall, der zu Veuve an der Ouche vorgekommen, erzählt Vingley. Der Hirsch erschien bei der Heerde fast immer zu derselben Zeit während der Monate April bis Juni und wurde von dem Stier, sobald ihn dieser erblickte, mit lautem Brüllen empfangen; meistens mußte der Stier weichen.

Einem angeschossenen Hirsch, der sich niedergethan hat, darf man nur mit Vorsicht nahen und ebenso ist es immer gefährlich einen Hirsch beim Jagen an einem engen Platz abwehren zu wollen. In [illegible] Revieren von Weitwörth bei Salzburg war sonst

ein guter Hirschstand und ich hatte selbst Gelegenheit mit dem Fürsten Löwenstein dort zu jagen. Da ist nun das meiste Holz so dicht unterwachsen und mit Ranken und Schlinggewächsen durchzogen, daß Treiber und Hirsch nur schmale Gänge haben, die durch die Wildniß führen und ging der Hirsch gegen den Treiber, wie oft geschah, so blieb diesem nichts anderes übrig, als sich auf den Boden zu werfen und ihn über sich wegsetzen zu lassen. Ein Versuch gewaltsamen Wehrens hatte bei ähnlichen Verhältnissen des Jagdbogen auf einer der fürstl. Taxis'schen Jagden einen höchst traurigen Ausgang. Der Hirsch stieß nämlich dem Treiber, einem erwachsenen Mann, einen Sprossen des Geweihs tief in's Auge und trug den Sterbenden noch eine ziemliche Strecke mit sich fort, ehe er ihn wegschleuderte. Die Stärke eines guten Hirsches ist überhaupt sehr groß und einen solchen genicken zu wollen, wie man einen Rehbock genickt, mag jeder bleiben lassen, der noch eine Kugel zu einem Schuß laden kann. Auch bei den Kampfjagen hat sich darin der Hirsch oft bewährt. Bingley erzählt, daß ein Herzog von Cumberland um 1764 einen Hirsch mit einem Tiger in einem eingeschlossenen Waldtheil von Windsor zusammenbrachte, um sie kämpfen zu sehen. Der Hirsch wies zwei Angriffe des Tigers mit seinem Geweih tapfer zurück und beim dritten schleuderte er ihn dermaßen weg, daß der Tiger abließ. Der Herzog schenkte diesem Hirsch die Freiheit und legte ihm ein breites silbernes Halsband um, auf welchem die Erzählung des Kampfes eingegraben war.

Weiße Hirsche kamen bei uns vor 30 Jahren in der Gegend von Andechs vor und noch im Jahre 1847 in der Nähe davon bei Hochschloß. Landau erwähnt derselben auch in früherer Zeit in Hessen, ebenso braun und weiß gefleckte Hirsche. Im Park von Hellbrunn bei Salzburg befinden sich noch gegenwärtig mehrere weiße Hirsche und Thiere und kamen zu Ende des 17. Jahrhunderts im Salzburg'schen auch im Freien vor. Im Jahr 1693 wurde ein weißer

Hirsch im Revier Golling auf dem Zatteleck gefangen und 1690 einer bei Glaneck in Gegenwart des Erzbischofs Johann Ernst.

Flemming sagt, daß das Erscheinen eines weißen Hirsches Unglück bedeute; um solches Omen kann man sich beruhigen; öfter trifft bei der Hirschjagd das Unglück ein, daß auch kein brauner Hirsch erscheint.

Schwarze Hirsche sind sehr selten. Es befand sich ein solcher 1813 im Thiergarten zu Waldleiningen. Sowie zuweilen Hirsche mit mehreren Stangen, drei und sogar vier, vorkommen, ebenso gibt es welche, die nur eine Stange haben und auch solche ohne Geweihe. Erstere nannte man vormals in Hessen Mörder, letztere Mönche. Von unsern Gebirgsjägern werden die Spießer häufig Moses oder Moises genannt, weil die gewöhnlichen Strahlen am Kopf des Moses in den alten biblischen Bildern oft durch zwei Hörner, ähnlich wie bei einem Spießer, ersetzt sind.

Die Gebirgshirsche sind, je nach der Lage und Güte der Aesungsplätze, gewöhnlich stärker am Leib, als die Landhirsche und unterscheiden sich von diesen durch stumpfere Schalen der Läufe; sie wechseln oft sehr weit, und als noch auf dem Schleisheimer-Moos Standwild war, konnte man nicht selten einen Berghirsch im Rudel beobachten. Die Jäger machten meistens gleich Jagd auf den unstäten Gast und erlegten ihn gewöhnlich, indem sie den Rudel über die sumpfigsten Stellen trieben, wo die leichte Waare glücklich hinüberkam, der schwerere Berghirsch aber bei dem steten Einsinken so zu arbeiten hatte, daß der Jäger zum Schuß gelangen konnte. Umgekehrt wechseln auch die Landhirsche in's Gebirg.

Es ist oft viel Arbeit, einen erlegten Hirsch von den Bergen herunterzubringen und geschieht gewöhnlich auf Schlitten oder kleinen Karren, zuweilen muß er aber zerwirkt und theilweise getragen werden.

Es gibt dort noch Männer, deren einer allein im Stande ist, einen jagdbaren Hirsch zu tragen. Dazu wird Vorder- und Hinterlauf auf

derselben Seite geschränkt oder zusammengebunden, daß sie wie Tragriemen dienen, der Mann schlieft mit den Armen durch und nimmt den Hirsch so auf, Kopf und Geweihe hängen über die Schulter. In unserer papierenen Zeit ist es ein erfrischender Anblick, einen solchen Träger mit seinen Steigeisen zu sehen, wie er mit dem stattlichen Thier dahingeht und muß man sich wundern, daß dergleichen Bild noch von keinem Maler benutzt worden ist. Wegen der erwähnten Schwierigkeiten des Fortbringens kommt es auch vor, daß ein Jäger, der sich auf seinen Hund verlassen kann, absichtlich einen Hirsch waidwund schießt und dann den Hund daran läßt. Mit solchem Schusse geht der Hirsch immer abwärts und findet ihn der Jäger vor dem verbellenden Hund meistens an einem Bach am Fuße des Berges, wo er ihn erlegt. Man wird dieses Verfahren nicht so sehr mißbilligen können, als es auf den ersten Blick vielleicht scheinen mag, denn so oder so, der Gebirgsjäger hat ohnehin mit Mühseligkeiten, Beschwerden und Gefahren genug zu kämpfen.

Wer die Hirschjagd nur in der Ebene kennt, der hat sie, möchte ich sagen, nur halb genossen, und wer sie nicht anders als in Parken mit regelrechten Geräumten mitgemacht, der hat daran das Wenigste erlebt. In den Bergen aber sind die günstigen Verhältnisse gegeben, die ganze Herrlichkeit solcher Jagd zu entfalten. Es ist dieses ganz natürlich, denn man denke, wie dort oft ein weites Gebänge zu überschauen und das nahende Wild oft lange zu beobachten ist, ehe es in die Schußweite kommt, man denke sich, wie ein einziger Hirsch solche Landschaft belebt, während im ebenen Wald die Aussicht bedeutend beschränkt ist und in Parken das Wild oft nur momentan beim Wechsel über ein Geräumt zum Vorschein kommt. Der Stand an Edelwild ist in mehreren unserer Gebirgsreviere vorzüglich. In den Jagden von Hohenschwangau waren im Jahre 1828 nicht über 50 Stück vorhanden, gegenwärtig kann der Stand auf 700 Stück angesprochen werden,

in den Berchtesgadener-Revieren (Königssee, Bartolomä, Schapbach und Wimbach, Hintersee, Bischofswies) zu 450 Stück ꝛc.

Die früheren Feinde des Edelwildes unter den Raubthieren sind fast gänzlich verschwunden, und kommt der Waidspruch nicht mehr vor, wo es heißt: „Sag an, mein lieber Waidmann, wie spricht der Wolf den edlen Hirsch im Winter an?“ und die Antwort lautet: „Wohlauf, wohlauf, du dürrer Knab, du mußt in meinen Magen, da will ich dich wohl durch den rauhen Wald hin tragen.“ Dagegen ist der Winter selbst der gierige Wolf und der grimmige Bär, welcher in manchem Jahr gar furchtbar haust unter dem armen Wild und seine Feinde sind weiter die Calamitäten der kleingebackten Jagdbezirke und die ungenügenden Pachtzeiten, welche zu Nutz und Freude baldigst beseitiget werden mögen!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Der Damhirsch.

Es iſt oft bemerkt worden, daß jede Art von Wild im Allgemeinen eine gewiſſe Einförmigkeit im Ausſehen habe und daß es mithin kein Wunder ſeyn kann, wenn ſich Bekannte und Gatten verwechſeln oder auch anderſeits wunderbar, wenn ſie das nicht thun, was ebenfalls vorkommt. In der Farbe gibt es zwar mancherlei Nuancen, auffallende Verſchiedenheiten ſind aber immer ſelten. Bei genauerer Betrachtung finden ſich auch Unterſchiede in der Geſtalt und ſelbſt in der Phyſiognomie, ja es iſt gewiß, daß es unter dem Wild ſchöne Individuen giebt und in ihrer Art auch häßliche, wie unter den Menſchen. Bei den phyſiognomiſchen Verſchiedenheiten zeigt ſich ſeltſamerweiſe, daß dieſe mehr beim harmloſen Hirſch- und Rehwild ſich finden, als bei den räuberiſchen Füchſen, wo einer ausſieht wie der andere, während unter den Spitzbuben des Menſchengeſchlechts die größte Mannigfaltigkeit des Ausdrucks vorkommt. Ein Wild aber, welches, beſonders in der Farbe, ſehr auffallende Verſchiedenheit zeigt, iſt das Damwild (Cervus Dama). Man kann zu derſelben Zeit röthlichbraune, graue, weiße und ſchwarze, und gefleckte Individuen auf einem Rudel beiſammen ſehen und dieſes Verhältniß iſt nicht etwa auf einen beſondern Landſtrich beſchränkt, ſondern iſt allgemein und ſowohl in Parken als im Freien zu beobachten. Dieſe Abwechslung hat manchen Reiz und die Dichter, welche herkömmlicherweiſe gerne von einem weißen Hirſch oder einer weißen Hindin ſingen, können ihr Ideal unter dem Damwild leicht verwirklicht finden, während ſie beim Edelwild lange drum ſuchen dürften.

Das Damwild erinnert in mancher Beziehung an ein Mittelding zwiſchen Hirſch und Ziege und beſonders, wenn es halbflüchtig iſt, ſpringt es dieſer ähnlich ſatzweiſe auf alle vier Läufe zugleich. Da es auch vom Edelwild nicht ſonderlich geliebt wird, ſo hat Laube[1] den baſtardiſchen Urſprung des weiteren ausgeführt und werden die erſten Damkinder von den Edelhirſchen zur Rede geſtellt:

„Ihr habt von Ziegen Schwanz und Haar
Von unanſtänd'ger Länge,
Ihr galoppirt wie ein ſteifer Gaul,
Wer ſeyd Ihr, wir fragen ſtrenge!

Und als die Abkunft dargethan war, ſo

— gingen die Hirſche zornig fort,
Ein Fluch ward ausgeſprochen:
„Wer mit den Baſtarden verkehrt,
Hat Hirſchenehre verbrochen!"

So blieb das Pärchen denn allein,
Hat ſich allein vermehret;
Der Titel „ein verdammter Hirſch"
Hat ſich in „Damhirſch" verkehret.

Von ihrer Mutter behielten ſie
Die Neugier und ſchweres Verſtändniß,
Der Rothhirſch nimmt noch heut'gen Tags
Von ihnen keine Kenntniß. —

Die älteren Jäger haben behauptet, daß in der That eine ſolche Antipathie zwiſchen Edel- und Damwild beſtehe und daß durch das viele Umherziehen des letzteren das Edelwild aus ſeinen Standorten vertrieben werde, wie auch nicht zu leugnen iſt, daß ein

[1] Jagdbrevier.

Schaufler mitunter ſehr keck ſich benimmt und ſogar ſtarke Sauen vom Futterplatz jagt, um ſich's ſchmecken zu laſſen. Tebel dagegen, Wildungen und der Graf von Mellin haben das Damwild in Schutz genommen und in Parken müſſen ſich wohl beide, wie's eben geht, vertragen.

Ein alter Schaufler (ſiehe die Vignette am Schluß) iſt ein ſtattliches Thier und wird bis 250 Pfund ſchwer, das Geweih zählt bis zu 30 Enden, nach denen aber der Damhirſch nicht angeſprochen wird, ſondern man taxirt und bezeichnet ihn nach den Jahren. Das Schaufelgeweih bildet ſich erſt im fünften Jahr aus. Der Spießer ſetzt im folgenden Jahre ein Geweih von 6—8 Enden auf. In der Brunſtzeit, welche der des Edelwilds folgt, ſchreien die Hirſche oder Damböcke, wie ſie auch heißen, in kurzen Tönen und bei weitem nicht ſo ſtark wie ein Edelhirſch. Sie kämpfen dann lebhaft miteinander und ſind auch ſonſt zum Scherzen und Raufen aufgelegt und beſonders im Frühjahr vor der Zeit des Abwerfens, welche bei den ſtärkern Hirſchen zu Ende April und in den Mai fällt. Sonſt iſt das Damwild harmlos und gutmüthig.

Die Damhirſche haben keine Grandln oder Hacken (Eckzähne) wie die Edelhirſche. Sie erreichen ein Alter von 20—25 Jahren.

Das Damwild iſt in Deutſchland erſt ſeit der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts bekannt. Während Einige annehmen, daß es aus Nordafrika nach dem ſüdlichen Europa und von da zu uns gekommen ſei, iſt hiſtoriſch nachgewieſen, daß es im ſechzehnten Jahrhundert aus Dänemark von Landgraf Wilhelm IV. von Heſſen für ſeine Jagden bezogen wurde. 1570 ſchickte der König von Dänemark dem Landgrafen 30 Stück, welche in den Thiergarten zu Sababurg gebracht wurden. Das Wild wurde damals Damwild, Dehn, Dähnen genannt. Dergleichen Sendungen folgten mehrere und wenn auch das Damwild nicht überall gedieh und fortkam, ſo war es doch in einzelnen Gehegen auch im Freien

der Fall, z. B. in der Obergrafschaft Kapenelnbogen, wo man im Jahre 1629 schon 228 Tamböcke und 446 Stück Damgaisen zählte.

In dem Thierbuch Geßners von 1563 ist erwähnt, daß der „Tambirz" in den Wäldern Helvetiens „als bei Lucern offt vnd viel" gefangen werde.

Von der Statthalterin der Niederlande Maria wird erzählt, daß sie, überhaupt eine große Jägerin, auch die Jagd auf Damwild geliebt und 1549 einen Tambirsch, welchen sie mit der Armbrust erlegt, selbst kunstgerecht aufgebrochen und zum Curee hergerichtet habe. Auch die Königin Elisabeth von England pflegte diese Jagd zu treiben.

Man nannte die Tambirsche überhaupt zuweilen Damenhirsche, weil sich die Damen vorzüglich mit ihnen beschäftigten. So berichtet auch Rohr, daß im Jahre 1706 zu London „die Damen-Hirsche an der Zahl 200, in dem Park einen unvermutheten Krieg gegen einander anfiengen, und sich dermaßen schlugen und bissen, daß sie fast allesammt todt auf dem Platze blieben."

In Bayern wird das Damwild zuerst unter Herzog Albrecht V. († 1579) erwähnt „Für die Thämlhirschen zu grunwaldt ein garten zugericht per 632 fl. 2 ß. 9 dn."[1]

In den Rechnungen des Hofzeugadens von 1674—1682 findet sich kein Damwild, dagegen in den folgenden Jahren 1683—91 in den Lieferungen 93 Dändl verzeichnet sind. 1721 ließ Max Emanuel, wie bei der Hirschjagd gesagt worden, zu einer Jagd in Schleisheim auch Damwild aus dem Thiergarten zu Landshut bringen. 1751—55 incl. sind nur 35 Dändl geliefert worden.

Vorzüglich wird zu Ende des vorigen Jahrhunderts Wartenberg (Landgerichts Erding) als ein Gehege für Damwild genannt und ferner die Isaraue.

Auf den von 1825—48 gehaltenen 11 Hofjagden in den

[1] Westenrieders Beiträge. 3. 72.

Freyſinger-Revieren ſind 93 Stück Damwild, welches auch als Tannenwild aufgezeichnet, erlegt werden.[1]

Im Freien kam früher Damwild im Revier Wies bei Steingaden (von München aus eingeſetzt) vor, und zu Lindenbühl bei Gunzenhauſen in Mittelfranken. Auf der Herreninſel am Chiemſee (dem Grafen von Hunolſtein gehörig) iſt noch gegenwärtig ein Stand von 60—70 Stück und auch einiges in den Iſarauen bei München. Die Parke von Forſtenried (gegen 600 Stück), Anzing, Eichſtädt und der des Fürſten Taxis zu Stauf, ſind mit Damwild ziemlich bevölkert.

Im Gebirg iſt es bei uns niemals vorgekommen.

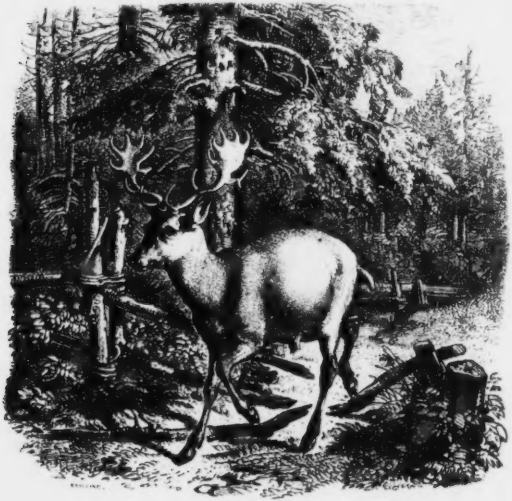
Als noch die Parforcejagd florirte hat man auch mitunter Damhirſche parforce gejagt, ſo im Anhalt'ſchen, in Frankreich und in einigen Gegenden von Irland und Schottland. Sie können aber nicht ſo aushalten wie der Edelhirſch.

Es gab eine Zeit, wo ein rieſiges Geſchlecht von Damhirſchen blühte und wären die noch beſtehenden nur halb ſo ſtattlich, ſo würden ſie gewiß in den erſten Zierden des Waidwerks zählen. Man gräbt die Reſte dieſer Herrlichkeit aus den Torfmooren von Irland, aus dem aufgeſchwemmten Land am Rhein, in Frankreich ꝛc. Die Geweihe ſolcher Hirſche haben eine Länge von 8 Fuß (alſo faſt das 4fache der gewöhnlichen) und einen Abſtand von einer Endſpitze zur andern von 11—13 Fuß. Geweih und Schädel wiegen bei einigen an 90 Pfunde. Einige Naturforſcher ſind der Meinung, daß dieſe Hirſche erſt um die Mitte des 16. Jahrhunderts erloſchen ſeyen und daß unter dem „grimmen Schelch," der im Nibelungenlied erwähnt wird, ein ſolcher Hirſch zu verſtehen ſey. Wahrſcheinlicher aber iſt, daß dieſer Schelch das Elenn geweſen, welches in Holland noch um das Jahr 1000 vorgekommen und gejagt worden

[1] Von 1841—45 ſind im Münchner Forſtjagdrevier meiſtens aus den Parken 196 Stück Damwild geſchoſſen worden: auf den königlichen Jagden von 1851—55 wurden 202 Stück geſchoſſen, die meiſten in Forſtenried, einige im Anzing.

ist, wie mehrere Urkunden bezeugen. In einer derselben von Kaiser Otto dem Großen vom Jahre 943 heißt es: „Es darf niemand, ohne Erlaubniß des Bischofs Balderich, in den Forsten der Landschaft Trenthe Hirsche, Bären, Rehe, Eber, und diejenigen Bestien jagen, welche in der deutschen Sprache Elo (Elg) oder Scholo (Schelg) heißen.“ — Dasselbe in einer Urkunde Heinrichs II. vom Jahre 1006 für einen Bischof von Utrecht und in einer dritten Conrads II. von 1025.

Der Fürst von Anhalt Dessau machte 1726 den Versuch, Elennwild im Freien zu hegen und ließ eine Anzahl Elennthiere aus seinem Thiergarten in den offenen Wald bringen. Mehrere davon zogen nach Sachsen, wo ihre Schonung befohlen wurde, man weiß aber nicht wie lange sie sich gehalten.



Schweinsjagd.

„Ein ſtark, freſſel, muthig zornig und wütend Thier iſt das wilde Schwein, allzeit wild, mag nicht heimiſch gemacht werden“ heißt es in einem Jagdbuch von 1582 (nach Geßner). Dieſer Satz iſt zwar nicht buchſtäblich zu nehmen, denn es gibt Beiſpiele auferzogener Schweine, welche ihren Herrn wie ein Hund begleitet haben, im Allgemeinen aber iſt das Thier ſo geartet und gerade deßwegen wurde und wird noch die Schweinsjagd hochgehalten und wie der Hirſch ein edles, ſo wird das wilde Schwein ein ritterliches Thier genannt „maſſen es ihm nie an Muth und Herze fehlet.“ Laube (Jagdbrevier) macht den Vers dazu:

„Sau iſt ein ritterliches Thier,
An Muth und Kraft des Waldes Zier,
Und an Verwüſtung ſo ungebährlich
Und jeder Ordnung ſo gefährlich
Wie die Ritter alle es waren.“

Dieſer Ritterlichkeit gedenkt auch der alte Spruch: „Ein Kriegsmann ſoll drey Eygenſchafften an ſich haben, den beherzten anfall eines Hetzhunds, die flucht eines Wolffs vnd gegenwehr eines Schweins.“ [1]

Wegen ſeiner Tapferkeit iſt der Keiler auch öfters zum Wappenbild gewählt worden, und wie man den Reiher und den Pfau ehrte,

[1] Eine andere Lesart benimmt dem Wolf den Angriff und nennt für den Rückzug den Fuchs.

indem man ſie bei hohen Gelobniſſen berührte, ſo geſchah es nach ſcandinaviſchen Sagen mit dem Keiler. So ſchwört König Ring den Fritbiof zu fangen und berührt dabei einen zubereiteten Keilerkopf.

„Und König Ring erhebt ſich in ſeinem Silberhaar,
Des Thieres Stirn berührend, gelobt er dieſes klar ꝛc.“

Das wilde Schwein eignet ſich für Parke mehr als irgend ein anderes Wild, da des Waidmanns Luſt dabei verhältnißmäßig am wenigſten beeinträchtigt wird.

Das Jagen in Parken, wenn ſie nicht ſehr groß ſind, ſteht dem ächten Waidmann immer weit zurück gegen das Jagen im Freien, denn ſchon die Leichtigkeit Beute zu gewinnen oder einen begangenen Fehler ohne beſondere Opfer wieder gut zu machen, mindert das Vergnügen, da man das Wild als Preis verlangt für Arbeit, Anſtrengung und bewieſene Geſchicklichkeit; fällt daher Letzteres mehr und mehr weg, ſo ſinkt auch der Werth des Preiſes. Ein weiterer Umſtand, der die Parkjagd herunterdrückt, iſt der, daß des Wildes Natur durch das Parkleben allmählig eine andere wird. Eine gewiſſe Schwäche und Mangel an Selbſtvertrauen, möchte man ſagen, gibt ſich als Zeichen der Gefangenſchaft, der künſtlichen Fütterung und anderer Einflüſſe kund, ſo vorzüglich bei dem Rothwild. Die Thiere verkümmern, das wildfriſche Leben, welches ihnen im Freien eigen, verliert ſich, ſie entbehren des Stolzes auf ihre Kraft, ſie ſind ein ſchwindendes Geſchlecht. Das wilde Schwein aber verhält ſich darin ganz anders. Findet es nur genug gute Aeſung, ſo gedeiht es unbekümmert um die Freiheit und wird nicht von nagender Sehnſucht des Ziehens und Wanderns ergriffen, wenn es durch die Parkdillen nach den weithin ſchimmernden Ebenen ſchaut und nach den fernen blauen Bergen, oder es iſt wenigſtens leicht mit einer tüchtigen Portion Eicheln,

Kartoffeln oder Kastanien zu trösten. Wegen so völliger Unzugänglichkeit zu irgend einer Art von Sentimentalität, welche die Nerven abspannt oder überspannt, bewahrt denn eine ordentliche Sau auch im Park ihre Wildheit, ihren Muth und ihren Trotz. Wenn ein Keiler merkt, daß es an's Jagen geht, so ist's ihm zwar nicht gleichgiltig, doch hängt sein Thun und Lassen mehr von der momentanen Laune ab als von Reflexionen über kluges Benehmen unter den drohenden Umständen. Liegt er gerade recht bequem in seinem Lager oder Bett, so bleibt er wohl liegen, bis ihn fast der Stock des Treibers trifft oder der aufspürende unausstehliche Kläffer mit scheuem Visse an den Borsten rupft und rumpelt dann unwirsch schnaubend gegen Treiber und Hund und bricht durch die Linie; ein anderesmal aber, da er gerade nicht faul ist, erhebt er sich schon bei dem leisesten Geräusch, welches eine Jagd andeuten kann (das Gehör ist schärfer als bei irgend einem andern Wild) und schleicht wie ein Fuchs durch's Dickicht, um aus dem Bogen zu kommen.[1] Gelingt es nicht und wird er des Flüchtens müde, so überkommt ihn nicht Zittern und Zagen, sondern im Gegentheil Trotz und Wuth und er setzt sich im nächsten Dickicht fest und wetzt wie die Jäger sagen, in seiner Bosheit die Hauer, um Alles was sich naht, auf den Tod zu schlagen und zu zerfleischen.

Man muß nicht glauben, daß einem rauhen und wetterbarten Waidmann das Gefühl des Mitleids für Thiere fremd sey, er mag sie nicht ohne Noth leiden sehen und geschieht ihm oft mehr weh dabei als sogenannten zarten Naturen, aber gerade deßhalb ist es eine Lust mit einem schäumenden Keiler anzubinden, der ein wahrer

[1] Ein seltsames Treiben aus sumpfigen Gegenden am Rhein erwähnt Kaysler. Man errichtete auf der Seite, wo der Wind herkam, eine Reihe von Stangen und zündete daran Schwefel an. Der Geruch des brennenden Schwefels, der in den Bogen zog, trieb die Sauen heraus und gegen die auf der andern Seite aufgestellten Schützen.

Eisenfresser ist und auf den Ruf Hus Sau! sich selber in den vorgehaltenen Spieß (die Schweinsfeder) oder in den Hirschfänger hineinbohrt, bis er verendend zu Boden stürzt. Von der Bosheit der Sauen wäre mancherlei zu erzählen und sie können sogar fast Raubthiere genannt werden wie die Bären und Wölfe. Rothwild und Damwild, wenn es den Park mit ihnen theilt, ist schlimm genug daran und wittern sie den Schweiß eines angeschossenen Stückes, da sie in der Abenddämmerung aus ihren Dickichten ziehen, so beginnt eine nächtliche Jagd auf das wunde Thier, welche erst mit dem Fangen desselben endet und dann geht es mit Aufschneiden drüber her und verzehren sie unter Neid und Streit gegeneinander die besten Braten.

Die Alten haben auch die Wuth gejagter Keiler mit besonders lebhaften Farben gemalt. So heißt es bei Xenophon, daß ihre Hauer wenn sie zornig sind, glühend werden und den Hunden die Spitzen der Haare versengen, wo sie dieselben beim Schlagen streifen. So weit haben es unsere Keiler nicht gebracht, es hat sich aber auch das Schlagen der nicht glühenden Hauer von jeher einen solchen Respekt verschafft, daß man damit schon zufrieden ist und ein Mehreres nicht verlangt.

Sowie den Gemsen die Vorsicht das Revier zu recognosciren, in welches sie flüchten wollen und das daher rührende öftere Stehenbleiben und Herumschauen beim Jagen zum Verderben gereicht, so ist die trotzige Trägheit der Sauen ebenso gefährlich für diese. Man hatte sonst eigene Hunde mittlerer Größe, die sogenannten Saufinder, welche man bei Jagd und Birsche gebrauchte; diese ließ man im Holz versuchen und trafen sie auf ein starkes Schwein, so gaben sie vor demselben Laut oder verbellten es, wobei das Schwein meistens Stand hielt und der Jäger zum Schusse sich anschleichen konnte.

Die üblichste Art der Jagd war aber das Hetzen oder die

Haß. Dazu wurde, wenn ein guter Keiler in einem großen Dickicht bestätigt war, der zur Jagd unentbehrliche Theil des Holzes mit Tüchern oder Tuchlappen verwehrt und wurden Jäger mit leichten Ruden auf Wechsel oder Durchschläge gestellt, andere mit den schweren Hunden standen ebenfalls bereit und nun wurde ein Saufinder in's Dickicht gelassen. Wollte der Keiler nicht vom Fleck, so ließ man ein paar flinke Hunde daran, daß er endlich aus dem Lager fuhr und flüchtig ging. Sowie er die Wechsel der Jäger passirte, bellten diese die Ruden, welche ihn bald ermüdeten, da er sich dann stellte und mit den Waffen (den Hauzähnen) um sich schlug und seine Ritterlichkeit bewährte. Nun schickte man die großen, öfters mit Panzersäcken beschirmten Hunde zu Hülfe, während die Jäger zu Pferde dem Jagen folgten und nach dem Saurevier eilten. Die großen Hunde aber packten endlich den Keiler so fest am Gehör, daß er nicht mehr schlagen konnte und der nächste Jäger oder dem die Ehre zugetheilt war, stieg vom Pferde und gab ihm, wenn er so von den Hunden *gedeckt* war, mit dem Hirschfänger den Fang unter dem Blatt.[1]

So gar sicher war der Handel gleichwohl nicht, denn öfters riß sich der Keiler von den Hunden los und kam der Jäger hart in's Gedränge. Der Fang oder ein Schuß wurde auch vom Pferde herunter gegeben, welches aber bei manchen als unritterlich galt. Von den Hunden gingen gewöhnlich einige zu Grunde, woher das Sprichwort: „Wer Schweinskörie haben will, muß Hundekörie

[1] Bei wilden Hunden und bei den z. B. in Preußen noch üblichen, wie von einem Jäger die von den Hunden gerackte Sau *ausgehoben*, d. h. an den Sprungzeugen der hinteren Läufe gefaßt und in die Höhe gezogen, daß sie nicht mehr schlagen kann. Dann werden die Hunde abgebrochen und gibt ihr der Jagdherr oder ein anderer Jäger den Fang. Seit 1827 besteht in Berlin eine Actiengesellschaft (an deren Spitze die königlichen Prinzen) zu leichter Jagd. Es werden verhältnißmäßig wenig Hunde verloren und ist angegeben, daß bei 378 Hatzen nur 31 ums Leben gekommen.

daran wenden." Ein tüchtiger Hund fing zuweilen ein Schwein ganz allein, indem er ſich über daſſelbe ſchwang und es beim Gebor packte, wo er dann nicht mehr geſchlagen werden konnte.

Es bedarf nicht vieler Phantaſie ſich in das Romantiſche der Lage des Jägers bei ſolchem Waidwerk zu denken, das Durchbrechen der Wildniß zu Pferde, das Schnauben und Bäumen des edlen Thieres, wenn es dem weithallenden Getümmel der wüthenden Hunde immer näher kam, der Anblick des würgenden Knäuels durch die grünen Büſche und mitten drin der ſchäumende Keiler mit ſeinen blitzenden Hauern links und rechts den Tod ſendend und nun vom Pferde mit der blanken Klinge in den Haufen hinein und des Augenblicks zu gewahren, wo der Fang zu geben, Alles das mußte von aufregenden, wilden und ernſten Scenen und Stimmungen begleitet ſeyn.

Daß man ſchon zu Kaiſer Hadrians Zeiten (c. ann. 138) zu Roſſe Jagen beßte, geht aus einer Grabſchrift hervor, welche der Kaiſer einem ſeiner Pferde Vernübenes ſetzen ließ. Es heißt,[1] daß dem die pannoniſchen Eber verfolgenden Thiere keiner je zu ſchaden gewagt mit dem weißlichen Hauer oder ſeines Rachens Schaum an deſſen Schweifſpitze geſchleudert habe, wie zu geſchehen pflege.

Eine Jagd dieſer Art, welche Karl der Große bei Aachen gehalten, iſt in einem lateiniſchen Gedicht vom Jahre 799 beſchrieben.[2]

[1] Pannonios nec ullus
Apros cum insequentem
Dente aper albicanti
Ausus fuit nocere
Vel extimam saliva
Sparsit ab ore caudam
Ut solet evenire.

[2] Das Gedicht wird Theodulf, Biſchof von Orleans (früher missus dominicus im Dienſte Karls) zugeſchrieben; nach Benguet iſt der Verfaſſer unbekannt. B. Rerum Gallicar. et Francicar. Scriptores T. V. p. 388.

Unter dem Gefolge Karls iſt ſeine Tochter Theodrada genannt, auch Rhodhaid (auf einem ſtolzen Roſſe mit einer Hirſchdecke) und Hildrud werden erwähnt. Die Hunde (Molossi) werden gelöst, die Reiter umſchwärmen den Bogen bis die Jagd anhebt und das Horn erſchallt, wo dann die Hatz fortgeht.

D'rauf entflammte das Horn zum Kampf die mächtigen Hunde,
Wo den verwachſenen Grund durchbricht der fliehende Keiler;
Zeichnend die Richtung des Gangs mit den fallenden Blättern der Bäume
Eilet er ſchnaubend dahin, im Zorne wetzend die Hauer,
Bis ihm der Athem verſagt und nun mit den tödtlichen Waffen
Schlägt er der Hunde Schwarm und wirft ſie gewaltig zu Boden.
Sieh' da naht dem Gewühle der Held mit blitzendem Schwerte,
Schneller als Vogelflug durchbebrt es die borſtige Decke,
Dringend tief in die Bruſt und verendend ſtürzet der Keiler.

Die Jagd wird dann mit Treiben fortgeſetzt und Karl erlegt viele Sauen mit dem Wurfſpieß (missile ferrum).

Die Hunde waren beim Verfolgen einer Sau ſo wüthend, daß ſich der Reiter in Acht nehmen mußte, zwiſchen ſie und die Sau zu kommen, denn in ſolchem Fall haben ſie oft das Pferd gepackt, niedergeriſſen und Pferd wie Reiter furchterlich zerbiſſen.

Die großen zum Fangen und Hauptkampf beſtimmten Hunde waren gewöhnlich engliſcher oder irländiſcher Race, ſog. Doggen, die auch Leib- und Kammerhunde hieſen, da ſie als Lieblinge ihrer Herren in deren Schlafkammer ihre Lagerpolſter und Bärendecken hatten. Die Panzer waren von ſtarkem theilweiſe mit Haaren und Wolle dick gefüttertem und vielfach unternähtem ſchwarzen Barchent, an der untern Seite aber mit Spangen von Fiſchbein wohl bewehrt.

Auf alten Schloſſern ſieht man die fürſtlichen Herren oft mit einem ſolchen Leibhund an der Seite abgebildet. Noch 1812 prangten

bei einer königl. Jagd in Württemberg unter den dritthalbhundert Hatzhunden zwanzig solcher Panzerhunde.

Das Kloster Benediktbeuren war im Anfange des vorigen Jahrhunderts um seiner Hunde wegen berühmt. 1717 ersucht ein Graf d'Albert (nachmaliger Prince de Grimberg) den Prälaten um zwei Rüden zur Schweinshatz „so groß als sie immer seyn können," da das Kloster genugsam mit solchen versehen sey. Er erhielt sie auch. 1737 wünscht der Churfürst Carl Albrecht ein paar gute „Saischhundt" (Schweißhunde). Mehrere dergleichen Gesuche finden sich in den Klosterakten.

Im eingestellten Jagen wurden die Sauen auch auf den sog. Lauff gehetzt, d. i. nach dem Abschußplatz und wurden da aus dem Schirm geschossen oder es fingen sie die Herren außerhalb des Schirms mit der Feder oder dem Hirschfänger ab. Diese Saufeder heißt auch Schweinsspieß und 1474 findet sich die Benennung Eberspieß. Seltener wurden die Sauen mit dem Wurfspieß (Javeline, Javelin) oder mit der Lanze vom Pferde aus gefällt; manchmal geschah das Abfangen zu Fuß und zu Pferde wie bei einer Jagd August II. von Sachsen 1737 im Saugarten hinter Neustadt-Dresden, wo 400 Sauen erlegt wurden.

Es war auch Mode unter dem Eisen kleine buntfarbige Fähnlein anzubringen, da dann, wie v. Rohr (Ceremon. Wissensch.) sagt, „curieus und lustig anzusehen, wie dieses Wildpret mit solchen Spiessen, darinnen die Fähnlein stecken, ganz rasend fortläufft."

Daß die Jäger vor Zeiten von härterem Holz waren, als sie heutzutage sind, erweisen mancherlei Beispiele.

So schreibt 1581 ein Graf von Henneberg in seinem 70sten Jahre an den Landgraf Wilhelm von Hessen, daß er vom Roß einem Schwein den Fang auf den Kopf gegeben, wobei der Spiesschaft, den er unterm Arm geführt, entzwei gebrochen „das zeigen

E. L. (Euer Liebden) als einem Waidmann wir darum an, daß sie gleichwohl zu vernehmen, daß wir, als ein sechs und zwanzig Jähriger (d. h. gleich einem solchen) dannächst noch etwas mit unseren Fäusten vermögen." [1]

Bei einer Hatz, zu welcher 1582 der Landgraf Wilhelm von Hessen den Erzbischof von Bremen und den Grafen von Hennebera eingeladen, war der letztere so krank, daß er in den Wagen zur Abfahrt nach dem Jagdplatz getragen werden mußte. Unterwegs wurde ihm schon etwas besser, „zu Spangenberg aber, schreibt der Landgraf, als E. L. an die wilden Sauen kommen, sind sie wieder auf's Pferd gesessen und gar gesund worden."

Manches Abenteuer des Kaisers Maximilian zeigt die Gefahren, denen sich ein Waidmann damals aussetzte. So heißt es im Theuerdank, „Maximilian krech in Oesterreich, auß frecher Jugend, einem großen bauenden wilden Schwein, auf allen vieren allein mit einem bloßen Degen, durch eine gar dicke Hecken, in einen Busch, darinnen es lag, nach, und erwürgte selches mit seinem Schwert." Im Brüsler Wald geschah es ihm, daß, als er ein Schwein abzufangen vom Pferde steigen wollte, das Schwein ihn übereilte, „daß er ihm mußte den Fang geben, als er noch den einen Fuß in dem Steigreif, und nicht Zeit hatte, völlig abzusteigen, noch sich recht nach Vortheil zu stellen, das Schwein schlug seinem Pferd einen Schenkel ab."

Ein anderes Abenteuer erzählt: „Maximilianus rite auff einem braunen Türkischen Pferd in Braband auff ein Schwein-Jagen, welches, wie er Ihme vernahm, nicht zu Fuß, sondern auff dem Pferd zu haben, als nun die Hund nach dem Schwein außgaben, rennet Er dem Gebell nach, indem nun das Schwein ihn ersehen, verließ es die Hund und setzte Maximiliano heftig zu, stieß das Pferd mit den Waffen in den Bauch und Maximilianum an einen

[1] Dr. G. Landau, Beiträge zur Geschichte der Jagd ꝛc.

Fuß, daß Er länger als acht Tag hinket, als das Pferd nun unter Ihme todt dahinfiele, nach Maximilianus das Schwein im fallen, blieb aber darneben ligen, weilen Er deß Fußes halber weder ſtehen noch gehen kondte, biß man Ihne fand, und auff einem andern Pferd nach Hauß brachte."

Gelegenheitlich mag hier angeführt werden, daß dieſer „letzte Ritter" und Hauptjäger in Bayern das Jagen gelernt hat. 1475 als Erzherzog begab er ſich mit ſeinem zugeordneten Hofſtaat von 60 Pferden nach dem Biſchofsſitz Tillingen und verweilte da ein ganzes Jahr, in welcher Zeit er durch „Tipolten von Stein, zu Raiſenburg Rittern" zur Jägerei angewieſen wurde, „welche Fürſtl. Ubung Er mit ſonderbarem Luſt erlernte und mit ſolcher Emſigkeit, daß Ihme alle Ritte, Steige, Klingen-Forſt, Waſſer, Wälder, Berg und Thal, in der Markgrafſchaft Burgau, auch in der Gegend zwiſchen dem Lech, Donau, Iler und Altmühle, viel beſſer als einigem Landmann ſelbiger Orten bekandt wurden."

Auf der Schweinsjagd ſich als tüchtig zu bewähren, mußte um ſo mehr Anerkennung finden, als das Abfangen mit dem Eiſen einem ritterlichen Jäger beſonders zuſtand und das Handeln aus ſicherer Entfernung weniger Geltung hatte. So beſingt ſchon Michel Behaim 1469 den Churfürſten Friedrich I. von der Pfalz (der Siegreiche) in ſeiner Reimchronik:[1]

„Ey wer hat die noch anderswo
je kein furſten geſehen (der) ſo
manch wild, hauwend, griffgramend ſchwin
felln vnd vaben mit dem ſchwert hin
als unſer Friderichc
dyſer furſt lobeliche.

[1] C. Heſſmann. Quellen und Erörterungen zur bayeriſchen und deutſchen Geſchichte. B. III.

Es wird dann des Herkules und des Erymanthiſchen Ebers erwähnt und heißt weiter:

„Aber unſer Furſt Friderich,
der durchluchtig, hochgeborn, löblich,
Synen eltern den Herculem
wyt ubertroffen hat in dem
mit ſölchez, lobez priſe,
als ich uch hye bewyſe;

Wann der wilden hauwenden ſchwin
wol tuſend vnd dannocht me ſin
vff bergen, im tal vnd gevild
vnd ſuſt an manchen enden wild
alein hat bindergangen
vnd mit dem ſchwert gefangen.

Dieſe Abenteuer beſprechen auch viele Briefe, die auf uns gekommen ſind, denn die Jagd war natürlich oft Gegenſtand derſelben und die Fürſten und Herrn theilten ſich gerne gegenſeitig ihre Erlebniſſe mit.

So ſchreibt 1565 der Landgraf von Heſſen[1] an ſeinen Sohn Ludwig, da er 46 Sauen und darunter 8 hauende Schweine gefangen: „Und wir ſind an eine ziemlich große Sau kommen, die ledig geweſen und hat geſtanden an einem ſtickeln Berg; da viel Sau Gerafftein geweſen, daß wir zu Pferd nicht haben wohl zu ihr kommen können, denn der Schnee hat geglidden, und iſt alſo geweſen, daß er ſich gebellet und ſind abgeſeſſen und neben Karlewitz, Joſt Jäger und Hanſen von Rotenburg zu ihr gangen und wie die Sau unſer ſichtig worden, hat ſie unſer den nächſten begehrt und ob wir ſie wohl getroffen, hat ſie uns doch gelaufen,

[1] Landau. Geſchichte der Jagd in beiden Heſſen.

daß wir auf dem Rücken gelegen, desgleichen Karlowitz auch; und haben sie Jost Jäger und Hans von Rotenburg von uns gestochen, hat uns durch ein Stiefel gehauen, aber nicht wund und ist eine sehr lustige Jagd gewesen."

Der Landgraf Wilhelm IV. von Hessen schildert ebenso in seinen Briefen wie es oft arg bei den Saujagden herging. „Wir wollenn auch E. L. nicht verhaltenn, das wir itze albier gar ein schwinden blutigen Kriegk mit den wilden Sauen füebrenn. Dann wir deren vff dreien Jachtenn 413 erlegt, wiewohl sie sich, das wir ihnen nachgeben müßten, redlich gewähret, haben Fürsten vnnd vom Adel, darundter große Rittmeister, die vor Mästricht ihre Pferd unbeschedigt darvonn pracht, die Pferde auch etzlicher vom Adel, Jeger vnnd Bauren selbst geschlagen, vnd mit Geulen vnd andernn vberhauffenn gelauffen, auch den Bauren so vff Beume entfliehen wollen, nachgesprungen, bei den Füssen erwüscht vnnd widder herab gezogenn, doch seinde vnsere englische Rudden biß anhero noch Gottlob zimblich ledig außgangenn, was nun weiter darauff ervolgtt, sollen E. L. vonn vnns freundlich verstendigt werdenn, wir haben E. L. offt darbey gewünschett, daß sie den Lusten auch mit betten mögen ansehen." Derselbe meldet 1581 in einem Schreiben an den Herzog Adolph von Holstein den Tod seines „frommsten Kammerjungen" Klaus Rantzau, gelegenheitlich einer Schweinsjagd.

„Wiewohl wir nun eine sehr lustige Jagd gehabt, darinnen wir 121 Säue gefangen, und sonst Gottlob! ohne Schaden abgegangen, so ist doch zuletzt der genannte Kammerknabe, welcher ohne unser Vorwissen bei den Verbetzern gestanden, aus 'm Schirm gelaufen, und seinen Dolch, den er zuvor verloren, suchen wollen.

Indessen kommt ein Schwein vor den Hunden gegangen, da läuft er zu und will es fangen. Wiewohl ihm nun einer seiner Gesellen (ein Treusch von Buttlar) welcher an jenseit des Grabens,

zugeschrien, er sollte gemach thun und sich vorsehen, denn es wäre ein Schwein (nämlich ein starker Keiler) so ist er doch fortgetreten, den Spies vorgeworfen, und fängt das Schwein vorn auf den Kopf, da schlägt ihm das Schwein den Spies aus und schlägt den armen Jungen gleich über'm Knie in's Dicke dermaßen eine harte Wunde, daß alle Adern durch und durch bis auf's Bein des Schenkels entzwei gewesen, und ob ihm wohl unser Jäger einer zu Hülf kommen wollen, so hat doch solches von wegen eines tiefen Grabens, so zwischen ihnen gewesen, sobald nicht thuen mögen, also daß Rautzau danächst umgefallen und als man ihm nah kömmt etliche Worte zugeredet und ihn zu Gott ermahnt, hat er noch einmal oder etliche geseufzt und ist sobald selig entschlafen."

Die Sauen jener Zeit waren freilich theilweise Riesen gegen die jetzigen, und besonders in Hessen erreichten sie eine ungewöhnliche Größe und Schwere. Es werden oft hauende Schweine von 4 Centner und darüber angeführt und 4 Fuß hoch und $7\frac{1}{2}$ Fuß lang. Unter den Sauen, welche die Churfürsten Johann Georg I. und Georg II. von Sachsen um 1630 und 1668 erlegten, sind die stärksten Keiler zu 5—6 Centner, ein Gewicht, welches mitunter die Bären nicht erreichten, angegeben, die stärksten Bachen zu 4 Centner und auf dem ehemaligen würtembergischen Schlosse zu Urach fand sich ein hauendes Schwein abgebildet, welches der Herzog Ulrich 1507 gefällt hatte, wo die Unterschrift besagt, daß es bei 7 Fuß 3 Zoll Länge eine Höhe von 5 Fuß 2 Zoll gehabt habe. Man denke sich die Wucht und Gewalt eines solchen Thieres!

Kein Wunder, wenn der Waidmann da guter Dinge war und selbst im Jagdhumpen gern an das ritterliche Wild erinnert wurde, wie einen solchen der Markgraf Friedrich von Baden 1605 in reich vergoldetem Silber fertigen ließ. Er stellt einen Schweinskopf vor und faßt $1\frac{1}{4}$ Maas. Dieser Humpen wird noch zu Kandern aufbewahrt und derjenige, dem er vorgesetzt wird, muß sich in das

Stiftungsbuch einschreiben, welches das „Wilkum-Buch zu Kander“ heißt. Der Markgraf selbst schrieb 1605 hinein:

„Als mir das Waidwerk wohl abgangen,
Und ich ein gutes Schwein gefangen
Und auch mit Freuden kam nach Haus
Trank ich den Willkhom erstlich aus.“

Die Schweinsjagd wurde vom 16. bis Ende des 18. Jahrhunderts und noch im Anfang des gegenwärtigen in Deutschland theilweise in einer Ausdehnung getrieben, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann und nur der dreißigjährige Krieg that einigen Abbruch. Vorzüglich reich an Schwarzwild waren die hessischen Waldungen, worüber Landau's Jagdgeschichte sehr schätzbare und ausführliche Details enthält. Die oben genannten Landgrafen erlegten nicht selten in einer Jagdzeit über tausend Sauen. Unter dem Landgrafen Ludwig VIII. wurden die sogen. Sau-Dukaten geschlagen, sie zeigten auf einer Seite ein Schwein, auf der andern den für die Jägerei eben nicht sehr schmeichelhaften, sonst aber eine ziemlich erprobte Wahrheit enthaltenden Vers „durch den Dukaten ward ich verrathen.“ Aehnliche Dukaten hatte man für die Hirschjagd. Um interessante Vorfälle auf die Nachwelt zu bringen, waren gewöhnlich Jagdmaler im Gefolge des Landgrafen, darunter der Maler Eger sich in treuen Darstellungen besonders auszeichnete.

Die sächsischen Churfürsten Johann Georg I. und J. Georg II. hatten noch reichere Gehege und es klingt fast fabelhaft, wenn man aus den Verzeichnissen ihrer Jagden ersieht, daß sie mit ihrer Begleitung in einem Zeitraum von 68 Jahren (1611–1680) über 50,000 der schwarzen Borstenträger erlegt und gefangen haben. Mögen auch, wie wahrscheinlich, die Angaben übertrieben sein, so geben sie immerhin Zeugniß außerordentlichen Wildstandes.

In Preußen war um 1728 des Schwarzwilds so viel, daß sich oft keine Käufer dafür fanden. Da wußte man aber in jenen Zeiten Rath; zum Theil mußten die Bediensteten der verschiedenen Collegien, Räthe, Secretäre, Canzellisten ꝛc. die Sauen für ihre Küche annehmen und bezahlen, zum Theil waren es Bürger, Kaufleute ꝛc., denen man sie aufnöthigte, den bedeutenden Rest aber mußten die Juden in Berlin annehmen. Im Falle sich der eine oder andere nicht willig zeigte, lud man ihm die verhaßten Sauen vor der Hausthüre ab und ging dann der Handel schneller, nur um den Gräul eines Schweines nicht vor den Augen zu haben. Viele wußten mit dem erkauften Wilde nichts anzufangen, als es zu verschenken.

In Würtemberg war bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts immer ein bedeutender Stand an Schwarzwild.[1]

Zu einer Jagd des Herzogs Karl wurden 1782 außer 6000 Stück Hoch- und Rehwild auch 2600 Sauen eingefangen und bis zum Tode des Königs Friedrich war die Jagd vorzüglich. Als er in den letzten Jahren befahl, daß diejenigen, welche über Wildschaden zu klagen hatten, deßhalb einkommen sollten, machte ein Pfarrer die Eingabe:

Euer Königlichen Majestät Allerhöchste Sauen haben meine allerunterthänigsten Kartoffeln gefressen. — So berichtet ein vorzüglicher Waidmann, der verstorbene Herzog Heinrich von Würtemberg im Jahre 1835 und nennt sich damals, charakteristisch für die Wendungen der Zeit, „Jäger ohne Wild und ohne Hoffnung, daß Diana ihm wieder lächelt.“ Sie hat ihm aber doch noch einmal gelächelt, wie bei der Hirschjagd erwähnt ist.

In Oesterreich befahl Kaiser Joseph II. schon 1786, daß Schwarzwild nur in Parken gehalten, im Freien aber wie

[1] 1761 kostete ein Wildschwein durchschnittlich nur 5 fl.

Raubthiere behandelt und zu jeder Jahreszeit von jedermann gefällt und gefangen werden solle.

Aus den ältesten Urkunden ersieht man, daß in Bayern die Hirschjagd bedeutender war, als die Schweinsjagd. So finden sich im Gjaidregister des Herzogs Wilhelm IV. von 1545 in diesem Jahre 515 Sauen verzeichnet, während die Zahl des erlegten Rothwilds 2000 Stück betrug. Die Jagden und Hatzen fanden vorzüglich statt zu Hechenkirchen, Geisenfeld, Röschingerforst, Landshut ꝛc.

Das Jagdbuch des Herzogs Albrecht V. von 1555—1579 gibt 525 Sauen an, welche der Herzog eigenhändig erlegte, die Zahl des erlegten Rothwildes ist dagegen auf 4783 Stück angegeben.[1]

Von 1618 werden Schweinshatzen von Churfürst Maximilian I. angeführt, welche in Mindelheim abgehalten zehn Tage dauerten. Es muß der Wildstand damals ziemlich bedeutend gewesen seyn, weil 1637 auf Antrag des Jägermeisters Grafen Wilhelm von Hohenwaldegg verschiedene Jagdbezirke in Ober- und Niederbayern pachtweise vergeben wurden, um den Unterthanen sowohl wegen des Schwarzwilds als wegen der Wölfe, heißt es, zu helfen und dabei einige Rente zu erzielen.[2]

Zu den Schweinshatzen und Birschen wurden vorbehalten:

Grünwald, Sauerlach, das Ueberreiteramt Täuing, Hoffelding, Hechenkirchen, das Ueberreiteramt Pörring, Vorsterried, Wangen, Traubing, Prunnen, Schöngeising, Pfaffenhofen, Ingolstadt sammt der Meringer- und Künsau, Eichelforst, Tirnpuech sammt dem daran stoßenden Gemain, dann Mainburg. Ferner das Jaregger-amt und das Wildbahnbereiteramt Landshut, Wartenberg, der

[1] Vom Schwein hatten die Jäger 1 fl. 15 kr. Fangzeld, von „Pachen" 45 kr. Es gab damals auch im oberbayrischen Gebirge einiges Schwarzwild in den Klosterjagden von Tegernsee und Benediktbeuern, wo jährlich 5—6 Stück gefangen wurden.

[2] Schrank gibt an, daß unter Churfürst Maximilian I. die Schweinsjagd der Kammer jährlich 200,000 Gulden eingetragen habe.

Seyboltstorfer-Pegen im Cröningeramt, Ergolsbach, Mattighofen, Maurkirchen, Burghausen und Oetting.

Obwohl der Churfürst ein großer Freund der Jagd war, so wurde doch stets das Eigenthum der Bauern an Feld und Aeckern möglichst geschont und sollte bei großen Jagden, zu welchen fremde Potentaten oder Fürsten eingeladen waren, wegen Reitens oder Fahrens durch fremde Grundstücke zuvor mit den Besitzern unterhandelt werden, und im Fall eine Vereinigung nicht zu Stande käme, gar nicht gejagt werden. Die damals abgehaltenen Hirschjagden, Hirsch- und Schweinsjagden und Hatzen kosteten im Verhältniß gegen die früheren nicht viel, eine Hauptrechnung von 1599 gibt 3868 fl. für sämmtliche Jagden an, darunter auch die niedern Jagden und die Kosten auf Versuchen der Bären in der Grafenau und an der Scheia bei Murnau. Es wurden zu den Schweinshatzen 3—400 Rüden gehalten, später aber auf 200 reducirt.

Da im Laufe des dreißigjährigen Krieges sich vielerlei Gesindel mit Wilddieberei beschäftigte und im Lande herumtrieb und die Bauern auch Büchsen führten, die sie in Ermanglung einer Gelegenheit zu eigener Vertheidigung zum Wildschießen verwendeten, so ergingen 1648 und 1649 deßhalb mehrere Erlasse, um Ordnung und Jagdschutz aufrecht zu erhalten.

Im Jahre 1630 wohnte der Kaiser Ferdinand II. der Hirschjagd und Schweinshatz um Regensburg bei und den Birschen auf der Perlacherhaide; und ebenso Ferdinand III. 1640 der Schweinshatz um München und Regensburg, wie aus den betreffenden Jagdamtsakten unter dem Jägermeister Grafen von Marktrain zu entnehmen ist. Wo und so lange der Kaiser jagen wollte, da mußten auch die mit Gnadenjagden begabten auf ihre Rechte verzichten, wie ein Erlaß der Churfürstin Maria Anna von 1653, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Ferdinand Maria, bezüglich der Jagden um Regensburg kundgibt.

Im Jahre 1660 hielt der Churfürst Ferdinand Maria, zu Ehren des Erzbischofs von Salzburg, Sau- und Wildprethjagden in Forstenried, Grünwald, Schleißheim und Cantina, welche Jagden 794 fl. kosteten. 1662 war zur Tauffeier Max Emanuels unter andern eine Schweinshatz zu Schleißheim. Desgleichen wurden 1670 bei Anwesenheit des Churfürsten von Köln Schweinshatzen und Wildprethjagden gehalten in der Gegend von Leonsperg, Hofdorf, Glaimb, Landshut, Ilaresa, dann Hofelding, Grünwald und im Thiergarten zu Possenhofen (Kosten 2071 fl.).

Die Minderung des Schwarzwilds um jene Zeit veranlaßte den Churfürst Ferdinand Maria 1670 die Concessionen des Hetzens und Jagens auf dieses Wild einzuziehen, sowie das Blenkeln im kleinen Waidwerk in den Bannforsten denjenigen zu untersagen, welche die sog. Edelmannsfreiheit genossen und gemäß derselben befugt waren, das kleine Waidwerk auf eigenem und fremden Grund auszuüben, so weit sich „das plau am Himmel erstrechte," doch wurde später eine beschränkte Erlaubniß wieder gegeben. Der Churfürst erließ auch mehrere Wildschützenmandate und sollten die Hauptwilderer nach München in den Falkenthurm geliefert und da processirt werden.

Der Herzog Maximilian Philipp, Bruder des Churfürsten Ferdinand Maria erhielt nach dessen Tode vom Churfürst Max Emanuel 1680—82 die Erlaubniß in der Herrschaft Mindelheim Saubatzen zu halten und Max Emanuel selbst war ein Freund dieser Jagd, die er vorzüglich um München und zu Grünwald ausübte.[1]

Im Spessart war zu Ende des 17. Jahrhunderts der Erzbischof von Mainz, Anselm Franz, Jagdherr und ging oft lustig da zu mit den Sauen. An einem Schloßthor zu Aschaffenburg ist

[1] Von 1674—1682 wurden in den Hofzörgaden und Heilkuchen 952 Sauen geliefert, von 1683—91 betrug die Lieferung in 926 Stück.

noch der Kopf eines Keilers angeheftet, welchen bei einer Jagd 1680 der Leibmedicus des Fürsten, P. von Hartenfels mit dem Eisen aus freier Hand abgefangen. Der Keiler war nicht angeschossen, brach den am Kopf steckenden Schaft entzwei und rannte noch eine Weile damit fort. Der Medicus hat das Ereigniß in einem ziemlich langen Gedicht besungen.

Um 1693 muß der Stand des Schwarzwildes im Oberland bedeutend gewesen seyn, man begehrte nämlich die landesherrliche Erlaubniß, auf dasselbe auch zur Sommerszeit Treibjagden anzustellen.

Um 1700 trieben die Studenten von Ingolstadt, auch Officiere und andere Leute ohne Befugniß übermäßiges Jagen. Es ergingen deßhalb mehrere Mandate, welche vom Kaiser Joseph I. 1705 nach eingetretener Landes-Administration nach älteren Vorlagen von 1657, 1663 ꝛc. noch verschärft wurden. Die darin den Wildschützen angedrohten Strafen sind sehr streng, zum Theil aber auf die frühesten Zeiten zurückführbar. Verrufene Wildschützen, welche den Jägern auch auf Leib und Leben gegangen, sollen ohne Weiteres auf offener Strafe, wo sie das Wild geschossen, aufgehängt werden, „die aber, heißt es, welche denen Leuthen auff Leib und Leben mit Ernst trohlich, wenn sie schon nit verrufft gewest, und über ein oder zwei Stuck nit gefället, die sollen ihrer Trohlichkeit halber (da sich dieselbe glaublich und wahrhaftig befindet) mit dem Schwert vom Leben zum Tod hingerichtet werden; drittens, diejenigen Wildbrädschützen betreffend, welche zwar dieser Unthat halber verrufft aber auf Leib und Leben nit betroblich gewesen, die sollen für das erstemal mit Abhauung der rechten Hand,[1] das andermal aber gleich

[1] Diese Strafe kommt schon in den Weisthümern vor (im 14. Jahrhundert), daß der die rechte Hand verliere, der in dem Drei-Eichenwald (bei Frankfurt am Main) jage. Auch kommt daselbst vor, wenn einer wegen Fangens mit Schlingen verklagt sey und sich verantworten wolle, „dem soll man seine rechte Tage setzen,

wie die Verruffte und Betrobliche mit dem Strang gestraft und auff offener Straße aufgehenkt werden." Das Abhauen der rechten Hand ist um diese Zeit wahrscheinlich durch den begangenen Meineid motivirt worden, da die Wildschützen das erstemal „Urvjet" schwören mußten, d. h. den Schwur leisten, eine bestimmte Gegend nicht mehr zu betreten. Wurden sie dann wieder auf dem verbotenen Platz ertappt, so hatten sie den Eid gebrochen und das Abhauen der rechten Hand war die Strafe des Meineids. Es liegt nach unsern jetzigen Begriffen eine Barbarei in diesen Strafen und Niemand wird sie mehr vertheidigen, diejenigen aber, welche so gar geneigt sind, die Parthie der Wildschützen zu ergreifen, wissen nichts von den betreffenden Verhältnissen. Das Leben eines Jägers war zu allen Zeiten der Wildschützen wegen ein Leben von heute auf morgen und die Wilddieberei vertheidigen zu wollen, diese einen Räuber höher stellen als einen pflichtgetreuen ehrlichen Mann. Wie viele Jäger habe ich gekannt, die im Kampfe oder meuchlings durch Wildschützen gefallen. Da fand man einen Forstwart, Stubenbeck, von der Glashütte bei Kreut und einen Jagdgehulfen, Landthaler, von Berchtesgaden, herrliche Jäger, erschossen im Walde liegend, und zeigte die Untersuchung deutlich, daß sie schlafend angebirscht und der Schuß so nahe gegeben wurde, daß das Feuer die Joppe verbrannt hatte; da ward der Revierjäger Mayer von Gmund und seine zwei Gehülfen, während sie einen gefangenen Wildschützen transportirten, in einem Hohlweg von dessen Kameraden überfallen und nicht auf das Schießen wollten es diese ankommen lassen, sondern wie reißende Luchse stürzten sie von den Gehängen und schlugen

will er unschuldig werden, so sol man Jhme seine Hand binden zu hauf und sol Jne einen Hewen Knebel zwischen seinen Beinen und Armen durchstossen und so Jhme werfen in ein Meysche Boden von treuen Fuder Wassers, fellet er zu Grund, so ist er schuldig, schwebet er empor, so ist er unschuldig, daß sol man dreywerk (dreimal) thun."

mit ihren Bergstöcken die überraschten Jäger zu Boden, deren zwei dabei ihr Ende fanden. Da kannte ich einen 16jährigen Jagdjungen, Aigner, der in solchem Handel umkam. Es war ein blühender Knabe, den ich zuerst in Brannenburg sah, als er eben einen gewaltigen Kranich im Eisen auf dem dortigen Moos gefangen hatte und heimbrachte. Muthige Jugendlust strahlte aus seinen blauen Augen. Kurz darauf traf er mit einem wildernden Bauernknecht zusammen und obwohl dieser zehnmal stärker war zwang er ihn doch durch sein schneidiges Benehmen und Androhen des Erschießens, die Flinte abzulegen und sich als Gefangenen transportiren zu lassen. Mit gespannter Büchse ging Aigner hinter dem Knecht, als nach einer Weile dieser plötzlich sich wendete, die Büchse fasste und mit ihm zu ringen begann. Da zog der flinke Junge seinen Genicker, der Knecht sein Messer, und nun kämpften sie bis beide zum Tod verwundet waren und starben auch beide. — Die Rachelust solcher Bursche, die sich gewöhnlich das Gesicht schwärzen um unkenntlich zu seyn, erreicht mitunter einen Grad wie man es unter Christen nicht für möglich halten sollte. So haben sie einen Jäger von Reichersbauern, Zacharias Wagner, buchstäblich gekreuzigt. Er war an der Benediktenwand auf einen Hirsch birschen gegangen und übernachtete in einem Heustadel. Im tiefsten Schlafe liegend wurde er plötzlich durch das Anschlagen seines Hundes geweckt und gleich darauf sprangen drei Bursche (wahrscheinlich durch den Hund auf seine Gegenwart aufmerksam gemacht) in die Hütte und fielen mit so furchtbaren Schlägen über ihn her, daß er bald die Besinnung verlor. Als er von Schmerzen gereinigt wieder zu sich kam, welcher Zustand! da war er an die äußere Holzwand der Hütte genagelt, durch jede Hand und durch einen Fuß ein großer holzernen Nagel geschlagen, und so hing er, mit gebrochenem Blick in die Dämmerung des heraufziehenden Tages hinstarrend, bis ihm wieder die Sinne schwanden. Zum Glück hatte das Winseln und

zeitweise Bellen seines Hundes einen Hirtenbuben herbeigelockt, der dann Holzknechte zu Hülfe rief, die den Unglücklichen losmachten und nach Hause trugen.[1]

Ist es ein Wunder, wenn bei solchen Vorkommnissen auch die Jäger ihre Feinde auf Tod und Leben bekriegen und ihrer Ehre willen sich allen Gefahren dabei aussetzen; und welche Scenen kommen da vor! — Es war eine trübe Nacht, als der Jäger Riesch vom Jagdfall beim Heimgehen auf einer verlassenen hochgelegenen Alpe am Turrenberg zeitweise ein Feuer bemerkte. Er dachte sogleich, daß dort Wildschützen ihr Nachtquartier gewählt und machte sich mit einem Kameraden unverweilt auf den Weg, sie zu fangen. Nach langem Steigen kamen sie bei der Hütte an und beschlossen, sobald die Morgendämmerung es gestatte, mit raschem Anlauf die ihnen als morsch bekannte Thüre einzurennen und die Ueberraschten zu bewältigen. Ohne zu wissen, wie viel deren in der Hütte seyen, fuhren sie es aus, die Thüre bricht zusammen, die Wilderer, es waren zwei Tyroler, springen auf und wollen ihre Büchsen fassen, da stoßen sie die Jäger mit ihren Stutzenläufen nieder, ein furchtbares Gewirr und Raufen erfolgte, aber die Jäger blieben Herr und die Schützen mußten sich ergeben. — Im Anzingerforst wurden von Zeit zu Zeit Sauen gestohlen. Eines Tages fand ein dortiger Jäger eine geschossene Bache, die in ein Dickicht geschleppt worden war. Auf die Anzeige beim Förster wurde beschlossen, daß zwei Jäger die Nacht über in der Nähe des Dickichts passen sollten, der Förster selbst an einer Stelle, welche die etwa ausreißenden Wilddiebe passiren mußten. Die Jäger paßten beim Mondschein die ganze Nacht, es kam aber kein Wilderer. Nun paßten sie die zweite Nacht, unter einer alten Tanne sitzend und in ihre Mäntel gehüllt, denn es war im Winter. Der Schatten, den die Tanne beim

[1] Der Mann wurde wieder hergestellt und lebte zuletzt in Ammerland am Starenberger See, wo er 1847 starb.

Mondlicht warf, deckte sie vollkommen und sie konnten den Platz wohl überschauen. Gegen Mitternacht überkam sie der Schlaf und sie mochten eine Weile geschlafen haben, als der eine durch ein Geräusch erwachte. Da stehen drei Bursche nicht zehn Schritte von ihm und lauschen mit gespannten Büchsen. Nach einigen Minuten sagt der eine zu den andern, sie sollten nun die Sau aufbrechen, er wolle schon Wache halten. Während er spricht, stößt der Jäger leise seinen Kameraden, der sogleich erwacht, in denselben Augenblick auch die Wilderer sehend. Von diesen ziehen zwei die Sau aus dem Dickicht, der dritte späht, die Büchse bereit haltend, fleißig herum. Nun hatte der Mond seine Stellung so verändert, daß der Schatten der Tanne gerade nur noch reichte, um die Füße der drunter sitzenden Jäger zu decken; zog er sich noch ein wenig zurück, so mußte der Wilderer sie bemerken. Die beiden, welche die Sau aufbrachen, äußerten ihre Freude, daß sie so feist und indem der wachehaltende auch danach sehen wollte, faßten die Jäger rasch ihre Gewehre und krachte ein Schuß und wieder einer, dann ein Stürzen und Rennen, die Jäger nach und wieder ein Schuß am Fluchtweg. Zwei der Wilderer waren verwundet, entkamen aber, der dritte war gefangen. — Bei den früheren Gesetzen gegen die Wilddiebe wurden ihrer Strenge wegen die Untersuchungen meistens in einer Art geführt, daß der Jäger gegen den Wildschützen welchen er einbrachte, oft zu kurz kam und wenn er, seiner Haut sich wehrend, einen erschossen hatte, in weitläufige nicht selten seine Stellung gefährdende Plackereien gerieth. Die Folge davon war, daß manche Wildschützen spurlos verschwanden. Eine wilde Felsenschlucht, ein See oder Sumpf mochte wohl wissen, daß sie ihr Ende gefunden hatten. Die neueren Gesetze sind ungleich zweckmäßiger, gleichwohl sind die Kämpfe noch bestehend und kommen zum Theil in größerem Maßstabe vor als früher, besonders an den Grenzen unserer Alpen, wo der Menschenschlag kräftig, trotzig und rauflustig.

Doch ich kehre von dieser Excursion wieder zum Thema des Artikels zurück.

Von Max Emanuel sind keine besonderen Schweinsjagden aufgezeichnet. 1715 wurde unter ihm der Thiergarten von Forstenried vollendet.[1] Es wird damals die Jagd als sehr heruntergekommen bezeichnet, wurden daher die Pflege- und Gnadenjagden eingezogen und die Jagd auf Rothwild 3 Jahre, auf Schwarzwild 2 Jahre eingestellt. Daß Max Emanuel ein fleißiger Jäger gewesen, beweist die Angabe, daß er vom 14. Juni 1715 bis letzten Dezember 1725 an 39,665 Stück verschiedenen Wildes gefangen, gebeizt, forcirt und geschossen habe.[2]

Von Carl Albrecht (1742 zum Kaiser gewählt) sind mehrere große Jagden auf Roth- und Schwarzwild verzeichnet. So eine Schweinsjagd von 1727 im Geisenfelder Forst, welche theils in Hatzen theils in Schützenjagen bestand und woran die Churfürstin Maria Amalia, die Herzoge Ferdinand und Theodor und andere Herren Theil nahmen. Die Jagd dauerte vom 11. bis 19. Oktober und wurden im Ganzen 348 Stück erlegt, worunter 52 hauende Schweine. Die stärksten erlegte der Churfürst mit 238—264 Pfund. Die Churfürstin erlegte auch einen Keiler von 264 Pfund.

Im Jahre 1729 wurde wieder im Geisenfelder Forst gejagt vom 12. bis 19. Oktober und war dazu ein Aufgebot von 1270 Mann ergangen, ferner 282 Pferde und 12 Fuhren. Man erlegte 508 Sauen, worunter 105 Hauptschweine, deren die sieben stärksten 247—300 Pfunde wogen. 1731 war eine Strafe von 20 Thalern gesetzt, wer von einem Wildschützen ein Schwein kaufte.

[1] Zur Anlage waren 200 gefangene Türken verwendet worden, deren mehrere dabei durchgingen und wieder eingefangen „auf Befragen vermelt haben, daß Sye von dem Teifl alse verführt worden."

[2] Um 1721 betrugen die Kosten des Jagdwesens 78,000 fl., wurden aber in diesem Jahre auf 50,000 fl. beschränkt, doch sollten die Ersparungen die Falknerei und französische Parforcejagd nicht treffen.

Eine große Jagd wurde im November 1735 von dem Jagdschlosse Wollnzach aus in besagtem Geisenfelder Forst gehalten. In etwa 10 Tagen wurden 1105 Stück Sauen erlegt.

Das oben erwähnte Wildschützenmandat wurde 1735 wieder in Erinnerung gebracht und heißt es in dem groß gedruckten Plakat in Betreff der Vermummungen der Wildschützen „wann der, oder diejenige(en), welche sich einiger Vermummung, als mit Verlarfr: oder Färbung der Angesichter, Machung Bärt, oder in andere Wege Verkehr: Verwechs: und Vertauschung ihrer sonsten gewohnlichen Klayder, wasserley frembder, und von Haaren gemachter Kappen oder Paroquen auffetz: dann Hüet-Veränderungen gebrauchen, auf Anruffen der Jäger sich nit stellen und zu erkennen geben, diese unbedenklich auf selbige losbrennen solten." Die Jäger sollten nach den Füßen schießen außer bei Widersetzung, wo sie in Nothwehr auf Leib und Leben zu schießen haben.

Wie um jene Zeit manchmal die Hirschjagd zu einem unwaidmännischen Spektakel gemacht wurde, da man die Thiere zwang, bei türkischer Musik über künstliche Barrieren zu setzen und dergl., so mußten auch die ritterlichen Sauen zu solchen sogenannten Ergötzlichkeiten dienen, die einen Waidmann anwidern.

Am 10. November 1736 begaben sich der Churfürst mit der Churfürstin, den Herzeginnen Antonia und Theresia und des Herzogs Ferdinand älteren Prinzen Maximilian nach Stegen an den Amberfee, allwo eine Schweinsbatz in den See veranstaltet war. „Es wurde, sagte der Bericht, eine Maschine auf Flossen im Wasser erbaut, gleich einem grossen Haus, welches mit grünem Laubwerk auf das prächtigste ausgezieret, aus welchem die durchlauchtigsten Herrschaften mit aller Bequemlichkeit die in das Wasser eingesprengten Schweine zu schiessen und theils aufschwimmen zu lassen gnädigst beliebten, also zwar, daß deren bis 111 Stück erlegt wurden, worunter sich oben auf einer Gallerie die Trompeten und Pauken

beständig hören lassen und eine Tafel von 30 Personen, darunter auch der in Regensburg residirende holländische Gesandte Herr von Gallines mitzuspeisen und diese Wasserjagd zu sehen die höchste Gnade genossen, zum Frühstück zugerichtet gestanden."

Ein Bild aus jener Zeit von dem Maler Bidermann zeigt, daß der Wald, in dem sich die Sauen befanden, mit starken Netzen umstellt war und nur einen Ausgang gegen den See hatte. Der Floß, der das Haus trug, stand innerhalb eines im Wasser angebrachten Einfangs, so daß die eingesprengten Sauen nicht hinausschwimmen konnten, sondern sich zwischen dem Floß und diesen Barrieren bewegen mußten. Die Cavaliere sieht man mit Saufedern und Hirschfängern die sie schwimmend annehmenden Sauen abfangen, einige auch mit Büchsen schießen. Die Jagdkleidung zur Schweinsjagd war damals für gewöhnlich rechtgrau mit Silberschnuren, bei dieser Festjagd sieht man aber die Herren in grünen Röcken mit Gold, kurzen rothen Hosen und weißen über die Kniee gezogenen Strümpfen oder Kamaschen, einige auch mit schweren Reitstiefeln. Besagtes Bild findet sich im Wittelsbacher Museum.

Zu dergleichen Jagddivertissements, wie man es nannte, war man damals sehr erfinderisch und um 1725 wurde bei einem großen Schweinjagen, welches in der Nähe der churpfälzischen Residenz Mannheim stattfand, das außerordentliche Schauspiel aufgeführt, daß die Schweine unter der Erde hervorkommen mußten und unter dem Schirm herauf in den Abschußplatz. Dieser befand sich auf einem künstlich angelegten Berg mit Gallerien umgeben und hatten die Schweine über 240 Fuß hohe Treppen zu diesen Gallerien hinaufzulaufen.

Daß bei ähnlichen Gelegenheiten auch die Diana mit ihren Nymphen vielfach mitspielen mußte, versteht sich von selbst. Bei der Krönung Ludwigs XV. von Frankreich, erzählt Rohr, wollte sich „Ihro Majestät in dem Walde bei Chantilly mit der Jagd

erlustiren, und wie der König daselbst anlangte, traff er die Dianam mit ihren Nymphen, in einer von Laubwerk gemachten Grotte an, die Ihrer Majestät bis an den Eingang der Grotte entgegenkam, und etwas absungen, worinnen sie Ihrer Majestät die Herrschaft über die Wälder abtraten, auch anstatt der Huldigung derselben ihren Bogen und Köcher überreichte, da mittlerweile die um sie befindlichen Nymphen einen Tanz machten, und unter demselben dem König alle zur Jagt gehörigen Stücke überreichten. Das Frauenzimmer war alle in Jagt-Habit, und die Herrn von Hof, so in Jagt-Habit von der Jägerey des Hertzogs von Bourbon gekleidet waren, hatten sich um die Dianam gestellt. Deren Gesang wurde durch die in Buschwerk versteckte Vocal- und Instrumental-Music accompagnirt."

Zur Vermählungsfeier des Herzogs Carl zu Würtemberg mit der Marggräfin Sophie zu Brandenburg-Bayreuth 1748 wurde am 8. Oktober zu Leonberg bei Stuttgart ein Prunkjagen gehalten, wozu 700 bis 800 Stück verschiedenen Wildes, Sauen, Hirsche, Rehe ꝛc. zusammengetrieben worden waren. Einer ausführlichen Beschreibung der damaligen Feste ist ein Kupferstich des Augsburger J. Wangner beigegeben, welcher die Jagd darstellt. Land- und Wasserjagd sollte dabei vereinigt werden. Es befand sich daher auf der Hauptseite vor dem fürstlichen Schirm ein großes Bassin, in welches das Wild durch eine Reihe geschmückter Arkaden 14 Fuß hoch heruntergesprengt und schwimmend erlegt wurde, während auf der Rückseite ein Laufplatz zu sehen, ebenfalls von Arkaden umgeben, durch welche das Wild über den unteren mehrere Fuß hoch geschlossenen Theil einspringen mußte und wo die Sauen mit der Feder abgefangen wurden. Um die Herrlichkeit der Scenerie vollständig zu machen, waren an den Arkaden des Bassins links und rechts perspektivisch gemalte Castelle angebracht, jedes 65 Fuß lang und 40 bis 45 Fuß hoch. In der Mitte der Arkaden thronte auf einem Hauptportal die Diana

nebst einem Schild mit den fürstlichen Namen und dem großen württembergischen Jagderden. Es wurden unter Pauken und Trompeten 400 Stück erlegt und die übrigen freigelassen. In einer Pause während der Jagd wurde eine Collation eingenommen und dann in Ludwigsburg ein großes Bankett gehalten, wobei man in Jagdkleidern erschien. Der Luxus und die Anordnung solcher Bankette entsprach dem Jagen und will ich hier nur als ein Beispiel anführen, daß das eben erwähnte unter einem im glänzend beleuchteten Rittersaale des Schlosses zu Ludwigsburg errichteten, 30 Fuß hohen Diamentempel stattfand, dessen Säulen und Schwibbogen mit grünem Bindwerk und Jagdtrophäen geschmückt waren. In Mitte der Tafel sprudelten 4 Fontanen um eine vergoldete Statue der Diana und unter dem Confett erschien diese Göttin in einem mit 6 Löwen bespannten Triumphwagen. Die grüne Livree der Jäger war prachtvoll mit Silber und seidenen Borten besetzt und beim Einzug in Stuttgart ritt der Oberjägermeister Baron Gevers von Geversberg in grünsammtner goldgestickter Kleidung der Jägerei voran und ging zu seiner Linken ein Läufer in grüner reich mit Silber versierten Läuferkleidung. Dreizehn adelige Forstmeister (die Kleidung hellgrün mit Gold) folgten auf Schimmeln, dazu Jagdwagen, Hofjäger und 62 reysige Forstknechte mit Hirschfüchsen, welche sämmtlich Rappen ritten.

Die letzte von dergleichen Prunkjagden[1] in Deutschland war wohl die, welche der König Friedrich von Würtemberg noch 1812 abgehalten und welche von dem Dichter Matthisson als einem Augenzeugen unter dem Titel „das Dianafest von Bebenhausen" beschrieben wurde. Diese Jagd fand wie üblich statt mit reich gezierten Schaubühnen und Schirmen und unter dem Lärmen von

[1] Eine der letzten großen Saujagden, wo noch Sauen mit Hunden gehetzt und abgefangen wurden, hielt Friedrich August III. von Sachsen im Jahre 1826 zu Hubertusburg. Es wurden 117 Sauen theils geschossen, theils abgefangen.

Hörnern und Trompeten, und wie der Aufputz ist theilweise auch die Beschreibung. „Mannigfaltig heißt es, wie auf den Schlachtfeldern der Iliade, die Todesarten der Helden, erblickte man hier die Todesarten der fallenden Thiere. — — Den imposantesten Anblick des Jagdfestes boten unstreitig die enormen Wildmassen dar, welche wie Kataraкte, wovon Keuler, Bachen, Hirsche, Rehe und anderes Gethier gleichsam nur die Tropfen (!) bildeten, hernieder an der schroffen Abdachung des Gebirgsrückens ihrem unwiderruflich geworfenen Todesloose zustürzten.“ Es wurden in 2 Stunden 823 Stücke erlegt, darunter 139 Sauen.

Von den größeren Jagden des bayerischen Churfürsten Carl Albrecht fand 1739 wieder eine in dem an Sauen reichbevölkerten Geisenfelderforst statt, wobei 236 Sauen, darunter 44 Hauptschweine gehatzt und geschossen wurden, und eine andere im Jahre 1740 am 17. November zu Utting am Ammersee. Zu letzterer waren 44 Zeugwagen nöthig, 7 andere, 1 für die Feldkapelle und 1 für die Kasse, mit 303 Pferden, und noch darüber 9 Fuhren; ferner an Kleyfern, nach Utting, mit siebentägiger Verproviantirung 800 Mann (die Hälfte mit Hacken versehen und alle starke Leute). Es wurden 111 Sauen erlegt, worunter aber nur 4 Hauptschweine.

1751 unter Churfürst Maximilian III. wurden bei einer Schweinshatz in Geisenfeld 414 Stück gefangen und erlegt. Auch im Reichinger-, Oettinger-, Grunwalder und Forstenrieder Forst wurden noch öfters 200 Sauen bei einem Jagen erlegt.[1]

Zu Eberfing bei Weilheim hielt der Churfürst einen Park.

Unter Carl Theodor wurden diese Jagden bedeutend reducirt,

[1] Von 1751—55 sind 1213 Sauen ins Wildpretgewölb zu München geliefert worden. Das Pfund Schwarzwildpret kostete damals 10 kr., gegenwärtig kostet es 21 kr. Von 1841—45 sind 532 Sauen geliefert worden, und gegenwärtig ist das Verhältniß ein ähnliches.

ſchon deßwegen, weil mehr Wildſchaden geleiſtet werden ſollte als früher.

Vom Jahre 1788 (15. Juli) iſt eine Jagd verzeichnet, welche aber bei Neckargemünd im Elſenzbachertbal ſtattgefunden, eine Prunkjagd auf Roth- und Schwarzwild, die der Churfürſt in Begleitung ſeiner Gemahlin Eliſabetha Auguſta abhielt und wobei ſich dieſe Dame als beſonders flinke Schützin erwies.

Bei den ſpäteren bayeriſchen Fürſten wurden die Schweinsjagden in eingeſtellten Jagen mit Schießen abgehalten und kamen keine Hatzen mehr vor. Unter den Jagden, welche König Maximilian I. hielt, wurden die meiſten Sauen im Park von Grünwald in den Jahren 1820 und 1822 mit 113 und 155 Stück erlegt. Die Gehege von Anzing wurden in einen Park umgewandelt, ebenſo im Speſſart. Außerdem befinden ſich Sauen im Forſtenriederpark.

Unter König Ludwig wurden im Jahre 1828 zu Anzing 92 und 1831 zu Pöring bei 155 Sauen erlegt.

Gegenwärtig werden zu Grünwald, Forſtenried und Anzing[1] abwechſelnd Schweinsjagden gehalten, gewöhnlich alle 2—3 Jahre auf demſelben Platz. Im Durchſchnitt ſind bisher auf einer ſolchen Jagd 60—70 Stück erlegt worden, die ſtärkſten Keiler mit 177 Pfund.

Von Privatparken iſt vorzüglich der des Fürſten von Thurn und Taxis bei Stauf zu nennen. Er iſt beſonders ſchön wegen des Terrains und in neueſter Zeit ſo bedeutend vergrößert worden, daß die Jagd in demſelben der freien Jagd gleichkommt. Auch im Fürſt Löwenſtein'ſchen Park im Speſſart werden Sauen gehegt. Im Eichſtädter-Park des Herzogs von Leuchtenberg, der noch vor 10 Jahren reich bevölkert war, ſind nach dem Tode dieſes liebenswürdigen Fürſten die Sauen bis auf einige abgeſchoſſen worden.

[1] Im Forſtenrieder Park ſind gegen 100 Stück; in Grünwald 140 Stück; in Anzing ſind ſie auf 300 zu bringen, im Speſſart 100 Stück.

Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts war das Schwarzwild[1] in Bayern ziemlich allgemein verbreitet, gegenwärtig findet sich im Freien nur noch einiges im Spessart in den Revieren Lohrerstraß und Rothenbuch, im sogenannten Orber-Reisig und den umliegenden Waldungen in Unterfranken und als Wechselwild in der Pfalz.

Ein Waidmann kann einen Seufzer kaum unterdrücken, wenn er daran denkt, wie es mit dem Schwarzwild einst gewesen und wie es gegenwärtig damit steht, glücklicherweise aber ist, wie schon oben bemerkt, wenigstens für diejenigen, welche einen Keiler im Park birschen und jagen können, immer noch mehr als eine bloße Erinnerung jener vergangenen Herrlichkeit erhalten und liest man in der Geschichte dieser Jagd die furchtbare Plage und Noth, die der Bauer darüber zu tragen hatte, so wird man gerne genügsam.

Es ist davon gar Vieles geschrieben und geklagt worden und wie brav der brave Landmann oft ist, weiß man auch, aber der Wahrheit gebührt ihr Recht und so mögen zum Schlusse einige alte Verse eines Hans von Spangenberg angeführt werden. Sie fassen das Bezügliche so zusammen, daß man leicht selbst weitere Schlüsse machen kann. Sie lauten:

„Das ist der Will des Herren mein,
Daß ich ihm heg' viel Hirsch und Schwein;
Dem Hirten ich den Hund nicht gan,
Er häng' ihm dann groß' Prügel[2] an;

[1] Schon in den bojarischen Gesetzen des sechsten und siebenten Jahrhunderts kommt das Wort Suarzwild vor, es scheint aber als habe man damals theilweise auch Bären und Büffel darunter verstanden. Sepp, Beiträge zur Geschichte des bayrischen Oberlandes. H. 2 und 3, S. 82.

[2] Den größeren Hunden mußten Prügel angehängt werden, oft bis zwei Ellen lang, um sie am Laufen zu hindern; aus demselben Grunde wurde in

Und für das Wild leid ich kein Zaun;
Zeug mir die Jagdhund schwarz und braun;
Zu frohnen schickt euch wenn ich jag',
Und schonet nicht den Feyertag;
— Dein' Rüden [1] schick' mir an die Sau
Eh' daß ich dir den Balg erblau;
Zahlt was wir bei euch han verzehrt,
Daß euch nicht Böses wird beschert.

Hessen 1570) befohlen, den kleinen Hunden in der Nähe einer Wildbahn die Sehnen an den Hinterschenkeln entzwei zu schneiden. Eine weimar'sche Verordnung von 1736 bestimmt noch weiter, daß zum Zweck des leichteren Erkennens einem Haushund der Schwanz abgeschnitten werden soll, einem Schäferhund die Ohren und einem Metzgerhund sowohl Schwanz als Ohren.

[1] Die Städter und Bauern mußten ihre großen Hunde zu den Saujagden stellen; deren wurden oft gegen 200 gebraucht.

Die Gemsjagd.

Wer je in Gebirgen gewandert iſt, und wenn es je das Herz dort erhoben, wenn der ſtille Morgen heraufzog und die Gipfel röthete wie mit blühenden Roſen, oder wenn der Mond in die Nacht der felſigen Schluchten ſein Licht ergoß, und nun plötzlich die Steinwände geiſterhaft in dem bleichen Scheine hervortreten, wer je die ſchmucken Gärten der Alpenroſen geſchaut, oder die einſamen Blumen des Edelweiß — er hat bei ſolchen Genüſſen gewiß auch des Wildes gedacht, der kühnen Gemſen und der ſtolzen Hirſche, oder eines verwegenen Bären oder Luchſes, und ob Jäger oder nicht, er mußte, mein' ich, unwillkürlich eines gewiſſen Schwärmens um das edle Waidwerk theilhaftig werden.

In der That, wie viel der Poeſie verſchwände aus jenen Höhen, wenn wir ſie mit der Gewißheit betrachteten, dort lauſcht kein Hirſch mehr nach dem Zug des Windes, dort ſteht keine Gemſe mehr den ſinkenden Stein von der Wand, dort tanzt kein Spielhahn mehr, wenn die ſchöne Frühlingszeit kommt und ſchweigt der Wald vom Balzgeſang des Auerhahns, dort rührt ſich kein Wild und kein Waidmann, graſt nur das Rind und geht nur der Hirte und Holzknecht.

Es gibt Menſchen, die einen mächtigen Baum nur bewundern, weil ſie ihm die vielen Klafter Holz anſehen, die er liefern kann, die bei jeder friſchen Quelle, welche ſie labt, ausrufen: hätte ich den Sprudel in Paris, was hat man dort für den Brunnen von

Grenelle bezahlt mit seinem elenden Wasser, was bezahlte man mir für solchen Trunk! die jeden Felsen fragen: verbirgst du keine Erze, keine Steinkohlen und die nur an's Goldwaschen denken, wenn sie einen wilden Strom die blinkenden Kiesel dahinrollen sehen. Diese liebenswürdigen Geschöpfe fürchten die Poesie, welche so viele ihrer Pläne bekämpft und verdirbt, wie der Teufel einen Engel, und hätten sie längst umgebracht und vernichtet, wenn ihnen die Gewalt dazu wäre. Die Jagd gar ist ihnen ein Gräul schon deswegen, weil man sein Kapital auf einen Hirsch nicht so sicher anlegen kann als auf einen Ochsen, und was ginge denn über das Kapital und seine lieben Kinder, die Zinsen!

Es findet aber jeder sein kleines Paradies auf dieser Erde, und so mögen jene Denker das Ihrige in einer Seifensiederei oder Stearinfabrik, in Guano oder Braunkohlen suchen und finden, Wild und Waidwerk aber den leichtsinnigen Schwärmern überlassen, die es dann sich selbst zuschreiben müssen, wenn sie in's Verderben rennen.

Doch wir haben uns schon im Eingang dieses Buches genugsam bei derlei Betrachtungen verweilt, die Jagd bleibt noch in unserem Hochland, also freue sich dessen, wem der Himmel die Gunst solcher Freude geschenkt hat.

Die charakteristische Jagd der Berge ist aber die Gemsjagd.

Wenn man sich in der Geschichte dieser Jagd umsieht, so bemerkt man mit Verwunderung, daß in den alten Zeiten, wo man von Zündkapseln noch keine Ahnung hatte, und ein Zillerthaler Granat am Radschloß das Feuer sprühte, daß damals in vielen unserer Alpen nur sehr wenig Gemsen vorhanden waren. Und doch hatte mancher Wald noch keine Axt gesehen, war kein Gelauf von Touristen, Malern, Badgästen und Volksbeglückern, war die Wildniß noch ungebrochen und nach Gefallen wuchernd. Diese Erscheinung ist zum Theil dadurch zu erklären, daß die Gemsen in den schönen Ständen Tyrols noch nicht wie die Wölfe verfolgt, sondern

zu Maximilian I. Zeit gut gehegt wurden, alſo die Voralpen nicht aufſuchten, zum Theil mögen aber auch die zahlreicheren Raubthiere Luchſe, Bären und Gemsgeier Urſache geweſen ſeyn. In den Jagdrechnungen des 16. Jahrhunderts kommen dergleichen zwar wenig vor, aber wahrſcheinlich nur, weil man mit dem Fangen und Schießen nicht ſo umgehen konnte wie ſpäter. Die Tegernſeer Kloſterrechnungen z. B. verzeichnen von 1568—1580 keinen Luchs und nur 2 Bären, auch keine Gemsgeier, die Zahl der in dieſen 13 Jahren gelieferten Gemſen betrug gleichwohl nur 16 Stück.

Um dieſelbe Zeit finden ſich in den Rechnungen des Kloſters Benediktbeuern bis 1600 nur 8 Gemſen und erſt zu Anfang des 17. Jahrhunderts kommen auf das Jahr gegen 8 Stück. Auch da iſt kein Luchs erwähnt, auch kein Bär, obwohl es daran nicht gefehlt haben wird.

Ein weiterer Grund für das ſeltenere Vorkommen der Gemſen lag darin, daß die Jagd an manchen Orten freigegeben war und heißt es z. B. in den Rechten der Grafſchaft Werdenfels von 1431: „Am Kramer (Berg bei Garmiſch) darf jedermann jagen Gämſen, Haſen, Hühner, Bären, Schweine und Eichhorner, Rothwild und das rothe Federwild ausgenommen.“ Ueberhaupt iſt im 15. und 16. Jahrhundert, einige Plätze ausgenommen, in unſerem Alpengebirg wohl ziemlich willkürlich und ohne Aufſicht in der Jagd gewirthſchaftet worden.

Wie man damals Jäger beſtellte und das Jagdrecht verjah, erhellt aus einem Vertrag, gemäß welchem das Kloſter Tegernſee 1506 einen Hennsl Zund von Retach und Jergen Meſſerer von Egern zu dem „Gämbs und Rewßjagand“ beſtellt. Es heißt darinn „vnd ſullen vns jarlich zu Zins geben zwen Fur.

„Item als oft Sy ainen gambß haben ſullen Sy vnns den anbieten, vnd wellen wir den kauffen, ſullen wir jn dafur geben vj ß d vnd ain Zuvren.

Item der gleichen auch allemal ain Fur darfür ij serer,
Itr allemal für ain mader auch ij serr
Itr ain Lur für iiij serer
Itr ainen Dar für vij krr
Itr ainen Hasen für iiij krr

Ob wir aber der Stuckh ains oder mehr nach Irem ansagen nit wollen von jn käuflich annemen mügen Sy dy weiter wo Sy wollen verkauffen. —" Es wird noch weiter besonders bemerkt, „dy Suppen geben wir allain zu dem gambs."

Von einem geregelten Abschießen, Schonen der Gembsgaisen oder dergleichen ist keine Rede.

In der Jagdordnung von 1551 unter Herzog Albrecht V. heißt es „dem Leindl, Ueberreiter zu Marquartstein, auf die Gämsen zu sehen zu befehlen, und ihm jährlich Besoldung zu geben 4 fl.[1] 1 Kleid über's andere Jahr."

Die bayrischen Herzoge kümmerten sich im Ganzen persönlich nicht viel um die beschwerlichen Gemsjagden, die nicht lohnend waren, und hatten im ebenen Lande des Waidwerks in Ueberfluß mit Hirschen und Sauen.

Anders war es in einem Theil von Steyermark und Tyrol, wo Kaiser Maximilian († 1519) zu dieser Jagd eine besondere Neigung zeigte. Er ließ die Gemsen überall hegen, und wie im Weiß-Kunig erzählt wird, waren einmal im Thal Smyeren in Tyrol über 600 Gemsen im Jagdbogen und wurden 183 gefangen. Dieser ritterliche Waidmann hatte auch alle Eigenschaften, um solche Jagd nach Lust treiben zu können. Körperlich stark und kühn war er ein trefflicher Schütze und Steiger, dabei „gar fürsichtig" und wie sich von selbst versteht „hat er kainen swyndel in seinem Haupt

[1] Der damalige Goldgulden galt nach heutiger Münze ungefähr 3 fl. 34 kr.; 1 β (Schilling) = 30 kr.; ein Pfenning war nahezu = 1 kr. In den Rechnungen sind meistens Goldgulden gemeint. Westenrieders Beiträge. B. 6.

nit." Er stieg gern auf hohe Thürme und stand oft nur mit halbem Fuß auf dem Mauerrand, den anderen Fuß in die Luft hinaushaltend, so auf dem Ulmer Münster. — Er jagte im Inuthale, am Höllkopf, im Steinacher Thal, am Achensee und Heiterwangersee, wo er die Gemsen und Hirsche in den See sprengen ließ, und wenn gerade nichts zu schießen angeschwommen kam, fischte. Von einer solchen Fisch- und Jagdpartie heißt es in seinem Jagdbuch:

„Herr Caspar Hebst hatt gesehen, das der grof Waidman mit andern fursten, Grauen vnd Hern hatt gembsen gejagt an aim pirg, genantt am schocks, auff Wellichem pirg, Nabendt vnder den gembsen, da ist ain klainer se, voll mit klainen Visch, phrillenn, vnd ee als das gejaidt angieng, da vischten die Edlewtt nach den Phrillen mit aim vern, der gar vill warn. also warden die gembsen gegen dem se gejagt vnd genott. da hielt graff Hainrich von Hardeck ain fischwern (Fischbären) fur, vnd der gembß lieff in den Vischwer vnd wart also gefangen."

Der Kaiser hat alle Abenteuer und Gefahren eines Gemsjägers bestanden, stieg in die schärfsten Wände und schwang sich am Stock über felsige Klüfte; öfters war er nahe daran von herabrollenden Steinen erschlagen zu werden, die ihm einmal den Hut vom Kopf schlugen, ein anderesmal die „beed Span-Adern" verletzten und einen begleitenden Jäger besinnungslos niederstürzten, der sich todt gefallen hätte, wenn er nicht vom Kaiser gefaßt und gehalten worden wäre. Auch ein geschossener abstürzender Gemsbock hätte ihn einmal in die Tiefe geschleudert, wenn jener nicht durch Aufprellen an einem kleinen Felsenvorsprung über ihn hinausgeflogen wäre.

„Darauff der Held ohn' Hindernuß
That auf den Gemsen einen Schuß;
So daß der Pfeil durchs Hertz hinauß
Dem Thiere fuhr und es mit Grauß

Herunder fiel, auff Ihn gerad,
Doch gab der Höchste sein Genad,
Daß dieser Gems rührt in d. n Fall
Ein Stein, darum er überal
Am Berg den Helden nit berührt,
Darauß Er hat groß' Glück gespürt,
So Er hat jederzeit gehabt:
Dann hätte Ihn der Gemß ertapvt,
Sammt seinem Knecht so wäre Er
Der Theuerdank, gefallen mehr
Denn hundert Klafter in ein Thal."

Sein Abenteuer an der Martinswand ist bekannt, wo er „2 Tag und Nacht" nicht herauskommen konnte, und Abfahren auf Steinplatten, mit den Steigeisen auf dem Schnee ꝛc. kommen im Theuerdank[1] mehrmals vor. Es ist öfters davon die Rede wie er mit dem Schaft ein Gems aus der Wand warf, wahrscheinlich aber sind damit angeschossene Gemsen gemeint, die in eine Wand eingestiegen waren, denn obwohl es nicht unmöglich ist unter günstigen Umständen ein Gems in einen Gang an einer hohen Wand zu zwingen, wo es nicht weiter kam, so ist doch sehr unwahrscheinlich, daß sich in einem solchen Fall ein Jäger mit einiger Sicherheit seines Lebens anbirschen kann, wenn er nur einen Wurfspieß als Jagdwaffe hat.

[1] Das Gedicht „Theuerdank" von Melchior Pfinzing ist von 1517. Johann Scheifelen von Nördlingen hat Bilder in Holzschnitten dazu gemacht, welchen erklärende Unterschriften beigefügt sind, die sich auf das dargestellte Faktum beziehen, welches dann weiter poetisch behandelt ist. In einer Ausgabe von 1679 ist zwar unter einem solchen Bilde das Abenteuer von der Martinswand erzählt, das Bild stellt aber ein anderes dar und ebenso das begleitende Gedicht, wie nämlich Maximilian unter Zusehen von Frauen ein Gems in sehr gefährlicher Lage mit dem Schaft gefällt habe. Von obigem Abenteuer an der Martinswand kommt in den Gedichten des Theuerdanks nichts vor.

Von einer solchen Birsch und Jagd heißt es im Theuerdank:

„Der Held steigt Berg und Felsen an
Mit Hilff seines Schaffts, so gut er kan,
Kam hoch, an eine jahe Wand,
Allwo ein Gäms hielt seinen Stand,
Den Gämsen solt wol keiner kriegen,
Weil niemand je so hoch gestiegen,
Der Theuerdank hielt es für Schand,
Wo er den Gämsen aus der Wand
Nicht werffen solte, doch, so gar
Ganz unerachtet der Gefahr,
Setzt er dem Gämsen hefftig zu,
An einen Ort, da er den Schuh
Gar schwerlich setzt, an einer Wand,
Weil er sonst keinen Platz mehr fand;
Der eine Fuß schwebt in der Lufft,
Weil sonst kein Raum mehr bei der Grufft,
Stach d'rauf das Thier mit seiner Stang,
Es fehlte nicht zwei Finger lang,
Daß, da er einen Schwank setzt nam,
Der Held nicht um das Leben kam,
Doch hat das Glücke nicht gewolt,
Daß er auff diesmal sterben solt."

Im Jahre 1495 schreibt Maximilian an seinen Vetter, den Erzherzog Sigmund von Tirol in ächter Waidmannslust:

Wir „haben den Tag zu Wurms auf dem Rein gekurzt vnd den in das geping zu den wilden gaemsen gelegt" und ladet den Erzherzog „zu dem vngeheuren gemsgejaid in dy nechent ein" (wahrscheinlich in die Nähe von Innsbruck). Dazu seyen viele deutsche Fürsten geladen und heißt es weiter: „Ich hoff zu gott,

daz solche hörner da erlauten werden, vnd so maniger wilder waidgeschrey daz das den Turken vnd allen andern pössen kristen Jer oren erschellen werden."

Es sind erst vor kurzem Aufzeichnungen von des Kaisers eigener Hand (aus der Wiener Staatsbibliothek) durch G. v. Karajan [1] mitgetheilt worden, welche die Gemsjagd betreffen und gewiß liest sie jeder Waidmann mit Vergnügen. Es heißt darin unter andern von der Kleidung und Ausrüstung:

Item: Grab (grau) vnd gruene klaider solstw haben; halb grab, halb grien gefiertlt. Zw Hierschen vnd gembsen ist die pest farb.

Item: Dw solst Erlich (tuchtige) fuesEyssen haben am Ersten, mit ser Zuecken —

Item: Dw solst allzeitt zwiffach Schuech haben; dar zw vier layst (Leisten), wan dw an das gepirg gest vnd In schue, das die Schuech nas werden, das man sy yber die layst schlach vnd die Trucken herfur nemb. Die schuech sollen mitt Riemen gemacht werden, das die stain nitt darin fallen.

Item: Du solt dir alzeitt ain Hiern Hauben In aim Waid asser (Waidsack) lassen nachtragen, so dw In die pirg gest vnd die Huntt die stain lassen lauffen, fur das schlahen. Dergleichen ain guett Gesayll (Seil).

Item: Du solst dir lassen machen ain leibrechkell (Reibröckl) mit abgeschnitten Ermblain, woll weitt vnd mitt einer kurtzen chos, ain benig yber die waych. Das wamas vnd Reckll soll hoch ein am Hals, wann dw durch die Zunckhen schleufft, das Es dir nitt in Rucken vall. In der von Karajan gegebenen Uebersetzung heißt es „wenn du durch die Felsenriffe schliefst," mir scheint daß mit „Zunckhen" die Laatschen gemeint sind, welche noch gegenwärtig

[1] In dem oben erwähnten Jagdbuch.

in Tyrol und theilweise auch bei uns „Zundern" heißen. Es werden ferner angegeben zweierlei Handschuhe, wollene Socken oder Strümpfe, die im Schnee über die Schuhe und Hosen anzuziehen, leichte und warme Hüte und Kappen, die „burnan (hörnerne) armbrust" für den Winter und der „stechlan pogen" (Stahlbogen) für den Sommer, ein breiter Degen, Tillmesser und Horn mit hellem Klang, dann die Schäfte, welche dritthalb bis vier Klafter lang seyn sollen. Klafter ist hier offenbar ein kleineres Maß, als wir unter diesem Namen kennen.

Der Kaiser warnt vorzüglich vor den herabrollenden Steinen: „Vor allen Tingen soll Dier; Hertzog von Oesterreich, verrotten sein, In Rissen vnd vnder die wendt zw gen, da die stain herab lauffen. Das ist das ferdlichst (gefährlichste), vill mer weder das fallen, so sy komen, so esst vnd an seltzam ertten, von den Hunden vnd Jegern, das ainer seins lebens nit sicher ist." Daher soll auch der Fürst beim Ansteigen der erste vor seinem Gefolge, beim Heruntersteigen aber der letzte seyn. Das Jagen auf die Gemsen begann gewöhnlich am frühen Morgen, denn es heißt: „Ze dw an die gejaidt wildt oder gembssen Jagen, so Mueisw gewendlich zw dreien Iren (3 Uhr) auff sein, das dw zuuor Mes hörst (die Messe hörst) und ist (essest). Guten Imbiß und Wein mitzunehmen wird empfehlen, auch ein verlässiges Saumroß.

Das Hegen der Gemsen in Tyrol, ebenso wie des Kaisers Jagden mußten immerhin unsern Grenzbergen Gemsen zuführen, wie gegenwärtig umgekehrt geschieht, der Stand blieb aber im Allgemeinen gering, nur um Hohenschwangau scheint er gegen Ende des 16. Jahrhunderts ziemlich gut gewesen zu seyn.

Landau erwähnt, daß 1572 der Landgraf Wilhelm von Hessen vom Herzog Albrecht Gemsen zugeschickt erhalten habe und ebenso 1591 deren 10 Stück vom Pfalzgrafen Wilhelm zu Landshut, welcher weiter viele, besonders um Hohenschwangau, fangen ließ und

eine zweite Sendung machte, wo aber die meisten auf dem Transport erlagen und nur 11 lebend übrig blieben. Die erste Sendung war im Juni erfolgt und der Pfalzgraf entschuldigt sich, daß er nicht die gewünschte Zahl von 24 geschickt. Aber sie seyen in dieser Jahreszeit gerade am schwächsten und von 40 [illegible] Herabtragen von dem hohen Gebirg in Folge des warmen Wetters 30 erstickt.

Der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich jagte 1591 mit seinen Gästen, dem Herzog von Mantua und dem Erzherzog Hoch- und Deutschmeister Maximilian am Plansee, um Schwangau, im Lechthal und bei Reutelwang, wo er mit Hülfe des Revierjägers Conrad Rief und seiner Brüder den Meisterschuß that auf eine hoch einsteigende Gemse, wofür er die Begleiter reichlich belohnte.

Albert VI. von Bayern hielt im Jahre 1617 in Berchtesgaden eine Gemsjagd mit seinem Bruder Ferdinand II. Churfürst von Köln.

Einer Gemsjagd in Hohenschwangau ist auch 1671 erwähnt, welche Ferdinand Maria gehalten hat.

Auch auf dem Untersberg wurde um jene Zeit (1665) von dem Fürstbischof von Salzburg Guidobald dem Kaiser Leopold I. eine Gemsjagd gegeben „allda an einem hierzu von der Natur einem Schau-Platz nit ungleich, vnnd gar bequemlichen Ort zwischen 2 hohen Steinwänden 16 Gämbs eingelopfft, auch oben und vnten mit Plachen gesperrt worden: da Ihr Maj. mit allergnädigsten Vergnügen etliche Gämbs geschossen, vnd vier lebendig gefangen worden.[1]

Ich habe oben der gemsfeindlichen Raubthiere gedacht, und wird von den Luchsen, Bären und Wölfen in besondern Kapiteln noch die Rede seyn, nur von den Gemsgeiern (Gypaetos barbatus) will ich anführen, daß sie im 17. Jahrhundert zahlreich

[1] Fr. Tücher, Salzburg. Chronica 1666.

vorhanden waren. Es geht dieſes aus der Angabe auf einer Tafel von 1650 in St. Bartolomä am Königsſee hervor, wo zwei dieſer Rieſenvögel in natürlicher Größe abgebildet ſind. Es heißt dort, daß Hans Turner allein 147 derſelben erlegt habe und ebenſo beſagt ein ſchön zu leſendes Gedicht von 1675, welches ich bei der Bärenjagd ausführlich mittheilen werde, daß der Jäger und Fiſchmeiſter Urban Fürſtmüller 43 Gemsgeier und ſeine beiden Söhne deren 31 erlegt haben. Den Steinadlern iſt wohl auch ihr Antheil geworden, ſie ſind zwar weniger ſtark als die Gemsgeier, aber doch kräftig genug, wenigſtens ein Gemskitz zu rauben, wie ihre Horſte noch heutigen Tags hinlänglich beweiſen.

Die Gemsgeier ſind gegenwärtig große Seltenheiten geworden und ſcheinen nicht mehr in unſeren Bergen zu horſten. 1855 wurde einer im Königsſeerevier (Berchtesgaden) geſchoſſen. Die Steinadler (Aquila chrysaetos) aber kommen faſt am ganzen Alpenzug vor, beſonders im Berchtesgadniſchen, im Wimbachthal, im Eis, auf der Schreck ꝛc. kann ſie der Jäger oft beobachten und werden faſt jährlich einige geſchoſſen, meiſtens im Winter bei einem eingegangenen Gems oder Stück Wild oder bei einem eigens zu dieſem Zweck gelegten Aas. Die Jungen werden auch, wo es möglich iſt, aus dem Horſt genommen, wobei der Ausnehmende meiſtens an einem Strick über eine Felſenwand hinuntergelaſſen werden muß. Im Allgäu bei Obersdorf, im Oytal, geſchah dieſes Ausnehmen faſt alle Jahre und war zugleich eine Art von Volksfeſt geworden, in neueſter Zeit aber ſchießen und fangen die Jäger die Adler, die dort in zwei Wänden horſten, wie ſie dieſelben bekommen können.

Bei manchen Adlern beträgt die Spannweite der Flügel 8 Fuß.

Im vorigen Jahre (1857) erlegte der Graf Max Arco drei Steinadler, einen im Winter am Oberſee in Berchtesgaden und zwei im Juni am Untersberg in der Nähe der Gurrenwand etwa

zwei Stunden von Hallthurm. Die letztern waren Männchen und Weibchen und hatten ein Junges. Der Horst war in einer Höhle an jener Wand. Mit diesen Adlern gab es schwere Arbeit. Alles Passen auf der Wand war vergebens, in die Wand selbst und zum Horst konnte man nur durch Herablassen an einem Seil gelangen. Der Anblick der riesigen Vögel, welchen der lauernde Schütze öfters genoß, steigerte die Leidenschaft nur um so mehr, in ihren Besitz zu gelangen und er beschloß dazu keine Mühe zu scheuen und im Nothfall einen Sack voll Geduld drum zu erschöpfen. Da der junge Adler schon das Aussehen hatte bald flügge zu werden, so ließ sich Arco zum Horst an einem Seil herunter, welches oben an einem Baum und ihm um den Leib befestigt war. Er band dem Adler einen Strick um die Stänker und knüpfte ihn an einem schweren Stein fest. Dieses geschah nicht ohne heftiges Hauen des Jungen mit den Fängen. Im Horste lag ein buntes Gemenge von Knochen, Skeletten und Resten von Gemsitzen, Schafen, von einem Edelmarder ꝛc. Mühsam wurde nach einem Stand gesorscht, von dem aus der ein- oder ausstreichende Adler etwa geschossen werden könne. Da fand sich eine Tanne hart an der Wand, auf deren winklich gebogenem unterem Stamm man sitzen konnte, freilich nicht sehr bequem und unter dem Sitz ging die Wand bei 700 Fuß in die Tiefe. Vom obern Rand derselben war der Baum etwa 50 Fuß entfernt und nur mittelst eines Seils dahin zu gelangen. Arco, einer meiner ältesten Jagdgefährten, mit dem ich auf den Gemsjagden manchen Adler beobachtet, bot bei Erzählung des Abenteuers, welches ich hier beschreibe, besonders die Herrlichkeit des Anblicks hervor, als er nach einigen Tagen, da er von Morgens bis Abends auf dem erwähnten Platz gepaßt, einen der alten Adler mit einem Schaf, wohl an 70 Pfund schwer, hoch in der Luft erblickte. Majestätisch kam er über den Untersberg her und stürzte dann mit eingezogenen Flügeln pfeilgerad in seiner Nähe mit solcher

Schnelligkeit herunter, daß man hätte meinen sollen, es müsse ihn ein Schlag getödtet haben. Plötzlich aber am Horst breitete er die gewaltigen Schwingen aus und fuhr in die Höhle. Man weiß, daß zärtliches Familienleben gerade nicht die Sache der Adler ist, die Alten halten sich zwar zusammen, mit den Jungen geben sie sich aber nicht viel ab. Sie bringen etwas zur Nahrung und verweilen dann keine Minute lang im Horst, sondern gleich gehts wieder fort auf ihr Gejaid. Mehrmals mußte Arco die Adler so aus- und einstreichen sehen, welches mit sehr großer Geschwindigkeit geschah, bis einer über ihn wegstreichend mit einem Schrotschuß zu erlangen war. Der ging auch nicht fehl und in zwei Wochen waren beide Adler die Beute des beharrlichen Schützen. Sie sind eine Zierde des Jagdhauses „am Schorn" und der junge ist bereits zu einem stattlichen Exemplar herangewachsen. Das geschossene Weibchen hatte 7½ Fuß Spannweite der Flügel, das Männchen etwas weniger.[1]

Ein Bericht des J. Brandstätter, Forstmeister zu Hohenschwangau gibt 1726 den Gemsstand in den dortigen Gebirgen zu 150 Stück an, davon im „Saugarten" 30—40, in den „Gumpen" ebensoviel.

Den 21. Juli 1727 reiste der Kurfürst Carl Albrecht nach Hohenschwangau auf die Gemsjagd „wohin keine durchlauchtigste Fürstenperson seit 1671, da Ihro Churfl. Durchlaucht Ferdinand Maria das letztemal dagewesen, wegen des gefährlichen Gebürgs nit mehr kommen ist."

Es wurden zwei Gemsjagden gehalten, die eine am 28. Juli und wurden 19 Gemsen „gefangen" worunter 7 lebend, die in den Thiergarten nach Nymphenburg gebracht wurden.

[1] Im ebenen Land ist der öfters vorkommende Adler, der Fisch- oder Flußadler, Seeadler, Haliaetus albicilla. Um München werden jährlich einige geschossen.

Am 30. Juli wurden 29 Gemſen gefangen, davon 16 Stück lebend nach Nymphenburg kamen.

Zu dieſen Jagden betrug die Zahl der Treiber 550 Mann, nämlich:

vom	Amt	Hohenſchwangau	77	Mann
„	„	Riedhofen	90	„
„	„	Trauchgau	83	„
„	Kloſter	Steingaden	100	„
„	„	Ettal	100	„
„	„	Rothenbuch	100	„
			550	Mann.

1731 war der Gemsſtand in den Hohenſchwangauer Jagden am Seyling und Jugend, Hirſchwang, Albeskopf, Straußberg und Tegelberg, drei Maandln, Pechkopf ꝛc. 103 Stück.

Von 1752 findet ſich eine „Gämps- und Hirſchjagd" verzeichnet, welche der Churfürſt Maximilian III. am 8. und 9. Auguſt zu Großwayl in der Nähe des Kochelſees (wahrſcheinlich am Heimgarten) abgehalten und wobei 38 Gemſen, darunter 10 Kitz, als Beute angegeben ſind.

Um dieſe Zeit war der Gemsſtand in Tegernſee im Vergleich zu 200 Jahren früher nicht ſonderlich gewachſen. In 13 Jahren, in welchen damals 16 Gems angegeben ſind, finden ſich von 1768 bis 1782 (die Rechnungen von 1776 und 1777 fehlen) nur 29 Gemſen verzeichnet. Während aber in jenem Zeitraum wie oben geſagt, kein Luchs aufgeführt iſt, ſind in dieſem deren 39 angegeben, alſo bedeutend mehr Luchſe als Gemſen. 1752 war die Beſoldung eines Kloſterjägers inclus. der tarirten Naturalien 42 fl. 24 kr., dazu kam noch 10 fl. Holzbichau und das Schußgeld, welches wenig genug war und für ein Gembs 45 kr., in Benediktbeuren für die dem Kloſter nahe gelegenen Standorte ſogar nur 24 kr. betrug.

So hat z. B. der Oberjäger Adam Mayer 1760 zum Kloſter geliefert „5 Lux
3 Hirſch
7 Reh
2 Gämbs
3 Oedlmader
7 Haaſenbendl
1 Hausmader
1 Fuchs
1 Haas“

und betrug das Schuß- und Fangageld dafür nur 20 fl. 52 kr. Die Kloſterherren hielten drauf, daß ihr Wild nicht leichtfertig angeblenkelt wurde, denn ein Befehl von 1711 beſtimmt:

„ſollen die Schredtpixen Bei Verluſt der Jährlichen Bieldung in dem Gerurg zu tragen verboten ſeyn, ausgenommen auf dem Hanenfalz, Haſenpirſch und Fuchswartten.“

Der Gemsſtand um Tegernſee und Schlierſee hob ſich erſt als König Maximilian I. ſeinen Herbſtaufenthalt in Tegernſee nahm und für hinreichenden Jagdſchutz ſorgte. Im Jahre 1817 wurden im ſog. Peiſenberg die erſte königl. Zeugjagd eingerichtet und auf der Au innerhalb Enterrottach abgeſchoſſen.

Es wurden 25 Gemſen erlegt. Im Jahre 1820 aber wurden auf einer ähnlichen Jagd in der Raſſerin am Planberg (Blauberg) 100 Gemſen geſchoſſen, auf einer anderen 1823 in den Scheeren am Wallberg 56. Bei der erſten wurde auf der Piorner-Weißachalpe, bei der letztern auf der Wallbergerau vor der Enterrottachbrücke abgeſchoſſen.

Um dieſe Zeit zeigte ſich auch ſchon der Gemsſtand in Berchtesgaden bedeutend, und wurden 1821 auf einer k. Jagd im Königsthal 95 Gemſen erlegt und unter König Ludwig ebenda (1826) 61 Stück, 1827 62 Stück und im Reitl 1829 65 Gemſen.

Die Gemsen vermehren sich schnell, wenn sie der gehörigen Ruhe auf ihren Standorten genießen, denn sie sind das einzige Wild, welches von harten Wintern verhältnißmäßig sehr wenig Schaden leidet. Sie finden auf den steilen Gehängen, von welchen die Lawinen[1] abstürzen, oder unter den Felsen und Schirmbäumen, welche den Schnee etwas abhalten, immer noch ihre Aesung, während Hirsch und Reh, zu Thal getrieben, ohne künstliche Fütterung häufig erliegen. So zeigt eine Wildstandsübersicht von Tegernsee im Jahre 1800 nur 20 Gemsen, im Jahre 1847 aber 650; eben so vom Hohenschwangauer-Leibgehege im Jahre 1828 etwa 100 Stück, im Jahre 1853 aber 12 bis 1500 Stück. Diese Vermehrung hat aber ihre Grenze, insoferne sie von der Oertlichkeit bedingt ist, denn eine gewisse Anzahl Gemsen verlangen wie jedes Wild einen Standort von einer gewissen Größe und werden ihrer zu viele, so verläßt der Ueberschuß den Platz und wechselt nach andern Bergen.[2] Bei gehörigem Gemsstand muß also zum Vortheil der Jagd ein bestimmtes Abschießen stattfinden.

Von 1841—45 sind ins Zwischgewölb 598 Gemsen geliefert worden, viele werden aber auswärts verkauft. Das Jahr 1848 verlangte auch für dieses harmlose Wild seine Opfer, doch muß anerkennend hervorgehoben werden, daß die Hohenschwangauer, die Ettaler und Berchtesgadner die Excesse nicht getheilt haben, welche mitunter am Tegernsee, Schliersee, in Bayrischzell und anderwärts vorgekommen sind. Daß die Bauern im Allgemeinen eine Jagd nicht zu verwalten verstehen, und die Gemeinden selten die Kraft haben, der Willkür einiger unbändigen Burschen und Wilddiebe

[1] Von den Lawinen und abfallenden Steinen werden manche erschlagen und ist zu wundern, daß nicht jährlich viele dadurch zu Grunde gehen.

[2] Zuweilen verirren sie sich bis ins Flachland. So sind in den letzten dreißig Jahren einige solche Fälle vorgekommen und wurde ein Gemsjährling bei Ebersberg, zwei bei Grünwald und ein Bock sogar bei Freising erlegt.

energisch zu steuern, ist eine nur zu bekannte Erfahrung. Auf der einen Seite ist es der Egoismus und das „was soll ich für die Nachkommen etwas thun, sie haben für mich auch nichts gethan," auf der andern Furchtsamkeit und Gleichgiltigkeit, welche da ihre Wirkung kund geben. Wildschützen von Genie haben das selbst erkannt und wohl voraussehend, daß wenn die Gemeinde die Jagd handhaben will, in Bälde keine Schale mehr zu spüren seyn werde, weil bei dieser Regierung jeder thut, was er will (nur mit der Ausnahme, daß der schwächere dem stärkeren aus dem Weg gehen muß) so haben sie oft dafür gestimmt, die Jagden in einer Art zu verpachten, daß Jäger das Regiment führen, denn dann gab's doch Wild, wenn auch nebenher einige Widerwärtigkeiten. Das schöne Tyrol könnte mehrere tausend Gemsen hegen,[1] wäre nicht fast überall zu jeder Jahreszeit schonungslos gebeizt und geschunden, worden, so aber ist der Gemsstand kaum zu nennen. Der Ruin seiner Waldungen und das Ausrotten des Enzians (mit Allem kann man fertig werden) geht aus gleichen Ursachen hervor. Es soll sich aber damit gegenwärtig wieder zum Bessern wenden.

In der Schweiz verdanken die Gemsen ihr Fortkommen auch mehr den gewaltigen Bergen als der dortigen Jägerei oder betreffenden Verordnungen. Das Geplenkel in den Thälern um jeden Spatzen, welches Tschudi rügt, träfe sie nicht minder, wenn ihre Standorte zugänglicher wären. Das Edelwild ist bereits seit 30 Jahren ausgerottet und einen Rehbock kann man auch schon als Rarität in einer Menagerie zeigen.

[1] v. Moll sah noch 1784 starke Rudel am Sonntagfeld im Zillerthal. Sie wurden damals sorgfältig gehegt und wurden an einer gar zu gefänglichen Schlucht, wo sie für die Wildschützen leicht zu bekommen gewesen wären, Schale gehalten und damit die Gemsen an weniger vorgegebene Orte getrieben. Von 1683—1684 war der Stand durchschnittlich 300 Gemsen in Zillerthal und Gerlos, und wurden davon jährlich gegen 40 von den aufgestellten Jägern geschossen.

Soviel aus Tschudis Beschreibungen zu ersehen, schießt man eben „was Haar hat“; daß dazu ein überreicher Wildstand nicht berechtige, weiß man wohl, das Glück ist, daß nur wenige Schützen (Jäger kann man eigentlich nicht sagen) das Gemsschießen mit Erfolg treiben, weil die Gemsen bereits in das schärfere Hochgebirge zurückgedrängt sind, wo ihr bester Freund, Nebel genannt, gerne seinen Mantel schützend über sie breitet.

Glücklicherweise ist das Eigenthum an Grund und Boden, auf welchem die Jagd dem Staate gehört, in Bayern bedeutend genug um diese zu erhalten, von besonderem Werth dafür aber ist es, daß König Maximilian II. der Hebung des Wildstandes und namentlich der Gemsen im ganzen Zug unserer Voralpen hohen Schutz und Pflege angedeihen läßt. Und gerade die Gemsjagd kann ohne die leidigen Verhältnisse des Wildschadens gepflegt werden und ist ihr Gedeihen um so wünschenswerther, als das Wild überhaupt gegen früher überall abgenommen hat. Obwohl es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur wenig Gemsen gab, so waren sie doch, weil an anderem Wild Ueberfluß vorhanden, sehr wohlfeil und kostete ein Gems nur 3 fl. 30 kr. bis 4 fl., ein Kitz 1 fl. 30 kr.

Gegenwärtig kostet ein Gems unter 45 Pfund das Pfund 15 kr., über 45 Pfund aber das Pfund 18 kr. wegen des höheren Werthes der Decke, so daß ein Gemsbock von 50 Pfund auf 15 fl. kommt.

Ueber das Jagen der Gemsen ist gar viel geschrieben worden und manchmal hat einer der kaum ein paar Jagden gesehen, die Feder ergriffen und je nach Stimmung und Erlebniß diese Jagd zur gefährlichsten aller Jagden gemacht, oder sie auch wieder in einer Weise dargestellt, als wäre es nicht viel mehr als ein „Klopfet“ auf Hasen und Rehe.[1] Daß diese Jagd romantischer ist, als die

[1] Abweichend von den gewöhnlichen Uebertreibungen dieser Art, gibt manches treu aufgefaßte Bild das Buch des Engländers Bener: Chamois Hunting in the Mountains of Bavaria.

meiſten andern, liegt in der Natur des Terrains auf dem ſie ſich bewegt; was aber die Gefahren des Jägers betrifft, ſo kommt es auf Art und Weiſe des Jagens und auf die Verhältniſſe an, unter welchen man jagt. Wer viele Gemsbirſchen gemacht hat, der wird ſchwerlich den Gefühlen inneren Grauſens entgangen ſeyn, wenn er durch eine Wand oder Schlucht ſtieg und plötzlich oder ihm ein Steingerumpel von flüchtigen Gemſen losging, und kaum der Vorſprung eines Felſen den Leib zu decken vermochte, oder wenn er einer angeſchoſſenen Gemſe nachſteigend unverſehens an Stellen kam, wo für das Mißlingen eines Schrittes oder Sprunges, der unvermeidlich gemacht werden mußte, die Folgen nur zu deutlich vor Augen lagen. Es iſt dann ganz eigen, einem Stein nachzuſehen, den der Fuß von der Wand löste, wie er gellend in die Tiefe fällt, und auf dem Grunde ſteiler Gräben in weithin geſchleuderte Trümmer zerſchellt. Und nun bedenke man, daß gar oft ein Jäger den erlegten Bock von dem Platz wo er verendete, nicht anders fortbringen kann, als indem er ihn auf den Rücken ladet und eine wilde Schlucht hinunterſteigt oder aber durchs Felsgehäng, und das ohne Gefährten, fern von aller Hülfe auf ſich allein geſtellt, auf ſeine Gewandtheit und ſeinen Muth.

Das Steigen will geübt ſeyn. Wer z. B. an einer Wand, in der überhaupt noch fortzukommen, in der Art herunterſteigen wollte, daß er mit dem Geſicht gegen die Wand mit Händen und Füßen ſich anklammernd den Verſuch machte, wie man auf einer Leiter herunterſteigt, der würde geradezu das Leben wagen, weil er die Stelle, wohin er den Fuß ſetzen will, nicht ſieht, ſondern mit dieſem nur fühlt und nicht weiß, was dann weiter kommt; man hat in ſolchem Falle ſich niederzuſetzen und ſitzend mit den Händen zu halten, während man hinunterſieht und die Stellen erforſcht die verläßig ſcheinen, die Füße darauf niederzulaſſen und weil man nur ſo einen Plan des Weiterkommens entwerfen kann.

Dabei iſt die Büchſe und der Stock oft ſehr hinderlich und muß man dieſen manchmal hinunterwerfen, wenn er dadurch nicht verloren geht. Man trennt ſich aber nicht gern vom Stock, der eine große Hülfe gewährt und man iſt oft ſchlimm genug dran, wenn er einem an ſolchen Plätzen aus der Hand gleitet und abfährt. So lange man noch etwas anzufaſſen hat und nicht gezwungen iſt zu ſpringen oder zu laufen, geht's noch gut, wenn aber das Anfaſſen nicht mehr möglich und man auf einem ſchiefen ſchmalen Grat fort muß oder durch eine Stelle in einem ſteilen Graben laufen oder drüber ſpringen, dann iſt es bedenklich und doch ſoll man nicht viel drüber denken und keine Furcht haben. Es kommen Fälle vor, wo gehen oder rutſchen wollen weit gefährlicher iſt, als ein paar flinke Schritte zu machen und derjenige, welcher drüber ängſtlich iſt, thut beſſer, umzukehren, wobei freilich zuweilen auch das Umkehren noch ſchlimmer iſt, als das Weitergehen. Alles dieſes ſteigert oder mindert ſich an Gefahr unter jenen gleichen Umſtänden, je nachdem man allein iſt oder ein Jäger vorſteigt. In ſolcher Geſellſchaft macht man Wege mit Leichtigkeit, die drohend und ſchreckhaft beſchauen, wenn man allein ſteigt. Es iſt dabei nicht die Hülfe, die der Jäger gewährt, denn er kann oft gar nichts helfen, aber es iſt die erlangte Gewißheit, daß der Gang überhaupt zu machen und es iſt die Vorzeichnung des Weges der zu nehmen, was weſentlich ermuntert und forthilft. Steigeiſen ſind nur mit Vorſicht und vorzüglich auf den Graslaanen zu gebrauchen, man verwöhnt ſich aber leicht damit, und ich kenne ausgezeichnete Steiger, die ein Eiſen nur ſehr ſelten an den Fuß nehmen, außer bei gefrorenem Boden oder wo es ſchwer zu tragen gilt. Die Graslaanen ſind übrigens nur zu ſcheuen, wenn ſie ſehr ſteil, vom Regen naß oder beſchneit oder auch wenn ſie ſehr trocken ſind. Enden ſie nach unten an einer Wand, ſo ſind ſie natürlich doppelt gefährlich. Fällt man auf einer ſolchen und kommt auf

den Rücken zu liegen, so ist's vorbei, wenn man sich nicht sogleich auf den Bauch herumwirft und an den Rasen noch anklammern kann. Es ist in der That merkwürdig, wie wenig Unglücksfälle beim Steigen vorkommen, wenn sie aber vorkommen, so geschieht es selten bei Jagden, dagegen oft genug beim Brocken des verlockenden Edelweiß, wie vorzüglich in Berchtesgaden.

An Stellen, wo die Gefahr augenscheinlich ist, geschieht auch weniger ein Unfall, weil man behutsam zu Werke geht, außerdem aber wird leicht übersehen, daß beim Fallen und Abfahren ein sich halten nicht immer möglich und somit auch keine Rettung mehr ist. Am gefährlichsten sind schiefhängende Steinplatten, wo man die Schuhe ausziehen und in Strümpfen oder noch besser barfuß gehen muß.

Unter den Verunglückungen ist ein Fall in Berchtesgaden bekannt, welcher zeigt, welche Schrecken ein wildes Gemsgebirg bergen kann, und wenn einem eine solche Geschichte gegenwärtig, so schaut man in das düstere Starren der Felspfeiler mit ganz anderen Augen, als wenn man nur an ihre Alpenrosen denkt. Es war in St. Bartholomä ein Jagdgehilfe Seb. Schlechter, ein trefflicher Gemsjäger und kühner Steiger, welcher dem zürnenden Berggeist, dem er oft seine Gemsen genommen, zum Opfer fallen sollte. Am 16. Oktober 1839 ging der lebensfrische Jäger (damals 35 Jahre alt) vom Jagdhause fort, um im Hocheis eine Gemsbirsche zu machen, und wollte Abends wieder zurückkehren. Es ist bei der Hirschjagd erzählt worden, wie man in dieses Hocheis gewöhnlich nur in einer Schlucht zwischen der Hachelwand und der sogenannten „Kirch" gelangen kann. Schlechter wollte aber von einer andern Seite, in den Wänden, die vom Watzmann niedergehen, dort hineinbirschen. Ich habe da einmal einen Jagdgehilfen Sollacher durchsteigen sehen und muß einer schon „a' weiterner" Steiger seyn, der es wagen darf. — Schlechter wollte sich den Weg kürzen und über das Dach der

sogenannten Eiskapelle an die Wand gelangen. Diese Eiskapelle (in älteren Schriften auch „gläserne Kapelln“ genannt) ist eine Art von Gletscher, der an die Steinwände angelehnt im Thal ein Thor zeigt, durch welches der „Eisbach“ hervorkommt.

Der Jäger stieg an der Seite hinauf und dann über das Dach hin. Als er am Rand des Eises in die Felswand steigen wollte, brach dieses unter ihm mit donnerähnlichem Krachen zusammen, und nun gings mit Eis und Steinen hohl schallend hinunter in die Nacht eines 180 Fuß tiefen Abgrunds. Vom Sturz und den erlittenen Verletzungen (die Rippen waren sechzehnmal gebrochen) der Besinnung beraubt lag er viele Stunden und erst gegen Abend kam er wieder zu sich. Es war tiefe Nacht um ihn und er erkannte, mit den Händen tastend, daß er auf einem mit Schnee bedeckten Felsenvorsprung (Stellen) gefallen, und daß es neben ihm noch weiter hinuntergehe. Man denke sich die furchtbare Lage! Im ersten Augenblick gab er sich für verloren, als er aber seine Büchse fühlte, deren Riemen seltsamerweise ihm um den Hals geschlungen war, da dämmerte einige Hoffnung, durch einen Schuß vielleicht einen Retter herbeizuführen. Diese Hoffnung wurde freilich von dem Gedanken gedrückt, daß um jene Zeit außer einem Jäger selten jemand an den Ort komme, gleichwohl schoß er nach oben zu die Büchse ab. Er sah wohl die Wirkung des Schusses an herabfallenden Steinen und Eisstücken, er hörte den Knall aber nicht, denn der erschütternde Sturz hatte ihn des Gehörs beraubt. Erst nach einiger Zeit erhielt er es wieder, und da ward es plötzlich laut von rauschendem Wasser, welches neben ihm in die Tiefe stürzte.

In Schmerzen und Angst verging die eisige Nacht, gleichwohl sann die Liebe zum Leben auf Rettung. Wo vom Schuß die Steine heruntergefallen waren, schien ein Kamin nach oben zu münden und in diesem sich hinaufzuarbeiten, beschloß der Unglückliche nun,

nachdem er ſich überzeugt hatte, daß kein Fuß gebrochen war. Den Rücken an das Eis geſtützt und die Füße an Schnee und Felſen ſchob er ſich mühſam empor, vier bis fünf Stunden lang, daß ihn oft die Kraft verließ und auch der Muth zu ſinken begann, als er endlich durch eine Oeffnung oben das Tageslicht gewahrte. Mit erneuerter Anſtrengung kam er bis auf etwa 20 Fuß unter jene Stelle, wo er eingebrochen war. Hier befand ſich ein ſogenannter kleiner Boden (ebene Stelle) von dem aus ſich jedoch die Schlucht, die er hinaufgekommen, nach oben erweiterte, ſo daß ein Emporklimmen wie bis dahin nicht mehr möglich war. Da ſah er zwei eng zuſammenſtehende Eisſäulen, die ſich zunächſt an der Wand befanden, und nun beſchloß er zwiſchen dieſen ſich hinaufzudrängen. Dazu mußte er in der gefährlichſten Lage mit dem Meſſer in die eine Eisſäule Kerben einſchneiden, um ſich mit den Füßen daran zu ſtemmen, während er den Rücken an die andere Säule preßte. Mit unſäglicher Plage gelangte er ſo bis an 4 Fuß von der Oeffnung, und ſchon glaubte er ſich gerettet, als ihm die Füße ausglitten, und abermals ſtürzte er in die Tiefe, doch glücklicherweiſe nur bis zu dem erwähnten Boden und ohne ſich weiter zu beſchädigen. Beſinnungslos lag er auf dem kleinen Fleck, wo jede Bewegung mit dem Tode bedroht war, und erwachte erſt wieder, nachdem mehrere Stunden vergangen ſeyn mochten. Das unſchätzbare Meſſer hatte die erſtarrte Hand krampfhaft feſtgehalten, wie ſeltſam! im bewußtloſen Zuſtande, wo alle Muskeln erſchlaffen! Der Eiskamin mußte zum zweitenmal erſtiegen werden, und endlich mit zitterndem Herzen ſchob er ſich über den Rand, und körperlich und geiſtig gebrochen ſank er ohnmächtig auf dem wieder erreichten Dach der Eiskapelle zuſammen, nachdem er dreißig Stunden in dem Abgrund begraben geweſen.

Zu Hauſe war man ſchon am Abend vorher über ſein Ausbleiben in Sorgen, und am andern Tag ſpähte die Tochter des

alten Forſtwarts Hochleitner, welche der Gedanke einer Verunglückung am meiſten beunruhigte, mit einem Tubus öfters nach der Eiskapelle, wo ſie gegen zwei Uhr Mittags einen ſchwarzen Punkt entdeckte, den ſie früher nicht geſehen, was dann Veranlaſſung gab, daß ſich mehrere Männer und ſie ſelbſt mit Stärkungsmitteln auf den Weg machten.

Als ſie bei dem Unglücklichen ankamen, war es höchſte Zeit, ihn vor Erſtarrung zu retten. Der Mann war furchtbar zugerichtet und erblindete ſogar für einige Zeit, wurde aber wieder hergeſtellt und lebt noch, im Park von Anzing als Saufütterer verwendet. Ich habe ihn ſeine tragiſche Geſchichte ſelbſt erzählen hören.

In ſeltſame Gefahr des Abſtürzens gerieth im vorigen Jahre (1857) der herzogl. Coburg'ſche Jäger Raag in der hintern Riß. Er wollte einen Gemsbock, dem das Kreuz abgeſchoſſen war und der auf einer ſteilen gefrorenen Sandreiſe gegen eine Wand hinunterrutſchte, aufhalten und genicken, und ſprang daher ins Gehäng und riß den Bock nieder. Dieſer aber ſchlug dabei mit einer raſchen Wendung des Kopfes dem Jäger den ſpitzen Hacken eines Krickels durch die Haut und durch einen Muskel am Schienbein unter dem Knie und beide rutſchten nun mit Kämpfen und Ringen immer näher an die Wand, da es dem Jäger nicht möglich war, den Fuß frei zu machen, oder den Bock, der ſich gewaltig wehrte, zu genicken. Noch wenige Schritte und ſie ſtürzten mit einander in die Tiefe; da warf ſich der Jäger mit verzweifelter Anſtrengung auf den Bock und bewältigte ihn glücklicherweiſe ſo, daß er den verhängnißvollen Krickelhacken vom Fuße reißen und dem Bock den Genickfang geben konnte.

Es verſteht ſich nach dem Geſagten von ſelbſt, daß man ſchwindelfrei ſein müſſe, um fortzukommen, gleichwohl kann ſich unter Umſtänden eine Anwandlung von Schwindel einſtellen. Ich habe wohl ein paar hundert Gemsjagden mitgemacht, wo zuweilen auch

Situationen vorkamen, die ich gerade nicht noch einmal erleben möchte, und ich kann mich nicht erinnern, während des Steigens oder Gehens an Gehängen ſchwindlich geworden zu ſeyn, dagegen geſchah mir dieſes einigemal bei ſtundenlangem Sitzen an einer gefährlichen Stelle und bei dem fortgeſetzten Hinunterſchauen. Dann hilft ein Schluck Rum, Cognak[1] oder dergleichen, aber es hilft auch der Anblick der nahenden Gemſen, denn ich erinnere mich einer ſolchen Anwandlung, da mein Stand bei einem Treiben auf einem Keil zwiſchen ſteilen Gräben war, wo kaum Platz genug zum Sitzen. Nachdem ich faſt drei Stunden da geſeſſen und den Schwindel fühlte, wollte ich einen andern Stand nehmen, als plötzlich fünf Gemſen in den Graben hereinſprangen. Da war aller Schwindel weg, ich ſchoß einen guten Bock und wohlgemuth ſah ich ihm nach als er ſtürzte und im Graben hinunterkugelte.

Man muß ſich natürlich nicht vorſtellen, daß Gemſen und Jäger immer an Gehängen herumzukrabbeln haben wie die Fliegen an der Wand, die Oertlichkeit iſt oft ſo günſtig, daß man ohne beſondere Kunſt und Mühe ſeine Beute erringt und beſonders beim Treiben, wenn z. B. die Wechſel über einen Alpweg gehen oder durch einen Waldgrund oder durch die Thalſohle ſelbſt und es giebt kaum eine andere Jagd, wo dieſe Verhältniſſe mannigfaltiger und wechſelnder wären.

Wer übrigens nicht auswählen will, darf nicht ängſtlicher Natur ſeyn, und es iſt eine Seltenheit, daß Damen, deren ſo viele ſich am Waidwerk betheiligten, die Gemsjagd kennen gelernt haben. Das war der Fall bei der Fürſtin Leopoldine von Löwenſtein-Wertheim, der Frau des allen bayeriſchen Jägern wohl bekannten im Jahr 1844 verſtorbenen Fürſten Löwenſtein. Ich hatte oft das Glück, mit der edlen Dame zu jagen, die ſich nicht nur bei der

[1] Nach einer Tyroler-Sage iſt einer vor Schwindel und jähem Abſtürzen ſicher, wenn er einen Türkis in einem Ring am Finger trägt. Alpenburg.

Treibjagd auf Gemsen betheiligte, sondern auch birschen ging und als eine treffliche Schützin bekannt war. Noch heißt ein Stand im Langeck bei Kreut nach ihr „der Stand der Fürstin."

Einen guten Bock auf der Birsche zu schießen, hat immerhin seine Schwierigkeiten, die einmal ein alter Jäger in folgender naiver Weise explicirte:

„Für's erschti (sagte er): muaß a' Bock dasey(n'), denn ma' moat' gar oft es is oana da, d'erwei' is aber koana da. Dees g'schicht, wann d'an' Bock ebba g'segn hast wo er durchwechselt, wo er aber nit sein' Stand hat.

Für's zwoati, wenn oana da is, muaß's aa' oana sey(n'), denn es hoaßt leicht a' Bock, bal' er aber daliegt is's a' Goas.

Für's dritt' muaß der Bock an an' Platz sey(n') wo'r er zun a'birschn is und wo er oan' nit sicht.

Zum vierten muaß er auf an' Platz sey(n') daß er ihm nit z' Lumpen d'erfallt bals' d' 'n abaschießst, oder daß er nit in a' Loch einikuglt, wo d' 'n nit' rausbringa ko'st, denn sunst bident 's Schieß'n nix.

Zu'n fünftn brauchts an' guatn gleich'n Wind und deßtwegn a' fei's Wetter.

Zu'n sechst'n mußt d' 'n treffa und zu'n siebetn muaßt d' 'n guat treffa, daß d' 'n kriegst aa' und daß er dir nit in a' Wand eini steigt, wo d' nit nachiko'st. A so is's!

Das ist Alles sehr wahr und richtig, glücklicherweise sind aber die günstigen Verhältnisse doch nicht gar zu selten, und wie der Zufall manche Birsche verdirbt, so begünstigt er auch wieder manche. Besonders die Jäger kommen bei den vielen Gängen die sie machen oft zum Schusse, wo sie gar nicht dran denken. Der systematische Gang solcher Birschen ist mitunter ziemlich weitläufig; da muß man am frühen Morgen von einem geeigneten Platze aus das Einziehen der Gemsen beobachten und sehen, wo der Bock sich niederthut,

welches gewöhnlich unter einer Wand auf einem Felsenvorsprung geschieht, wo er eine schöne Aussicht hat. Wenn man nun weiß, wo er sich niedergethan, hat man sich vom Beobachtungsplatz möglichst ungesehen wegzubirschen und zu warten, bis die Sonne hoch genug steht, daß der Wind aufwärts zieht, dann steigt man über den Bock, oft auf weitem Wege, und rutscht auf dem Bauch an die Wand, unter der er sich niedergethan hat, vorsichtig und die Büchse schußfertig hinaus und schießt so liegend hinunter. Nun geschieht es aber nicht selten, daß man den in der Ruhe befindlichen Bock, ob man gleich an der rechten Wand ist, von oben nicht sehen kann, z. B. wenn die Wand etwas überhängig, eine hinderliche Laatsche vorhanden ꝛc.; dann hat man zu warten, bis der Bock zum Aesen freiwillig wieder aufsteht, wenn indessen der Wind nicht zum Wechseln kommt, oder man wirft einige Steinchen hinunter, um das Aufstehen zu veranlassen und mancher beschwerliche Gang wird trotz aller Vorsicht umsonst gemacht.

Ein Gems in der Ruhe sieht selten aufwärts, sondern meistens nur nach abwärts und nach der Seite.

Wo mehrere beisammen in der Ruhe sind, kann man einzelne beobachten, welche behaglich auf der Seite liegend alle Viere von sich strecken.

Ist man von einem Gemsbock beim Anbirschen einmal gesehen worden, so ist die Pirsche meistens vergeblich. So lange er den noch fernen Jäger erblickt, bleibt er unbeweglich stehen, ist ihm dieser aber verschwunden, so wechselt er sogleich weiter. Sind zwei Jäger zusammen, so gelingt es manchmal den beobachtenden Bock zu täuschen, indem der eine sich fortwährend sehen läßt, ohne sich zu nähern, während der andere sich ungesehen anbirscht. Einem Jäger von Fischbachau gelang eine solche Pirsche dadurch, daß er vor dem auf ihn niederschauenden Bock das Hemd auszog und an seinem Bergstock aufhing. Dann schlich er sich ungesehen weg und

ſtieg auf weitem Umweg zum Bock hinauf. Als er ankam ſtarrte dieſer immer noch nach dem Signal hinunter und der Jäger ſchoß ihn ohne Schwierigkeit.

Je nach dem Wildſtand werden nur ſtarke Böcke oder auch Gaiſen und geringe Gemſen geſchoſſen. Das Erkennen des Bocks iſt mitunter ſchwer, wenn man aber Zeit zum Beobachten hat und ein gutes Fernrohr zu Hülfe nimmt, dann hat es keinen Anſtand, an den ſtärkeren Krickeln und den mehr eingebogenen Enden unterſcheidet man den Bock ziemlich leicht von der Gais und um ſo leichter, wenn es ein ſtarker Bock iſt. Kommt man nahe genug, ſo erkennt man wohl auch den Pinſel, der in wenigen langen Haaren beſteht. Beim Treiben iſt es ſchwerer und ſoll nur ein Bock geſchoſſen werden, ſo kann man als Regel annehmen, ein einzeln kommendes ſtarkes Gems immer zu ſchießen, wenn man an demſelben nicht die dünnen und weniger eingebogenen Krickeln der Gais deutlich erkennt, denn im ſchlimmſten Falle ſchießt man dann eine Galtgais[1] um die nicht viel ſchade iſt. Kommt aber ein Rudel, ſo muß man die letzten nach dem dickern und kürzern Hals und der mehr gedrungenen Figur, die auch den Bock kennzeichnet, muſtern, und gehört ein geübtes Auge dazu, ſich nicht zu täuſchen.

Man muß mit dem Schuß nicht eilen, und wenn die Gemſen flüchtig ſind überhaupt nur ſchießen, wenn weiter keine Ausſicht bleibt ſie zu bekommen, denn dann ſind ſie wegen des unregelmäßigen Sprunges ſehr leicht gefehlt, außerdem aber iſt der Augenblick zu benützen, wo ſie *ſitzen* (*hoffen* heißt man es bei uns), und das geſchieht öfters und kann auch durch Anpfeifen oder durch einen kurzen Ruf bewerkſtelliget werden. Wenn man mit ihrer Art und Weſen bekannt iſt und den Platz wohl angeſchauet hat, ſo läßt ſich faſt mit Gewißheit beſtimmen, wo ſie hoffen werden, ſo zwar,

[1] Galt, d. i. unfruchtbar, ſoll vom altdeutſchen Galt, Galet, Gallzeit abſtammen, welches das nämliche bedeutet. Wachter Glossar. germam. 56.

daß man während sie kommen, die Büchse gleich auf einen solchen Platz richten, gut zusammenschauen und sie erwarten kann.[1] Der beste Schuß ist freilich ein Blattschuß, es kommen aber oft Waidwundschüsse vor. Ein so angeschossenes Gems thut sich bald nieder, wird es aber angegangen oder der Hund drauf gelassen, so geht es fort und steigt meistens in eine Wand ein, wo der Hund nicht folgen kann, der es dann außerhalb verbellt. Man birscht sich an und schießt es aus der Wand herunter. Im schärferen Gebirg kann man wegen des Abfallens keinen Hund gebrauchen, die Rothfährte findet man gewöhnlich leicht auf den grauen Steinen, zuweilen aber ist es für den Jäger unmöglich an den Platz vorzudringen, wo das angeschossene Gems liegt und es muß verlassen werden und geht verloren.

Wie sie sich in solchen Fällen an den Felsen halten können ist oft unglaublich, ich habe ein eingeschossenes Gems an die Wand sich schmiegen gesehen, an der es nur mit einem Vorder- und einem Hinterlauf Halt hatte, die beiden anderen Läufe hingen in der Luft.

Auch ist, wie oft man es gesehen haben mag, immer zu staunen, wie sie in ganz steilen Wänden, wo nur ein Wechsel, den sie selber mit einer gewissen Vorsicht annehmen, beim fallenden Schuß durcheinander rumpeln ohne daß eines ungetroffen herunterstürzt. Es reicht eben eine hervorragende Stelle von einem Zoll Größe hin um ihnen fortzuhelfen, wobei sie oft mit gewaltigen Sprüngen über ganz unhaltbare Stellen wegsetzen und doch gleich

[1] In Betreff der Entfernung, besonders über einen Graben hinüber, kann man sich sehr täuschen und manches Gems wird deßhalb gefehlt. Als Regel gilt, daß es zum Schießen zu weit ist, wenn man die Krickeln nicht mehr sieht. Am besten ist es beim Zielen, die Größe des Thieres gegen das Abstehen oder Kern der Büchse zu taxiren, ob das Thier vom Kern angetroffen wird oder nicht ꝛc. Man muß dazu das Kern gelegenheitlich mit einer geschossenen Gemse in verschiedenen Distanzen kräßen.

wieder anhalten können. Unter Umständen vertragen sie auch ein Abstürzen, daß man es gesehen haben muß, um es für möglich zu halten. So schoß ich einmal einen Jährling von einer steilen bei 50 Fuß hohen Wand. Er fiel, sich überschlagend unten auf eine schiefe steinige Fläche, da lag er einige Minuten, stand dann auf, zog anfangs langsam weiter und, ins Treiben kommend, ging er flüchtig und war nicht mehr zu Schuß zu bringen. Wahrscheinlich war er hohl durchgeschossen. Dergleichen ist mehrmals beobachtet worden.

Wenn ein Gems nach dem Schusse pfeift, so ist das noch kein Zeichen, daß es nicht getroffen wurde, ebensowenig als beim Reh das Schallen nach dem Schuß oder bei einem Brunfthirsch das Schreien. Ich habe dieses auffallend an einem starken Bock beobachtet, welchen ich kurz am Blatt und etwas schief getroffen hatte, so daß noch die Leber berührt war. Der Bock that sich bald nieder und pfiff, als er beim Nachsuchen aufgegangen wurde, und so geschah es mehrmals, denn es war zufällig nicht möglich einen Schuß anzubringen. Erst als er nach einem Verfolgen von zwei Stunden ziemlich krank wurde, pfiff er bei weiterem Aufstehen nicht mehr und fing ihn dann ein Hund ohne Schwierigkeit in einem Wassergraben.

Die starken Böcke sondern sich gern vom Rudel und kommen ihrer oft zwei miteinander, auch einzelnweise habe ich einmal in den Scharf-Laanen in der Riß drei auf demselben Stand geschossen. Hat man nicht acht zu geben, ob Bock oder Gais, so kann man in guten Jagdbögen öfters drei, vier und mehr Stück erlegen, wenn man auch nur mit einer Doppelbüchse versehen. König Maximilian, welchem mehrere dergleichen zu Gebote stehen, hat einigemal zehn und zwölf Stück erlegt.

Die Art, wie die Gemsen beim Treiben kommen, ist sehr verschieden und bietet tausenderlei Bilder dar, denn die Gehänge,

Gräben und Schluchten wechseln auf's vielartigste. Je nachdem sie nur den entfernten Lärm der Treiber hören und ihr Standort nicht zu tief im Bogen, steigen sie oft ganz vertraut auf eine hohe Kuppe und bleiben da, nach dem Treiben sich öfters hinwendend, wohl eine halbe Stunde und länger, ehe sie weiter vorwärts gehen; kommt ihnen aber ein Treiber plötzlich zu Gesicht, so springen sie oft mit unglaublicher Geschwindigkeit einen Hang herunter und verschwinden in den Gräben, um dann an einer Scharte des Grats wieder zu erscheinen. In scharfen Wänden nimmt das Rudel, wenn nicht dreingeschossen wird, fast immer denselben Weg, über eine Kluft springt eins wie das andere, und manchmal geht es zickzack herunter ohne Aufhalten. In den Laatschen stecken sie sich gerne und es ist kaum zu begreifen, wie schnell sie durch deren widerstrebende und wirr sich deckende Stämme und Aeste fortkommen können. Wenn der Wind gut ist sind sie in der Regel leicht vorwärts zu treiben und ist dabei die Hauptsache, daß sie den Treiber sehen, denn abgelassene Steine sprengen sie wohl auch, wenn sie nahe niederrasseln, außerdem aber kümmern sie sich nicht viel drum. Sie wissen auch recht wohl, ob ihnen die Steine etwas anhaben können oder nicht, und deckt sie ein Felsenvorsprung, so bleiben sie trotz alles Steinregens der drüber heruntergeht, ganz ruhig stehen. Wenn daher Nebel liegt, ist mit der Gemsjagd nur dann etwas auszurichten, wenn der Treiber sehr viele sind und diese ziemlich geschlossen fortkommen können. Die Felsgründe bieten mancherlei enge Schluchten und Kamine, welche die Gemsen gern annehmen. Wenn sie in solchen aufsteigen und der Schütze oben, sind sie leicht zu schießen. Es gibt Wechsel, wo die Rudel kommen und andere, wo nur ein guter Bock kommt. Man kann je nach den Umständen darüber eben so sicher seyn, als über einen guten Zuchsriegel. Die alten Böcke sind übrigens sehr schlau, und ich habe manchen in einem Graben hinaufsteigen sehen, während ein

Treiber in einem ganz nahe daran gelegenen mit lautem Rufen und Pfeifen herunterstieg. Nicht selten stecken sich die Gemsen so, daß sie erst unmittelbar vor den Treibern kommen. Ist der Wind schlecht, so bringt sie nichts vorwärts. Ein Jäger sagte einmal darüber: „sie hätt'n mit Gwalt nit vüri (vorwärts) kinna und wan s' hundertmal mög'n hätt'n."

Wenn ein Rudel naht, so kann man nicht selten mit Vergnügen beobachten, daß die Gemsen ein ziemlich leichtsinniges Volk sind, denn der Haupttrupp überläßt die Sorgen der anführenden Kitzgais, und wenn diese anhält um zu speculiren und zu studiren, was zu thun, so stoßen und raufen sich oft die andern, es wäre denn, daß ihnen das Treiben gar zu nahe gekommen.

Je wilder die Gegend, desto schöner ist diese Jagd. In den hohen Regionen von Berchtesgaden, am Funtnsee, Simmetsberg ꝛc. ist es wild und einsam genug, daß es zuweilen den Schein hat, als hätten manche Vögel, denen man begegnet, noch keinen Menschen gesehen; mit offenbarer Neugierde umfliegen sie den auf dem Stand lauernden Schützen, und den herrlichen Karminspecht[1] hätte ich manchmal mit einem Schmetterlingsnetz leicht fangen können; die hell kreischenden Steindohlen[2] mit den rothen Ständern hassen sogar zuweilen auf das fremde Menschenwesen und ohne Scheu ließen sich einmal mehrere nicht zehn Schritt von mir auf einen geschossenen Gemsbock nieder und begannen ihm nach den Lichtern zu hacken. Nur der Adler weiß schnell, was es mit Jägern für eine Bewandniß hat, und ist auf nähere Bekanntschaft nicht neugierig.[3] Dabei gewährt es einen eigenthümlichen Reiz, Stellen zu betreten, von denen man wohl sagen kann, daß sie vorher nie ein

[1] Tichodroma muraria.

[2] Pyrrhocorax alpinus.

[3] Auch die großen Aasraben erkennen den Jäger, und immer hört man ihren weitrauschenden Flügelschlag, wenn sie eine Jagd bemerken.

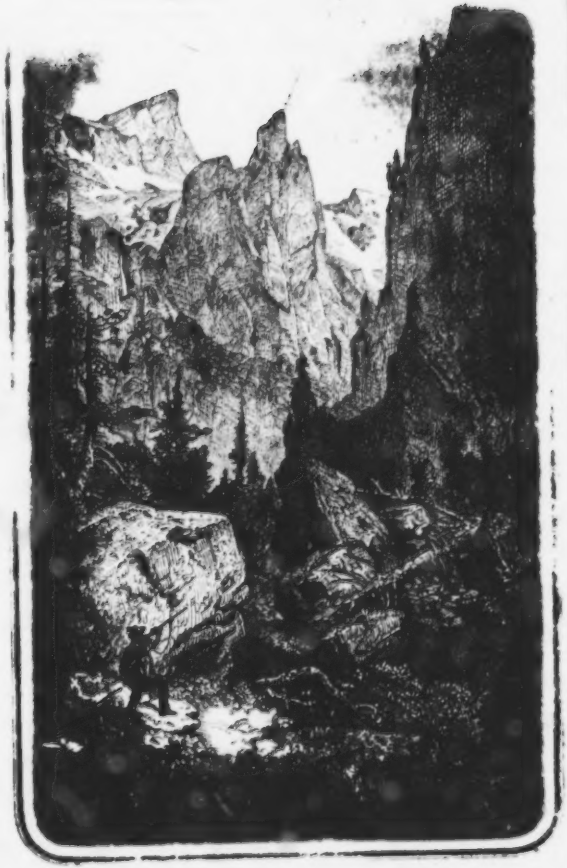
menschlicher Fuß berührt, worüber schon Byron geschwärmt hat, wenn er in Harold's Pilgerfahrt sagt:[1]

Sinnend am Waldstrom ruh'n, auf Stein und Klippen
Bei Wesen, die nach Herberg nicht verlangen,
In Wäldern streifen, Oeden und Gestrüppen,
Wo selten oder nie ein Fuß gegangen;
Allein auf Höh'n, wohin nie Stege drangen,
Bei wilden Heerden, die kein Hirt darf hegen,[2]
Beim Wassersturz wo Felsen niederhangen:
Das heißt nicht einsam sein, nein Zwiesprach pflegen
Mit Reizen der Natur, enthüllt seh'n ihren Segen.

Wenn man nun an einem solchen Platz oft mehrere Stunden in mancherlei Betrachtungen weilt und wird plötzlich durch das Klingen und Sausen fallender Steine aufgeschreckt, und es steigt ein starker Bock „schwarz wie der Teufel" herein über ein Eck und kommt am Gewänd herunter immer näher und näher, wär's ein Wunder, wenn einen da das Jagdfieber befiele und es befällt wohl einen jungen Schützen, daß ihm die Zähne klappern. Gehts aber gut und bricht der Schuß am rechten Fleck und der Bock stürzt durch Gestein und Alpenrosen in den Graben, während die Echo wiederhallen von Berg zu Berg — was soll ich's schreiben, wie einem da ist! Nennt es einen materiellen Genuß, einen bedauerlichen, grausamen, nennt es wie ihr wollt, ihr Jagdbekrittler, wir andern rufen freudig: es lebe das Waidwerk!

[1] To sit on rocks, to muse o'er flood and fell etc. II. 25.

[2] In anderer Weise schwärmte Schrank, wo er von den Berchtesgadner Bergen spricht: „Ich stellte mir in Gedanken schon die Jahrhunderte vor, in welchen diese jetzt rauhen Berge bis an ihre, freilich beträchtlich erniedrigten, Gipfel bewohnt sein würden, sah da goldene Felder, wo ich jetzt kümmerlich einige Alpenpflanzen zwischen den Steinen herausgrub, sah da Kaninichenwohnungen, wo jetzt die Murmelthiere sich Löcher gegraben hatten." (Naturhistorische Briefe, I. 270.)



Der wilde Ort muß auch einen passenden Namen führen, ich wenigstens sagte viel lieber, wenn es hieß „in der schwarzen Wand, in der Teufelskuchl, auf der dürren Mähr', Schreck, Todtengraben oder dergleichen, als wenn der Name des Reviers oder Bogens „Ruhrkuhl" oder „Speibukas" war, wie zwei übrigens sehr gute Plätze heißen, der eine in Partischzell, der andere in der Riß.

Es gehören ferner zur Leitung einer Gemsjagd Jäger, die im Gebirg gewachsen sind, stark, keck und leichten Sinns, die nicht gleich scheu zurückweichen, wenn einmal ein schwarzes Felsenloch unheimlich den Rachen gegen sie aufreißt und welche die mancherlei oft verwickelten Feldzugsplane, die besonders beim Birschen vorkommen, gehörig zu entwerfen und auszuführen verstehen. Man sieht auch an solchen lieber die kurze Lederhose und die braunen nackten Kniee als ein modisches Pantalon und man hört gar gern den markigen Volksdialekt von ihnen, während das Barometer der Hoffnung gewaltig sinkt, wenn einem durch Zufall etwa aus der Forstkanzlei ein hochdeutsches Individuum als Birschbegleiter zugetheilt wird. Ich muß da gestehen, daß es mir was man sagt etwas gegen den Mann geht, wenn ich Gemse schreiben muß, denn es heißt Gambs bei den Jägern soweit im deutschen Land dieses Wild bekannt ist.

An dem rechten Jäger hat alles eine gewisse waidmännische Originalität. Er gebraucht das Wort anbirschen in Anwendung auf eine schöne Gesellin wie draußen auf ein Schmalthier, er sagt von einem der nicht mehr recht beim Zeug, „er setzt s'ruck, geht ei," wie beim Hirsch u. dergl. Ich hörte einmal eine vornehme Dame einen Jäger fragen, um welche Zeit es Tag werde, weil eine Bergpartie projektirt war. „Erllenz," sagte der Jäger, „um sexi (6 Uhr) ko' ma' mit der Bir no nit schiessn." Danach konnte sie den Grad der Dunkelheit berechnen.

Gute Gebirgsjäger haben einen außerordentlich geübten Blick

auf die Gemſen und es ſind dieſe, auch in den kahlſten Händen, nicht immer ſo leicht zu ſehen, als man meinen möchte. Man bekommt erſt einen rechten Begriff von der Größe der Bergmaſſen, wenn man die Gemſen dran wie winzige Punkte erblickt, während man vorher eine ganz andere Vorſtellung hatte. Im Sommer, wo ſie die eigenthümlich gelbe Farbe haben, erkennt man ſie noch leichter, im Spätherbſt aber wo ſie ſchwarz ſind, iſt es ſchwer ſie vom Geſtein, ſeinen Schatten und dunkeln Riſſen zu unterſcheiden. Obgleich die Gemſen einen Jäger, der ſich ruhig hält, nicht erkennen, wenn er einigermaßen gut angezogen iſt und natürlich guten Wind hat, ſo erkennen ſie ihn bei der geringſten Bewegung auf ſehr große Entfernung. Ein Hirſch oder ein Stück Wild, wenn ſie ziemlich nahe gekommen und den Schützen erblicken, erkennen ihn gewöhnlich ſogleich, eine Gemſe aber nicht, und ſo ſind ſie mir oft auf ein paar Schritte hergezogen, obwohl ich ohne Schirm ganz frei daſaß.

Das friſche Leben eines Bergjägers bringt es mit ſich, daß er mein aufgelegt und guter Dinge iſt und der Schalk ſteckt ebenſo drinn wie bei den Jägern des Flachlandes. An Anekdoten fehlt's auch nicht, wenn etwa nichts zuſammengeht. Jagt man die Sonnſeite, ſo heißt's, den Gemſen ſey's da zu warm, ſie ſtehen auf der Schattſeite; jagt man die Schattſeite, ſo heißt's es ſey ihnen da zu kalt, ſie ſtehen auf der Sonnſeite; jagt man beide eben, ſo heißt's, die Gemſen ſtehen bei ſolchem Wetter lieber unten im Holz; jagt man unten, ſo heißt's die Gemſen ſind eben bei dem nämlichen Wetter „ganz bei der Höch" ꝛc. Ein Neuling wird oft witzig gemacht. So erinnere ich mich gelegentlich einer Hirſchjagd in Tegernſee, wo ein Jäger die Schützen anſtellte, daß ein fremder Schütze, dem ſein Platz bezeichnet wurde, fragte, was geſchoſſen werden dürfe. Der Jäger ſagte: „Es werd a' jagdbarer Hirſch g'ſchoſſn, der achti oder mehra aufhat; kimmt Ihna aber a' Sechſer, der achti verdient, ſo

schiessn S'n; kimmt a' galts Stuck, nieder damit! kimmt a' Schmalthierl, dees schiessn S'; kimmt a' Gambsbock, den laßn S' nit aus; kimmt a' Rechbock, nieder damit! ebber a' Fuchs, nach Ihnern Belieben, is a' Raubthier" — und beim Weggehen wendete er sich noch einmal und sagte: „Gebn S' Acht, 'kunnt' an' Auerho' aa' daherreitn." Die Augen des Schützen wurden bei dieser Aufzählung immer größer und die Aufregung eine gewaltige, aber — „kemma is ihm nix."

In der Brunftzeit, die im November beginnt, sind an gewissen Plätzen die Böcke leicht zu schießen, wenn man Geduld genug hat auf dem geeigneten Wechsel anzusitzen, denn dann geht der Handel den ganzen Tag hin und her, auch sind sie auf folgende Art zu täuschen und herbeizulocken. Man zieht eine weiße Schlafhaube fest übers Gesicht herein, besser noch ist der Gebrauch einer eigens dazu gemachten Kappe mit Gemskrickeln, und hat man an einem Gehäng einen Gemsbock beobachtet, so birscht man sich (natürlich bei gutem Wind) hinter der Schneid oder einem Felsrücken an und läßt sich dann etwas gebückt mit halbem Leib auf der Schneid sehen, zieht sich aber sogleich wieder zurück und macht es so mehrmals. Der Bock, der die Erscheinung sehr bald bemerkt, meint es gebe da oben Gesellschaft oder auch etwas zu raufen und steigt dann gar begierig hinauf. Um die beste Zeit aber ist oft schon so viel Schnee gefallen, daß das Steigen sehr beschwerlich und gefährlich wird und daß man das Hinsitzen nicht lange aushalten kann. In der Nähe des Pusterthals in Tyrol, im Thale Sexten, ist vor einigen Jahren der Fall vorgekommen, daß zwei Schützen, Vater und Sohn, auf ein Gems auszogen, dessen Standort sie kannten, ohne daß aber einer dem andern etwas darüber mittheilte. Der Vater gebrauchte die Gemshaube und als er damit mehrmals über einen Grat aufgetaucht war, erschoß ihn der unglückliche Sohn, der, von einer andern Seite kommend, auf das vermeintliche Gems sich angebirscht

hatte. Hitzige Schützen und solche die nicht gut sehen, sind auf der Gemsjagd oft mehr zu fürchten als auf andern Jagden, besonders wenn der Schußplatz theilweise mit Laatschen bewachsen ist. Bemerken sie dann ein Bewegen und Wischen durch diese Laatschen und sehen einen grauen Fleck oder etwas, was Krickeln gleicht, so meinen sie, es müsse ein Gems seyn und in der Furcht den günstigen Augenblick, da das Ding etwa ruhig steht, zu verpassen, feuern sie drauf los; ich weiß selbst einen Jäger in Tegernsee, der einen andern beim Treiben in dieser Weise geschossen und einen Schützen, der die Spielhahnfedern seines Nachbarn für Krickeln ansah und am Schuß glücklicherweise noch durch einen Träger gehindert wurde, der hinter ihm saß und zeitig den Irrthum bemerkte.

Die fürstlichen Vorfahren des regierenden Königs haben nach hergebrachter Hofsitte, welche auch noch für Park- und niedere Jagden besteht, nur eingestellte Gemsjagden gehalten, welche nicht ohne großen Aufwand an Arbeit und Kosten[1] eingerichtet werden können und wozu öfters 8 Tage und mehr nothwendig waren, bis der Bogen zum Schließen kam.

König Maximilian II. hält aber nur freie Gemsjagden, wie sie die Poesie des Gebirges verlangt, und gewiß gehören sie zu den schönsten, deren je ein fürstlicher Jagdherr sich erfreut hat.[2]

[1] Die Jagd von Königsthal in Berchtesgaden im Jahre 1824 kostete gegen 10,000 fl.

[2] In Betreff des Gemsstandes sind auch die Jagden des Kaisers von Oesterreich und die des Erzherzogs Johann in Steyermark und im Salzkammergut ausgezeichnet, und der gegenwärtige treffliche Gems- und Wildpretstand in Blümbach, wo die Jagd einer Gesellschaft von österreichischen Cavalieren zugehört, gibt ein erfreuliches Zeugniß was mit geeigneten Mitteln und einer guten Jägerei aufzubringen ist, denn noch vor sechzehn Jahren war das Revier fast ausgeödet. Treffliche Gemsjagden hat ferner der Herzog von Coburg in der hintern Riß, an die königlichen der Vorderriß angrenzend (s. Gerstäckers Gemsjagd in Tyrol) und der Fürst Lamberg in Steyermark. Es wurden auf dessen Jagden im Jahre 1857 38 Gemsböcke und 32 Gemsgaisen erlegt.

Es hängt dieſes auch mit Anordnungen über Nebendinge zuſammen, welche ſcheinbar nicht von Belang ſind, gleichwohl aber weſentlich beitragen das Ganze waidmänniſch und poetiſch auszuſtatten. Es gehört dahin eine uniforme maleriſche Kleidung der Schützen, welche im Allgemeinen den Charakter der Kleidung trägt, wie ſie im Gebirg gangbar iſt. Eine lichtgraue grün ausgeſchlagene Joppe mit geſchlitzten Aermeln, grünes Collet, kurze dunkelgraue Hoſen und ähnliche Strümpfe mit grüner Verzierung und Schnürſchuhe bilden den Anzug, dazu ein grüner Gebirgshut mit Gemsbart und Spielhahnfedern, und ein kurzes Waidmeſſer als Wehrgehäng.

Aehnliche Kleidung tragen die bei den Jagden beſchäftigten Forſtmeiſter und Förſter. Der Auszug zur Jagd wird meiſtens zu Pferde gehalten, und beſtehen auch Reitſteige nach jenen Birſchhäuſern, welche hoch gelegen, die Schützen oft mehrere Tage beherbergen. Ein ſolcher Zug durch die herrlichen Thäler und auf dem Sammelplatz die bunten Gruppen der Jäger und Treiber, welche oft in einer Art von Lederharniſch (Lederleib) gar ſeltſam und abenteuerlich ausſehen, dazu die Pferde und Schweißhunde — das iſt eine gar luſtige Schau, reich an Bildern, die man ſonſt nirgends zu ſehen bekommt. Und dabei fröhliche Stimmung überall, denn auch Treibern und Trägern ſind dieſe Tage nicht nur Tage des Verdienſtes, ſondern es ſind auch die Tage, auf welche ſie ſich von einem Jahr zum andern freuen. Da möchte indeſſen mancher denken, daß dieſe Leute, wenn auch gut bezahlt,[1] übel genug daran ſeyen bei dem Herumſteigen in den Wänden und trügeriſchen Grashängen, und daß die Freude an ſolcher Arbeit eben nicht groß ſeyn mag. Es verhält ſich aber anders, denn dieſe Leute haben auch das Zeug

[1] Der Mann erhält per Tag 1 fl. 12 kr. Vor hundert Jahren erhielt in Tegernſee ein „Fuxkopfer“ per Tag 2 kr. und ein gewiſſes Brod. Die Zahl der Treiber und Träger bei den größern königlichen Jagden, wo auf den Berghütten übernachtet wird, beträgt 80 bis 100 Mann.

zu dem, was ſie thun; ſie ſind hart wie die Eiben ihrer Berge, und zähe wie die Laatſchen (Krummföhren), mit denen ſie auf ihren Wegen oft genug zu raufen haben. Ohne in eine Jahn'ſche Schule gegangen zu ſeyn, ſteigen ſie wie die beſten Turner und oft gerade da, wo es „ſchiech" d. i. wild, gefährlich bergeht, kann man ſie jauchzen und jodeln hören. Eine Hand, die nur gewohnt iſt, einen Federkiel zu regieren, erſchrickt freilich vor der gewichtigen Art eines Holzknechts und ein Staatshämorrhoidarius wird niemals eine Gemsjagd begreifen. Den Leuten dort oben iſt aber zu Spiel und Vergnügen geworden, was andere oft ſchon in der Erzählung mit Schauder erfüllt.

Die Gemsjagden in Hohenſchwangau, Graswang, Ettal, in der vorderen Riß, in Kreut und Berchtesgaden ſind durch die Munificenz des königlichen Jagdherrn gegenwärtig in einem erfreulich blühenden Zuſtande, ebenſo die Jagden des Prinzen Karl in Tegernſee und die Jagden im Allgäu, im Beſitze des Prinzen Luitpold, welche ſich in wenigen Jahren zu einem namhaften Wildſtand erhoben haben, ſo daß die Zahl der Gemſen in allen dieſen Revieren zwiſchen 4000 und 5000 Stück angenommen werden kann. Durch die königlichen Gehege werden aber auch die angränzenden Jagdgebiete mehr und mehr bevölkert und gewinnt das Gebirg allmählig an Leben, Nutzen und Reizen des Waidwerks.

Die Jagdbögen auf Gemſen, welche der König jagt, ſind im Revier Hohenſchwangau: Tegelberg, Branderſchroffn, Bennekopf, Holzſchlagbogen, Gumpen.

Im Revier Buchina: Roßſtall.

Im Revier Ettal: Klammwitz, Erzgraben, Sonnenberg, Kofel, Laber.

Im Revier Riß: Galtboden, Stuhljöchl, Lange Reiſn, Scharilaanen, Gembskahr, Mooskopf und Röthleitn, Grasberg, Speibukäs.

Im Revier Kreut: Gernberg, Felseck, Langeck.

In Berchtesgaden, Revier Bartholomä: Warteck, Tauern.

Revier Ramsau: Schüttalpställ, Schönwand, Zirbeneck, Rothleitn, Ofenthal.

Abwechselnd werden einige dieser Bögen nicht jährlich gejagt. Im Jahr 1855 wurden von 8—9 Schützen 111 Gems erlegt, im Jahre 1856 125 Gems. Der König schoß auf diesen freien Jagden bis zum Jahre 1857 incl. eigenhändig 331 Gemsen, davon im Jahre 1855 45 Gems, 1856 deren 47. Im Jahr 1857 hat der König 66 Gemsen geschossen (in der Klammspitz einmal in einem Bogen vier Böcke, worunter 3 sehr starke und ein dreijähriger), im Ganzen wurden 161 erlegt. Obwohl der König, wie sich von selbst versteht, den besten Stand hat, und das Treiben möglichst dahin gerichtet ist, so geschieht es doch zuweilen, daß gar kein Gems anspringt. Seine Majestät nimmt das aber hin, wie es ein Waidmann binnehmen soll.

Die meisten Bögen haben eine ziemlich große Ausdehnung, so daß das Treiben, wenn die Schützen schon angestellt sind, oft 3, 4, auch wohl 6 Stunden dauert, welches natürlich auch von der Art des Gebirgs mit abhängt, es kann daher an einem Tage meistens nur ein Bogen genommen werden.

Die stärksten Böcke, welche auf diesen Jagden vorkommen, wiegen selten über 60 Pfund (d. h. aufgebrochen und ohne Weiß), es sind aber zuweilen Böcke von 72 und 79 Pfund von den Jägern auf der Birsch geschossen worden. Dergleichen Kapitalböcke sind wie die guten Hirsche, sehr schlau, stehen gern allein und wissen sich vom Treiben abzuschleichen.

Der König bestimmt jährlich einen Preis bestehend in einer Büchse oder Hirschfänger, Pokal ꝛc., welchen derjenige seiner Schützen erhält, dem das Glück den stärksten Bock zutheilt.

Der Eifer um einen guten Bock wächst dadurch natürlich bedeutend, um so mehr, als es an diesen nicht fehlt, denn 1855

ſind z. B. in der Riß unter 21 Böcken 14 erlegt worden, wovon die geringſten 50 Pfund wogen, der ſtärkſte 70 Pfund.

Abnormitäten ſind bei den Gemſen verhältnißmäßig gegen Hirſche und Rehböcke ſehr ſelten, ſowohl was die Krickeln betrifft, als die Farbe der Haare und dergleichen. Die Induſtrie wußte aber auch da Rath zu ſchaffen, und in vielen Geweihſammlungen werden Doppelkrickeln, ja ſogar dreifach und vierfach doppelte aufbewahrt. Ich gebe in der beifolgenden Vignette die Abbildung eines ſolchen aus einer hieſigen Sammlung.

Wer dieſes abenteuerliche Gebilde zum erſtenmal ſieht und die Aechtheit aus dem Grunde nicht bezweifelt, weil die Krickeln wirklich auf der Schale ſtehen, der malt ſich in der Phantaſie die Herrlichkeit, ein ſolches Gems an einem wilden Gehäng zu erſchauen und ſchwärmt von dem Glück des Schützen, der es angepirſcht und erlegt hat. In dieſer Beziehung iſt es wirklich ſchade, den ſchönen Wahn zerreißen und den bewunderten Gemsſchädel auf einen Widderſchädel und das ſeltene Naturgebilde auf ein betrügeriſches

Machwerk von Menſchenhand reduciren zu müſſen. Gleichwohl iſt es nicht anders, der Schädel ſtammt nämlich von einer eigenthümlichen, vorzüglich in Sardinien vorkommenden Schafart, Ovis aries polyceras, welches, wie der Name polyceras (vielhörnig) auch beſagt, gewöhnlich vier und auch ſechs Hörner aufſetzt. Dieſe Hörner nimmt man von den Zapfen herunter, haut die Schale ſo kurz ab, daß die Stirnlinie nicht verfolgt werden kann (denn dieſe ſteht nicht faſt rechtwinklich gegen die Zapfen wie bei der Gemſe) und ſetzt auf die gehörig zugefeilten Zapfen Gemskrickeln auf, wie man Luſt hat. Wenn das geſchickt gemacht iſt, ſo ſcheint die Aechtheit des Produktes kaum zweifelhaft. Das ſicherſte Mittel, den Betrug zu entdecken, beſteht in Abnahme der Krickeln und in der Unterſuchung der Zapfen. Bei der Gemſe geht vom Obertheil der Hirnſchale aus eine rundliche Vertiefung unter den Zapfen, geht aber nicht über einen Zoll tief hinein, bei den erwähnten Hörnern aber geht ein röhrenförmiger Kanal über 2 Zoll tief in den Zapfen, auch ſind letztere, um ſie den Krickeln anzupaſſen, zugeſchnitzelt und gefeilt und oft an der Seite ein Stück mit Entblößung des Röhrenkanals weggeſchnitten. Ich habe dieſen Betrug nicht ſelbſt entdeckt, ſondern bin von einem Forſtmann (Herrn v. Mantel) darauf aufmerkſam gemacht worden, dann aber konnte ich durch mehrfache eigene Beobachtungen und Vergleichungen beſtätigen, daß es ſo ſey und glaube der edlen Jägerei dieſen Beitrag zur Geſchichte der Geweihinduſtrie nicht vorenthalten zu dürfen. Ich habe dergleichen Raritäten mit 3, 4, 5, 6 und 8 Krickeln geſehen, meiſtens von Bock und Gais beiſammen, wodurch ſie noch den Schein gewinnen, als ob ſie von Zwittern abſtammten. Schlechteres Machwerk dieſer Art beſteht darin, daß man mehrere Paare gewöhnlicher Gemskrickeln auf der Schale durch Zuſchneiden dieſer und Zuſammenſetzen verbindet. Dieſes Flickwerk wird aber gewöhnlich leicht erkannt. Ich meinestheils habe unter einigen tauſend Gemſen, die ich lebend

gesehen, niemals das Vorkommen von mehr als zwei Krickeln beobachtet, auch ist mir kein Jäger bekannt, der ein Gems mit drei oder mehr Krickeln geschossen oder auch nur einmal gesehen hätte.

Die Arco'sche Sammlung enthält einen größtentheils weißen Gemsbock, dessen Krickeln der Länge nach auf der vorderen Hälfte schwarz, auf der hinteren blaß gelblicht. Dieser Bock wurde in Pavrischzell geschossen, ein anderer mit seltsamer Bildung wurde in der Rothelseite in der Riß erlegt; an diesem zeigt sich außer den gewöhnlichen Krickeln ein beweglicher schwarzer krickelartiger Auswuchs fast 2 Zoll lang auf einem der Augendeckel. Krickeln von $7\frac{3}{4}$ Zoll Länge sind schon selten, über 8 Zoll kommen nur höchst wenige vor, die stärkeren haben an der Schale bis fast 4 Zoll Umfang.

Im Jahr 1846 wurde ein weißes Gems zu Tegernsee geschossen. Im Jahre 1857 wurde öfters ein starker weißer Gemsbock im sogenannten Holzschlag am Tegelberg bei Hohenschwangau gesehen, er kam aber bei einer darauf angestellten Jagd des Königs nicht zum Vorschein. Von Jägern in der Schweiz werden weiße Gemsen für Todesboten gehalten; wie bei der Hirschjagd angegeben galt sonst auch ein weißer Hirsch als ein böses Omen.

Das gewöhnliche Alter der Gemsen wird zu 20—25 Jahre angenommen, man behauptet aber, daß sie mitunter 50 und mehr Jahre erreichen. Die vormals berühmten Gemskugeln, aus Haaren, vegetabilischen Fasern &c. bestehend finden sich zuweilen im Magen der Gemsen. Sie sollten ein gutes Mittel seyn gegen die Pest, Schwindel, Melancholie &c., etwas davon nüchtern eingenommen sollte sogar auf 24 Stunden lang schuß- und stichfest machen, welches doch, bemerkt Flemming, dem Gems, so es ganz gehabt, nicht geholfen.

Der Glaube an die Gemskugeln ist noch in Tyrol sehr verbreitet, sie sind wichtig, sagt Alpenburg,[1] wie kein anderes Ding

[1] Mythen und Sagen Tyrols. Alpenburg erzählt auch eine eigenthümliche Sage vom sog. Gemsfräulein im Kalmthal, einer Seligen, welche sich eines

im Lande, die Jäger und sympathetischen Bauerndoctoren und die Bauern führen sie in der Hausapotheke. Unter andern handelt darüber ein weit verbreitetes Buch von einem Dr. Georgius Hieronimus Velschius. Mit einer Gemskugel im Sack hat man einen Universaltalisman für Seele und Leib gegen die Uebel der Natur, wie gegen böse Geister. Sie muß aber vom 15. August bis 15. September (in dreiß'gen, frauendreißigsten) erobert werden. Zum Kugelgießen ist sie vor allem anzuwenden. Man gießt die Kugelform halb voll Blei, legt etwas von der Gemskugel darauf und gießt die andere Kugelhälfte darüber. Eine solche Kugel trifft sicher, besonders die Gemsen.

Das Gemswildpret ist besonders von einem Jährling (einem Gems im zweiten Jahr) oder von einem Kitz sehr gut zu essen, von den alten Böcken aber, denen der Jäger mit so großer Begierde nachstellt, ist es eben kein vorzüglicher Braten, am wenigsten in der Brunftzeit, wo hinter den Krickeln eigene Drüsen von Bocksgeruch (Brunftkappe) anschwellen. Im 16. Jahrhundert scheint das Gemswildpret sehr geschätzt gewesen zu seyn und wurden bei der Hochzeit Wilhelms von Rosenberg mit der Prinzessin Anna von Baden am 26. Januar 1576 nicht weniger als 50 Gemsen verspeist (sind auch noch 40 Hirsche, 50 Fässer eingesalzenes Wildpret, 20 Sauen, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner ꝛc. angegeben).

Sowie man gern die Krickeln als Andenken zum Wandschmuck der Stube verwendet, ebenso ist ein schöner Gemsbart ein wesentliches Stück zur Zierde des Jagdhutes. Dieser Bart, bekanntlich über den Rücken des Thieres sich hinziehend, ist um die Brunftzeit

Kitzbockes, von dem die Gais weggeschossen wurde, erbarmte und ihn einem Hirten zur Pflege übergab. Als er herangewachsen, kam das Fräulein, schenkte dem getreuen Pfleger ein Kästchen voll schöner Krystalle und Granaten, schwang sich auf den Gemsbock und ritt mit ihm durch die Lüfte davon. Man sieht die Reiterin auf ihrem Bock noch öfters im Abendroth über die hohen Felskämme hinfliegen.

(im November) am schönsten und erreicht eine Länge bis 6½ Zoll. Es wird verschiedentlich gefaßt getragen und manchmal bindet man den Bart von zwei Böcken zusammen, um den wehenden Büschel stattlicher zu machen. Bauernbursche und Wildschützen stecken auch gern einen Gemsbart auf und gibt es dadurch öfters Gelegenheit zu Prahlereien und Händeln mit den Jägern. 1785 ist deswegen im Salzburgischen den Bauernburschen das Tragen von Gemsbärten und Wildfedern verboten worden. In Berchtesgaden trägt auch das junge Weibervolk ein kleines rundgefaßtes Gemsbärtlein auf dem Hut.

Noch muß ich eines schönen Gebrauchs erwähnen, der in Berchtesgaden üblich ist und in dem Kränzen des Wildes besteht, welches der König selbst erlegt hat. Da beeilen sich die Sennerinnen der Nachbarschaft, bei Beginn des Jagens Alpenrosen, Edelweiß und das dunkelgrüne Bärenkraut zu sammeln und in Kränze zu binden, und dann geht es mit lustiger Geschäftigkeit an's Zieren des Wildes auf dem Streckplatz und ist die Freude groß, wenn der König die schmucke Arbeit lobend besieht und sich noch einen Strauß auf den Hut stecken läßt.

Dieses Edelwild der Berge mußte bei den vormaligen Prunkjagden zuweilen auch Parade machen und sich in den „Lauft" hetzen und fällen lassen. So bei einem Hochzeit-Festjagen des Kaisers Leopold in Wien 1666, wo unter andern etliche Gemsen in Gesellschaft von 70 „Thannhirschen" geschossen und gehetzt wurden, ebenso bei einer solchen Jagd des Herzogs Karl Eugen von Würtemberg († 1793).

Die Franzosen haben in ihrem Revolutions-Kalender von 1796 der Gemse die Aufmerksamkeit erwiesen, den 2. Juli bezeichnen zu dürfen; dem Hirsch wurde keine solche Anerkennung, wahrscheinlich weil ihn die Aristokratie so lange ausgezeichnet hatte. Von anderem Haarwild findet man in diesem tollen Machwerk noch den Rehbock, den Hasen, das Kaninchen und den Fischotter genannt.

In Beziehung auf die Stelle, welche die Gemse unter den

Thieren nach phyſiologiſch-pſychologiſcher Taration etwa einzunehmen hat, iſt bemerkenswerth, daß der Phosphorgehalt des Gemſenhirns nach den Unterſuchungen des Freiherrn von Bibra größer iſt als bei allen andern Thieren, und ſogar größer als beim Menſchen. Er beträgt nämlich bei der Gemſe $3^1/_5$ Procent, beim Menſchen im Mittel nur 2 Procent. Wenn die Spekulanten des Materialismus Recht hätten, indem ſie den Phosphorgehalt des Gehirns als den Vater der Gedanken anbeten, ſo müßten die Gemſen die gedankenreichſten Weſen auf der Welt ſeyn. So viel iſt richtig, daß die alten Böcke die Einſamkeit lieben, wie es die Oberprieſter des Denkens, die Philoſophen auch oft gethan haben, und ſo möge eine weitere Unterſuchung darüber auch der Philoſophie überlaſſen bleiben. Die Jäger aber meinen, der Hirſch ſey, trotz Materialismus und Phosphor, im Denken dem Gems weit voraus.

Koa' luſtigers Leben meinoad
Als Jaagern in' Berg umanand,

Is der Weg nacha schmal oder broat
Geht a' Gratn her oder a Wand,
Dees is mir ea' Ting
Und hal's no' grad Gambsbein gnua geit
Acht' i' Alles gar g'ring!

Heruntn leicht Jaager d'erfragn
Auf Henna und Hain und Fur,
Wo d'rebn aber 's Edelweiß wachst,
Da tangn die mehrern nir
Aber i' bi' dabei,
Denn „wie höcher wie lieber" dees is
Mei Sprnch allewei!

Sichst 'n sieh' wier er hofft wier er schnagt,
Wie der Teufi so schwarz und so wild,
A' sella Beck is's, der ma' tangt
Und i' trau mir aa', daß er's verspielt,
Denn a so oder so
Und steiget er eini in d'Hell
I' krieg'n halt do!

Scheni Graanln[1] a' Ringei wohl ziern
Und 's g'freut mi' und g'fallt mir a gnat,
Wann der Spielbe'[1] sei' Schaar muß verliern
Und wann i' mir's steck auf'n Huat,
Aber bring i' mir z'wegn
An' wachle'dn[1] Gambsbart, versiehst,
Da is Alles nir dagegn!

[1] Graanln = Hacken, die zwei Eckzähne beim Hirsch; Spielbe' = Hirschen, dessen Stoß Schaar = Scheere heißt; wachle't = gebogen.

Der Steinbock.

Der Steinbock (Capra Ibex) soll vor Zeiten in unserem Wetterſteingebirg vorgekommen sein, sonſt aber scheint es, daß er in den Bergen des heutigen Bayern niemals heimisch gewesen, im angrenzenden Tyrol dagegen war bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Hauptſtand von Steinwild (damals auch Fahlwild, Falbwild genannt) im Zillerthal an der Floite, Stillupe ꝛc. Auch am Steinberg, zu Brandenberg und in einem Theil der Riß soll es vorgekommen seyn und von da kann es möglicherweiſe auch als Wechſelwild unſere Berge beſucht haben. Die älteſten Nachrichten finden ſich darüber im Weißkunig. Es heißt, daß ſie der Kaiſer Maximilian hegen ließ, daß ſie aber ſchon damals, um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, faſt ausgerottet waren und seyen nicht über vier Stück mehr da geweſen, als der Kaiſer das Hegen befahl; ſie hätten ſich aber bald vermehrt. Der Ort iſt nicht angegeben, doch wahrſcheinlich ſind die obgenannten tyroliſchen Berge gemeint. Die ſtarke Verminderung des Steinwilds, heißt es weiter, ſey durch das Aufkommen der Handbüchſen veranlaßt worden „dann als die hanndpuxen aufkummen ſein, hat man angefanngen damit die Stainpöck zu ſchieſſen, das durch die pawrsleut beſchehn iſt, die dann wo Sy über das wiltpret kumen kein maß halten, ſondern Irer pawrnart nach ausöden (haben ſich darin bis heute nicht merklich verändert), ſo ſein die Stainpöckh ſoliche Thier, daß Sy in den hochen gepirgen ſcharf in die höchen ſtainen wendt geen vnd

springen vnd steen still; vor den armprusten weren sy well sicher, Aber die pawren, die in den gebirgen steigen kunden, Erreichen vnd schiessen die Steinpöckh mit den Handtpuxen."

Neben der Jagd- und Schießlust war es auch der Eigennutz, der zur Verfolgung des Steinwilds beitrug, denn das Gehörn war geschätzt und den Körpertheilen manche arzneiliche Wirkung zugeschrieben.

Im Zillerthal war das Steinwild seit 1500 bekannt und 1585 kam die Jagd an den Erzbischof Johann Jakob von Salzburg.

Auf Befehl des Erzbischofs Marcus Sittich wurden 1616 mehrere Stück Steinwild gefangen und nach Hellbrunn bei Salzburg gebracht. Man fing sie mit Garnen und waren dazu 80—90 der besten Jäger und Steiger aufgeboten. Der Erzbischof liebte dieses Wild ganz besonders und an seinen Bauten in Salzburg ist meistens das Bild eines Steinbocks angebracht, er selbst führte als Wappen einen goldenen Steinbock im grünen Feld. Dieses Fangen der Steinböcke wurde während des ganzen 17. Jahrhunderts fortgesetzt und die Thiere an auswärtige Höfe verschenkt oder ins Lammerthal, zwischen Abtenau und Mañatt, ausgesetzt, weil man sie da besser zu schützen hoffte als im Zillerthal, wo die Wildschützen immer mehr zunahmen und der Stand um 1666 um mehr 60 Stück betrug.

Nach Mandaten von 1662—1665 mußte der Steinbockschweiß gedörrt eingeschickt werden, ebenso die Zunge, Herz und Leber von Gemsen, Hirschen, Wolf und Fuchs, ferner mußten die Augensteine und Gemskugeln und die „Herzbreisl der Gambsen," die von gleicher Kraft und Güte seyen, wie die Hirschkreuzeln,[1] eingesandt werden.

Für das Horn eines Steinbocks, der durch den Schnee oder Steine umgekommen, wurden dem Jäger 2 Rthlr., für das einer Steingais 1 Rthlr. bezahlt.

[1] Ein kleines knochenähnliches Gebilde im Herzen.

Der Erzbischof Max Gandolph war für die Schonung und Hegung dieses Wildes sehr besorgt und noch mehr der Erzbischof Johann Ernst, ein eifriger Jäger, der selbst 1698 die Fleite besuchte. v. Moll [1] gibt über den Stand des Steinwilds an der Fleite und Gunggl nachstehende Uebersicht von 1683—1694.

	Böcke	Gaisen	Kitze.	Summa.	Von den angestellten Jägern erlegte Böcke	Von Schneelawinen und Steinen erschlagen
1683	48	70	17	135	—	—
1684	41	64	18	126	—	5
1685	48	70	15	133	5	1
1686	50	70	24	144	5	2
1687	50	80	20	150	2	7
1688	55	90	22	167	1	12
1689	60	80	30	170	1	2
1690	70	83	28	181	2	—
1691	66	80	25	171	—	6
1692	65	85	20	170	1	16
1693	70	80	20	170	1	2
1694	72	83	24	179	—	—
					18	53

Von 1694 — 1700 wurden 13 Böcke, 14 Gaisen und 23 Kitze gefangen.

Für einen gefangenen jungen Bock wurden 4 Rthlr., für eine junge Gais 4 fl., für einen geschossenen Steinbock 3 fl. bezahlt.

1706 wurden 12 Stück gefangen. Nach dieser Zeit hat man keine Kunde mehr von dem Steinwild im Zillerthal. Die später in Hellbrunn befindlichen Steinböcke stammten nicht daher, denn die aus dem Zillerthal eingesetzten waren allezeit eingegangen. Erzbischof Hieronymus erließ 1772 ein Mandat, worin es hieß, daß

[1] Naturhistorische Briefe von Schrank und Moll. II. 98.

wer einen Steinbock „welche mit ſo großen Koſten, Mühe und Sorgfalt hierlands wieder eingeführt worden," ſchieße oder fange, ſolle auf 10 Jahre in Hohenwerfen eingeſperrt werden und an jedem Jahrestag der That 50 Prügel erhalten.

1781 befanden ſich Steinböcke in einem Einfang des hieſigen Nymphenburger Gartens.

Die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Hellbrunn befindlichen Steinböcke ſtammten aus der Schweiz, wo ſie früher ziemlich zahlreich waren und hatten ſich 1802 bis zu 12 Stück vermehrt, ſie wurden von den Franzoſen, da dieſe Salzburg beſetzt hatten, ſchmählicherweiſe alle erſchoſſen.

Gegenwärtig findet ſich Steinwild nur noch im Piemonteſiſchen zwiſchen Val Lecana und Val d'Aoſta auf den Gletſchern, deren ſüdliche Gehänge gute Waideplätze ſind. Das Steinwild kommt mit Gemſen zuſammen vor. Graf Cäſar Pallavicini, welcher im Gefolge des Königs von Sardinien und des verſtorbenen Herzogs von Genua von 1851—53 Jagden auf Steinwild (und Gemſen) mitmachte, hatte die Güte mir einige Notizen darüber mitzutheilen. Die Jagden wurden im Juni und Juli gehalten. Von Fort Bard ging der Weg in einem anſteigenden Thale über Champorcher auf die Schneiden der Berge und war eine Alpe Notre Dame de la neige die Hauptſtation, von wo aus die Herren in verſchiedenen nahen Thälern, namentlich in Cogne jagten. Dieſes Jagen beſtand theils in Birſchen, theils in ſog. Riegeln, indem ein oder zwei revierkundige Leute einen Bogen durchgingen. Eigentliche Jäger ſind leider keine aufgeſtellt und man überläßt ſich der Führung einiger Bauern, welche die Gemsjagd treiben, gelegentlich aber auch Steinwild ſchießen, obwohl dieſes ſtreng verboten iſt. Dieſe Schützen ſchießen mit ſehr ſchweren und langen, rohgearbeiteten Stutzen, die nur aufgelegt gebraucht werden können und erlegen das Steinwild meiſtens auf dem Anſtand auf natürlichen Sulzen, wo ſie oft Tag

und Nacht hindurch passen. Bei den erwähnten Jagden wurde mehrmals Steinwild gesehen, einmal ein Rudel von 10—12 Stück, es wurde aber nur ein Bock von einem Jäger erlegt, denn die Jagden mißlingen meistens, weil keine gezwungenen Wechsel sind und das Terrain so frei, daß das Wild nur sehr schwer anzubirschen ist, auch haben die leitenden Bauern keinen Begriff von Jägerei. Diese halbwilden Kerls schießen die Steingaisen zur Setzzeit, wenn sie glauben ein Kitz fangen zu können, welches sie zu 500 und mehr Francs verkaufen. Der Schweiß wird getrocknet und noch gegenwärtig als Arzneimittel theuer bezahlt. Trotz dieser Schinderei hat sich der Stand an Steinwild in neuester Zeit gehoben und hat man der großartigen Natur der dortigen Berge das meiste zu danken. Es sind diese übrigens nicht so schwer zu begehen als unsere zerrissenen Voralpen, aber gerade weil die engen Gräben und Schluchten seltener, so sind die Wechsel nicht sicher. 1854 wurde am Montblanc ein Steinbock geschossen und nach Tschudi kommt Steinwild auch am Monterosa vor.

Der Steinbock ist bedeutend größer als ein Gemsbock und wiegt ausgeweidet 160—200 Pfund, die Gaisen wiegen selten über 100 Pfund. Die größten Hörner haben gegen 20 Knoten und eine Länge bis 2 Fuß 7 Zoll, das Gewicht beider auf der Schale beträgt 10—16 Pfund. Die Hörner der Gais werden nicht viel über ½ Fuß lang und sind weniger knotig.

An den Felsen von Hellbrunn, wo in neuerer Zeit wieder Steinböcke eingesetzt wurden, kann man sich überzeugen, daß dieses Wild im Springen und Scharfsteigen die Gemsen übertrifft. Der alte Bock, welcher sich längere Zeit da befand, stellte sich, wenn man ihn neckte, auf die Hinterläufe aufrecht, zog dabei die Vorderläufe an den Leib und stieß mit einer Seitenbewegung des Kopfes.

Diese Stellung, welche auch ein Ziegenbock oft annimmt, findet man gewöhnlich auf Wappenbildern. Bei den Gemsen sieht man

ſie nur zuweilen in dem Augenblick, wo das Thier von der Kugel getroffen wird. Es kommt aber ſelten vor und ſcheint ein eigenthümlicher Schuß, der die Nieren verletzt, die Urſache.

In Hellbrunn iſt eine Kreuzung des Steinwildes mit zahmen Ziegen verſucht worden, und vorzüglich der Erzherzog Ludwig hat bedeutende Summen darauf verwendet, die Reſultate ſind aber zur Zeit noch nicht befriedigend. Die Baſtarde haben zwar etwas vom Steinwild, die Ziege iſt aber daran vorherrſchend.

Auch in dem berühmten Bliembacherrevier im Salzburgiſchen (an die Berchtesgadner-Reth Jagd angrenzend) ſind ſolche Kreuzungsverſuche gemacht worden, ohne die gewünſchten Reſultate zu geben.

Spruchreime.

Vom Gemsbock lern' das Steigen,
Das Pirschen lern' vom Fuchs,
Vom Spielhahn luſt'gen Reigen
Und kecken Griff vom Luchs.

Wenn Hirsch und Gemsbock hoch bejahrt,
Sag' an wie ist dann ihre Art?

„Ein alter Gemsbock, ein alter Hirsch,
Die spielen den Einsiedler gern,
Sie weilen beschaulich an stillem Ort
Und bleiben dem Rudel fern.
Wird aber am Wald des Herbstes Pracht
Vielfarbig aufgerollt
Und kommt für die Hochzeitfeine der Tag
Und schimmern die Lärchen in Gold,
Dann lassen sie eiligst die Einsiedelei
Und sind wieder schneidig und jung
Und sind die ersten voran im Tanz,
Sah's oft mit Verwunderung."

Hirsch und Gems, um diese zwei
Müht sich baß die Jägerei,
Doch eine Pirsch nach schmucker Maid
Ist wohl auch ein lustig Gejaid.

Kein Heger, kein Jäger.

Das merkt Ihr Jagdgenoſſen,
Eine Rede wie ſchön ſie ſey,
Hat nie ein Gambs erſchoſſen
So iſt's und bleibt dabei.

Sag' an, mein lieber Waidmann frei,
Was dir das ärgſte Leidweſen ſey?

„Es iſt wohl hart, einen Gemsbock fehlen,
Man muß ſich ja genug drum quälen,
Doch ſpringt er dann erſt recht herbei
Und ſchaut mit den verdrehten Lichtern,
Wer denn der ſcharfe Schütze ſey,
Und thut als wollt' er nicht weiter gehen
Und mußt den Bart hochſchwankend ſehen
Und ſpannlange Krucken mit prächtigen Hacken,
O Herr, da kann's wohl einen packen,
Und denke ich bei meiner Treu,
Daß kaum ein ärger' Leidweſen ſey."

Wem das Blut nicht kalt, nicht warm,
Hat zum Schuß den ſicherſten Arm,
Aber beim Singen und Glaſerklingen
Wird's ihm auch nicht beben und ſchwingen,
Ei da iſt mir doch noch lieber,
Mißelt den Schuß ein kleines Fieber.

Der Bär.

Der Bär (Ursus Arctos) stand seit den ältesten Zeiten seiner Gewalt und Größe wegen in Deutschland in einem gewissen Ansehen und wie der Löwe in seiner Heimat, so galt er bei uns als der König der Thiere. Man getraute sich seinen Namen nicht geradehin auszusprechen, ebensowenig wie beim Wolf, sondern nannte ihn, gleichsam freundlich schmeichelnd, wenn er es etwa höre, den alten Großvater, Schwarzzahn, Süßfuß ꝛc. Die von ihm hergenommenen Eigennamen Bernhart, Bernwin, Adalbern, Reginbern ꝛc. und der Gebrauch seines Bildes im Wappen bezeugen ebenfalls, daß er sich Achtung erworben.

Ein Markgraf von Ansbach (1720) würdigte junge Bären, im Zimmer seines Prinzen auferzogen zu werden, um diesen zu einem herzhaften Jäger zu machen. Nach einiger Zeit aber wurde diese Gesellschaft doch nicht als ganz passend erachtet, da einer der Bären einen Bedienten durch die Hand biß.

Der Bär galt als ein zwar grober, aber sonst ehrlicher und tapferer Geselle, der dem Feind mit breiter Brust entgegengeht und ihn mehr durch Umarmung erdrückt, als durch seine Zähne zerfleischt.

Die nordischen Sagen erzählen wie vom Werwolf, so von der Verwandlung eines Menschen in einen Bären, welche mittelst eines Eisenhalsbands erfolge, und in Norwegen herrscht der Glaube, daß die Lappländer sich in Bären verwandeln.[1]

[1] Grimm, deutsche Mythologie. S. 1051.

Der Bär ist einfach in seinen Sitten und vernünftig in der Wahl der Nahrungsstoffe. Er ist zufrieden mit Fleisch und Gemüse, wenn nicht mehr zu haben ist, sonst aber auch ein Freund der Fische, namentlich der Forellen, die er aus seichten Bächen zu holen weiß, und ein Liebhaber von Obst und Honig. Bekanntlich hält er einen Winterschlaf, dessen Träume durch den ihm geltenden Jagdlärm oft unangenehm gestört werden.

Seine gewaltige Stärke ist bekannt. Man hat öfter beobachtet, daß ein Bär ein Pferd über 200 Schritte weit geschleppt hat und mancher befreite sich aus dem Bärenfang, indem er die Thüren trotz eiserner Bleche und Klammern auf unglaubliche Weise zerbrochen.

Die Bärenjagd im 16. Jahrhundert und früher wurde mit starken, muthigen Hunden, Bären- oder Bullbeißern in der Art wie die Schweinsjagd gehalten; die Hunde trieben den bestätigten Bären auf, faßten ihn am Gehör und stellten ihn; dann gab der Jäger mit dem Bärneisen den Fang auf den Stich oder geschah dieses durch mehrere. Bei einer solchen Jagd im Thüringerwald zu Anfang des 16. Jahrhunderts fing ein einziger Hund einen starken Bären und hielt ihn am Gehör so fest, daß er abgefangen werden konnte. Man schoß auch mit Pfeilen und begann dann die Hatz auf den verwundeten Bären.[1]

Die Bärenjagd gehörte zur hohen Jagd oder galt sogar noch mehr, denn sie war bei Verleihung der hohen Jagd nicht mitbegriffen. Das Geschlecht der von Riedesel wurde z. B. in Hessen mit der Bärenjagd besonders „investirt."

Wenn man im Bayerland überall eine Denktafel errichten wollte, wo ein Bär oder ein Wolf geschossen oder gefangen worden, man würde erschrecken und das ganze Land würde mit solchen Tafeln fast überfüllt sein.

[1] 1852 ist von dem Forstwart Renner von Lautenbach in einer finstern Höhle auf der Nordseite des Sonnenberges (Renner Thal) ein Bärenskelett gefunden worden, unter welchem eine eiserne Pfeilspitze lag.

Besonders im 17. Jahrhundert waren sie zahlreich verbreitet und auch noch im vorigen gab es Arbeit damit, gegenwärtig aber erscheinen sie nur sporadisch, als große Seltenheiten und haben als Standwild aufgehört.

Mehrere bayerische Fürsten liebten die Bärenjagd. Von Kaiser Ludwig dem Bayer ist bekannt, daß er gelegenheitlich einer solchen, zu welcher er schon unwohl ausgeritten, gestorben, zu Puch bei Fürstenfeldbruck 1347.

Es muß damals in der Umgebung von München nicht an Bären gefehlt haben, denn ein Mandat des Herzogs Johannes in Bayern von 1395 verbietet den Jägern Forderungen an das Kloster Scheftlarn zu machen, weder „in dem Sweingejayd, Perngejayd" noch bei einem andern Gejaid.[1]

Vom Herzog Christoph dem Kämpfer † 1493 heißt es „seiner person der ritterlichst vnnd beruembtist fürst, der sein Zeit lebt vnnd ain gueter pernfaher an dem Jhaid den vienng er gern." Ludwig der Bärtige von Ingolstadt (der trotzige Graf von Mortain † 1447) hielt einen Bärenjäger jenseits der Isar, mit 5 Knechten zu Fuß und Hunden nach Bedarf. Es war damals angenommen, der Bär beginne den Winterschlaf „gehe ein" am St. Clemenstag (Mitte November) und gehe wieder aus zu St. Peter in der Fasten, manche früher manche später. Wer dem Aufgebote zur Bärenhatz nicht folgte, dem wurde der Ofen eingebrochen. Ein Bär- oder ein Wolfshund kostete 4—6 Dukaten. Der Bärenkopf gehörte der Herrschaft und „die rechte Hand," die linke dem Pfarrer der mit dem Sakrament bei der Jagd bereit seyn mußte, denn obwohl der Bär für sich den Menschen nicht leicht anfällt, so ist er furchtbar, wenn er verwundet worden. Es sind dafür Beispiele genug vorhanden und bei einer Bärenjagd, die Heinrich IV. von Frankreich in der Grafschaft Foix hielt, zerriß ein stark verwundeter Bär

[1] Monum. boic. 8. 562.

sieben Treibleute, mit denen er auf dem Gipfel eines Felsens zusammentraf und mit mehreren, die er ergriffen, stürzte er zerschmetternd in den Abgrund.

Im Jahre 1540 kamen am 15. Oktober die bayerischen Herzoge Wilhelm und Ludwig mit ihrem Bruder Ernst, Erzbischof von Salzburg, in Reichenhall zusammen und hielten eine Bärenjagd am Untersberg.

Der Herzog Albrecht V. von Bayern befahl in Betreff der Hege der Bären um Hohenschwangau 1570 „da sollen sie zu unserm Lust ungeirrt gelassen und derselben orten nit gefangen noch vertrieben werden."

Im Allgemeinen war die Jagd auf Bären ziemlich freigegeben, und Ritter, Prälaten, Bürger, erhielten leicht das Recht Bären zu jagen, das Hohenschwangauer Gebirg war aber schon von Kaiser Maximilian her in Ansehen wegen dieser Jagd. So schreibt der Kaiser 1494 von Füssen, der Erzherzog Sigmund von Tyrol solle den Conrad Steck nach Swangau schicken „wo Wir mit Herzögen Wilhelm von Bayern sind vnd in der vern vrummfft, am khayserbrunn hie[1] am Plause (Plansee) wie es dann viel giebt von disen wilden tieren, auf die wir grussen haß und verlangen tragen. Ist auch gejaide mit gemsen vnd großen Zweinen. Der Steck soll uns aufzaichnen, wo vberall der vest lauf an jedem gejaid ist vnd selbgeschoße awfrichten den wolffen." Als Standorte der Bären sind auch der Schnaitberg und Picheleck angegeben.

Ein andermal schrieb der Kaiser (von „ratenman" datirt 1490) daß er ein Gejaid anrichten wolle „mit wilden wurmen, genannt dy Sbartzen peeren."

[1] König Maximilian II. hat diesen Brunnen frisch fassen und als Monument mit einer Inschrift herstellen lassen, welche des Kaisers Ludwig des Bayern gedenkt, der auch in der Gegend des Waldwerks pflegte und nach welchem der Brunnen benannt worden.

Man unterschied die schwarzen und die braunen Bären, die ersten werden von einigen nur für eine Varietät oder für die jüngeren Thiere gehalten. Feyerabend (1582) macht das kurz ab: „Etlich machen vnderscheid vnter Beeren da keiner ist, dann Beer ist Beer."

Der Kaiser Maximilian hatte eine besondere Lust die Bären allein ohne anderer Hülfe zu fällen; so that er einmal im Land ob der Enns an einem „unmenschlich großen Bären," ein andermal beim Schloß Tyrol, wohin ihn mehrere Bauern geleiteten. „Weilen aber den unwegsamen geben Felsen, und rauch verwachsenen höle nit ohne große Gefahr zuzukommen war, thäte Er allein auff einem schmalen Steg sich zu dem Beeren, welcher, als er Ihne ersehen, sich auf die hindern Füsse gelassen und auffrecht gegen Ihme dargeeilet; Max aber nam den Spieß zu halbem Schafft, und schoß solchen so meisterlich gegen den Beeren, daß Er ihne mitten in den Bauch getroffen, daß er in ein tieffes Thal über eine Wand herunter zu todt fiel."

Da der Bär unter dem Edelwild großen Schaden anrichtet, und weil er sehr schlau ist, und oft weit umher wechselt, manche Jagd auf ihn fruchtlos gemacht wird, so bemühte man sich damals schon, wie später desselben durch Fangen in Gruben, Fallen und Eisen habhaft zu werden oder ihn mit Selbstgeschossen zu erlegen. Die lebendig gefangenen Bären, mit welchen die Fürsten sich gegenseitig Geschenke machten, wurden in die mit einer Mauer umgebenen Bärengärten gebracht und da aufbewahrt, um dann bei solennen Gelegenheiten gehetzt zu werden und in den sogenannten Kampfjagen Proben ihrer Stärke und Wildheit zu geben. Von diesen Kampfjagen wird noch später die Rede seyn.

Als zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und im sechzehnten die Büchsen mehr und mehr in Gebrauch kamen, wurden die Bärenjagden ergiebiger getrieben als früher und war oft ein einzelner Jäger im Stande einen Bären zu fällen, ohne das Revier besonders zu beunruhigen.

Außer im oberbayerischen Gebirg, wo noch die Namen Bärenloch, Bärenholz, Bärenfilz, Bärenleite, Bärensteig, Bärenfunk ꝛc. um Ettal, Partenkirch, Mittenwald, Riß, Tegernsee und so bis Berchtesgaden daran erinnern, hausten damals auch Bären um Immenstadt und Sonthofen, und ebenso im Fichtelgebirg und im bayerischen Wald.

Pfarrer Jäckel [1] hat mit seltenem Fleiß historische Notizen über das Vorkommen der Bären, Luchse und Wölfe in Bayern gesammelt, und erwähnt unter andern, daß um 1554 ein Jäger Michael im jetzigen Landgericht Sonthofen gelebt habe, welcher 15 Bären geschossen hatte. Am Grinten wurden zu jener Zeit einmal bei einem Treibjagen zwei Bären geschossen. Zahlreicher noch erscheinen die Bären im 17. Jahrhundert in Bayern, zum Theil wohl weil zu ihren Gunsten der 30jährige Krieg manche Oede geschaffen, zum Theil aber auch, weil die verbesserten Büchsen und Schlageisen die Jagdbeute beträchtlich gegen früher erhöhten. In einem Gedicht von 1675, welches eine Bärenjagd im Königssee beschreibt, kommt vor, daß der Jäger und Fischmeister Urban Fürstmüller 25 Bären gefällt habe. Wer St. Bartholomä besucht hat und alte Jagdgeschichten liebt, kennt gewiß das besagte Gedicht und die Bildertafel dazu. Manche, die seiner erwähnen, nennen es langweilig; mir ist es trotz einiger Breite nicht so vorgekommen, und ich kann nicht läugnen, daß ich es lieber gelesen habe als die poetischen Jagdbeschreibungen Matthissens, wovon eine Probe bei der Schweinsjagd gegeben wurde: Ich theile es also hier mit und mag es überschlagen, wen es langweilt.

Der Fischmeister und seine Knechte zu St. Bartlmä mit dem Bären im Jahre Christi 1675.

Merkt und hört zu dieser Zeit
Des Fischmeisters zu St. Bartolomä gehabten Streit,

[1] Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins zu Regensburg Jahrgang 1852 und 1855.

Was ſich mit einem wilden Bären begeben,
Nun hört zue und merket eben,
Wie es ihm und ſeinen Knechten ergangen,
Als ſich der Streit angefangen:
Der Bär zog über den Waßmann herein,
Und wollte beim Partlmä See gar gern ſeyn.
Er zog herab wohl durch die Abinn,
Uebern See zu ſchwimmen war ſein Sinn,
Er ging an mit Gewalt den See,
Vermeint zu kommmen deſto eh.
Als er nun that im Waßer ſchwimmen
Ward es der Fiſchmeiſter gar bald innen;
Ruft zuſammen ſeinen Knechten,
Sprach: Wir müſſen mit dem Bären fechten.
Der Sigl-Michel flog davon,
Die Andern thaten bei ihm ſtohn,
Hatten alle gleich ſo viel Weil,
Zu nehmen Hacken, Büchſen und Griesbeil,
Zu laufen hin wohl an die Zillen,
Nun ſey es mit Gottes Willen!
Als ſie nun auf das Waßer kommen,
Hatt es der Bär ſtark vernommen.
Zu Stund an hebt er an zu fliehen,
Dem Lande mit Gewalt zuzuziehen,
Macht Wellen als wärs ein Wind,
Der Bär ſieht den Fiſchmeiſter und ſein Geſind
Herziehen vom Land noch ziemlich weit,
Gedacht, jetzt muß ich haben Streit!
Hätt' ich ſie in einem Wald!
Dieſen Streit würd ich gewinnen bald!
Oder die Zillen umkehren mit einem Prenken,

Ich wollt euch gewiß das Leben enden,
Und alsbald das Schiff umreißen,
Euch erdrücken und zerbeißen.
Fischmeister ihm wollt zu nahe kommen,
Der Bär fing an zu raffen und zu brummen.
Indem der Fischmeister sehr eilt,
Des Bären erster Schuß feilt.
Der Bär fängt an zu knorren und grimmen,
Daß es that in den Bergen klingen.
Fischmeister schießt hin, wieder mit weit,
Traf den Bären, da hebt sich der Streit:
Als derselbe ward hart verwundt,
Auch nicht erreichen mocht den Grund:
Da wollt er ihnen die Zillen nehmen,
Das thaten die Fischer hart erkennen.
Sie reichten einander zu mit Gewalt,
„Schlagt geschwind mit den Hacken bald"
Hans Fürstmüller und Hans Hasenknopf
Zerschlugen dem Bären Haut und Kopf,
Ihm mit Gewalt auf den Helm,
Die Streich der wiederhellu.
Sie stachen mit den Griesbeilen drein:
Zwei Kinder sahn zu mit Weinen und Schreyn.
Dem Bären gingen die Darm heraus,
Dennoch ward der Streit noch nicht aus.
Erst ging ihnen zu Herzen der Graus:
Wünschen, ach Gott! wären wir bei Haus!
Der Bär von uns wohl tausend Meil!
So hart und lang war ihnen die Weil!
Hatten sich auch gänzlich ergeben:
Möchten dem Bären nicht nehmen das Leben.

So ſehr tracht er nach der Zillen,
Daß er ſie thät halb mit Waſſer füllen.
Hätt es noch gewährt eine halbe Stund,
So wäre geſunken Alles zu Grund.
Denn er ließ ihnen nicht ſo viel Weil,
Das Schiff auszuwaſſern in Eil.
Gab ihnen zu ſchaffen mit großer Macht,
Daß ſie ihn unter das Waſſer gebracht:
Darunter hieltens den Bären ſtreng
Mit Hacken und Griesbeil eine gute Läng.
Als ſie vermeinten nach ihrem Gedunken,
Es ſey der Bär nunmehr ertrunken,
Ließen ſie ihn auf neben der Zillen,
Da hebt er an zu reißen und zu brüllen,
Mit rinnenden Waſſer zu beiden Seiten.
O Gott! müſſen wir denn noch länger ſtreiten!
Der Bär war wund und aller naß,
Und wild und zornig ohne Maß.
Der Fiſchmeiſter ſprach: thut euch nit geben,
Der Bär uns alle ſonſt bringt ums Leben.
Schlagt und fiecht nach ihm ernſtlich und frei,
Ich glaub: daß er der Teufel ſelbſt ſey.
Wären wir blieben bei Haus,
Und das Ungeziefer laſſen ſchwimmen aus!
Sowohl er wund war bis in den Tod,
Fieng er erſt an aus grimmiger Noth,
Als wollt er uns ſamt der Zillen umreißen,
Was er erwiſcht alles zerbeißen:
Er greift ein Ruder an der Zillen,
Unverhofft ohne ihren Willen,
Das Ruder das zerriß er als,

Stießens ihm noch beſſer in Hals,
Mit dem nahm ſein Leben ein End,
Die Fiſcher reckten zu Gott die Händ,
Und dankten Gott von Herzens Grund,
Daß ſie noch blieben lebendig und geſund.
Urban Fürſtmüller iſt genannt,
Hat gefällt 25 Bären mit eigener Hand,
Geſchoſſen und in der Falle gefangen,
Mit denen allen nit ſo gräulich ergangen,
Als mit dieſem verruchten Bären ꝛc.

Der Schluß giebt weiter an, was der Fiſchmeiſter und ſeine Söhne ſonſt an Wild erbeutet, und daß der Bauer Georg Krebun 1704 dieſes Gedicht gemacht habe.

Aus den Aufzeichnungen, welche Jäckel[1] von dem damaligen Stand der Bären in den oberpfälziſchen Jagdbezirken von Rötz (Landg. Waldmünchen) geſammelt hat, muß um Waldmünchen, Penting, Roding, Schwarzhofen ꝛc. luſtiges Gejaid mit ihnen geweſen ſeyn, denn von 1644—1688 wurden faſt jedes Jahr einige geſchoſſen und gefangen,[2] ſo unter andern:

1648: 3 alte Bären von Roding, Stammsried und Neubäu.
1659: 8 junge und alte Bären,
1660: 2 alte und 3 junge Bären,
1662: 10 Bären, darunter 5 alte von Waldmünchen, Stammsried, Schwarzhofen, Tobrigau und Mitterteich.
1663: 8 Bären, 3 alte und 5 junge.
1664: 13 Bären, dabei nur 1 alter,

[1] Aus Wildpretsrechnungen, mitgetheilt vom Kreisforſtrath Wineberger in Regensburg.

[2] Im Jagdverzeichniß des Churfürſten Johann Georg I. von Sachſen ſind von 1611—55 in 44 Jahren 99 Bären angeführt und in dem Georgs II. von 1656—80 (mit ſeiner Begleitung erlegt) 239 Bären, der ſchwerſte 6½ Centner.

1665: 9 Bären,

1667: 12 Bären u. ſ. w.

Im vorigen Jahrhundert haben dort die Bären aufgehört, dagegen erhielten ſie ſich im Fichtelgebirg bis 1769. Auf dem großen Waldſtein bei Zell ſteht noch heute ein gemauerter Bärenfang. Er hatte zwei Fallthüren und ſind darin mehrere Bären gefangen worden, zuletzt aber zwei terminirende Kapuziner, die ſich vor einem Gewitterregen hineinflüchteten, und erſt als die Fallthüren niederraſſelten, erkannten, wo ſie waren. Obwohl den Jägern, die dann dazu kamen, zwei Bären lieber geweſen wären, ſo war mit dem Fang natürlich doch großes Gaudium.

Nach den Berichten Lehmanns muß das angränzende Erzgebirg ein Haupttummelplatz der Bären geweſen ſeyn, und werden von ihm auch viele Fälle erzählt, wo Bären, ohne verwundet worden zu ſeyn, einzelne Wanderer angefallen und arg zugerichtet haben. „Dieſes Niederreißen und Beſchädigen von Bären, ſagt er, war im 30jährigen deutſchen Kriegsweſen gar gemein, dieweil ſich das Mordvieh ſonderlich Anno 44, 45 und 46, da es nicht konnte abgefangen werden, dermaßen vermehret, daß über 30 Paar alte Bären mit ihren Jungen nur auff dem hohen Schwarzwald herumgelauffen ꝛc.“ Ein plötzlicher Schrei, Klirren mit Eiſenwerk und dergleichen hat manchen Bären verjagt, und mancher Angegriffene hat ſich mit der Flucht retten können, indem er dem Bären ſeinen Hut oder ein Kleidungsſtück zuwarf und dieſer dann daran herumriß und ſich damit beſchäftigte.

Im oberbayeriſchen Gebirg und im bayeriſchen Wald waren im vorigen Jahrhundert die Bären nicht ſelten. Der Oberſtjägermeiſter Karl Albrechts, Graf Gaudenz Rechberg fragt (um 1727) beim Prälaten von Benediktbeuern an, wie es ſich mit den dort geſpürten zwei Bären verhalte, da der Churfürſt eine Jagd darauf machen wolle.

In den Akten des Klosters Tegernsee fand ich nachstehendes Verzeichniß der Bären, welche von 1710—1757 geschossen und gefangen wurden.

		Bern
Gordian Oerlacher Oberjäger.	An Wallberg	1
	aufn Wechsl	2
	An Stolzuberg mit dem Länziger Jäger, der den bern geschossen	1
	An Wechsl ain wundtgeschossen . . .	1
	auf der Pamkel-Ebnet ohnweit Valiv .	1
Mechior (Melchior) Pachmair.	Zu Hintermaur	1
	An Weniberg	1
	An Wildnlaberg	2
	NB.: den großen hat der Melcher, den jungen aber hat der Länziger geschossen.	
	Auf der Schlag- oder stiellner albn im schlag Eisen ein junges Berl lebendig gefangen	1
	In der Stiellner Albn mit beyhilff des Gschwändtlers in hölzelnen fahlnen große	2
Joseph Lettner Gschwändtler.	Am Rauchenеck	1
	Zu Hintermaur	1
	Untern Roßstain 1 altn und jungen Bern	2
	In der Langenau auf der Schmöll 2 junge	2
	Aufn Wechsl 1 verwundt und 1 geschossen	2
Adam Mair dermaliger Ober-Jäger.	Aufn Räcken-Pödn geschossen . . .	1
	In Stangen am Weniberg im schlag Eisen gefangen und darauf todt geschossen	1
	Auf der Ableittn in der hilzenen fahln	1
	Bern	24

Von 1758—1766 sind noch 3 Bären aufgezeichnet, dann keiner mehr bis 1786, so weit die Rechnungen reichen. Später kommen wieder Bären vor.

Wenn doch die Bäume reden könnten! fällt einem wohl ein, wenn man beim Jagen dort noch durch einen Urwald geht und die riesigen Tannen mustert, von denen das Moos wie ein langer Bart niederweht, oder wenn man an einer dreihundertjährigen Eibe ruht, deren Eisenholz die verschlingende Zeit nicht bewältigen konnte. Welche Scenen könnten sie von Bären und Luchsen erzählen, welche Kämpfe mögen sie mitunter geschaut haben. In einem Waldtheil des Reviers Buching bei Hohenschwangau erinnert noch eine verbleichte Tafel daran, wie ein Bär von einem Stier an einen Baum gepreßt ward. Man fand beide todt und den Bär in solcher Stellung, daß ihn der Stier am Baum erdrückt haben muß. Die Wuth eines gefangenen Bären ließ sein Gebrüll oft weit wiederhallen und ein Bär, der im Pletscherergraben, eine gute Stunde von Kreut, in ein Eisen einging, brüllte dermaßen, daß ihn der Jäger, genannt Winn-Adam, der das Eisen gelegt hatte, von Kreut aus hörte. Er eilte sogleich auf den Platz und gab dem furchtbar am Eisen zerrenden und herumreißenden Bären einen wohlgezielten Schuß, der ihn zu Boden streckte. Die Eisen wurden auf den Wechseln an Orten gelegt, wo vorauszusehen war, daß kein Mensch hinkomme, gleichwohl fing sich einmal ein Bettler, der von Achenthal über den sogenannten Felssteig unter dem Schildensteinerkogel ging und lag zwei Tage im Eisen, bis ihn die dazu gekommenen Jäger befreiten. Er wurde wieder hergestellt.

In Hohenschwangau wurde 1760 ein alter Bär auf dem hohen Straußberg geschossen und 1761 einer am Schwarzenberg, der ganz nahe am Schloß gelegen.

Im bayerischen Wald waren sie zahlreicher. Von 1760 bis Ende des vorigen Jahrhunderts erlegte der damalige Revierförster

Georg Forſter, zu Zwisler Waldhaus in den Waldungen zwiſchen dem Rachel und Arber allein 37 Bären und beinahe ebenſoviele ſein Bruder Andreas, als ein herzhafter Waidmann überall in der Gegend bekannt.

Im gegenwärtigen Jahrhundert ſind im oberbayeriſchen Gebirg und im bayeriſchen Wald noch mehrere Bären geſchoſſen worden, 1807 einer in der Riß von dem Jäger Thomas Sover, 1815 einer am Wamberg bei Parthenkirch. Sepp in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte des bayeriſchen Oberlandes[1] erzählt davon, es hätten ſich in den damaligen Franzoſenkriegen zwei Bürgerſöhne von Parthenkirch, um dem Militärſtand zu entgehen, in's Gebirg geflüchtet und dort zwei Jahre als Wildſchützen zugebracht. „Da trifft ſich's eines Tages, daß einer von ihnen am Wamberg einem Bären begegnet, dem man ſchon längere Zeit auf der Spur war. Er ſchickt ihm ſeinen Hund entgegen, der augenblicklich zerriſſen ward, ſchießt dann zweimal los und läuft ſchnell davon; aber der zottige Bär war geblieben. Um dieſer That willen wurden die beiden Brüder vom König pardonnirt, und der glückliche Jäger heißt noch jetzt (1854) der Bärenſchütz, und iſt der Trechsler Oefele, genannt der „Müllernazibansjakob". 1822 wurde von dem damaligen Forſtamtsaktuar Reisberger zu Ruhpolding ein Bär geſchoſſen, 1826 und 1828 je einer zu Traunſtein, und 1835 wieder einer zu Ruhpolding. Dieſer letztere wurde in einem Treibjagen erlegt, welches der Forſtmeiſter Tillis, der mit einigen Jägern den Bären friſch geſpürt hatte, am 24. Oktober veranſtaltete. Von den Hunden bald angetroffen kam der Bär in voller Flucht dem Jagdgebilfen Seb. Schlächter, welcher ihn bis auf 15 Schritte anlaufen ließ und dann auf den Kopf ſchoß. Die Kugel prallte aber auf dem Stirnbein ab, wie ſich ſpäter zeigte, und der Bär wandte ſich in den

[1] H. 2 und 3. S. 87.

Jagdbogen zurück. Nach einiger Zeit kam er mit großem Geräusch von abgelassenen Steinen über einen Hang herunter und ging flüchtig über das 36 Schritt breite Griesbett des Schwarzachenbaches, welches der damalige Forstamtsaktuar Klein zu überschießen hatte. Klein gab ihm auf 80 Schritte Entfernung einen tödtlichen Schuß hinter dem rechten Blatt, worauf der Bär sich bald niederthat und von den auf dem Schweiß nachfolgenden Jägern zur Vorsicht noch einige Schüsse erhielt. Er war von schwarzbrauner Farbe und wog 280 Pfund, aufgeschärft 240 Pfund.

Außer diesen sind im oberbayerischen Gebirg noch einige vorgekommen, die aber nicht erlegt wurden.

So trieb sich 1828 ein Bär am Planberg bei Kreut herum, und machte dem Forstwart Sollacher viele Mühe, ehe er ihn zu Schuß bekam. Dieses geschah eines Abends, da sich Sollacher mit dem Jagdgehilfen Sebastian Riesch auf einen Wechsel an den „Stangen" unter der Halserspitz angestellt hatte, um dort die ganze Nacht zu passen, denn es war mondhell und der Wechsel öfters von dem Bären begangen worden. Im Fall der Bär käme, wollte Sollacher die Ehre des ersten Schusses haben, da ihn sehr gelüstete gleich seinem Vater und Großvater einen Bären im Jagdregister aufzuzeigen, er gebot daher dem Gehilfen strengstens, nicht eher zu schießen, als bis er selbst geschossen habe. Sie nahmen ihre Stände zu beiden Seiten des Wechsels in den felsigen Gehängen. Gegen alle Erwartung kam der Bär schon bei einbrechender Dämmerung, und Sollacher ließ ihn ganz nahe heran, mit größtem Fleiß nach dem Kopf zielend, da wollte das Unglück, daß der Dupfer den Hahn nicht ausschlug; der Bär warf um, und als die Büchse endlich krachte und dann auch der Gehilfe nachschoß, war der günstigste Augenblick zu einem guten Schuß bereits vorüber. Gleichwohl stürzte der Bär getroffen in einen Graben, kurz darauf aber sahen ihn die Jäger am jenseitigen Hang wieder ansteigen und zwar so

langsam, daß sie noch einmal hätten laden und schießen können, wenn sie schnell dazu entschlossen gewesen wären. Statt dessen löste Sollacher seinen Hund in der Meinung, der werde den Bären gleich stellen. Der Hund, ein sogenannter hochstämmiger Dachel, fiel auch den zottigen Gesellen wacker an, dieser aber kümmerte sich wenig um sein Rebellen und entschwand bald in den Felsschluchten. Da in der Nacht nichts zu machen war, so wanderten die Schützen, bald von freudiger Hoffnung gehoben, bald von peinigenden Zweifeln wieder niedergedrückt nach Kreut und erzählten ihr Abenteuer. Alles gerieth in die größte Aufregung, man träumte vom Bäreneinzug, besprach Triumphbögen ꝛc. und die widerwärtigen Zweifel wurden mit vollen Humpen frisch weg aus der Zechstube gejagt. Beim Nachsuchen des andern Tages aber war der Bär nicht zu finden, soweit man auch die Spur verfolgte, welche seinen Weg mit mancherlei Wendungen über das Schmaleck in's Thierseeʼsche bezeichnete. Wie man später erfuhr, begab er sich von da in's Brandenbergʼsche und trieb sich noch längere Zeit herum, bis er von einem Hirten im Achenthale erlegt wurde.

Im bayerischen Wald spürte der Jagdschütze Andreas Reck von Bodenmais 1812 im Walddistrikt Seewand am Arber zwei Bären, einen alten und einen jungen in einer Höhle, welche zwei Ausgänge hatte. Er verrammelte diese mit großen Steinen und schickte um Schützen nach Bodenmais. Der darauf angekommene Förster Xaver Fink stellte sich an den oberen Ausgang, während Reck durch den untern in die Höhle kroch und gegen die Bären schoß, die er auch verwundete. Die Bären brachen nun bei Fink hervor, der junge zuerst, welchen Fink durch einen Schuß in's rechte Licht niederschoß, und dann der alte, dem er auf wenige Schritte Entfernung den Schuß in den aufgesperrten Rachen gab.

Wenn man die mancherlei Bärengeschichten liest, welche aufgezeichnet sind, so ist eigenthümlich, wie einerseits Proben von

ungewöhnlichem Muth und Geistesgegenwart vorkommen, und manche Jäger mit den Bären oft verfahren sind, als wären's nur Frischlinge, andererseits aber die stärksten Männer von einer Furcht gepackt werden, die sie ganz den Kopf verlieren läßt.

So sind die obengenannten Georg und Andreas Forster mit ihrem Vater und einem Jagdschützen 1812 zu Sulzriegel auf einen Bären gestoßen, wo sie gar nicht daran dachten und nur Flinten mit Hasenschrotten geladen bei sich führten. Ihre Hunde verbellten in einem Dickicht den Bären, sie eilten drauf zu und schossen fast gleichzeitig. Der verwundete Bär nahm sie an, und ohne die Hunde wäre es ihnen wohl schlecht ergangen; diese aber hielten den Bären auf, so daß die Jäger wieder laden und schießen konnten. Da ein Schrotschuß auf ein solches Thier nur ganz nahe von Wirkung seyn kann, so ließen sie den Bären möglichst herbei und mußten mehrmals den Angriff wiederholen, bis sie ihn erlegten. Dabei waren die wenigen Schrote, die sie bei sich hatten, bald verschossen, und zum letzten entscheidenden Schuß lud Andrä Forster seine kleinen zinnernen Rockknöpfe. Als dabei der Bär auf den Jagdschützen, einen der stärksten Männer der Gegend, losging, warf dieser die Flinte weg und schrie vor Furcht ergriffen so gewaltig, daß der Bär umkehrte und beide vor einander flohen.

Alle, welche die Bärenjagd kennen, stimmen darin überein, daß man womöglich dem Bären nicht entgegenschießen, sondern ihn vorbeilassen und nachschießen soll, denn während er im ersten Fall den Schützen meistens annimmt, thut er das nicht beim Nachschießen. Wenn er sich beim Annehmen erhebt und die breite Brust darbietet, ist er durch einen Schuß wohl niederzustrecken (in Rußland gebraucht man dazu eine eigene mit einem kurzen Bleicylinder geladene Büchse), wenn er aber auf allen Vieren ankommt, dann ist die Lage des Schützen gefährlich. Ein starker Hund, der den Bären keck angreift und ihn beschäftiget, hat schon manchen Schützen

gerettet. So warf eine Bärin, welche der Revierförster Lutz im Jahre 1824 im Staatswald Hohenbogen, Landgerichts Kötzting, angeschossen, diesen zu Boden und stellte sich über ihn. Sein großer Fangbund fiel aber die Bärin muthig an und raufte sich mit ihr, bis Schützen herbeieilten, deren einer, der Müller Roiber von Simpering, das wüthende Thier durch den Kopf schoß. Mit einer leichten Verwundung und einem Riß im schützenden Büchsenranzen kam der Förster davon.

1833 wurde noch ein Bär im Forstamt Wolfstein geschossen. Die Zwiesler-Bären wogen bis zu 5 Centner. Junge fing man öfters lebend'g mit Zangen, wenn sie auf Bäume sich geflüchtet hatten.

Obgleich die Bären, wie schon oben gesagt wurde, für die Jagd kein wünschenswerthes Standwild sind, so wäre doch von Zeit zu Zeit ein Exemplar auf Besuch nicht unwillkommen, und besonders in unsern Hochalpen hat wohl jeder, der da gejagt, davon geträumt, ein Abenteuer mit dem grimmen Gesellen zu bestehen. Man muß dort die Jäger, die dergleichen erlebt haben, sehen, wie sich's in ihnen rührt, wenn sie erzählen; wie's lebendig wird in ihrem Blick, wie sie leiser sprechen, wenn's d'ran kommt, der Bär sey so oder so erschienen, in einem Graben heraufgestiegen oder beim Mondschein durch eine „Zink" gewechselt, und wie sie beim Schuß dann laut werden und die Freude noch dieselbe ist, die sie war vor vielen Jahren, da die getreue Büchse wirklich geknallt, und an dem schwarzen Ungethüm sich Ehre errungen hat. Und auch ohne Jagd gibt der Bär zu manchen farbigen Bildern Veranlassung. Ich erinnere mich mit Vergnügen der Erzählung einer alten Tyrolerin, die als ein Mädel von 14 Jahren beim „Wurzngrabn" einem Bären begegnete. Beide standen plötzlich regungslos einander gegenüber, sie, mit hoch erhobener Wurzenhacke, vor Schrecken aber keines Lautes mächtig, der Bär betroffen und verblüfft über die

Erſcheinung. Nachdem er das gleichſam verſteinerte Mädel eine Zeit lang angeſchaut, wandte er ſich und ging einem Dickicht zu; da war's, als wäre der Zauber ihrer Glieder gelöst und ſie flob wie ein geſcheuchtes Reh vom Platz des Schreckens. Als ich das Weib fragte, was ſie gethan hätte, wenn der Bär auf ſie losgegangen wäre, ſagte ſie lächelnd: „Woaß es ſelm nit, gmeant haat i' wöll i' ſchlüg zua bal' er kaam.“ Ich hörte dieſe Erzählung auf einer Alm am Karwendl und ſie würzte die Birſchgänge in den wilden Gehegen, die freilich nur einem Gemsbock galten. Das Schwärmen kommt leicht in Zug, und ich bin überzeugt, daß es bei einem Romantiker in der vielbeſungenen Waldeinſamkeit nicht ſo angeregt wird, wenn ihm plötzlich aus dunklem Buſch ein rußiger Kohlenbrenner entgegentritt, als bei einem Waidmann, der am geeigneten Platze an die Zuſammenkunft mit einem Bären denkt. Da aber das benachbarte Tyrol immer noch Bären hegt und dieſe oft weit wandern, ſo hat die Phantaſie um ſo mehr eine gewiſſe Berechtigung und treibt ihr Spiel um ſo lebhafter.

Noch 1835 wurden in Tyrol 23 Bären geſchoſſen, nämlich

im Kreiſe	Trient	14	Bären
„	„ Botzen	4	„
„	„ Imſt	1	„
„	„ Roveredo	2	„
„	„ Bruneck	2	„

Im Jahre 1833 wurden 27 Bären erlegt und im Jahre 1834 deren 16; im Jahre 1836 erſchlug ein Bauer von Laatſch einen Bären mit einem Baumſtamm und erwürgte ihn vollends mit den Händen.[1]

Der Ortler und die Berge des untern Engadin in der Schweiz ſind Standorte der Bären, und die lange Lebensdauer und Fort-

[1] B. Weber. Das Land Tyrol. I. 88.

pflanzungsfähigkeit derſelben gibt auch Hoffnung, daß es [illegible] ihnen bei uns noch nicht für immer abgemacht iſt. Im Stadtgraben von Bern hat man einen Bären 47 Jahre lang erhalten und eine Bärin bekam noch im 31. Jahre ein Junges. Von dieſen Bären erzählt Conrad Geßner,[1] daß ſie eine Stiftung des Herzogs Reinhard von Lothringen von 1476 ſeyen, für den Beiſtand, welchen ihm die Berner gegen Karl von Burgund geleiſtet haben. Ein zahmer Bär ſoll den Hilfe ſuchenden Herzog auf das Rathhaus begleitet und zum Zeichen der gerechten Sache deſſelben die Tatzen bittend erhoben haben. Bern ſelbſt habe ſeinen Namen von einem Baren, da der Erbauer der Stadt, Herzog Berchtbold von Zähringen, beſtimmt hatte, ſie nach dem Wild zu taufen, welches er bei einer Jagd zuerſt fangen werde, und das war ein Bär.

Andere Standorte der Bären als Tyrol und die Schweiz ſind von uns zu weit entfernt, als daß von dort auf ein Einwechſeln der Bären zu rechnen wäre, zur Vervollſtändigung möge ihrer erwähnt werden.

In den Karpathen, in Siebenbürgen, im Banat und in der Moldau kommen Bären vor,[2] und ein Waidmann lieſt mit Intereſſe, daß man dort nicht ohne Hoffnung eine Bärenjagd machen kann. Im Jahre 1855 wurden in den 10 Kreiſen Siebenbürgens 135 Bären und 843 Wölfe erlegt, und im Jahre 1856 ſind 100 Bären und 990 Wölfe angegeben. Für 1857 ſind faſt das Doppelte, nämlich 190 Bären verzeichnet, und wer einen Wolf ſchießen will, den wird die weitere Angabe von 952 Wölfen noch mehr befriedigen. Nach den Mittheilungen in Hugo's Jagdzeitung vertheilt ſich dieſe Jagdbeute in folgender Weiſe:

[1] Thierbuch (1669). S. 36.

[2] In Krain ſollen auch noch einzelne Bären vorkommen. Im Jahre 1728 ſchoß daſelbſt der Kaiſer Karl VI. einen Bären auf den Jagden des Grafen Cobenzl.

	Bären	Wölfe
Hermannstädter-Kreis . . .	9	129
Kronstädter-Kreis	39	103
Udvarhelyer-Kreis	61	66
Maros-Vasarhelyer-Kreis . .	1	47
Bistritzer-Kreis	39	86
Tecser-Kreis	9	79
Szilagy-Somlyoer-Kreis . .	—	74
Klausenburger-Kreis . . .	—	86
Karlsburger-Kreis	1	58
Brooser-Kreis	31	224
	190	952

Auch im Banat sind die Bären- und Wolfsjagden bemerkenswerth. Von einem k. k. Förster Lasarievich in Obaba bistra wird erwähnt, daß er 15 Bären erlegt habe. In der Gegend von Mehadia und Caransebes werden jährlich mehrere geschossen.

In Norwegen sind die Bären keine Seltenheit und hat schon Olaus Magnus, Bischof von Upsala, im 16. Jahrhundert wunderliche Dinge von ihnen und ihrer Jagd erzählt, an die wohl kaum ein Bär und ebensowenig ein Jäger jemals gedacht hat.

In Schweden wurden im Jahr 1835 allein im Bereich der Staatsjagden 144 Bären erlegt, und im Jahre 1838 betrug die Zahl 98.

In Rußland sind sie bekanntlich auch zu Hause, und mit Grausen liest man, wie um die Mitte des 16. Jahrhunderts Johann IV. Wasiliewitsch sich ihrer zu tyrannischem Zeitvertreib bedient hat. Wenn er nämlich in der Nähe seines Palastes einen Haufen des immer friedlichen stillen Volkes erblickte, so ließ er sowohl im Zorn als zum Vergnügen zwei oder drei Bären auf die Leute hetzen und lachte laut über die Flucht und über das Geheul der Erschreckten, Verfolgten und Verwundeten. Die Letzteren

beschenkte er dann. Gegenwärtig dienen viele der russischen Bären zu einer Jagdspekulation der Bauern, welche sie auskundschaften und dann den reichen Waidmännern Petersburgs um hohe Preise zur Jagd anbieten. Eine solche Jagd wird in der Art ausgeführt, daß der Bogen, worin der Bär sich befindet, ganz mit Treibern und Wehrleuten umstellt wird, bis auf eine enge Strecke, welche von den Schützen besetzt ist. Die Treiber erheben dann ein andauerndes furchtbares Geschrei und werden viele Blindschüsse gethan, während einige Hunde den Bären auftreiben. Sehr oft jagt man bei so tiefem Schnee, daß der Bär nicht flüchtig kommen kann und nicht schwer zu schießen ist. Den Schützen stehen ein oder zwei mit Beilen bewaffnete Leute zur Seite, auf die man sich aber im Nothfall nicht immer verlassen kann, denn mancher Schütze hat sich, wenn er dem Bären einen Schuß gegeben, vergeblich nach ihnen umgesehen.

Zahlreich kommen Bären in Finnland vor, und es giebt dort eigene Jäger, welche fast nur die Bärenjagd treiben. Unter diesen sind mehrere bekannt, welche 40 Bären erlegt haben, und lebt noch einer, der die Zahl seiner Bären sogar auf 72 gebracht hat. Bei den Jagden wird der Bär eingekreist und mit Rauch aus seinem Lager gejagt. Stürzt er nicht unter den Schüssen, so geben ihm die kühnen Jäger den Fang mit einem langen Messer.

Am leichtesten wäre nach den Berichten der Reisenden ein Bär in dem freilich ziemlich abgelegenen Kamtschatka zu birschen, denn sie sollen dort heerdenweise herumlaufen und gar vertraulich seyn, wie nachstehende Stelle aus Bingley's Thierseelenkunde deutlich darthut: „Wird ein Kamtschadale einen Bären ansichtig, so bewirbt er sich in der Ferne um seine Gunst und Freundschaft, redet ihn freundlich an und macht vielerlei Geberden. Sie sind so zuthunlich und artig, daß die Weiber und Mädchen, wenn sie Wurzeln und Kräuter oder Torf zur Feuerung mitten unter einer ganzen Heerde

Bären suchen, in ihrer Beschäftigung nie von ihnen gestört werden; kommt ja Eines von diesen Thieren zu ihnen heran, so geschieht es bloß in der Absicht, um ihnen aus den Händen zu fressen. Man kann sich keines Beispiels erinnern, daß ein Bär einen Menschen angegriffen hat, außer wenn er plötzlich aus dem Schlafe aufgestört wurde." Dort wird auch berichtet, daß sich die Jäger den linken Arm mit Holz schindeln und diesen dem annehmenden Bären binhalten, während sie ihm mit einer Lanze den Fang geben.

Aehnliches erzählen noch die Bauern in Engadin, wo ein berühmter Jäger viele Bären mit dem Beil erschlagen, indem er ihnen die linke mit einem eisernen Handschuh gesicherte Faust in den Rachen stieß. Auch die Schweden gebrauchen ein mit Stacheln versehenes Armfutteral von starkem Eisenblech. Wenn der Bär den Jäger annimmt, stößt ihm dieser die Schutzwehr in den Rachen, und während er zubeißt, zieht der Jäger den Arm heraus, da er dann, bis jener das Eisenfutteral los wird, Gelegenheit hat, ihm den Fang zu geben. Die Romanen im Banat umwickeln den linken Arm dick mit Tuchlappen und schlitzen dem angreifenden Bären mit einem Messer den Bauch auf. Der schwächste Theil des Bären ist der Kopf, und Plinius erwähnt, daß sie bei den Kampfspielen öfters durch einen einzigen Faustschlag auf den Kopf getödtet worden seyen.

In dem National-Epos der alten Finnen, Kalewala,[1] wird des Bären vielfach erwähnt und erzählt, daß er vom Himmel gekommen und aus den Schultern des „großen Bären" dort entstanden sey in der „Lüftetochter Nähe, an der Schöpfungstöchter Seite." Wie bei den Deutschen das zur Weide getriebene Vieh gegen den Wolf gesegnet wurde, so geschah bei den Finnen, daß der Bär mit Flehen und Drehen angesprochen wurde, die Heerde zu schonen und er wird des alten Schwurs erinnert, den er dem Schöpfer

[1] Deutsch von Anton Schiefner. Helsingfors 1852.

geleiſtet haben ſoll, als er Zähne und Krallen empfing, daß er nicht Böſes verüben und ſchlechte That vollbringen wolle.

„Höre, Otſo, du, mein Theurer,
Schöner mit den Honigtatzen!
Nicht verbiet' ich dir zu ſchweifen
Und der Heerde dich zu nahen,
Nur der Zunge zu berühren,
Mit dem garſt'gen Mund zu greifen,
Mit den Zähnen zu zerreißen,
Mit den Tatzen ſie zu packen.
Gehe krumm du um die Weide,
Schräg du um die mil'gen Fluren,
Schief du um der Glocke Töne,
Seitwärts von des Hirten Stimme!
Iſt die Heerde auf den Fluren
Mußt zum Sumpf du dich verfügen,
Rauſchet durch den Sumpf die Heerde,
Mußt du nach dem Dickicht fliehen ꝛc.

— Denke an die alten Schwüre
An dem Strome von Tuoni,
An dem jähen Waſſerfalle,
Vor den Knie'n des höchſten Schöpfers:
Wurde dir daſelbſt geſtattet
Dreimal in dem Lauf des Sommers
Dem Geton der Glock' zu nahen,
Zu dem Land, wo Glöckchen tönen,
Aber nicht ward dir geſtattet,
Nicht gegeben die Erlaubniß,
Böſe Handlung zu beginnen,
Dich der Schandthat hinzugeben. —

Sollte der Bär dennoch sein Gelüste zu reißen nicht überwinden können, so heißt es

„Wirf die Bosheit in den Laubwald,
Dein Gelüste an die Tannen!
Hane du in faule Bäume,
In der Birken morsche Stämme,
Wende dich an Wasserreiser;
Stoße dich auf Beerenhügel!"
„Haß verlangen du nach Nahrung
Und verlangt dein Sinn nach Speise,
Friß du Schwämme in dem Walde,
Mach' dich an den Ameishaufen,
Nasse rother Stengel Wurzeln,
Honigkißen von Metiola,
Nicht das Gras zu meinem Futter,
Nicht das Heu für meine Theuern!"

Wenn aber der Bär kriegerisch leben und kämpfen wolle, so wird er eingeladen, im Winter zu kommen, wo Mann und Weib mit ihm anzubinden bereit seyen, helfe aber keine Vorstellung und kein Flehen bei ihm, so möge Verzauberung die Heerde ihm entziehen.

„Ukko, du, o Gott im Himmel!
Hörst du, daß es wirklich Ernst wird,
Dann verwandle meine Kühe
Und bezaubre meine Heerde,
Meine Lieben mach' zu Steinen,
Meine Theuern du zu Stämmen,
Wandert durch das Land der Unhold,
Wandert dort einher der Klumpen."

In einem andern Geſange wird der Bär von dem Jäger, der ihn fällen will, in einer Weiſe angeſprochen, wie mancher auch in unſern Tagen wohl thun würde, wenn davon einiger Erfolg zu hoffen wäre. Der bärenjagende „Wäinämöinen“ ſagt nämlich:

„Otſo, du des Waldes Apfel,
Kunder mit den Honigtatzen!
Höreſt du, daß ich erſcheine,
Daß zu dir der Brave ſchreitet,
Birg die Krallen in den Haaren,
Deine Zähne in dem Zahnfleiſch,
Daß ſie mich durchaus nicht treffen,
Ganz und gar ſich nicht bewegen!“

Das Wildpret des Bären ſchmeckt ziemlich wie Rindfleiſch, die Tatzen wurden ſonſt als koſtbare Leckerbiſſen angeſehen, und wie der Schweinskopf prangte bei feſtlichen Tafeln der Fürſten oft ein geſchmückter Bärenkopf.

Bei dem Beilager des Markgrafen Sigismund von Brandenburg (1594 zu Königsberg) ſind auch 2 Bären verzeichnet (und ſonſt ſeltenes Wildpret: 6 Auerochſen, 29 Stück Elenwild, 5 Schwäne).

Die ſogenannten *Kampfjagen*, bei welchen der Bär immer eine Hauptrolle ſpielte, findet man vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zu Ende des vorigen an mehreren Höfen. Sie waren eine Nachahmung der alten römiſchen Thierkämpfe, wie ſie im Cirkus gehalten wurden. Bei dieſen kämpften entweder die Thiere miteinander, Tiger gegen Löwen, Elephanten und Stiere, Rhinoceros und Auerochs, oder es traten Fechter gegen ſie auf, wie Martial einen ſolchen Namens Harroxherus mit Auszeichnung hervorhebt.

Derſelbe fällte einmal mit dem Spieße[1] nacheinander einen furchtbaren Bären, einen Löwen von noch nie geſehener Größe und einen Panther, ebenſo beſtand er im Kampf mit dem Büffel und Auerochs. In ähnlicher Weiſe wurde es bei den ſogenannten Kampfjagen gehalten, nur mit dem Unterſchied, daß die Thiere, welche man abfangen wollte, ſelten frei dem Angreifenden gegenüberſtunden wie damals, ſondern meiſtens von ſchweren Hunden gehalten waren. Außer den Bären wurden zum Kampfe auch Löwen, Tiger ꝛc. wie zu den Römer-Zeiten gebraucht und koſteten große Summen. 1595 wurde ein ſolches Kampfjagen im Schloßhof zu Dresden gehalten und figurirten dabei 2 Löwen, 2 Tiger, 1 Panther, 4 Bären, 2 Wölfe, 4 Hirſche, 6 hauende Schweine. — Während des Kampfes blieben drei Hörner-Thiere. — 1630 am 9. März wurden ebenda 3 Bären gehetzt, darunter einer über 8 Centner ſchwer war. Am 15. März wurden wieder 4 Bären gehetzt und am 16. war ein Bärenkampf mit hauenden Schweinen, wo von letzteren 5 auf dem Platz blieben. 1666 wurden zu Wien 4 große Bären gehetzt, und der größte vom Kaiſer Leopold I. mit dem Eiſen abgefangen.

1690 bei einem Kampfjagen zu Augsburg ſoll der Churfürſt von Sachſen und König von Polen Auguſt (der Starke) in den Kampfplatz getreten ſeyn, und einem Bären mit zwei Hieben den Kopf abgehauen haben. Die Stärke, welche dieſer Fürſt beſaß, iſt bekannt, aber auch deſſen Sohn, der nachmalige Auguſt III. und der Marſchall Graf Moritz von Sachſen bewährten ihre Kraft bei einer Jagd, die ihnen der König von Preußen, bei dem ſie auf Beſuch waren, unweit Charlottenburg gab. Sie hieben zum Staunen der Zuſchauer mehreren Sauen die Köpfe auf einen Hieb herunter.[2]

[1] Auch ein kurzes Schwert, nach Art unſerer Hirſchfänger, gebrauchten die Römer, und ließen, wie man ſpäter that, Sauen drauf anlaufen. Die ſpaniſchen Stiergefechte erinnern noch an dieſe „Circenses.“ Pius V. († 1572) hatte ſie unterſagt, Gregor XIII. († 1585) aber wieder freigegeben.

[2] C. O. v. Heineken. Erinnerungen aus dem Gebiete der Jagd.

1693 war ein Kampfjagen zu Berlin, wobei Auerochsen, Löwen, Tiger, Bären, Pferde ꝛc. vorkamen; man prägte eine Münze zum Andenken, auf welcher der Hetzgarten und Jagdpalast abgebildet war, dabei die Inschrift: Hilaritati publicae.

1719 wurde ein solches Spektakel zur Hochzeitfeier des Kron- und Erbprinzen von Polen und Sachsen, Friedrich August mit der österreichischen Prinzessin Maria Josepha am 6. September im Jagdhause gegeben, wo am Schlusse die Prinzessin 3 Schweine erlegte, andere der König und der Prinz einen Bären schoß. Bei einem solchen Jagen am 8. Februar 1721, welches im Löwenhaus gehalten wurde, kamen vor 1 Löwe, 1 Tiger, 3 Bären, 4 hauende Schweine, 1 Keiler, 1 Bache, 1 Auer- und ein Büffelochs. Theils geschossen wurden und theils blieben im Kampfe 1 Bär und die Schweine. Der Bär wog 475 Pfund.

1739 war wieder ein Kampfjagen im Jägerhof zu Dresden; es blieben 2 Bären (wovon der größere 7 Centner wog), 1 Auerochs und 1 Stier auf dem Platze. 1740 war daselbst ein ähnliches großes Kampfjagen, und geht aus der Beschreibung hervor, daß viele Thiere zugleich sich bekämpften, denn es heißt: „der Löwe und einer von den Bären ergriffen alsbald zwei wilde Schweine, und nachdem sie dieselben getödtet, fraßen sie, ein Jeder das Seinige halb auf. Der Auerochse[1] gab der Mauleselin mit den

[1] Der König von Polen August II. und sein Sohn August III. ließen öfters Auerochsen aus Polen kommen, und August III. hielt 1741 eine Jagd zu Bialistock auf dieses Wild, wobei 30 Auerochsen, 4 Elennthiere und 2 Rehböcke erlegt wurden. Bei einer ähnlichen Jagd 1752 wurden 42 Auerochsen und 15 Elennthiere erlegt.

Die Auerochsen, deren im Teutschland schon Julius Cäsar gedenkt, sind nicht unwahrscheinlich in Bayern bis zum Jahre 1000 vorgekommen, denn es heißt von einem oberbayrischen Edlen Aribo von Burghausen und von der Leier (dem Stammvater der nachmaligen Markgrafen della Scala zu Verona und Vicenza), daß er „von einem Bysant Auerochsen am Gejaid umbkommen, wie man noch in alten Liedern davon singt." Zeyr Beiträge H. 2 und 3 S. 83. — In England kamen

Hörnern einen Stoß, womit er ihr den Leib aufschlitzte, einer von den Bären attakirte den Wolf, er warf ihn einigemal in die Luft, worauf dieser davonlief und zu den Schweinen seine Zuflucht nahm ꝛc. Wenn Bären mit Hunden gehetzt wurden, stellte man oft zur größeren Unterhaltung ein schweres großes Schaff mit Wasser in den Kampfplatz. In dieses stieg dann der verfolgte Bär und theilte drinn sitzend seine furchtbaren Ohrfeigen aus. „Es pflegt die Herrschaft auch, sagt Flemming, den Bären mit Schwärmern und Sternbolzen zu vexiren, und mit einem kleinen roth ausgestopften Männgen zornig zu machen, massen die Bären solcher Farbe gram sind.“ Diese Vexation war den klassischen Römern abgelernt, welche bei ihren Cirkus-Spielen die Stiere auch mit Strohmännern, die mit rothem Tuch überzogen waren, wüthend machten.

Keyßler erwähnt, daß man zu seiner Zeit (um 1730) im Hetzgarten am Palazzo Pitti in Florenz ein eigenes Mittel gebrauchte, um nach dem Hetzen die nicht gebliebenen Thiere wieder in ihre Behälter zu treiben, nämlich eine hohle Maschine, die einen Drachen vorstellte, und in der einige Personen mit brennenden Fackeln verborgen waren. Das Feuer, das durch den Rachen und die Augenhöhlen des Drachen hervorleuchtete, setzte die wildesten Thiere in solche Furcht, daß sie zurückwichen und sich in ihre Logen treiben ließen.

Noch im Jahre 1796 wurden solche Thierkämpfe zu Regensburg in einem eigens dazu erbauten Hatzamphitheater gehalten, welches zwei Jahre lang bestand. Ein Bierbräuer J. Dausinger war der Unternehmer. Wildungen theilt einen sehr erbaulichen

Auerochsen bis zum Jahr 1466 vor. Gegenwärtig findet sich dieses Wild nur noch im Bialowiezerwald im Grodnow'schen Gouvernement, wo es durch die dankenswerthe Vorsorge der russischen Herrscher erhalten wird; 1828 betrug der Stand an Auerwild dort 700—800 Stück.

Anſchlagzettel dieſes Theaters mit, welcher ein deutliches Bild der Unterhaltung gewährt. Es heißt unter andern:

„Viertens. Geht es unſerm Wolf heute wiederum nicht beſſer, wie ſonſt, mit ziemlich ſtarken doppelten Traktamenten ſoll er heute bewirthet (ſage: teufliſch umgekehrt) werden.

Fünftens. Kömmt der mächtige, große, unwillkührlich kämpfende Lithauer-Bär. So wie der Mann, ſo brät man ihm die Wurſt. Obſchon die Feinde ganz ſchwach ſind, ſo ſind ihrer deſto mehr, wenn ſie ihn nur ſoweit bringen, daß er zeigt, ob er Laune zum Raufen hat, oder nicht, auf jeden Fall kommen die geſtreimten Solofangen, mit ihm ſo lang zu kämpfen und zu würgen, bis entſcheidende Proben zeigen, daß alle Gegenwehr auf Seite des Bären vergebens.

Siebentens. Kömmt der Siebenbürger-Bär, was will er? kämpfen will der Bär: das ſoll und muß er; wirklich eilen ſchon Hunde her, und ehe er ſich verſehen hat, der Bär, ah weh! ſo lag ſchon er, und um ihn her ſtehen ſeine Peiniger, und kehren ihn hin und her, ſo daß er, der Bär, ſelbſt muß glauben, er wär' nicht mehr der kohlteufel-ſchwarze Siebenbürger-Bär.

Achtens. So übel es unſerm edlen prächtigen Hirſchen das erſtemal ergangen, ſo, und noch weit übler, geht es ihm heute; das erſtemal verlor er das Blümel, und heute ſtehen ſeine Lueſer den Solohunden Preiß. Friſch Zigeuner! ſonſt kannſt auf des Hirſchen Enden paradiren!" — Preiſe der Plätze 24 kr. bis 6 kr. „Alles unter dem Schall von Trompeten und Pauken."

Dieſe Beſchreibung übertrifft faſt noch die Rohheit des Spektakels ſelbſt, welches übrigens bei den fürſtlichen Kampfjagen ziemlich daſſelbe war.

Welcher Geſchmack der Zeit, ſolche Schauſpiele zu wählen, um die Hochzeit einer Prinzeſſin oder Königin oder ſonſt eine feſtliche Gelegenheit zu verherrlichen!

In Wien beſtand ebenfalls ein Hetzhaus bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo es mit den Thieren ein Brand vernichtete. Nur ein Dachs ſoll ſich durch Graben gerettet haben.

Ich habe noch 1821 derlei Vorſtellungen in Paris geſehen. Es war damals an der Barrière du Combat ein Hetzhaus, wo ſich unter andern auch regelmäßig ein Bär produciren mußte. Man ging durch einen langen Hofraum in den Cirkus, und dieſer Weg zeigte gleichſam ſchon ein Vorſpiel deſſen, was kommen ſollte, denn links und rechts als Spalier lagen an Ketten die furchtbarſten Hunde und Bullenbeißer, die ich je geſehen. Die Kampfluſt des Bären war wegen des fortwährenden Raufens nicht beſonders groß, und man mußte ihn jedesmal an einer langen eiſernen Kette aus ſeinem Behälter auf den Kampfplatz ziehen, in deſſen Mitte ein Balken ſtand, an den er angehängt wurde. Die Kette war lang genug, daß er ſich frei bewegen konnte. Etwa zehn bis zwölf zum Theil ſtarke Hunde wurden auf ihn gehetzt. Anfangs ſchlug er ſie ſitzend mit den Pranken nach links und rechts nieder, bis ſie ihn mit geſteigerter Wuth anfielen, dann ergriff er aber mehrere ſchnell nacheinander und ſchob ſie unter ſich, indem er ſich drüber hinwarf, daß ſie bei jämmerlichem Schreien zuſammengedrückt wurden, während er laut brüllend andere zerfleiſcht zur Seite ſchleuderte, wo dann das Haus vom Zuruf und Jubel der Zuſchauer wiederhallte. Das Spektakel nahm erſt ein Ende, als mehrere Hunde erdrückt und todtgeſchlagen waren. Es fehlte unter den Zuſchauern nicht an Weibern und Kindern.

Zur Verherrlichung großer Aufzüge mußte der Bär auch weſentlich beitragen. Da man ſich jetzt kaum eine Vorſtellung von dergleichen machen kann, ſo folge zum Schluß der große Jäger-Aufzug, welcher im Jahre 1662 zu Dresden ſtattfand, als Chriſtian Erneſt, Markgraf zu Brandenburg, mit Erdmut Sophia churfürſtl. Prinzeſſin Beilager hielt. Den Zug führte der damalige Churprinz

Johann Georg III. auf, und er giebt ein Bild ſowohl des damaligen Geſchmacks als auch wie die Thiergärten wohl beſtellt waren.[1]

Drei Jäger mit einem Leit-Hunde.

Der Ober-Hof-Jägermeiſter Ziegeſer.

Dreyßig Puttini, als ſieben Ober Förſter, drey Forſt- und ein Pürſch- fünff Wild Meiſter, ein Hof- und zwei Land-Jäger, eilf Ober-Förſter, je drey und drey in einem Gliede.

Zwei Rieſen in wilder Männer Geſtalt.

Vier Satyri mit Schalmeyen auf einem Berge, gleich einem Walde, mit Thieren und Vögeln gezieret, ſitzende.

Drey Nymphen.

Drey Nymphen anſtatt der Laquayen.

Seine Chur-Printzliche Durchl. in der Dianen Geſtalt auf einem weißen Hirſch reitende.

Zwei Nymphen, welche vor Leib-Knechte neben dem Chur-Printzen giengen.

Drey Nymphen anſtatt der Laquayen.

Dreißig Aventurirer mit Jäger-Habit bekleidet, Schwein-Eiſen und Pürſch-Büchſen führende.

Drei Perſonen, als ein Löwen-Wärter in grüner Liberey und zwey Sack-Pfeifer wie wilde Männer gekleidet, auf einem runden Invention-Wagen, darauf zugleich fünf junge Bären vom Kutſcher geführt wurden.

Fünf, als ein Löwen-Wärter, drei Ober-Förſter mit Bären-Eiſen, der Kutſcher aber führete einen doppelten eiſernen Kaſten mit zwey Tieger-Thieren.

Fünf, als vier Ober-Förſter mit Bären-Eiſen, und ein Kutſcher führete einen eiſernen Kaſten mit einem Löwen.

Fünf, als vier Ober-Förſter mit Bären-Eiſen, und ein

[1] A. Fr. Glafey. Kern der Geſchichte des hohen Chur- und Fürſtlichen Hauſes zu Sachſen. Ich behielt die Schreibweiſe des Originals bei.

Gutſcher führte einen doppelt eiſernen Kaſten mit einem Löwen oder Löwin.

Fünf, als vier Ober-Förſter mit Bären-Eiſen, und ein Gutſcher führte einen einfachen eiſernen Kaſten mit einem weiſſen Bären.

Sechs Jäger-Jungen, welche Engeländiſch Hunde führeten.

Fünf, als vier Ober-Förſter mit Bären-Eiſen, und ein Gutſcher, der einen einfachen eiſernen Kaſten mit dem gröſten Brandenburgiſchen Bären führte.

Sechs, als drey Jäger-Jungen und drey Fuß-Knechte mit Engeländiſchen Hunden.

Fünf, als vier Ober-Förſter mit Bären-Eiſen, und ein Gutſcher, einen einfachen Kaſten mit Hertzog Moritzens Bären führend.

Sechs Jagd-Zeug-Knechte mit Engeländiſchen Hunden.

Fünf, als vier Ober-Förſter mit Baren-Eiſen, und ein Gutſcher führte einen eiſernen Kaſten mit Werners Bären.

Sechs Jagd-Zeug-Knechte, führend Engliſche Hunde.

Drei, als zwey Ober-Förſter mit Sau-Eiſen, und ein Gutſcher mit doppelten Kaſten, darinnen zwey hauende' Schweine.

Vier Lappländer mit Racken-Hunden.

Drey, als zwey Oberförſter mit Sau-Eiſen, und ein Gutſcher, der einen doppelten Kaſten mit zwei Schweinen führte.

Zwei Lappländer führen Sau-Rüden.

Drei, als zwey Ober-Förſter mit Pürſch-Büchſen, und ein Gutſcher, der einen vierfachen Kaſten mit 4 Luchſen führte.

Zwey Vogelſteller führten Pürſch-Hunde.

Drey, als zwey Ober-Förſter mit Pürſch-Büchſen, und ein Gutſcher, einen vierfachen Kaſten mit vier Luchſen führende.

Zwey Vogelſteller mit Pürſch-Hunden.

Drey, als zwey Ober-Förſter mit Pürſch-Büchſen, und ein Gutſcher, einen Doppelkaſten mit zwey Wölfen führende.

Zwey Loschwitzer führen Pürsch-Hunde.

Drei, als zwey Hege-Reuter mit Keulen, und ein Gutscher, so einen doppelten Kasten mit zwey Wölfen führte.

Zwey Loschwitzer mit Pürsch-Hunden.

Drei, als zwei Förster mit Pürsch-Büchsen, und ein Gutscher, so einen Kasten mit zehen Hasen und Caninichen führte, und dann noch einer mit zehen Hasen und Caninichen.

Drey, als zwey Falkenirer mit Gabeln, und ein Gutscher, einen Kasten mit Dachsen führend.

Zwey Loschwitzer mit Dachs-Hündigen.

Drey, als ein Fisch-Otter-Fänger, ein Schütze mit Gabeln, und ein Gutscher, der einen Doppel-Kasten mit Fisch-Ottern und wilden Katzen führte.

Zwey Loschwitzer mit Fisch-Otter-Hunden.

Ein Jagd-Meister mit Sau-Eisen und Pürsch-Büchsen.

Vier, als der Wirth, der Wagner, der Schmied und der Seiler, tragen einen Kasten mit Mardern und Elthieren (Altissen).

Sechs, als zwei Schirm-Knechte, zwey Zeug- ein Zelt-Schneider, und ein Geschirr-Knecht, trugen einen Kasten mit Eichhörnern und Hamstern.

Vier Jäger-Jungen mit grossen Rüden-Hörnern, zwei Jagd-Hunde an Leinen führende.

1. Der erste Pürsch-Wagen mit zwei aufgeladenen Hirschen.

Der andere Pürsch-Wagen mit zwey Thann-Hirschen.

Der dritte Pürsch-Wagen mit zwey hauenden Schweinen.

Der vierte Pürsch-Wagen mit einem Bär und einem Wolfe.

1. Der erste Pürsch-Karren, auf welchem ein Knecht bey den Leit-Hunden mit einem Leit-Hunde sitzet.

Ein Fasan-Wärter.

2. Der andere Pürsch-Karren, darauf ein Jäger-Junge mit einem Leit-Hunde.

Zwey Jagd-Zeug-Knechte.

Der dritte Pürſch-Karren, mit einem Jäger-Hunde und einem Leithunde.

Zwey Jagd-Zeug-Knechte.

Der vierte Pürſch-Karren mit einem darauſſitzenden Jäger-Jungen und einem Leit-Hunde.

Zwey Jagd-Zeug-Knechte.

Der Wende-Wagen mit Haſen und Füchſen behangen, darinn etliche Hunde.

Ein Leſchwitzer mit zwey Haſen-Netzen.

Ein Zimmermann mit einer Bind-Axt.

Summa der Perſonen 265, der Pferde 139.

Ein ähnlicher Aufzug wurde 1678 zu Dresden gehalten und dabei 8 Bären mitgeführt.

Der Wolf.

Ho ho ho, mein lieber Waidmann rund:
Wie unterſcheideſt du den Wolf vor dem Hund?
Ho ho ho, mein lieber Waidmann:
Des Wolfs Fährt iſt vorn gezwungen, länglich und ſchmal,
Des Hundes aber breiter, die Klauen auseinander überall;
So ſchnürt der Wolf gerade und fein,
Bei'm Hunde aber wird's ſelten ſeyn.

Ein Engländer gibt vom Wolf (Canis lupus) folgendes Charakterbild:[1]

„Derb, dürr und boshaft, ganz Nerv, Knochen und Muskel, hat er keine Unze überflüſſiges Fleiſch an ſeinem Körper, ſeine ganze Geſtalt iſt der Inbegriff der Niederträchtigkeit; Wildheit zieht ſeine Lippe in Falten und droht von ſeiner Klaue, Bosheit lauert in ſeinem ruheloſen Auge und Argwohn in ſeinem geſpitzten Ohre."

Und ſolche Beſtien haben in den vergangenen Jahrhunderten ſchaarenweiſe in Deutſchland gehaust, vorzüglich aber zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, als wäre an deſſen Morden und Sengen und Brennen des Schreckens und Elends noch nicht genug geweſen.

In Bayern trieben ſie wie anderwärts ihr Unweſen und eine Menge von Verordnungen jener Zeit betreffen ihre Vertilgung. Ueberall wurden Jagden auf ſie angeſtellt und große Aufgebote

[1] Behlens Forſt- und Jagdzeitung. 1834.

gemacht, denen sich niemand entziehen durfte. Besonders in der Oberpfalz, Ober- und Mittelfranken war es arg mit diesen Räubern. Man darf nur die Angaben im ehemaligen oberpfälzischen Forstamt Roetz, welche Jäckel mittheilt,[1] überblicken, um eine Vorstellung zu erhalten, wie es auch in der Nachbarschaft ausgesehen habe.

1643 wurden 16 alte Wölfe von Tarfeldern, Tannstein, Reichenbach, Waldmünchen, Pullenried ꝛc. geliefert.

1644 wurden 10 Wölfe geliefert, von Waldmünchen, Murach, Stammsried ꝛc.

1645 wurden 19 Wölfe geliefert, 15 alte und 4 junge von Penting, Wetterfeld, Neubäu ꝛc.

Von 1646—51 in 6 Jahren wurden 55 Wölfe geschossen und gefangen, und als wäre ihre Zahl mit der Verfolgung nur gewachsen, kommen auf die 9 Jahre von 1660—1668 nicht weniger als 160 Wölfe. In diesem einzigen Forstdistrikt sind in 97 Jahren von 1631—1728 gegen 890 Wölfe erlegt worden. Nicht viel besser war es in Franken. Der Markgraf Albrecht V. (1639—67) that was möglich war zur Vertilgung dieser Würger, die öfters rudelweis in die Ortschaften eindrangen, bei Tag wie bei Nacht, und Menschen und Vieh zerrißen und fortschleppten. Es wurden Wolfsgruben[2] angelegt, Fallen gerichtet und Luderplätze, für welche man eine Menge alter Pferde kaufen und stechen ließ. Die Jäger hatten Tag und Nacht Arbeit und waren streng in Dienst gehalten. Das Jägerrecht war um 1650 für einen Wolf anderthalb Thaler und

[1] Correspondenzblatt des zoolog. mineral. Vereins in Regensburg. 1855.

[2] Diese Gruben waren 10—12 Fuß tief und weit, mit Stangen und Aesten ꝛc. bedeckt und in der Mitte ein Lamm oder dergleichen auf einer Stange auf ein kleines Rad gebunden; manche Gruben hatten einen beweglichen um eine Achse sich drehenden Deckel und waren mit einem geflochtenen Zaun umgeben, der nur einen Eingang hatte. Jenseits desselben war eine Gans oder anderer Köder und mußte der Wolf, um dahin zu gelangen, über den Deckel, der sich dann drehte, so daß der Wolf in die Grube fiel.

der Balg, dagegen wurde denen, welche in der vorgeſchriebenen Zeit nicht die beſtimmte Zahl von Wölfen lieferten, für ein fehlendes Stück 1½ Thaler an der Beſoldung abgezogen. Unter dem zahlreich vorhandenen Wild machten die Wölfe natürlich auch großen Schaden und wurde um 1660 das Fanggeld für einen alten Wolf in der herrſchaftlichen Wildfuhr auf 18 fl., außer derſelben auf 9 fl. feſtgeſetzt.[1]

Aber auch früher war manchmal große Noth mit den Wölfen. So haben ſie in dem harten Winter 1271 gräulich in Franken gehaust und in wenig Tagen um Würzburg bei 30 Menſchen zerriſſen. Große Jagden wurden unter Markgraf Georg Friedrich (1557—1603) gehalten, zu Berneck, Bayreuth, Kulmbach, Biſchofsgrün ꝛc. und 1592 wurden ſie vom 5. Februar bis zum 11. April fortgeſetzt, 1602 von Martini bis 18. März 1603, alſo vier Monate hindurch.

In anderen Kreiſen von Bayern gab es ebenfalls zahlreiche Wölfe. Im Gjaidregiſter des Herzogs Wilhelm IV. von 1545 werden von Miteriels, Geiſenfeld, Landshut, Ortenberg, München, Landsberg ꝛc. 38 gelieferte Wölfe angeführt.

1618 wurden von München Jäger mit Zeug zu großen Wolfsjagden nach Tonauſtauf geſchickt, ebenſo nach Treſtberg. Aehnliche Jagden wurden zu Hechenkirchen und Forſtenried gehalten. Es liegen von 1643—73 mehrere kurfürſtliche Befehle vor, daß die Freiherrl. Ruep.-Herrſchaft Falkenſtein (bei Brannenburg) Jäger und Schützen, Leut' und Fuhren, zu den Wolfsjagden nach Hechenkirchen ſchicken ſoll. Es wurde remonſtrirt, daß man im eigenen Beſitz auf die Wölfe genug zu jagen habe. „Wir, im Gebirg, heißt

[1] Unter dem Markgrafen Johann Friedrich war 1679 das Schußgeld nur 1 fl. 12 kr. und für den Balg, der eingeliefert werden mußte, 36 kr. Entſchädigung. Man kann ſich denken, daß es viele Wölfe gegeben habe, denn jeder Wildmeiſter und Streifer mußte jährlich 2 Stück liefern.

es, haben nicht nur auf Wölfe, ſondern auch auf Bären und Luchſe zu jagen und haben keine Hülfe vom Flachland herein ꝛc.“

Daß ſie auch in andern Gegenden des oberbayriſchen Gebirges, um Hohenſchwangau, Werdenfels, Tegernſee ꝛc. vorkamen, geht aus mehreren Angaben hervor, und noch jetzt trifft man dort vielfach die ſogenannten Wolfsgruben. Um 1665 wurden von Zeit zu Zeit Wolfsjagden angeſtellt und wenn das Vieh auf die Almen getrieben wurde, ein eigenes Gebet der Wolfsſegen[1] drüber geſprochen (Zeyß). In Tegernſee und vielleicht auch in Berchtesgaden ſcheinen aber die Wölfe doch nicht gar zu häufig geweſen zu ſeyn; in den Rechnungen von Tegernſee iſt wenigſtens von 1568—80 kein Wolf genannt, die vom 17. Jahrhundert fehlen freilich, aber auch in dem Verzeichniß des Jägerrechtes von 1606 kommt der Wolf nicht vor, dagegen in dem von 1752, wo es zu 2 fl. angeſetzt iſt. Das Gedicht von St. Bartholomä erwähnt auch keines Wolfs.

1667 ſind nach München eingeliefert worden 86 Wölfe und 6 Luchſe. (Hiefür war das Schußgeld 554 fl.)

Dieſe gräuliche Plage dauerte bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, wo unter andern noch die Zahl der Wölfe im Würzburgiſchen zu 80 Stück angeſchlagen wurde.

In Sachſen fehlte es um jene Zeiten auch nicht an Wölfen. Vom Churfürſt Johann Georg I. iſt angegeben, daß er von 1611 bis 1655 (in 44 Jahren) 815 Wölfe erlegt habe und von Georg II.

[1] Ein Wolfsſegen aus einer Handſchrift des 15. Jahrhunderts lautet: ich treib heut aus in unſer lieben frauen haus, in Abrahams garten, der lieber herr ſant Martein, der ſei heut meines (Viehes) pflegen und warten, und der lieber herr ſant Wolfgang, der lieber herr ſant Peter, der hat den himeliſchen ſtuſſel, die verſperrent dem wolf und der wobin im druſſel, daß ſie weder plut laſſen noch bein ſchroten. Des helf mir der man, der chain übel nie hat getan (d. i. Chriſtus) und die heiligen V wunden behüten mein vieh vor allen holzhunden.“ Grimm deutſche Mythologie S. 1189. Wobin iſt hier die Wölfin, in Bayern wie beim Fuchs Fobin genannt.

sind von 1656—1680 (mit seiner Begleitung) an erlegten Wölfen 2195 Stück verzeichnet (der stärkste zu 130 Pfd.)

Um die damaligen Zustände ganz würdigen zu können, muß man in Erwägung bringen, daß die Wölfe sehr unstett sind und weit wechseln; wenn man daher glaubte eine Gegend gereiniget zu haben, so waren plötzlich wieder Schaaren von Wölfen da, als wüchsen sie aus dem Boden. Eine Wölfin setzt oder wölft 3—9 Junge und trotz aller Verfolgung weiß man aus neuerer Zeit 1815, daß ein Wolf in der Gegend von Schliersee, Tegernsee ꝛc. sich neun Jahre herumgetrieben hat, bis er erlegt wurde. Er hat nach amtlichen Erhebungen in dieser Zeit gegen 1000 Schafe gerissen und viel Wildpret, so daß der Schaden auf 8—10,000 fl. veranschlagt wurde.

Ein Wolf frißt ein ganzes Schaf auf eine Mahlzeit, auch zwei, wenn er hungrig ist, außerdem frißt er von einem Stück nur die Weichen, das Netz oder dergl. und macht wieder auf ein anderes Jagd. In Tegernsee riß einer oder der Roßsteinwand 4 Stück Wild, alt und jung in einer Nacht und fraß nur die Weichen. Bei Fischhausen am Schliersee riß ein Wolf Nachts zwischen 10 und 11 Uhr vier Schafe und des anden Morgens früh 6 Uhr ward er am Isarfall gesehen. Man sieht daraus, wie weit ein Wolf in einem Zuge wechselt, denn in gerader Linie ohne Berg beträgt die Entfernung 8 Stunden. Man wußte gewiß, daß nur ein Wolf damals in der Gegend war.

Die Wolfsjagden haben daher die Jäger oft zur Verzweiflung gebracht und hat mancher geglaubt, es gehe nicht mit natürlichen Dingen zu. So berichtete 1677 der Oberforstmeister von Leubelfing zu Amberg, welcher auf einen Wolf, der um Schönsee einige Kinder angefallen und zum Theil zerrissen, vergebens mit seinen Förstern Jagd machte, daß dieses „khain Natürlicher, sondern ein gezauberter Wolff" sey und erhielt, nachdem das Thier zu Treswitz

wieder einen Hütbuben getödtet, von der Regierung neuen Befehl zum Streifen, mit der Aeußerung „dabei auch die Hüt- und andere Leuth, so ufm Feld zu schaffen haben, sich mit Geistlichen mitlu versehen zu lassen."

Die abergläubische Furcht vor dem Wolf war von Alters her so groß, daß man sich scheute seinen Namen auszusprechen, woher das noch gangbare Sprüchwort: „Wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt." Man sagte „das Unthier" oder dergl. und bei den Schäfern in Hessen hieß er im 15. Jahrhundert „Wul, Holtzin, Hennicke, auch Graubein, Goldzahn ꝛc.[1] Nach der altdeutschen Sage konnte man sich auch durch Zauberei mittelst eines sog. Wolfsbends, Wolfsgürtels oder Wolfsrings in einen Wolf verwandeln; ein solcher hieß Werwolf[2] und dauerte der Zauber neun Tage, dann kehrte die menschliche Gestalt wieder zurück. Dieselbe Sage bestand schon bei den alten Griechen. Pausanias[3] berichtet als solche, daß ein Faustkämpfer, Namens Damarches, bei dem Opfer des Zeus Likäos in die Gestalt eines Wolfes (λύκος) verwandelt und zehn Jahre nachher wieder ein Mensch geworden sey. Bei ähnlichem Opfer sey ein Sohn des Pelasgos, Lykäon (der ein Menschenkind geopfert habe) zum Wolf geworden, es aber nicht sein ganzes Leben hindurch geblieben. Wenn sich ein solcher des Menschenfleisches enthalte, werde er nach zehn Jahren wieder ein Mensch, außerdem bleibe er ein Wolf.

Die Betheiligung gleichen Aberglaubens zeigt auch folgende Geschichte.[4]

1685 trieb ein Wolf in der Gegend von Ansbach sein Unwesen,

[1] S. Landau S. 214 und Wolfs deutsche Götterlehre S. 93.

[2] Werwolf = Mannwolf, goth. ver = Mann. J. Hannsb. Zeitschrift für Mythologie ꝛc. von Wolf und Mannhardt. Bd. IV.

[3] Beschreibung von Hellas. Bd. VI. 8. 2 und VIII. 2. 3.

[4] Jäckel a. a. O. Schöppners Sagen.

verwundete mehrere Leute und zerriß und fraß in der Zeit eines Vierteljahres drei oder vier Kinder, so daß Alles in Angst und Schrecken gerieth. Im Volk verbreitete sich nun bald die Sage, dieser Wolf sey der kurz vorher gestorbene Bürgermeister von Ansbach, Michael Leicht, von dem es auch hieß, er habe von seinem Dachfenster aus seinem eigenen Leichenbegängniß zugeschaut; nun sey er in einen Wolf verwandelt worden und ziehe als ein solcher herum.

Nach längerem Verfolgen wurde der Zauberwolf erschlagen und ist darüber folgende Relation aufgezeichnet:

„Als dieser schädliche Wolf Samstags den 10. Oktober in den Weiler Neuses bei Windsbach sich begeben, um allderten abermals seine grausamen Mordthaten auszuüben und an zwei Bauernknäblein sich zu rächen suchte, auf welche er hinter den Holzstößen lauerte, die Knäblein aber ihm, Wolfen, zu klug gewesen und sich in ihre Häuser retirirten; ist es von den Aeltern laut und in dem Weiler auflauernd geworden.

Endlich aber, als Gott diesem wüthig und grimmigen Thier zu fernerem Unheil nicht länger mehr zusehen wollte, fügte sich's zum Glück an, recht wunderbar, durch die Dazwischenkunft eines Hahns, daß er denselben verfolgte und über einen alten mit Reisig bedeckten Brunnen vor ihm daherflatternd hinjagte, dabei aber selbst in den Brunnen hineinfiel, und von der eilend zusammenlaufenden Gemeinde mit Stangen, Prügeln und Steinen umgebracht wurde. Nachdem man nun das Luder also gefällt, nacher Ansbach der hochfürstlich gnädigsten Herrschaft zu schauen gebracht hatte, wurde derselbe an dem auf dem sogenannten Nürnberger Berge vor Onolzbach aufgerichteten Schnellgalgen in einer Kleidung von gewichster Leinwand, an Farbe fleischfarb rothlich, in einer kastanienbraunen Perücke und mit einem langen weißgraulichten Barte aufgehängt. Das Wolfsgesicht selbst aber an und für sich ist mit einem Schönbart

oder gemalten Menschengesicht seiner etlichermaſſen bei Lebzeiten gemachten Physiognomie nach verdeckt und die Wolfsschnauze bis an die Augen abgebauen werden." Hierüber wurden damals folgende Reime gemacht, welche auch über das verzauberte Individuum Aufschluß geben.

„Ich Wolf, ein grimmig Thier und Fresser vieler Kinder,
Die ich weit mehr geacht', als fette Schaf' und Rinder,
Ein Hahn, der bracht' mich um, ein Brunnen war mein Tod;
Nun häng' am Galgen ich, zu aller Leute Spott.
Als Geist und Wolf zugleich thät ich die Menschen plagen,
Wie recht geschiehet mir, daß jetzt die Leute sagen:
Ha! du verfluchter Geist bist in den Wolf gefahren,
Hängst nun am Galgen hier geziert mit Menschenhaaren.
Dieß ist der rechte Lohn und wohlverdiente Gab',
So du verdienet hast, der Galgen ist dein Grab.
Hab' dieses Trankgeld dir, weil du fraßt Menschenkinder,
Wie ein wuthgrimmig Thier und rechter Menschenschinder ꝛc.

Es werden dem in den Wolf Gefahrenen weiter Geiz, Wucher, Eigennutz und Untreue in Amtssachen vorgeworfen. Die Ansbacher erhielten wegen dieser Exekution den Spottnamen „Wolfsbenker." Das Hängen der Wölfe an den Galgen kam öfters vor und schon 1333 ist bei Marburg ein „Wolvisgalgin" erwähnt. (Landau.)

Nur mit fortgesetzter Anstrengung konnte dieses Raubwild endlich so weit vertilgt werden, daß es seit den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur vereinzelt von Zeit zu Zeit in unsern Wäldern erscheint.[1] Im gegenwärtigen Jahrhundert wurden geschossen:

in Oberbayern: 5 Wölfe, zu Oberammergau, Schliersee, Reit im Winkel je einer, zu Tegernsee 2, der letzte daselbst 1837;

[1] 1815 wurde das Schußgeld für einen Wolf auf 75 fl. erhöht.

in Niederbayern: 2 Wölfe, einer zu Zwisel und einer 1846 zu Falkenstein im bayerischen Wald;

in der Oberpfalz: 3 Wölfe, zu Vohenstrauß, Waldsaßen und 1852 bei Langenbruck;

in Oberfranken: 3 Wölfe, einer bei Erlangen und 2 am Fichtelgebirg, der letzte 1811;

in Mittelfranken keiner, in Unterfranken 2: einer zu Arnstein, ein dritter 1819 angeschossen. Den letzten dieser Wölfe erlegte ein Forstgehülfe, der seltsamerweise den Namen Lamm führte;

in Schwaben und Neuburg einer zwischen Offingen und Landstroß 1821;

in der Rheinpfalz: 4 Wölfe, 1846 im Zweibrück'schen und 3 im Jahre 1848.

Außer diesen sind mehrere Wölfe in Bayern vorgekommen, die nicht zu Schuß gebracht werden konnten oder zu Verlust angeschossen wurden.

Nach der Pfalz kommen sie zuweilen von Frankreich herüber, wo deren 1797 so viele waren, daß hohe Prämien auf ihre Vertilgung gesetzt wurden. Es sollen dort damals an 7000 Wölfe erlegt worden seyn. Auch im gegenwärtigen Jahrhundert haben sie sich in Frankreich um das Jahr 1816 so vermehrt, daß von Beginn dieses Jahres bis zum 1. Juli 1817 nach amtlichen Berichten nicht weniger als 2416 Wölfe erlegt wurden, besonders im Ardennen-Departement, im Aude-Departement, Landes ꝛc. In Tyrol und Vorarlberg sind von 1833—1835 inclus. 18 Wölfe erlegt worden.

Ein Hegen der Wölfe, um sie zu jagen, hat begreiflicher Weise nirgends stattgefunden, sie waren so zu sagen immer vogelfrei erklärt, wie es schon der Sachsenspiegel 1215 bestimmt. Dagegen suchte man sie oft lebendig zu fangen und hatte dazu die sogenannten Wolfsgärten von Pallisaden umschlossen, wo man sie mit Luder hineinlockte und dann Fallthüren niedergingen. Von da wurden

sie weiter transportirt in die Behälter zu den Kampfjagen oder um in geschlossenen Höfen mit Hunden gehetzt zu werden. Junge Wölfe können wohl gezähmt werden, nehmen aber meistens ihren wilden falschen Charakter an, wenn sie erwachsen sind oder alt werden. Memler erzählt von einem schwarzen Wolf, welchen der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg besaß und welchen er nach dem französischen Freibeuter Melak benannte. Er begleitete den Herzog wie ein Hund. Als er einst bei der Armee über'm Rhein war, mochte ihm der Feldzug, der sich in den späten kalten Herbst verzog, zu lange dauern, und plötzlich erschien er wieder im Schloß zu Ludwigsburg, ohne daß man weiß, wie er über den Rhein gekommen war. Ebenso entfernte er sich von der Kaiserkrönung 1711 zu Frankfurt. Obwohl dem Herzog sehr zugethan, war er gegen andere falsch und riß einmal dem Oberstlieutenant v. Forstner ohne alle Veranlassung ein Stück aus dem Backen.[1]

Die Jagden wurden im 16. und 17. Jahrhundert meistens mit Garnen angestellt, in welche die eingekreisten Wölfe durch Treiber und Hunde unter großem Geschrei und Lärmen von Trommeln gesprengt und von den dabei aufgestellten Leuten mit Prügeln erschlagen oder wenn man sie lebend haben wollte, mit starken eisernen Zangen zu beiden Seiten am Hals gefaßt und aus den Netzen gezogen wurden. Dann brachte man sie in Kasten und führte sie weiter. Es kamen damals Wölfe von 80 und 90 Pfund schwer vor, einzelne sogar über 100 Pfund schwer.

Die Kosten einer solchen Jagd waren oft bedeutend. So betrugen die Ausgaben für eine Wolfsjagd, welche 1691 in dem

[1] Die Sage erzählt viel von der Zähmung wilder Thiere durch heilige Männer und Frauen, und P. Abraham a St. Clara macht davon folgende Zusammenstellung: der heil. Sabba hat die Löwen zahm gemacht, der heil. Corbinian die Bären (ein Bär trug sein Reisegepäck nach Freysing — Freysingerwappen), der heil. Meinungernus zähmte die Wölfe, die heil. Brigitta die Füchse, der heil. Tintanus die Hirsche, der heil. Baudelinus die Wildenten.

genannten Bezirk Metz 19 Tage hindurch gehalten wurde, 269 fl. 20 kr. und für das Luder (Pferde à 1 fl. 15 kr. und gefallene Ochsen à 44 kr.) 10 fl. 43 kr. und 4 fl. 40 kr. Botenlohn. Die am Zeug stehenden Leute, die das Fangen überwachten, erhielten jeder 10 kr. von jedem Wolf, und diejenigen, welche den Wölfen den Fang gaben oder sie todtschlugen, auch von jedem 10 kr. Bei erwähntem Jagen, wo übrigens nur ein einziger Wolf gefangen wurde, verbrauchte man 4 Pfund Pulver zu Schreckschüssen. Die Jagden waren um so beschwerlicher, als sie wegen des Einspürens gewöhnlich nur im Winter mit Vortheil angestellt werden konnten.

Wie bei uns in Bayern, so waren in früheren Jahrhunderten fast durch ganz Deutschland Wölfe verbreitet und bis in's 16. Jahrhundert fehlten sie kaum irgendwo in Europa. Im 11. und 12. und bis zum 15. Jahrhundert hausten sie zahlreich in England, Schottland und Irland, waren jedoch zu Ende des 17. Jahrhunderts fast gänzlich vertilgt. Charakteristisch für die Zeit ist die Angabe, daß Alan Earl of Bretagne, den Mönchen der Abtei Jors in Yorkshire in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts das Privilegium verlieh, in dem Walde von Wenslerdale die Reste alles Wilds für sich zu benützen, welches durch die Wölfe gerissen werden. Es scheint Jägerfamilien gegeben zu haben, welche vorzugsweise die Wolfsjagd trieben; so wird um 1320 ein John le Wolfhunt, Sohn und Erbe des John le Wolfhunt erwähnt, der in den königlichen Forsten von Derbyshire die Wölfe jagen und fangen sollte.[1]

In Frankreich wurde im 16. und 17. Jahrhundert die Wolfsjagd systematischer getrieben, als anderwärts und Karl IX. († 1574), Ludwig XIII. († 1643) und Ludwig XIV. († 1715) liebten diese Jagd. Die durpfälzische Prinzessin Elisabeth Charlotte erwähnt als

[1] Visits to Fields of Battle in England by R. Brooke. 1857. p. 294.

Herzogin von Orleans in ihren Briefen mehrmals der Wolfsjagden, die ſie mitgemacht. In einem derſelben (Verſailles den 3. April 1699) ſagt ſie: „Ein wolff iſt viel weniger alß ein hirſch zu fürchten, den wen ſie geſagt attaquiren ſie die menſchen Nie.“ Ein andermal (Verſaille den 8. mertz 1701) heißt es: „Montag fuhr Ich mitt monsieur le dauphin auff die wolffs jagt funden aber nichts ob wir zwar lang ſuchten, Dienſtag renten wir den hirſch zu St germain — — Donnerstag wieder auff die wolffjagd, die wehrte 4 gantzer ſtunden.“ 1709 ſchreibt ſie von Marly den 9. Februar: „Die wolff hauſen auch abſcheulich hir, den courier von allançon haben ſie Sambt ſeinem pferdt gefreßen undt vor der ſtatt du mon haben 2 wolff Einen Kauffmann attaquirt Einer ſprang Im auff die Brun undt fing ſchon ahn ſein justau corps zu zerreißen Er ſchrie zwei dragoner ſo Vor der ſtatt ſpatzirten Kammen dem Kauffmann zu hülff Einer zog den Degen undt ſtieß den wolff damitt durch und durch der wolff leſt den Kauffmann undt ſpringt den dragoner ahm halß der Cammerraht Konte nicht geſchwindt genug dazu Komen Er bracht den wolff zwar umb allein daß grauſame thier hatt den dragoner ſchon Erwürgt, der zweyte wolff Kam von binden wurff den dragoner zu beden undt biß Im die gurgel ab Ehe Man Ihm auß der ſtatt zu hülff Konnte Komen wie die hülff kam fandt Man Einen wolff undt die zwey dragoner todt der zweyte wolff aber hatte ſich auß dem ſtaub gemacht.“

Unter Ludwig XV. vermehrten ſich die Wölfe im Jahre 1764 auf eine furchtbare Weiſe und war damals eine ſolche Beſtie durch ihre Anfälle auf die Menſchen, deren ſie nicht weniger als 83 zerriſſen und gefreſſen haben ſoll, der allgemeine Schrecken des Landes. Man nannte das Thier la bête du Gévaudan[1] und erſt mit einem allgemeinen Aufgebot der Jäger unter Anführung von Antoine de Beauterne gelang es, daſſelbe zu erlegen. Man hat öfters die Bemerkung gemacht, daß manche Wölfe eine beſondere Gier nach

Menſchenfleiſch zeigten und die Hirten aufſuchten, wenn ihnen auch die Heerden zu Gebote ſtanden. So geſchah es um 1437, wo die Wölfe in der letzten Woche des Septembers zwiſchen dem Montmartre und Porte Saint-Antoine vierzehn Menſchen zerriſſen und auffraſen.

Johann von Clamorgan, der zur Zeit Carls IX. über die Wolfsjagd geſchrieben, gibt Anleitung, wie der Wolf mit dem Leithund zu beſtätigen, wie er zu ludern und wie er parforce zu jagen ſey. „Ich habe, ſagt er, mein tag viel par force gefangen, vnd mit etlichen auff die acht ſtund ſehr kriegt vnd zu thun gehabt.“ Die Wölfe wurden auch in der Art gejagt, wie Clamorgan beſchreibt, daß Jäger mit Hunden in Schirmen verborgen ſich auf die Wechſel verlegten und andere das Treiben und Jagen beſorgten. Sowie dann ein Wolf an den Vorlagen erſchien, hetzte der Jäger ſeine Hunde und fingen ihn dieſe. Bei dem entſtehenden Kampf war die Aufgabe des Jägers, dem Wolf „ein guten langen Stecken in's gebiſſz zu ſtoſſen.“ Dieſer Autor erwähnt ſchon, daß die Pariſerinnen Wolfszähne in Silber oder Gold gefaßt von zahnenden Kindern in den Mund nehmen laſſen, um das Hervorbrechen der Zähne zu erleichtern, ein Brauch, der ſich auch bei uns bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts erhalten hat. Von des Wolfs Natur führt er an, daß ſie den Schafen ganz und gar zuwider, „darumb geſagt wird, wann ein ſeyten (Saite) von einem Wolfsdarm, und eine andere von einem Schafsdarm gemacht, vnd zuſammen auff ein Lauten oder ſonſt Inſtrument gezogen werden, ſie allzeit vngleich vnd einander zuwider lauten, vnd die Schafſeite viel eher, dann die ander zu trümmern gehet.“

Um der Wölfe Herr zu werden beſtand in Frankreich das Inſtitut der Louveterie[1] mit einem Grand Louvetier (Oberſt-

[1] La Chasse a Courre en France par J. La Vallée. p. 375.

wolfsjägermeister) an der Spitze, welcher Großofficier der Krone war. Man kennt die Namen dieser Würdeträger von 1479 bis 1789, wo ein Graf d'Haussonville das Amt bekleidete. In der Revolution hörte das Institut der Louveterie auf, die Wölfe mehrten sich aber wie schon oben gesagt so, daß allgemeine Jagden angeordnet werden mußten. Unter Napoleon I. wurden freiwillige Wolfsjäger gesucht und diese erhielten den Titel Lieutenants de louveterie. Sie mußten einen Piqueur, zwei Hundknechte und eine Meute von 10 Hunden und 4 Leithunde halten und durften zur Uebung des Monats zweimal in den Staatswaldungen jagen. 1830 wurde letztere Erlaubniß aufgehoben, die Wolfsjäger trieben aber dessenohngeachtet aus Neigung ihr Jagen fort und erlegten in den Jagden von 1835 und 1836 nicht weniger als 641 Wölfe. Die Jagdlust bestimmt sie öfters auch zu einer gewissen Hege und eine Wölfin lassen sie gern laufen. Meistens wird ein Bogen umstellt und der Wolf geschossen.

Der Luchs.

Ich hörte einmal einen Jäger ſagen, es wäre nicht luſtig, wenn's keine „Wilderer" mehr gebe. Es iſt etwas daran; muß es aber ſolche geben, ſo ſcheint mir doch, daß die Arbeit um einen Luchs, Bären oder Wolf, die gewiß unter die ärgſten Wilderer gehören, luſtiger wäre, als um einen andern dieſes Gelichters. Und in der That haben ſich die Jäger auch immer freudig mit dergleichen Würgern gerlagt und namentlich mit dem Luchs, dieſem nahen Verwandten des Leopards und Panthers. Der Charakter dieſer grimmigen Katzen iſt allgemein ganz derſelbe, ihr Schleichen, ihr Lauern, der tückiſche Angriff mit plötzlichem Sprung aus irgend einem Verſteck und die Blutgier. Gegenüber dem Menſchen iſt aber der Luchs ſcheu, und nur wenn er gefangen, iſt er gefährlich. Diejenigen, welche lebende Luchſe im Schlageiſen[1] getroffen haben, ſind oft Zeugen ihrer Wildheit geweſen, beſonders wenn das Eiſen nur eine Vorderbranke gefaßt hatte. Kam der Jäger dazu, ſo zog der Luchs rückwärts kriechend das Eiſen, welches immer mit einer Kette an einer ſtarken Baum- oder Laatſchenwurzel befeſtigt iſt, mit ſich, ſo weit er konnte, und richtete ſeine wüthenden Blicke, dabei furchtbar grinſend, auf den Herannahenden. Glaubte er dann den Feind erhaſchen zu können, ſo verſuchte er es, wenn er deſſen noch fähig, mit einem ſo gewaltigen Satz, daß es gräulich zu ſchauen

[1] Dieſe Eiſen, aus zwei gezähnten zuſammenſchlagenden Bogen beſtehend, wurden in Tegernſee durch Reiben mit Laatſchen verwittert.

war. Meistens hatten sie sich die Krallen an den freien Pranken von der gewaltigen Anstrengung, sich zu befreien, ausgerissen und die Fänge (Zähne) gebrochen. Und dennoch hat der Jäger G. Mair vom Oberwinkel einige gefangene Luchse lebend aus dem Eisen gelöst und geknebelt im Rucksack nach Tegernsee getragen. Er führte es in der Art aus, daß er eine gefällte junge Tannenstange über dem Luchs unter die Baumwurzel steckte, die das Eisen hielt, den Luchs dann damit auf den Boden niederdrückte, und indem er sich auf die Stange legte, gegen ihn hinrutschte. Dann fing er die Pranken mit Strickschlingen und befestigte ihm einen Knebel in den Rachen. Ein so geknebelter Luchs wurde einmal bis München getragen, wo ihn König Maximilian I. besah. Unterwegs war er mit Kalbsblut gespeist worden. Diesen Luchs erschoß dann der damalige Hofmarschall Marquis v. Montgelas in einem Gewölb der Hofküche. Der Luchs liefert einen sehr guten Braten, feiner als Rehwild, und beim Congreß zu Wien 1814 kamen öfters Luchsbraten auf die Fürstentafel. Schon 1578 galt der Luchs in Hessen als eine Delikatesse. Graf Georg Ernst von Henneberg schickte damals 2 „Lurinen" nach Kassel „als thun wir E. L. — schreibt er an Landgraf Wilhelm — dieselbigen wohlverwahrt und in dem Verhoffen, daß sie E. L. nach Gelegenheit dieser noch währenden Winterszeit frisch zugebracht werden können, überschicken, freundlich bittend, E. L. wolle solches für lieb und gut annehmen, und derselben neben Ihrer Gemahlin und junger Herrschaft in Fröhlichkeit und guter Gesundheit genießen und ihr wohl schmecken lassen." (Landau.)

1819 wurde nach Ettal Auftrag gegeben, einen Luchs zu fangen, da dessen Wildpret dem König als ein Mittel gegen den Schwindel dienen sollte.

Manchmal geschah es, daß ein nur leicht gefangener Luchs sich losriß oder losbiß, und der genannte Jäger Mair hat einen

ſolchen geſchoſſen, deſſen Spur auf dem Schnee vom Eiſen weg zeigte, daß er nur drei Pfunde gebrauchen konnte. Er ließ den Hund auf die Fährte und bald fing dieſer zu jagen an. Die Jagd ging bergab, als plötzlich der lauſchende Jäger ziemlich nahe den Schnee von den Laatſchen und Tannenbüſchen fallen ſah und dann der Luchs aus dieſen hervorkam. Der Hund hatte ein Stück Wild angetroffen und dieſes gejagt, der Lärm hatte aber auch den Luchs aus ſeinem Verſteck aufgeriegelt. Wenn man nicht ohne Regungen des Neides die ſilbergefaßten Luchskrallen „Luchskräul“ [1] ſieht, welche die Gebirgsjäger tragen, ſo würde doch manchem die Jagdluſt bald gekühlt ſeyn, müßte er im Winter, wo die beſte Fangzeit, viele Stunden weit mit Schneeeiſen in die Berge ſteigen, um nach den Eiſen zu ſehen, und müßte er ſich einer ſo erſchöpfenden Anſtrengung vielmals unterziehen, ohne den rothflekigen Balg zu erblicken, denn ein paarmal umſonſt gehen, ließe ſich freilich jeder gefallen.

Man hat oft behauptet, daß die Luchſe auch in Geſellſchaft jagen oder kleine Treibjagen halten, wobei einer gleichſam auf dem Wechſel anſteht. Forſtrath von Schenk hat einen Fall am Sulzerſteingehäng durch Abſpuren auf dem Schnee beobachtet, der deutlich ſchließen ließ, daß dem ſo ſei. Es hatten drei Luchſe ein Reh geriſſen und man konnte ſehen, daß einer auf dem Wechſel gelauert, die andern im Bogen gegen dieſen gejagt hatten.

Daß mehrere Luchſe in der Art zum Jagen ausziehen, daß einer in die Fährte des andern tritt, bis ſie Wind von einem Wild haben, daß ſie ſich dann trennen und in Bogen wieder auf einem

[1] Dieſe „Luchskräul“ gelten als ein Mittel gegen das Beſchreien oder Vermeinen (Verzaubern oder durch irgend eine Rede, auch durch Leben einem ein Uebel anzaubern). Man kratzelt auch damit die ſog. Zitterachen (trockene Hautflechte), daß ſie ſchneller heilen, und gebraucht ſie bei Pferden, denen ſich ein Fell über das Auge gebildet, zum „reiſſen.“ Sie galten auch als ein Mittel gegen den Krampf ꝛc.

Punkt vereinigen, daß ferner immer nur einer von dem gerissenen Stück frißt und die andern warten, bis er satt ist und so der Reihe nach, wie Dr. Groß (zehnter Bericht des naturhist. Vereins in Augsburg) berichtet, wird von Tegernseer Jägern widersprochen. Daß der Luchs aufbaume und durch Herabspringen fange, ist in Tegernsee auch nie beobachtet worden, sondern nur, daß er auf einem Stock oder Stein an einem Wechsel sitzend lauere oder birsche. Ereilt er sein Stück nicht in 4 bis 5 Sprüngen, so verfolgt er es nicht weiter und unterscheidet sich dadurch wesentlich vom Wolf. In Tegernsee waren die Wechsel der Luchse immer auf den Schneiden der Berge.

Im bayrischen Wald ist das Aufbaumen der Luchse öfters vorgekommen. Pfarrer Zäckl giebt darüber Mittheilungen, die keinen Zweifel lassen. G. Forster zu Zwisler-Waldhaus machte mit einigen Schützen zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts Jagd auf einen Luchs, den sie bis zur Seewand am großen Arbersee verfolgten. „Hier fanden wir," sagt ein Augenzeuge, „den Luchs auf einer Fichte, gegen zwei Zäglöcher hoch auf einem starken Aste liegend, jeden Gang der Schützen mit dem Kopfe verfolgend. Auf den Schuß des Försters (Forster), welcher traf, aber nicht tödtete, kam der Luchs, sich von Ast zu Ast herablassend, auf den Boden hernieder, wo er noch die drei Jagdhunde, welche die Schützen bei sich hatten, fassen wollte, aber sogleich von den umstehenden Jägern mit den Gewehrkolben und Schneereisen völlig erstoßen wurde." Ebenso erzählt der ehemalige königl. Revierförster Fr. Meisinger zu Finsterau: „Im Jahre 1802 ging ich in den Walddistrikt Langruck auf eine Marderjagd, spürte aber drei Luchse. Ich ließ sogleich meinen Jagdhund drauf, der nicht lange jagte, indem einer der Luchse aufbäumte. Ich eilte dem Standlaut zu und schoß fünfmal auf das Thier hinauf, welches angeschossen immer höher und höher bis zu dem Gipfel des Baumes stieg, wo sich der schwer Verwundete

unbeweglich gedruckt hatte. Weil mir die Schrote ausgegangen waren, begab ich mich um Hilfe nach Schenereck zu dem Holzhauer Hopfinger und seinen Söhnen, welche mir den Baum fällten und den Luchs, der nicht mehr weiter konnte, mit der Hacke erschlugen." Der Luchs wog gegen 50 Pfund. Derselbe erzählt: „In den Jahren 1803 und 1804 erlegte ich weitere 3 Luchse. Bei einem Revierbegang kam ich in dem Distrikte Steinfleckberg auf eine Luchsspur, ließ sogleich meinen Hund drauf und schoß den Luchs, der nach kurzem Jagen aufgebaumt hatte, auf Einen Schuß herunter. Er wog 55 Pfund." Einen andern von 60 Pfund schoß er auf einem Wechsel beim Jagen seiner Hunde, und wieder einen von einem Baum, wo ihn die Hunde verbellten.

In den früheren Zeiten wurden die Luchse fast überall in Bayern angetroffen,[1] doch die meisten im oberbayrischen Gebirg, im Fichtelgebirg und am Böhmerwald hin. Das Vorkommen war aber zeitweise sehr verschieden. Es kommt z. B. in den Rechnungen des Klosters Tegernsee von 1568—1580,[2] also in 13 Jahren kein Luchs vor, zweihundert Jahre später aber finden sich in derselben Zahl von Jahren 39 Luchse verzeichnet, und von 1734—1786, wobei die Rechnungen von 8 Jahren fehlen, also in 44 Jahren wurden 109 Luchse erlegt und gefangen. Man sieht auch aus den Rechnungen, die leider für das 17. Jahrhundert fehlen, daß die Zahl der Luchse im vorigen Jahrhundert wachsend angenommen hat, denn zu Anfang desselben kommen verhältnismäßig weniger vor als später. Aus den weiteren Wildverzeichnissen geht das

[1] In Sachsen kamen im 17. Jahrhundert Luchse vor. In den Jagdlisten der Churfürsten Johann Georg I. und Johann Georg II. sind in 69 Jahren 408 Luchse verzeichnet. In Württemberg wurde der letzte 1770 erlegt.

[2] Im 1591 schickte der Herzog Wilhelm V. eine „Lux" an den Landgraf Wilhelm von Hessen und wollte auch einen Luchs folgen lassen, wenn es der Landgraf wünsche, doch danke dieser, denn das würden in seinem Thiergarten doch böse Gäste sein. Lankau

seltsame Resultat hervor, daß der Rehstand unter der Luchsherrschaft zugenommen, das Edelwild aber abgenommen habe, und auch die Gemsen nicht aufkommen konnten, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

	[illegible]	[illegible]	(Zwei Jahresrechnungen fehlen.)
Hirsch	159	83	
Thier	282	56	
Reh	48	575	
Schwein	13		
Gems	16	29	
Bär	2		
Luchs		39	

Es ist dieses Verhaltniß wohl in sehr verschiedenartigen Ursachen begründet, der Rehstand aber scheint durch den Umstand erklärlich, daß die Luchse vorzüglich die Gebirgsschneiden begehen, wo sich die Rehe weniger aufhalten, als an den untern Gehängen. Da oben aber haben sie Gemsen und Wildpret, Schmalthiere und Kälber gerissen oder versprengt. Die meisten Luchse wurden an der Roßsteinwand gefangen, dann auf dem Osterberg, Beissenberg, Schwarlingmoos, Röthenstein, Hirschberg &c.

Das Jägerrecht für einen Luchs war in Tegernsee 1606 höher gestellt als das für einen Bären, es war nämlich 1 fl. 30 kr., während für den Bären nur 40 kr. angesetzt sind. Die Jäger durften mit erlegten Luchsen und Bären, um sie zu zeigen, in der Gegend herumziehen und sich Trinkgelder sammeln. Von den Bären trugen sie gewöhnlich die Köpfe zur Schau herum. 1752 war das Jägerrecht für Luchs, Bär und Wolf gleich und zu 2 fl. bestimmt. 1812 war es 4 fl. und als König Maximilian I. die Gebirgsjagden in besonderen Schutz nahm, wurde das Schußgeld für einen Luchs auf 75 fl. erhöht, welche bedeutende Summe, die oft ausbezahlt werden mußte, 1826 auf 25 fl. reducirt worden ist.

1820—1821 ſind im Ettaler-Gebirg 17 Luchſe geſchoſſen und gefangen worden, in den 30ger Jahren mehrere in Berchtesgaden, vorzüglich im Wimbachthal, dann bei Reichenhall, Ruepolding und Marquartſtein.

1826 wurden in der Riß 5 Luchſe gefangen und bis 1831 in Altlach, Urfeld, Wallerſee und um Benediktbeuern noch 6 Luchſe. In den Rechnungen des Kloſters zu Benediktbeuern findet ſich auch der ſeltene Fall erwähnt, daß der Revierjäger Wolfgang Heiß von Urfeld in der Nähe der Jocheralm 2 Luchſe, einen alten und einen jungen, auf einen Schuß erlegt habe.

1829—1830 wurden im Forſtamt Partenkirch im Revier Garmiſch und bei Greinau 3, in Eſchenloch 5, in der Vorderriß 5 Luchſe gefangen. Sie wurden zum Theil auch auf Treibjagen geſchoſſen.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle Luchſe angeben, die in den Jagdverzeichniſſen vorkommen, ich will nur noch erwähnen, daß ein Hauptwohnplatz derſelben das Allgäu war, und namentlich auf dem Grindten wurden viele gefangen. Zwei Jäger dort, Vater und Sohn, Georg und Kaſpar Agerer, fingen von 1790—1838 in 48 Jahren 30 Luchſe, die meiſten in Tellereiſen, nur 2 oder 3 erlegten ſie auf der Birſche oder auf dem Anſtand; dem noch lebenden Kaſpar Agerer kam 1820 auf den Reherus eine Luchſin mit drei Jungen, ſie bekamen aber Wind, und Agerer verwundete die Alte mit einem Kugelſchuß am Bug. Nach mehrſtündigem Suchen gewahrte er ſie mit dem Fernrohr unter einer einzeln ſtehenden Fichte und ſah die jungen Luchſe miteinander ſcherzen, während die Alte daneben liegend, ihre Wunde leckte. Mit verſichtigem Birſchen kam er ihnen bis auf 30 bis 40 Schritte nahe, als er aber ſchießen wollte, verſagte ſein Steinfeuergewehr, die Luchſe gingen flüchtig bergab, und wurden nicht weiter geſehen oder geſpürt. Es war an der Tyroler-Gränze, über die ſie wahrſcheinlich weiter wechſelten.

Derſelbe Jäger fing 1838 den letzten Luchs im Rottenſchwanger Thal, welcher 49 Pfund wog.

Ein Reiſender, der über das Allgäu berichtet,[1] hat 1840 zu Hindelang noch einen erlegten Luchs zur Schau herumtragen ſehen. Demſelben wurde auch ein Fall erzählt, wo ein Luchs in einen Ziegenſtall zu kommen ſuchte, indem er die Einfaſſungswand untergrub. Als er aber drinn mit dem Kopf hervorkam, gab ihm ein die Gefahr merkender Bock ſo nachdrückliche Stöße, daß er ihn todt hinſtreckte.

Im Winter 1850 hat man noch auf der Zipfelsalpe 2 Luchſe geſpürt, ſie gingen aber in die gelegten Eiſen nicht ein und wechſelten nach einiger Zeit nach Tyrol, wo ſie hergekommen waren, zurück.

Im bayriſchen Wald ſind die Luchſe um 1846 nicht mehr bekannt geweſen, im Fichtelgebirg wurde 1774 der letzte im Steinwald geſchoſſen.

In der Oberpfalz wurde 1817 ein gewaltiger Luchs bei Winklarn geſchoſſen, er wog 65 Pfund. Wie ſie aber dort im 17. Jahrhundert zahlreich genug waren, zeigen die Rechnungen des mehrgenannten ehemaligen Forſtamts Rötz.

Es wurden von 1646—1692, wo von 13 Jahren keine Aufſchreibungen vorhanden, alſo in 33 Jahren 60 Luchſe geſchoſſen und gefangen.

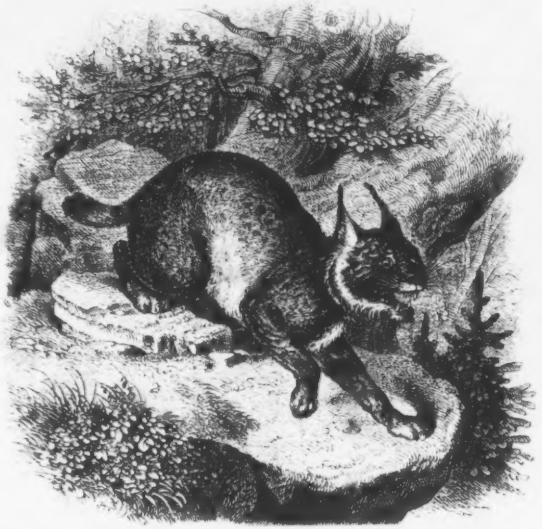
Von einer Zähmung des Luchſes iſt meines Wiſſens unter den Jägern der Neuzeit nichts bekannt. Kaiſer Friedrich II. erwähnt aber, daß außer den Hunden auch Leoparden und Luchſe zur Jagd dienen.

Vom Leopard (Jagdleopard felis jubata) ſind mehrere beſtätigende Angaben vorhanden; ſo jagte zu Anfang des 14. Jahrhunderts Galeazo Visconti mit Leoparden in der Nähe von Mailand

[1] Neue Münchner Zeitung. 1854. 133 Beil.

auf Haſen. Die Jagd begann damit, daß dieſe durch kleine Hunde aufgetrieben und dann durch drei bis vier abgerichtete Leoparden, welche die Jäger hinter ſich auf den Pferden mitführten, gefangen wurden. Ebenſo jagten Karl VIII. und Ludwig XII. von Frankreich (1510). Auch Kaiſer Leopold I. († 1705) jagte mit zahmen Leoparden, die ihm der türkiſche Kaiſer geſchenkt hatte. Sie fingen wie Windhunde Haſen und Rehe. Da ein Leopard ſo abzurichten war, mochte es wohl mit einem Luchs auch manchmal gelungen ſein.

Wenn es, trotz des daraus entſpringenden Nutzens für den Waidmann, doch nicht erfreulich iſt, ein ſo ſchönes Raubthier wie



der Luchs ganz verſchwinden zu ſehen, ſo iſt gewiß beklagenswerth, daß auch die Erinnerungen daran allmählig durch Gleichgiltigkeit und Gewinnſucht verloren gehen. Luchsköpfe waren ſonſt eine Zierde der Jägerhäuſer im Gebirg, und beſteht noch ein ſolches mit 15 Stück zu Hindelang (das Haus des Forſtwarts Kaſpar Agerer) das ſchönſte aber, welches ich geſehen habe, war das vormals am Winn genannte bei Kreut. Auf der von der Zeit gebräunten „Laahn" zeigten unter dem Vorſprung des Daches einige 60 Luchsköpfe ihre gräulichen Geſichter und war daneben ein gewaltiger Bärenkopf befeſtiget. Ich ſah das Haus zum erſtenmale in einer mondhellen Nacht, als ich mit dem dort wohnenden Forſtwart Zollacher von einer Jagd zurückkehrte. Wie war es maleriſch, und welche anziehende Jagdſtimmung erweckte es! Jetzt iſt nichts mehr davon zu ſehen, einige wenige dieſer Köpfe (eigentlich Kopfbälge mit dem Gebiß) ſind von einem Bauer beim Marmorbruch erworben, die übrigen verſchleudert worden. Mit gar vielen andern Dingen geht es ebenſo, und hat der oft geäußerte Spruch wohl ſeine Geltung:

„Beſſer kann's werden, ſchöner wird's nicht."

Wie ſich der Wolf zum Fuchs verhält, ſo verhält ſich der Luchs zur Wildkatze (Felis catus). Dieſes ſcheue Thier mit ſeinen falſchen funkelnden Lichtern iſt eine der boshafteſten Beſtien, die man in einem Jagdgehege finden kann, und macht es im Verhältniß ſeiner Größe dem Luchs ganz gleich. Kein Vogel, kein Haſe oder Rehkitz iſt vor der Wildkatze ſicher, ſie probirt es ſogar, ein Wildkalb zu würgen, und dazu das lautloſe Schleichen und Birſchen und die blitzſchnellen Sprünge und das Lauern in ebenem Grunde wie vom Baum, daß ſich wohl ein Fuchs über die mancherlei Bevorzugung ärgern mag, die ihr zu Theil geworden, wenn er gerade

Gelegenheit hat, zuzuſchen. Und wird ſie beim Jagen in die Enge getrieben, oder wenn ſie angeſchoſſen, ſo rauft ſie in unbändiger Wuth mit den Hunden oder fällt auch den Jäger an und verwundet mit gefährlichem Beißen und Reißen. Hohberg erzählt ſogar einen Fall, wo eine Wildkatze, die ſich mit ſeinem Hund verbiſſen, und die er mit dem Degen durchſtochen, ſich „alſo durchſtochener mit ſo großer Furi“ an der Klinge nach ſeiner Hand emporſchwang, daß er den Degen loslaſſen mußte.

Die Wildkatze iſt bedeutend größer als die Hauskatze, und erreicht eine Länge bis über $2\frac{1}{2}$ Fuß und im Gewicht bis zu 19 und 22 Pfund. Die Ruthe iſt bis an's Ende gleich dick und an dieſem immer von ſchwarzer Farbe. Die Wildkatze haust in hohlen Bäumen und Felſenhöhlen oder in verlaſſenen Fuchs- und Dachsbauen, aus denen ſie gehetzt, ſeltener gegraben wird. Beim Treiben ſchleicht ſie meiſtens auf dem Fuchsriegel daher oder wird, wenn ſie vor den verfolgenden Hunden aufbaumt, vom Baum geſchoſſen. Dieſes kommt aber gewöhnlich nur vor, wenn ſie angeſchoſſen iſt.

Von der Wildkatze ſtammt die zahme nützliche Hauskatze, welche im 11. und 12. Jahrhundert in Europa noch eine Seltenheit war und in hohem Preiſe ſtand. Deſſen ohngeachtet, meint Winkell, kann der Waidmann dieß ſo dankbar nicht erkennen, daß er den Stammältern zu irgend einer Zeit das Leben friſten ſollte. Die cultivirten Katzen verläugnen auch noch gegenwärtig ihre Abſtammung nicht, denn ſie ziehen gar gern zum Jagen aus, und bedürfte es eines Beweiſes, ſo kann angeführt werden, daß um Wien in einem Jahre (1851) nicht weniger als 1323 ſolcher heimtückiſcher Hausmizzln in den Jagdgehegen ertappt und verdientermaßen erſchoſſen worden ſind.

Die Wildkatze kommt in Bayern, jedoch nur in einigen Gegenden und ziemlich ſelten vor. In den Alpen iſt ihr Vorkommen faſt zweifelhaft, obwohl in Tegernſee 1606 dafür 1 fl. Schußgeld

erwähnt iſt und ebenſo 1750. Ich habe ſie aber in den betreffenden Verrechnungen von 1734—1786 nur einmal angeführt gefunden. Auch in dem angränzenden Flachland kommt ſie nur vereinzelt vor, ebenſo im Fichtelgebirg und bayriſchen Wald, dagegen wird ſie angetroffen in den Waldungen um Bamberg, Vilseck, Burglengenfeld, im Hienheimer-Forſt bei Kelheim, bei Bach im Fürſtl. Taxis'ſchen Herrſchaftsgericht Wörth, bei Pyrbaum, Kaſtell und Beilngries. Ihr Hauptwohnſitz iſt nach Jäckel Mittelfranken, beſonders im Forſtamte Rothenburg an der Tauber kommt ſie vor, im Burgbernheimer-Wald, im Eichſtädt'ſchen und Ansbach'ſchen. Sie wird auch angetroffen im Guttenberger-Wald bei Würzburg, im Gramſchatzer-Wald, im Speſſart und in der Rhön. In der Rheinpfalz ſoll es mehr davon geben.

Von andern bekannten Wohnplätzen dieſes Raubthiers verdient der Strich zwiſchen Freiburg und Offenburg von den Gebängen des Schwarzwalds bis an den Rhein eine beſondere Erwähnung. Nach einer verläſſigen Mittheilung hat im heurigen Winter (1858) dort ein Jäger nicht weniger als 28 Wildkatzen geſchoſſen.

Sprachreime.

Stahlfedern sonst und jetzt,
Wie seyd verschieden ihr,
Bei Keilern sonst im Dienst,
Und jetzt beim Schreibpapier!

Mit Baumwoll' schießen sie,
Granat und Feuerstein
Sind auch schon längst besiegt
Von zarten Pülverlein.

Es ändert sich die Welt,
Daß einem wahrlich graust,
Die Finger verlernen's noch
Zu machen eine Faust.

Vernunft wohl auch beim Jagen
Thut das Leben viel,
Ist mit Welt und Menschen
Oft dasselbe Spiel.

Thu' dann wie der Jäger
Trauben im Gefild,
Aber auch zu Zeiten
Mach' es wie das Wild.

Ei wie mag die Welt ſo fein
Und ſo feſtiam herrlich ſeyn,
Wenn dereinſt was kreucht und fleucht
Alles von der Cultur erreicht,
Wenn wir Hirſche mit den Reben
Wie die Rinder mäſten ſeben,
Wenn die Gems gemelken werden,
Zahme Schweine nur auf Erden,
Fuchſe nur die Maus genießen,
Achtungsvoll den Haſen grüßen,
Der nach Vorſchrift auch dinirt,
Kraut und Rüben reſpectirt,
Wenn du ſelbſt an Tannwilds Wedeln
Deutlich ſchauen ein Veredeln,
Fortſchritt rings in der Natur
Und Treſſur und Politur,
O ich armer, armer Mann,
Daß ich's nicht erleben kann!

Am Rehbock nicht die Farbe
Als Zeichen gilt, wie alt er ſey,
Wohl geht's vom Braun in's Graue,
Doch wechſelt's immer neu;
Stellt aber das Verfärben
Beim Waidmann mit dem Grau ſich ein,
Dann wär' es wohl ein Wunder,
Sollt' der ein Spießer ſeyn.

Murmelthierjagd. Mankei-Paſſen.

Es war Anfangs Oktober im Jahre 1840, als ich am Funtenſee an der Grenze des ſteinernen Meers zum erſtenmale auf ein Murmelthier oder Mankei, wie ſie im Berchtesgadenſchen heißen, zu Schuß kam. Nach einer erfolgloſen Gemsbirſche erfuhr ich bei der Rückkehr zur Holzhütte von dem Träger, daß er in der Nähe des Sees an einem Gehänge Mankei'n geſehen habe. „Kinnts leicht ea's ſchiefn beunt, ſagte er, weil's Wetter ſo fei' is, bal' Enk's Hi'hocka nit verdrießt." Das war mir ſehr luſtig zu vernehmen, denn welcher Jäger wäre nicht vor Allem begierig ein Wild zu ſchießen, welches die Wenigſten kaum einmal geſehen haben. Ich ließ mir den Platz möglichſt genau angeben, und machte mich ſogleich auf den Weg. Die beſchriebenen arg'n Steine und zerſtreut herumliegenden Felsblöcke waren bald gefunden und ich ſah auch ohne vieles Suchen mehrere Röhren des Baus, an einigen friſch geſcharrt und Geröll und Erde herausgeworfen. Es galt alſo einen geeigneten Platz zu finden um die begangenſten Röhren zu überſchauen und Geduld im „Hi'hocka." Während ich da und dort probirte, wie es taugen könnte, bemerkte ich eine kleine Mauer aus auseinandergelegten Steinen gebaut und erkannte bald, daß dieſe als Schirm den Jägern wohl ſchon gedient hatte. Es waren einige Löcher zum Durchſchauen angebracht und man konnte an der

Seite mit der Büchse leicht und ungesehen in Anschlag kommen. So setzte ich mich an und war voller Hoffnung, da eine herrliche milde Luft (mit gutem Wind) wehte und die Sonne freundlich schien. Etwa nach einer halben Stunde zeigte sich unter dem ziemlich weiten Eingang der einen Röhre ein junges Mankei, kam heraus, setzte sich auf die Hinterbranten wie ein Hund, der aufwartet und blieb so mehrere Minuten vollkommen unbeweglich, als wäre es ein ausgestopftes Cabinetsstück. Dann aber wendete es sich, lehnte sich an einen Stein, über den es wegsehen konnte und gegen den See hinunter und fing nun an wiederholt zu pfeifen, daß der dickhaarige Bauch wackelte. Dann plötzlich mit einem Ruck war es wieder in der Röhre, kam nach einiger Zeit abermals hervor und verschwand nach einigem Pfeifen wie das erstemal. „Ja wenn's nur nicht ein so junger Grasteufel wär', dachte ich, so wollte ich gerne anzünden." Als es aber ziemlich lange nicht mehr erschien, da beschloß ich doch wenn es wieder kame, nicht zu zaudern, denn die Jahreszeit war schon vorgerückt und waren vielleicht die letzten Tage, daß ein Mankei aus dem Baue ging, und ich wollte gar gerne einmal Mankeizähne, wenn auch nicht erster Qualität, erbeuten, um sie am Uhrgehäng zu tragen, wie man es bei Gebirgsjägern oft sieht. Es ist mit solchen Dingen nicht eigentlich wegen des Schmuckes, daß man sie haben will, sondern wegen des Erzählens, wenn Einer gelegentlich fragt, was das für Zähne seyen, denn im Erzählen macht man die Jagdscenen immer wieder durch und handelt es sich um einen seltenen Fall, so bemerkt man gerne, wie die Andern begierig oder auch neidisch zuhören. Das junge Mankei kam wirklich noch einmal und nun nahm ich die Büchse fein zusammen, denn ich wußte, daß man den Kopf treffen müsse, weil das Thier wenn es nicht auf dem Fleck erlegt wird, in den Bau schlieft und dann verloren ist. Der Finger lag schon so am Dupfer, daß ich dachte jetzt müsse es knallen, als das Mankei wie der Blitz

verſchwand und ich faſt erſchrak es könne der Schuß noch losgehen. Doch glücklicherweiſe geſchah es nicht und ich wollte eben die Büchſe vom Backen nehmen, als ich mit Verwunderung den ganzen Eingang der Röhre mit Pelz ſich ausfüllen ſah und aus dieſem wie aus einer Wildſchur der graue Kopf eines alten Mankei zum Vorſchein kam. Ich rührte kein Auge und athmete faſt nicht. Das Mankei ſtarrte eine zeitlang gerade auf meine Mauer, dann wendete es langſam den Kopf und ſah mit gramlicher Miene nach dem Abhang hinunter. Jetzt gilt's, ich viſirte ſo gut wie möglich und pumms! rollte der Knall in vielfachem Echo durch die Berge.

Das Pelzwerk dort ſank aber langſam in ſich zuſammen, ich ſprang hin und zog einen herrlichen Mankeibären aus der Kluft mit prächtigen Zähnen, gut für's Uhrgehäng und gut zum Erzählen. Später habe ich noch einige Mankei'n in der Nähe von Falleck, auf Tyrolergrund, geſchoſſen, wo man's „die Kematzenbretter" heißt. Dort ſind weitum die meiſten und iſt dieſer Platz, eine Art von Mar, durch die wundervolle Kräuter-Vegetation merkwürdig, denn man befindet ſich in einem wahren Hochlandsgarten, wuchernd von Enzian, Meiſterwurz, Almanbarnitſch, Hirſchwurz und wie die aromatiſchen Gewächſe alle heißen.

Die Mankei'n ſind ſelten anzubirſchen; man ſucht, wo man ſie pfeifen hört, mit dem Fernrohr die Felsblöcke ab, auf denen ſie ſich gerne ſonnen und unter welchen der Bau iſt; erſieht man dann ein geeignetes Stück, ſo geht man ohne weiters drauf zu und ſagt es in den Bau, dann ſetzt man ſich an. Gewöhnlich nach einer Stunde, manchmal auch ſpäter kommt das Mankei wieder aus dem Bau. Das Schlimme aber iſt, daß mehrere Röhren ſind, und daß das Thier oft unter Ueberhängen des Felsblockes ſitzen bleibt, die nicht geſtatten, daß es geſehen werden kann. Drum braucht's Geduld zum „Mankeiwaiſ'n" wie die Jäger ſagen.

Ein Mankei iſt ein ſeltſames Thier, etwa anderthalb Fuß

lang und wie plattgedrückt, nämlich zum Schliefen durch Klüfte gebaut, der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem eines Hasen, welchem man die Löffel vollſtändig abgeſchnitten hat, an den beiden Seiten der Kinnlade mit langhaarigen Pauſchen und mit vier langen Nagezähnen, wovon die untern mit der Wurzel über 2 Zoll lang, die obern etwas kürzer. Dieſe Zähne haben bei alten Thieren eine ſchöne lichtgelbbraune Farbe an der Außenſeite. Eine Beſchreibung von 1588 v. C. Münſter mag Vorſtehendes ergänzen: „Es ſicht gleich wie ein groß Küngelin (Kaninchen), hat aber abgeſchnitten Ohren, und ein Schwantz d'einer ſpannen lang iſt, lang vorder Zen, beiſſt vbel ſo es erzürnt wird, hat kurtz Schenkl, die ſeind under dem Bauch gantz dick von Haar, gleich alß hett es Schlotterhoſen angezogen, hat Beren tappen vnd lange Klauwen daran, mit denen es gar unbillich tieff in das Erdtreich grebt. So man jhm etwas zu eſſen gibt, nimet es daſſelbig in ſein vorder Fuß wie ein Eichhörnlin, ſitzt auffgericht wie ein Aff ꝛc. Kann auch auf den zweyen hindern Füſſen gehn wie ein Beer." Bei dem Worte Aff möchte ich die Etymologen an die Aehnlichkeit des engliſchen monkey und unſeres Mankei erinnern.

Die Mankei'n äſen ſeine Alpenkräuter, vorzüglich deren Wurzeln, und lieben beſonders die Nelkenwurz, geum montanum, aber auch die giftige weiße Nießwurz oder den Germer (veratrum album) ſollen ſie benagen.[1] Sie bewohnen Baue unter Felsblöcken und können nicht leicht gegraben werden. Wo ſolches möglich iſt, geſchieht es im Spätherbſt, wo ſie ſchlafen, denn wenn ſie wachen, wird behauptet, graben ſie ſich ſo ſchnell weiter, daß man mit der Arbeit nicht nachkommen kann.

[1] Herr Suter, Forſtmeiſter in Berchtesgaden, dem ich manche freundliche Mittheilung über die Mankei'n verdanke, iſt der Meinung, daß ſie den Germer nicht äſen, aber abbeißen, um das ergiebige und gut fortzubringende Kraut zum Einbeuen zu benützen.

Je nach ſich einſtellender Kälte verlaſſen ſie gegen die zweite Hälfte des Oktobers den Bau nicht mehr und halten den Winterſchlaf, welcher in der Regel bis Mitte Mai dauert. Dann kommen ſie hervor, gehen aber wieder zurück, wenn der Schnee noch nicht weggeſchmolzen iſt und dann erliegen manche dem Hunger und der Ermattung. In Tyrol beſteht die Sage, daß die ſchlafenden Murmelthiere in der Chriſtnacht um die zwölfte Stunde erwachen, einen freudigen Pfiff thun und dann wieder fortſchlafen.[1] Noch 1840 prüfte der Alpenhirte Johann Wolf mit mehreren Murmelthieren, die er in einem Keller verwahrt hatte, dieſe Sage, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß die Thiere in feſtem Schlaf lagen. Er will ihre Pfiffe punkt 12 Uhr gehört haben und dann lagen ſie wieder wie todt.[2]

In der Schlafzeit ſinkt die Temperatur des Thieres bis auf 5° und ſie athmen in einer Stunde nur etwa fünfzehnmal, der Puls iſt kaum bemerkbar. Sie liegen dann zuſammengerollt, wie eine Kugel und ſind faſt gefühllos, ſo daß man ſie wie eine Kegelkugel rollen kann, ohne daß ſie erwachen; ſie ſollen ſogar nur ſchwache Zuckungen machen, wenn ſie im tiefen Schlaf anatomirt werden.[3] Im Winter können ſie daher in Heu gepackt leicht verſendet werden.[4] Im Zimmer bleiben ſie in gewöhnlicher Temperatur faſt immer wach und werden bekanntlich ſehr zahm.

Um ſich für ihren langen Schlaf gut zu betten, ſammeln ſie Gras und Kräuter und ſchleppen ſie in den Bau, was man das Einheuen nennt, dabei helfen ſich die zu einem Bau gehörigen einander in der Art, daß einige ſich zum Sammeln weiter entfernen, andere näher beim Bau bleiben und dieſe dann den ferne herkommenden die Grasbüſchel abnehmen und in den Bau tragen oder es nimmt noch ein drittes dem zweiten die Laſt ab und trägt ſie in

[1] Alpenburg's Mythen und Sagen Tyrols.
[2] Scheitlin. Thierſeelenkunde.

die unterirdische Schlafkammer.[1] Wenn sie schlafen, liegen sie dann zu 3, 5 oder 7 Stück gedrängt aneinander.

Außerhalb des Baues sind sie sehr scheu und kennen ihre Hauptfeinde die Adler gar gut; wo ein solcher erblickt wird, flüchtet alles in das Felsenhaus. Sie können sehr laut pfeifen, fast wie wenn einer auf dem Finger pfeift und stoßen meistens drei solche kurze Pfiffe aus, wenn sie Gefahr wittern, aber auch aus andern Ursachen und wie es scheint rufen sie auch damit einander zu. Nach Tschudi geschieht das Pfeifen durch die Nase. Er gibt an, daß nur junge Thiere pfeifen; ich kann aber aus eigener Erfahrung versichern, daß es ebenso bei Alten der Fall ist, wenn sie vielleicht auch nicht so häufig den Pfiff hören lassen, wie die Jungen. Ein „Kläffen" statt des Pfeifens ist bei uns an diesen Thieren nicht bekannt.

Die Schußzeit der Mankei'n ist der September und Anfangs Oktober, am besten auf Michaelis. Man schießt vorzugsweise die Männchen, welche Bären heißen, die Weibchen nennt man Katzen oder auch Mutterinnen (so in Berchtesgaden). Die letzteren unterscheiden sich bei den alten Thieren vorzüglich dadurch, daß sie auf dem Bauch sehr dünn behaart sind, während die Bären stark behaart sind. Das Häutl oder Schwartl (man sagt nicht Balg) ist von geringem Werth und gilt höchstens 24 Kreuzer, obwohl es gar kein schlechtes Rauchwerk ist und eine schöne braungraue, auf der Bauchseite braungelbliche Farbe hat. Die Hauptsache am Thier ist das Fett (Schmalz), welches sehr wohlthätig gegen Glieder- und Gelenkleiden wirkt. In der Schweiz hält man es auch für Kolik und Keuchhusten heilsam.

Ein altes Mankei hat in der guten Zeit 2—3 Pfund Schmalz,

[1] Diese Einbeuen wird oft (und schon bei Plinius) in der Art erzählt, daß sich ein Murmelthier auf den Rücken lege, wie ein Wagen mit Heu beladen und so von seinen Hausgenossen an der Ruthe (Schwanz) in den Bau schleppen lasse.

wofür 2 fl. 42 kr. bezahlt werden und auch mehr.[1] Das ganze Thier wird zu 3—4 fl. verkauft.

Das Fleisch oder Wildpret wird gegessen und schmeckt besonders von jungen Thieren ganz gut. Nach altem Brauch gehört das Mankei dem Jäger der es schießt. Man sorgt übrigens nur für den Bedarf an Mankeischmalz und läßt wenn man damit versehen, die Thiere in Ruhe. Im Berchtesgadenschen werden jährlich nicht über 6—8 Stück geschossen, obwohl sie keineswegs selten sind und den ganzen Kranz von Bergen bewohnen, welcher den Bartholomä- oder Königssee und den Obersee einschließt. Auch in den Bergen der Ramsau, auf der Hochalpe, am Blaueis, Steinberg ꝛc. kommen sie vor, fast überall an der Grenze der Baumvegetation.

Außer dem Berchtesgadner Gebiet finden sich in Bayern keine Mankei'n mehr bis jenseits des Lechs in den Ammenstadter Gebirgen, in den Revieren Burgberg, Fischen u. a. Besonders in den Bergen um Hindelang gibt es deren viele und können auf der Blettelealp und Wengenalp 200—300 Stück angenommen werden. Nach einer Beschreibung von Salzburg von 1703 war damals in Hellbrunn auch ein Mankeiwark, worin sich gegen 100 Mankei'n befunden und ihre Baue gehabt haben sollen.

Wer die Einsamkeit zu durchwandern hat, wo nichts mehr zu sehen, als öde Felskurven und Steinfelder, der hört wohl gerne einen frischen Mankeipfiff und wer in solcher Scenerie diese Thiere in dunklem Geklüfte sitzen oder einen Block ersteigen sieht, der kann sich ohne viel Phantasie ein Untersberger-Mannl mit einer zottigen Kutte draus machen und beruht vielleicht die bekannte Sage von diesen Mannln ursprünglich auf dergleichen Verstellungen, denn früher hat es auch im Untersberg Mankei'n gegeben, gegenwärtig aber kommen sie da meines Wissens nicht mehr vor.

[1] Das Schmalz wird zu $^1/_{10}$ Maß verkauft, das $^1/_{10}$ nie unter 15 kr., manchmal aber bis 20 kr. Eine Maß Mankeischmalz wiegt 2 Pfund.

Im Allgäu und in Tyrol nennt man die Murmelthiere „Murmentl“ und unter diesem Namen werden sie schon im Weisthum erwähnt.

Kaiser Maximilian ließ sie hegen: „hirsche, Stainpock, Gembsen, Wiltswein, Murmentln, Hasen und ander wiltpret.“ Es ist auch wahrscheinlich, daß sie an der Hoftafel gespeist wurden, denn in einem betreffenden Gedenkbuch von 1505 wird als Vorschrift für die Küche angegeben: „die Murmentln uberland zufueren solle man die heut (Häute) underish legen und das wiltpret uberish, so bleibt das wiltpret frisch.“ In einem Tyroler-Landreim von 1558 werden auch „die sayßen Murmentl im Eythal“ hervorgehoben. Auch „Urmenten“ (von Mure montana der Tessiner) kommt vor.

Die Hegezeit für die Murmelthiere ist bei uns vom 31. Oktober bis 15. August festgesetzt.

Das Reh.

Wenn man Form und Bau unſeres heimiſchen Haarwilds beachtet, ſo iſt der Rehbock (cervus capreolus) nach dem Hirſch gewiß das ſchönſte Jagdthier. Man darf aber deßhalb, will man nicht gegen die Waidmannsſprache verſtoßen, keineswegs ſagen ein „ſchöner“ Rehbock, wie man vom Hirſch nie ſagen darf ein ſchöner und ein großer Hirſch. Es iſt das ebenſo ausgemacht, als daß der Reiher keine Füße hat, ſondern Ständer, während dagegen der Habicht keine Ständer hat, ſondern Füße und der Falke weder Ständer noch Füße, ſondern Hände. Mag mancher drüber lächeln, es iſt ſo und ein Waidmannsohr wird von ſolchem „ſchön“ beleidigt, wie das Ohr eines Muſikers von einem falſchen Ton.[1] Will man einen Rehbock waidmänniſch loben, ſo muß man ihn einen guten oder ſtarken Bock nennen und im Falle beſonderer Auszeichnung einen „Capital-Bock.“

[1] Bekanntlich war es im vorigen Jahrhundert Brauch und bei fürſtlichen Jagden, daß ſich derjenige, welcher in der Waidmannsſprache fehlte, dem ſog. Pfundgeben unterwerfen mußte, indem er auf einen Hirſch oder Stück Wild gelegt wurde und von dem Jagdherrn oder einem Jäger mit dem Hirſchfänger drei Schläge auf den Hintern bekam, wobei der Executor rief: „das iſt für fürſtlich gnädige Herrſchaft! das iſt für Ritter, Reiter und Knecht! das iſt das edle Jägerrecht!“ Dabei mußten die Jäger die Waidmeſſer entblößt halten und wurde das Waidgeſchrei erhoben. Fürſtlichen Perſonen gab der Fürſt die Pfunde. Damen ließ man das Wild mit der Hand berühren und ſie erhielten auf dieſe drei leichte Schläge, wenn der Jagdherr die Sache genau nahm.

Vor Zeiten muß es weit stärkere Rehböcke gegeben haben als gegenwärtig, denn alle größeren Geweihsammlungen liefern die Beweise davon, ja es hat sogar den Schein, als habe eine besondere Art von Rehen existirt, die nun ausgestorben oder ausgetilgt ist. Jeder Jagdfreund kennt die $1^1/_2$—2 Schuh hohen vielsprossigen Geweihe jener Böcke, die sich besonders von den noch heute vorkommenden dadurch unterscheiden, daß die Rosen verhältnißmäßig klein und oft über halbfingerbreit von einander abstehend sind, während sie an dem Gehörn starker Böcke unserer Zeit meistens einander berühren oder nur bei geringen Böcken ein ähnlicher Abstand der Rosen bemerkbar ist. Es kommen in manchen Gegenden auch Hirsche vor, die so schlecht aufsetzen, daß das Gehörn jener Urböcke ihrem Geweih fast gleichkommt. Auch ist gegenwärtig ein Achterbock schon eine Seltenheit, an jenen Stangen zählt man aber oft 12, 14 und mehr Enden. Die in ihrer Art einzige Geweihsammlung des Grafen Arco-Zinneberg in München enthält gegen 200 Stück solcher Rehgeweihe (in Bayern Gewichte, Gewichteln genannt), welche alle ziemlich denselben Bau zeigen und nur an einigen sind die Rosen groß und nahestehend.

Ich habe bei vielfacher Erkundigung niemals einen bestimmten Fall ausfindig machen können, daß in unserer Zeit ein Bock mit solchem Geweih geschossen worden wäre und aus älterer Zeit kenne ich nur zwei Angaben darüber.

Es findet sich nämlich im Schlosse Harmeding in Oberbayern ein dergleichen Geweih und darunter das v. Barth'sche Wappen mit der Jahrzahl 1586; ferner fand sich beim Abnehmen eines solchen Geweihs aus der Arco'schen Sammlung von dem geschnitzten Kopf, auf den es aufgesetzt war, unter der Schale ein Zettel mit der Angabe „Geschossen zu Mariakirchen im Rottthal, Patrimonialgericht Baron Pfetten, 1749 vom Jäger Rehbock.“ Der Name Rehbock kommt bei unsern Jägern öfter vor.

Bildungen beſchreibt dergleichen Geweihe aus der Sammlung des Fürſten Witgenſtein-Berlenburg, welche aus Ungarn herſtammen ſollen und ſehr alt ſind. Auch er iſt der Meinung, daß ſie einer eigenen nun ausgeſtorbenen Rehgattung angehört haben, während Einige behaupten, daß ſie noch in Ungarn vorkomme. Die Vignette am Schluß zeigt das Geweih eines ſolchen Urbocks neben einem aus unſerer Zeit; dazu eine Abnormität.

Das Geweih von 43 Enden, welches von einem bei Bamberg erlegten Rehbock, der von Ridinger abgebildet worden iſt, ſcheint ungeachtet der vielen Enden nicht jener Art des Rieſenrehs zugehörig. Es beſteht aus mehreren verwachſenen Stangen. Die alte Unterſchrift der Abbildung ſagt:

Im Stift Bambergk ſprich ich iſt wahr
Des Rehbocks Geſtalt alſo im Jahr
Siebenzig ſieben der weniger Zahl
Mit ſammt andern gefangen zmahl.
Chriſtoph von Krailsheim den ich meldt
Zu Walsdorff die erlegt im Feldt
Den 7ten Novembris iſt es geſchehn
Welches viel vom Adel han angeſehn
Von ſeinem Gehörn fürwahr ich meldt
Drei und Vierzig Endt daran waren gezehlt,
Derhalben ein Wundergewächs der Welt.[1]

Wie ausgezeichnete Hirſchgeweihe in beſonderen Ehren gehalten wurden, ſo geſchah es auch mit dergleichen Rehgeweihen. Als

[1] Landau ſpricht von einem Rehbock, welcher kaum ein anderer als der hier beſchriebene iſt, es heißt aber, daß 1577 zu Walldorf bei Meiningen ein Rehbock mit einem Gehörn von 34 (ſtatt 43) Enden erlegt und dieſes auf dem dortigen Schloß der v. Krailsheim aufbewahrt werden ſey. Ein Walsdorf mit einem v. Krailsheim'ſchen Schloſſe beſteht übrigens im Bamberg'ſchen und liegt an der Aurach.

Beweis dient unter andern ein Brief eines Hans Georg Hertrich von Edelstadt aus Idstein, welchen er im J. 1586 an den Landgrafen Ludwig IV. von Hessen nach Marburg schrieb:[1]

„E. F. G. kann oder mag ich mit höchlich bekümmertem und betrübtem Gemüth unterthänigst nicht verhalten, daß so fröhlich und guter Ding Lei E. F. G. gewesen, ich nunmehr viel tausendmal mehr bekümmerter und trauriger bin, denn mir zweifelt nicht, E. F. G. werden selbst gesehen und vernommen haben, wie höchlich ich mich wegen der 2 Rebegewichte, so E. F. G. mir zu ewiger Gedächtniß geschenkt, erfreuet, derselben ich auch meinen Hals tapfer daran gesetzt und wie mich dünkt weidlich genug gesossen; darauf dann E. F. G. die Rebegewicht gnädigst liefern lassen (diese waren also der Preis eines gewaltigen Trunks). Wie ich aber dieselbigen einem Boten zugestellt, daß er sie nach Gleiberg tragen solle, hat sich derselbe ehrlos vergessene Lecker und Bub über meinen Befehl voll Weins gesossen und die beiden Rebegewicht entweder in der Stube stehen oder sich nehmen lassen; darüber ich auch so hart erzürnt und erzürnt gewesen, daß wo ich seiner armen Weib und Kinder nicht verschont, ich mich leichtlich an dem Lecker hätte vergessen mögen ꝛc." Er bittet nun den Landgrafen eine Untersuchung anstellen und den Dieb bestrafen zu lassen und versichert, daß er lieber 50 Thaler verloren habe, aber es gehe gemeinlich dem Sprichwort nach „wann unser Herrgott ei'm etwas beschert, so ist dol sant Petter und mißgönnt es ei'm."

Ein guter Sechserbock ist gegenüber dem Jäger seines Lebens fast zu keiner Zeit sicher und auf alle Weise gefährdet, durch die Birsch, auf dem Anstand und im Treiben. Dazu kommt noch Ende Juli und im August, daß er auf's Blatten (wobei der Ruf eines Schmalrehs durch ein Blatt oder ein eigenthümliches Instrument nachgeahmt wird) springt und so in den schönsten Momenten

[1] Landau a. a. O.

aufwallender Liebesluſt von dem erbarmungsloſen Blei getroffen wird.[1] Wenn ihm die Zeit, wo er das Gehörn abwirft, einigen Vortheil des Durchkommens gewährt, da ihn dann mancher ungeübte Schütze für eine Gais (Ricke[2]) hält, ſo iſt wieder der eintretende Winter ſein Feind und wird mancher vom Harſch (hart gefrorner Schnee, der dünne Kruſten bildet) beim Durchtreten an den Läufen verwundet, eine Beute der verfolgenden Füchſe, wenn er durch mangelnde Aeſung gelitten hat und kraftlos geworden iſt.

Wäre ſich der Rehbock aller dieſer ihn bedrohenden Calamitäten recht eigentlich bewuſt, er würde nimmer ſo muthwillig in die Büſche ſtoßen oder friſch ſchallend mit dem Lauf ſtampfen, wenn er Verdächtiges zu bemerken glaubt, oder am hellen Tag die Gais über die freie Wieſe jagen und kämpfend ſeines Gleichen verfolgen.

Dieſe Kampfluſt iſt mitunter ſehr groß. Ich traf einmal bei einem Birſchgang zwei kämpfende Böcke, die ſich über einen kleinen Graben immer hinüber und herüber ſtieſen. Ich nahm den ſtärkeren auf's Korn und er ſtürzte im Schuall vor ſeinem Gegner nieder. Deſſenungeachtet rannte dieſer nicht weg, ſondern ſetzte ſich nach einem Sprung ſogleich wieder in die Kampfſtellung und betrachtete noch einmal drohend den verendenden, ehe er flüchtig ging; auch ſchoß ich einmal einen Bock, der offenbar geſcheucht aus dem Holz auf eine Wieſe rannte und während ich mich zum Aufbrechen deſſelben anſchickte, kam ein zweiter, der verfolgende Bock aus dem Holze, welches nicht hundert Schritte entfernt war und obwohl er mich ſehen mußte, näherte er ſich doch und kehrte erſt um, als ich nach der Doppelbüchſe langte.

[1] Durch die genauen Unterſuchungen des berühmten Phyſiologen Biſchoff iſt nun der vieljährige Streit über ächte und falſche Brunft des Rehs dahin entſchieden, daß in der Blattzeit die ächte Brunft ſtattfinde und die Tragezeit der Gais 40 Wochen ſey.

[2] Nach Landau ſagte man im 15. Jahrhundert für Rehgais auch Rehziege, Rezege. Taraus ſoll Ricke entſtanden ſeyn.

Ohne Veranlaſſung ſolcher Kampfluſt oder Eiferſucht iſt aber der Rehbock ſehr ſcheu und wenn er etwas Verdächtiges bemerkt oder der Wind nicht ganz gut iſt, ſo bleibt er zwar manchmal ſchallend ſtehen oder ſchreitet mit eigenthümlich hochaufgezogenen Läufen ſchallend weiter, aber ſucht doch bald das Dickicht, während die Geis viel neugieriger und kecker ſich zeigt. Hat man z. B. einen Baum zur Deckung gewonnen und ſie bemerkt einen ein wenig, ſo zieht ſie mit den Läufen ſtampfend und ſchallend (ſchmählend) näher heran mit vorgeſtrecktem Halſe ſpähend, was denn hinter dem Baum ſey; man kann ſie ſo, indem man um den Baum herumgeht und nur zuweilen etwas hervorſchaut, dieſelbe Runde machen laſſen. Leider wird ſie mit dieſer Neugierde und Sorgloſigkeit oft genug die Beute des Wildſchützen.

Einen guten Rehbock beim Treiben zu ſchießen, wenn er in voller Flucht vor den Hunden kommt und namentlich gegen das Ende des Triebes ſo recht im drunter und drüber des Jagdlärms, iſt ein luſtiges Ding, ihn aber auf der Birſche zu erlegen bietet unzweifelhaft mehr waidmänniſches Vergnügen. Es genießt aber nur der ein ſolches vollkommen, welcher nicht am Gängelbande eines Jagdgehilfen ſeine Wege macht, ſondern allein geht, das Wild ſich ſucht, erlegt und nach Hauſe trägt. Die Begleitung hat natürlich ihre Vortheile, wo man des Reviers nicht kundig, aber wie mancherlei Störungen bringt ſie mit ſich, will man der flüſternden Phantaſie lauſchen, will man der Spannung ſich hingeben, welche ſolche Gänge mit ſich bringen. Trifft noch das Unglück, daß man einen ungeſchickten oder ſchelmiſchen Geſellen an der Seite hat, dann iſt's gar aus mit der ganzen Birſcherei. Da ſtolpert ein ſolches Individuum im geltenden Augenblick mit bleiernem Fuße über ein Gewirr von dürrem Aſtwerk und murmelt noch einen Fluch hinterdrein, den jeder Rehbock hören muß, wenn er nicht taub iſt, da hetzt er den Schützen zu eiligem Schießen und macht das Herz noch

ärger ſchlagen, als es ohedem ſchon der Fall iſt, oder er mahnt vom Schießen ab, um näher zu kommen, wo es ohne Geräuſch nicht mehr möglich iſt u. ſ. w.

Ein Schelm winkt wohl gar hinter dem anbirſchenden Schützen dem bergaffenden Bock mit dem Hut einen ſchönen Gruß zu, den dieſer ſchnell genug verſteht und in's Holz rennt. Dann großes Erſtaunen von beiden Seiten, warum der Bock ausgeriſſen „hat leicht der Wind umgeſchlagen, der verdammte Wind wechſelt alle Augenblick, es muß ſchlechtes Wetter geben.." Oder man bemerkt beim Weitergehen auf tauſend Schritt ein altes Weib im Feld, welches zur Frühmeſſe wandelt. Da muß dieſes ſchuld geweſen ſeyn und man verwünſcht das Weib. Der Jäger kennt ſie, iſt ſchon die rechte Hexe, hat nie einer Glück, dem ſie begegnet. Statt der Birſche wird nun von den alten Weibern geſprochen, wie es zu fürchten ſey, wenn ſie einem Glück wünſchen, wie der und der immer umgekehrt und nach Hauſe ging, wenn ihm ein altes Weib in den Weg kam, und was zu thun ſey, um den Zauber unſchädlich zu machen, daß dazu die Hexe auf der Büchſe oder Flinte einige Schritte reiten müſſe, wie auf einem Steckenpferd und dergleichen. [1]

Wie anders aber iſt es, wenn man allein auszieht beim Grauen des Tages, da noch im Weſten die Sterne funkeln, und den ſchwarzen Waldſäumen zueilt über bethaute Wieſen und Felder, dann leiſe durch's Vorholz ſchleichend herumſpäht und ſo die erſten Strahlen der Sonne begrüßt und mit dem wehenden Hauche des Morgens friſche Gedanken einathmet, welche das Gemüth klären und zu muthiger Luſt erheben. Alles ringsum ſo ſtill und regungslos, alles noch vom Zauber des Schlummers

[1] Zur Beruhigung ängſtlicher Gemüther für ſolchen Fall kann ich anführen, daß ich auf das Waidmanns Heil freundlicher Frauen, die gerade keine heurigen Haſen mehr waren, doch einmal einen Hirſch von 12 Enden und ein andersmal einen von 14 Enden geſchoſſen habe.

gebannt, nur im Osten zieht es langsam herauf mit heller und heller werdendem Scheine. Durch die Nebelschleier, die dicht am Boden gebreitet, ziehen die Rehe nun wie Schatten gegen das Holz, da und dort verweilend in den blumigen Gräsern; ein Fuchs begegnet wohl auch auf seiner Birsche dem Waidmann und verschwindet mit einem lautlosen Sprung im Dickicht, ein Hase, stets kümmerlichen und besorgten Ansehens, äst seine Kräutlein im Feld.

Nun vorsichtig und wohlgedeckt vorwärts und das „eile mit Weile" dabei nicht vergessen, und achte auf den Wind und auf das Wild und geh' und steh' zur rechten Zeit.' Auch der Anstand am Abend hat mannigfache Genüsse, und gerne bleibt man bis zur einbrechenden Nacht sitzen, wenn man einmal dem eigenthümlichen Leben der Natur, welches dann beginnt, seine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ein seltsames Geknister und Geflüster geht um die alten Bäume und bewegt sich in den dürren Aesten und rauscht durch's gefallene Laub; das Käuzlein läßt seinen schrillen Ruf hören und kreist leisen Flugs um den lauschenden Jäger. Der Himmel mag wissen, was sich da alles regt und kriecht und schleicht, es liegt aber in dem verstohlenen, sich gleisam verbergen wollenden Treiben etwas Unheimliches, und ist als wollte die mit der Nacht wandelnde Furcht gerne auch am Waidmann anklopfen und ihm das Herz bewältigen. Dazu dann der aufgehende Mond und die langen Schatten vom Wald her, die erwachende Erinnerung an manches Abenteuer solcher Stunden, an Sagen und Märchen, das Alles zusammen und man ist nicht mehr allein in der wilden Einsamkeit, und es ist nicht langweilig wie Mancher meint.

Bei solchem Waidwerk ist ein guter Hund der freundlichste und nützlichste Begleiter. Wie er theilt kein Diener die Freuden und Aufregungen seines Herrn, und manche Birsche gelingt nur durch ihn, sey es, daß er nach dem Wild windend dessen Stand verräth, wo man gar nicht dran dächte, oder daß er in hohem

Grafe die rothen Tropfen findet, die der Waidmann nach dem Schuſſe ſo gerne ſieht. Und muß der Hund gelöst werden, und es geht die Jagd in die verwachſenen Gründe, und man hört, wie er Standlaut gibt, wie zieht man nach in freudiger Eile, wie lobt man den lieben Tarl, wenn der erlegende Schuß gefallen! Einen guten Hund bei ſolcher Jagd zu beobachten iſt ein um ſo größerer Genuß, als man ſich bewußt iſt, daß kein Falſch an ihm, daß keine Nebenabſicht und keinerlei Affektation ſeine Bewegungen lenkt, wie das an menſchlichen Weſen, und wären ſie auch die rauhen Söhne des Waldes, oft genug vorkommt. Dabei ſind die Hunde individuell ſehr verſchieden, wenn auch von gleichen Talenten, und hat der eine dieſe, der andere jene Eigenthümlichkeit. So gibt es Schweißhunde, welche gerne Bogen ſchlagen und doch immer wieder auf die Fährte kommen, während ſie andere Schritt für Schritt verfolgen, und gibt einige, welche man frei ſuchen laſſen muß, die dann auf den Jäger warten, wenn ſie Schweiß haben, als wollten ſie ihm denſelben zeigen, oder auch nach einiger Zeit mit einer Miene zurückkehren, aus welcher deutlich zu leſen: „thut mir leid, iſt nicht getroffen.“ Was die Naſe eines ſolchen Hundes anbelangt, ſo hatte ich Gelegenheit, einen merkwürdigen Fall zu beobachten. Der Forſtwart Sagenbacher in Tegernſee beſaß einen Hund (von einer guten Race des Baron von Gemmingen in Stuttgart), welcher eine Kugel, die auf etwa hundert Schritte in den Boden oder nieder in einen Baum geſchoſſen wurde, zu finden wußte. Der Forſtwart war auf dieſe Eigenſchaft des Hundes aufmerkſam geworden, als er nach einem Rehbock, der in einem Schlag an einem Berghang äſte, geſchoſſen hatte. Der Bock ſprang weg, und beim Suchen auf den Anſchuß bemerkte der Jäger, daß ſich ſein Hund mit eifrigem Zerwühlen eines morſchen Baumſtocks beſchäftigte. Da von Haaren und Schweiß nichts zu finden war, unterſuchte er den Stock und fand drinn ſeine Kugel. So machte es der Hund auch, wenn

Sagenbacher, von der Jagd heimkehrend, ſeine Büchſe auf die in der Nähe des Hauſes angebrachte Scheibe abſchoß. Der Hund ſprang jedesmal an der Scheibe hinauf, als wollte er die Kugel haben. Dieſe Geſchichte klang mir ſo wunderlich, daß ich ſelbſt einen Verſuch mit dem Hund anſtellte. Etwa hundert Schritte von der Scheibe, wo er öfters geſucht hatte, war ein Grashang und daran ein Büſchel weißer Blumen. Ich ließ dem Hund die Augen zuhalten und ſchoß in die Blumen. Dann wurde er freigelaſſen. Sogleich ſprang er nach der Scheibe, ſchnupperte da ein wenig herum, verließ ſie aber ſchnell wieder und ſchlug nun Bögen, und zwar in ziemlichem Lauf, bis er in die Nähe der Blumen kam. Da fing er an langſamer zu ſuchen, kam immer näher dran und wühlte nun eifrig in die Erde, wo die Kugel ſteckte.

Von der Intelligenz und dem Gehorſam guter Jagdhunde kann man ſich bei uns im Gebirg oft überzeugen, denn viele Jäger legen ihren Rucksack[1] weg und bedeuten dem Hund, dabei liegen zu bleiben, wenn ſie ſich auf ein geſehenes Stück anbirſchen wollen. Der Hund bleibt, auch bei einem Schuß des Jägers, ruhig liegen, bis er geholt wird, und empfängt dann den Herrn mit tauſend Freudenbezeugungen. Wenn daher der Altmeiſter Goethe in ſeinen Epigrammen aus Venedig (Nr. 73) ſagt:

„Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Menſch, ſo der Hund.“

[1] Der Rucksack iſt ein Sack, meiſtens von grünem Zwilch, mit einem Zug verſehen, um ihn auseinanderzulaſſen und zuſammenziehen zu können. Er faßt leicht einen Rehbock und wird auf dem Rücken mittelſt zweier Armbänder, Gurten oder Riemen, getragen. Wer dieſen Sack einmal kennen gelernt hat, der zieht ihn gewiß allen andern Jagdtaſchen, Ranzen u. dergl. vor. Dem Berufjäger iſt er unentbehrlich und dient ihm in ſo mannigfacher Weiſe, daß, ließe ſich ſein Erfinder ausmitteln und lebte er noch, die Jägerei ihm zu einer Ehrenbelohnung verpflichtet wäre.

ſo mag man ſich an dieſen Verſen ein warnendes Beiſpiel nehmen, zu welchen Verirrungen auch ein großes Genie kommen kann, wenn es eben gar kein Jäger iſt. Die alten Gallier waren darin gerechter und poetiſcher, denn ſie ſchmückten beim Dianenfeſt ihre Jagdhunde mit Blumen, und ein Sprüchlein von 1582 hat auch eine gewiſſe Geltung, wenn es ſagt:

„Vnder alln Thiere am liebſten hat
Der Hund den Menſchen wirt nicht mat.
Wie Weib jetzt lieb, bald wiedr ſchabab,
Darvbr mich offt verwundert hab.“

Die Rehjagd in Bayern muß in älteren Zeiten nur unbedeutend geweſen ſeyn, wie aus dem Jagdregiſter des Herzogs Wilhelm IV. von 1545 und noch mehr aus dem des Herzogs Albrecht V. erhellt, welcher in 25 Jahren nur 100 Rehe erlegte.[1]

Aehnlich war es in Heſſen. Vor hundert Jahren aber war bei uns der Rehſtand ſchon der Art, daß jährlich gegen 200 Rehe in's Münchner Zwirchgewölb geliefert wurden.

Um München war der Rehſtand in mehreren Revieren, Aiach, Grünwald, Schleißheim ꝛc. vor dem Jahre 1848 ein ausgezeichneter und auf den Jagden, welche König Maximilian I. und König Ludwig bei Sendling hielten, wurden mehrmals 100 bis 136 Rehe und gleichzeitig gegen 400 bis 1000 Haſen erlegt.

Im Lochheimer-Schlag (Sendlinger Revier) wurden um 1845 in freier Jagd in einem Bogen 135 Rehe, darunter über 100 Böcke, geſchoſſen.

Ein ſehr guter Rehſtand war ferner in Unterbrunn und

[1] Die Rechnungen des Kloſters Tegernſee von 1568 – 1580 in 13 Jahren führen nur 48 Rehe an, zweihundert Jahre ſpäter aber in gleicher Zahl von Jahren 575 Rehe. Von 1671–1691 wurden jährlich im Durchſchnitt nur 37 Rehe in den Münchner Hofjägergaden geliefert.

besonders in Ebersing bei Weilheim, wo auch Karl Theodor manchmal ein „Klopfet" hielt. Man wird kaum anderwärts etwas dieser Art aufzuweisen haben, denn es war 1843 nicht besonders schwer, im Mai oder Juni dort an einem Tage auf der Birsch 6—8 gute Sechserböcke zu schießen, und der General Baron von Zweibrücken gewann einmal die Wette, in 8 Tagen auf der Birsch 36 Böcke zu erlegen. Ebenso war das zwischen Weilheim und dem Ammersee gelegene Reisdinger-Moos reich an Rehen und man konnte den ganzen Tag hindurch birschen, denn das Moos war theilweise ganz frei und die Rehe immer zu sehen und eine Menge kleiner Heustadel machten das Anbirschen möglich. Da war Waidwerksluſt, denn es gab nebenher Auerhähne und Spielhähne, also zuerſt auf diese, dann beim und ſich ſtärken mit erfleckſichem Frühſtück, und dann auf die Birsche in's Moos hinaus. Gegenwärtig iſt kaum mehr ein Reh dort zu finden, das Jahr 1848 hat ſie vertilgt, wie auch die zu Germering, Pfraemering, Anzing ꝛc.

Von 1841—1845 incl. ſind in's Münchner Zwirchgewölb 6243 Rehe und 551 Ritze geliefert worden, alſo über 6mal mehr als vor ungefähr hundert Jahren.

Die Rehe gehen im Gebirg ziemlich hoch hinauf und im Mittelgebirg iſt es keine Seltenheit, daß beim Treiben auf Gemſen auf einem der höher gelegenen Wechſel ein Gemsbock und ein Rehbock geſchoſſen wird, wie im Tegernſee'ſchen, in Bayriſchzell, Hohenſchwangau ꝛc. öfters (mir ſelbſt) geſchehen und noch geſchieht. Der Rehſtand dort hat zwar durch die unſinnige Bauernwirthſchaft von 1848 auch ſehr gelitten, und waren ſelbſt die Jäger an manchen Orten genöthigt, Alles niederzuſchießen, um dem Treiben ein Ende zu machen, gegenwärtig aber hat es ſich damit wieder in erfreulicher Weiſe gehoben und in manchen Revieren des Allgäus, um Ettal, Kohlgrub, Partenkirchen und Hohenſchwangau iſt ein guter Rehſtand. Ebenſo um Roſenheim und Berchtesgaden.

Im Reichswald bei Nürnberg werden auf 90,000 Tagwerk nachhaltig jährlich 200 Böcke und 20 Geißgaisen geschossen, und auch in der Umgegend von Würzburg, im Guttenberger- und Gramschazer-Wald, im Steigerwald, Frankenwald, Fichtelgebirg und vorzüglich in der Pfalz ist guter Rehstand.

Bei München werden im Grünwalder Park Rehe gehegt.

Der Churfürst Karl Albrecht ging öfters auf's Rehblatten, ebenso Maximilian III. Auch der regierende König und die Prinzen pflegen zuweilen dieser Jagd.

Weiße Rehe gab es in der Gegend von Banz noch 1846; ein weißer Rehbock wurde auch 1849 im Forstamt Preßath erlegt und im vorigen Jahrhundert ein solcher in Hohenschwangau (1783) mit großer Arbeit lebendig gefangen. Es wurden dazu von München drei Tüchermagen hingeschickt und der Meisterjäger Moosmüller nebst mehreren andern Jägern abgeordnet. Der gefangene Bock wurde nach Nymphenburg gebracht. Dergleichen weiße Rehe sind Kakerlaken, die lichter (Augen) sind immer roth.

Auch schwarze Rehe sind vormals in der Gegend von Weissenburg und Parrsheim vorgekommen, und Schecken auf dem Revier Schwand bei Schwabach, sie hatten weiße Blässen, weiße Unterläufe und Schaalen. Nach Landau finden sich schwarze Rehe auch im Schaumburger-Wald in Hessen und gab es zu Anfang dieses Jahrhunderts bleifarbene in den Erbach'schen Forsten.

Winkell führt mehrere dergleichen seltenfarbige Varietäten aus dem Anhalt-Dessau'schen an und beobachtete, daß eine gewöhnliche rothe Geis wiederholt weiße Kitze gesetzt habe. Daß Gaisen Geweihe aufsetzen, kommt auch zuweilen vor, und wurde bei uns eine solche mit bebastetem Gabelgeweih im Jahre 1833 im Revier Hofelding (Forstamt Murnau) geschossen.

Scheitlin[1] erwähnt des höchst seltenen Falles eines Rehbastards,

[1] Thierseelenkunde II. 140.

von einem Rehbock und einem Schaf abstammend. Er hatte Aehnlichkeit mit dem Reh. Der gelehrte Thierpsychologe macht dazu die seltsame Bemerkung: „daß die Natur solche Geschöpfe wie nur zur Probe hervorbringe, um zu sehen, was werden könne (denn sie ist nicht allwissend), die Probe dann aber, wenn sie sie gesehen, umkommen mache, ist bekannt genug.“ Danach muß die Natur entweder sehr ungeschickt im Probiren seyn, denn bis jetzt sind Bastarde, die sich fortpflanzen, nicht bekannt, oder es ist ihr unrichtigerweise eine Tendenz zugeschrieben, die sie nicht haben kann. Wir halten unmaßgeblichst dafür, daß letzteres der Fall sey.

Der Fuchs.

Dem Rehbock folgt als ein faſt äquivalentes Stück der niedern Jagd, der weltbekannte und berüchtigte Fuchs (Canis Vulpes). Die Freude, dieſen liſtigen Schelm zu erlegen, iſt für viele Jäger noch größer als die, einen guten Bock zu fällen. Hat er doch jeden Waidmann oft genug geärgert und erboſt gemacht.

„Herr! ich könnte die Drangſal, die mir der Bube bereitet
Nicht mit eilenden Worten in vielen Wochen erzählen.
Würde die Leinwand von Gent, ſo viel auch ihrer gemacht wird,
Alle zu Pergament, ſie faßte die Streiche nicht alle.“

(Reineke Fuchs.)

Da ſoll man ſeiner Ränke wegen aufraſſen wie ein Haſenmacher, da ſoll man die Augen im Kopf haben, wie eine Schnepfe, um links und rechts auf ſein Erſcheinen zu lauern, denn er wählt gerne den engſten Gang durch's Dickicht, wo man geradeaus gar nichts ſehen kann, da muß man oft das Gewehr an den Backen werfen und losdrücken zugleich, ſonſt iſt's mit dem Schießen vorbei. Vergebens liegen manche Schützen ſchon beim erſten Treiberruf im Feuer und zielen in die Lücke, die er, wie ſie meinen, paſſiren muß, entweder er paſſirt ſie doch, und iſt ſie etwas eng wie gewöhnlich, ſo rupft ihm der Schuß meiſtens nur die Blume der Ruthe, oder er kommt wo anders und ſchlägt bei der kleinſten Wendung des Schützen um und verſchwindet.

Er hat ein solches Talent, sich zu schirmen, daß er beim Umschlagen selbst im lichten Holz meistens entrinnt, indem er die ihm möglicher Weise deckenden Bäume meisterhaft zu benützen versteht. Oft scheint er gar harmlos und vertraut daherzutraben, man meint, er denke an nichts, es ist noch kein Treiber laut, kein Hund los, man fährt möglichst langsam mit der Flinte auf, er merkts und weg ist er. Bald kommt er lange vor dem Treiben, wo der Waidmann die kurze Frist der Ruhe zu einigem Imbiß verwendet, bald fährt er wie ein Pfeil aus den Büschen, wenn die Treiber schon an den Schützen sind. Da man noch mit Steinfeuer schoß, sprang er oft aus dem Schuß, ehe das abbrennende Zündkraut die Pulverkammer erreichte, bei den Kapseln geht das nicht mehr so leicht, obwohl Manche behaupten, daß er es noch thue, gleichsam instinktartig vorauswissend, wenn es knallen werde. Es hilft auch kein Anzug, der ihm den Jäger unkenntlich machen könnte, wenn er diesen einmal verdächtig anschaut, und trüge einer selbst ein Kleid von Tannenrinde oder von wahrhaftigem Buchenlaub, so nützt's nicht viel, denn man sagt, er kenne die Augen und ihren Glanz auf den ersten Blick; es haben deshalb wohl auch Superfeine die Augen gar zugemacht, wenn sie einen Fuchs nahen gesehen, um ihn auf sichere Schußweite herzulocken, aber meistens war er verschwunden, wenn sie dann die Augen zum Schießen begierig wieder aufgemacht haben.

Weil er nun sowohl den Waidmann als die dafür gelten wollenden Flintenträger oft genug zum Narren hält, so verfällt der Fuchs auch Verwünschungen und Schimpfnamen, wie sie z. B. für den Hirsch nach Waidmannsbrauch nicht geduldet sind, denn der Hirsch darf niemals geschimpft werden. Der Fuchs aber muß Alles leiden, und ich kann mir nicht versagen, anzuführen, wie Wildungen über ihn spricht. Er sagt:

„O des Buben! Ueber seinen Ränken
Geh'n mir Sprache schier und Odem aus!

möcht' ich mit weiland Bürger ausrufen, wenn ich seiner unerschöpflichen List, seiner tausendfältigen Jagd- und Fangkünste gedenke, die kein Jäger — denn wahrlich! nur wenige sind schlauer als er — jemals auslernen wird. Kurz, er ist der wahre Harumpascha aller vierbeinigen Schelme, und der allerabgefeimteste Wilddieb, soweit ihn der Balg berührt."

Mit denselben Versen schließt auch Diezel sein Kapitel über den Fuchs, indem er beifügt, daß sie kurz zusammenfassen, was über die List und Rachgier dieses rothen Spitzbubengesichts zu sagen sey. Schon im Sachsenspiegel (1215) ist der Fuchs, wie der Wolf und Bär behandelt und vom Bann ausgenommen, d. h. jeder durfte ihn tödten.

Genauer betrachtet ist aber am Fuchs doch eigentlich nur der Fehler, daß er gescheiter ist, als anderes Wild, und daß er keine Maus frißt, wenn er ein Rebhuhn speisen kann, wobei ihm jedoch immer gar hoch angerechnet wird, daß er sich nicht von jedem Juchtenstiefler todtschießen lassen will.

Die Thierpsychologen erkennen die Begabtheit des Fuchses besonders daran, daß er durch die Nähe des Menschen und durch dessen Nachstellungen verhältnißmäßig viel klüger, vorsichtiger und listiger werde als andere Thiere, und daß an ihm wahre Elternliebe zu beobachten, die so weit gehe, daß wenn die Jungen sich über das Zappeln einer Maus oder eines Vogels mit allerlei Kreuzsprüngen freuen, die Alten diese Sprünge mitmachen, um die Lust der Kinder zu steigern. Umgekehrt aber zeigen die Kinder dergleichen Liebe nicht immer gegen die guten Eltern oder unter einander, denn man hat beobachtet, daß sie die angeschossene Mutter, die nach dem Bau flüchtete, ohne Umstände aufgefressen haben, wie auch ein bei ihren Scherzen und Raufereien verwundetes Individuum öfters einem solchen Schicksal verfallen ist.

Die Urtheile des Volkes über den Fuchs lauten je nach den

Umſtänden, wie immer, ſehr verſchieden. Ich ging einmal mit einem Jäger auf die Birſch und wir paſſirten zwei nahegelegene Bauernhöfe. Vor dem einen rief uns ein Weib zu: „So ſchießts do' amal den verdammt'n Fuchs, der ma' meini Hendln bein hellichten Tag holt, den Teufi d'erſchießts amal, i' bitt' Enk gar ſchö'." Beim zweiten Hof ſtand ein Bauer, der uns anredete: „Gel' habt's ma' jetz' mein Fuchs d'erſchoſſ'n, hätt's aa' 'was Gſcheiters thoa kinna. Hat ſo fleißi a'mauſt auf mein' Feld, daß i' mei' Freud dra' g'habt ho'." So gehts auf der Welt, der Fuchs ſoll ſich mit Mäuſen begnügen und die Menſchen mit Kartoffeln, dafür ſollen ſie ſich tüchtig plagen und arbeiten und nicht nach Beſſerem verlangen.

Der Fuchs kümmert ſich aber um ſolches Anſinnen nicht viel und frißt einen guten Biſſen, wo er ihn haben kann, ja er waat ſelbſt manchmal mit auffallendem Leichtſinn den Balg drum. Nebſt allen Vögeln[1] hat er es beſonders auf die Haſen gerackt; es iſt als reize ihre Furchtſamkeit und Feigheit ſeinen Zorn und gar oft gereicht ihm dieſes zum Verderben, da ihn der Jäger durch Nachahmen des Kleinkinder-Geſchrei's eines verzweifelnden Haſen herbeilockt und niederſchießt. So wird er gar vielfach getäuſcht trotz ſeiner Verſchlagenheit, und wäre ihm dieſe nicht in ſo hohem Grade verliehen, es wären gar wenig Füchſe auf der Welt, denn abgeſehen davon, daß er an vielen Orten zu jeder Zeit geſchoſſen wird, ſo ſtürmt man auch erbarmungslos ſeine unterirdiſchen Wohnungen und würgt ſeine lieben Kinder, und wahrhaft grauſig ſind die Apparate der Eiſen und Fallen und Schnellbaken anzuſehen, die man zu ſeiner Vertilgung auserſonnen hat. Mit Rauch und

[1] In Surrey iſt ein Fall beobachtet worden, aus welchem der Berichterſtatter den Schluß zieht, daß der Fuchs ſogar mit einem mesmeriſchen Einfluß begabt ſey und ihn zum Fangen geltend mache. Ein Fuchs rannte fortwährend um einen Baum, auf den ſich Federvieh geflüchtet hatte und es dauerte nicht lange, ſo fiel dieſes in großer Verwirrung herunter und trug der Fuchs ſeinen Braten davon.

Gift verfolgt man ihn ſogar, kurz, barbariſch wird ihm zugeſetzt, aber Unkraut verdirbt nicht, und wie es trotz aller Verfolgungen immer Spitzbuben gibt, ſo gibt es immer Füchſe. Das kommt zum Theil auch daher, daß der Fuchs um ſeinen Aufenthalt und Wohnſitz nicht zu wähleriſch iſt, Berg und Thal, ein Sumpf, ein Felſenloch oder ein hohler Baum, überall iſt er heimiſch und macht man's ihm an einem Platz gar zu bunt, ſo kümmert er ſich nicht viel um das Vaterhaus und die Spielplätze ſeiner Jugend, wechſelt das unterirdiſche Quartier, wie's gerade kommt, oder geht auch auf Reiſen in wildfremde Gegenden, ſeinem Genie vertrauend, welches ihm ſchon durchhelfen wird. An Orten wo Rehe und Haſen nicht aufzubringen ſind, wird er aber auch gehegt und zuweilen nimmt man ihm auch die Jungen vom Bau, um ſie in ſicherem Verſchluß zu erziehen und dann gelegentlich dem Jagdherrn einen Bogen damit feitzumachen. Ich habe einmal eine ſolche Jagd erlebt, und da die Vorbereitungen nicht bekannt waren, ſo nahm ſie ſich ſeltſam genug aus. Man ſprach von einem Hauptbogen auf Füchſe. Als der Trieb angeblaſen wurde, ſchickte einer meiner Nachbarn ſeinen Gewehrträger vor, um einen hinderlichen Tannenbuſch zu ſtutzen. Ich ärgerte mich über dieſes Verfahren in ſolchem Augenblick, da es meinen Riegel leicht beeinträchtigen konnte, und wollte ſchon abwehren, als zu meinem Staunen ein Fuchs dicht neben dem backenden Burſchen hinlief und von ſeinem Herrn geſchoſſen wurde, da dachte ich, es könne ein wütender Fuchs geweſen ſein, denn ein ſolcher rennt wie taub und blind herum, aber bald darauf kam zugleich mit einem Laut gebenden Dachshund ein anderer Fuchs, beide mit ſeltſamen Sprüngen und ich konnte deutlich bemerken, daß der Fuchs mit dem jungen Hund ſcherzen wollte; da war die Art des Wildes freilich klar. Solche auferzogene oder wie man ſagt aufgeluderte Füchſe haben gegen die wildfreien einen ſchlechten Balg und ſehen meiſtens verkummert und ſchabig aus.

In Bayern fehlt es nicht an Füchsen und gibt deren viele in den Forsten um München, Ebersberg, Freysing, in Niederbayern ꝛc. Früher waren sie beionders zahlreich im Forstamt Schongau und um Weilheim, und in den 17 Revieren um Landsberg wurden jährlich 500—600 Füchse geschossen, meistens an den Ufergehängen des Lech und der Amber. Im Revier Pullach bei München wurden sie in einem Bogen gekernt und dann bei den königlichen Jagden bis zu 200 Stück erlegt. Daß ihnen unsere Jäger fleißig nachstellen, beweist, daß von 1841—45 nicht weniger als 7706 Füchse beim Zwirchgewölb in München verrechnet worden sind.[1]

Um des Nutzens willen, welchen der Fuchs durch das Mausfangen für die Felder gewährt, hat er zu Zeiten wohl auch Gnade gefunden und sind darüber bayerische Mandate von 1616—1648 vorhanden, wo das erstere das Fuchsgraben auf den Hauptliegern verbietet und das andere befiehlt, daß in Zeiten wo die Feldmäuse allzuviehr überhand nehmen und die Getreidefelder beschädigen, das Fuchsjagen auf 3 Jahre eingestellt werden soll. Bei einer schrecklichen Mausplage im Jahre 1753 in der Gegend von Nordlingen kamen die Füchse aus den Bergen des Ries und mühten sich so fleißig um die Mausvertilgung, daß ein Berichterstatter meint, bei den alten Egyptiern hätte man ihnen dafür Altäre gebaut und Opfer dargebracht.

Nach der alten bayerischen Gejaidsordnung war bestimmt, Füchse nur von Michaelis bis Lichtmeß zu fangen. Die Füchsin heißt in Oberbayern Fehin. So sagt ein bekanntes Schnaderhüpfl:

„Fuchspaßn mag i' nit,
Is ma' viel z'kalt,
Paß' lieber auf a' Fehin,
Hat aar an' schön' Balg."

[1] Gegenwärtig wird ein Fuchsbalg zu 3 fl. 30 kr. verkauft, während er noch vor wenigen Jahren 1 fl. 12 kr. kostete.

Von Churfürst Ferdinand Maria sind 1670 Fuchsjagden zu Feldmoching und in der Freimanner Au gehalten worden.

Wie weit die Lust, einen Fuchs zu schießen, gehen kann, mag ein Fall beweisen, der in Tyrol (Schattwald) vorgekommen ist. Es gibt dort einsame Orte, welche im Winter, wo der Schnee, wie man sagt hausboch fällt, fast unzugänglich sind. Stirbt an solchen eine Person um diese Zeit, so wird die Leiche in den Schnee verscharrt, bis im Frühjahr das Thal wieder zugänglich ist und dann erst das übliche Begräbniß gehalten. Oft aber legt man die Leiche auch auf den Heuboden oder unter's Dach und läßt sie da überwintern.

Bei solcher Gelegenheit spürte ein Bauer einen Fuchs, der die Leiche gewittert hatte. Er zog diese nun des Nachts in's Freie und paßte dabei, wo es ihm nach einigen Nächten auch glückte den Fuchs zu schießen. Neben einer Leiche Fuchspassen beim Mondschein und in eisiger Winternacht!

Am Fuchs sieht man deutlich, welche Gefahr es mit sich bringt, ein hervorragendes Talent zu besitzen. Wäre der Fuchs ein langsames friedfertiges dummes Thier, man würde ihn füttern wie ein Schaf, man würde ihn nicht mit den Furien der Hunde und mit den Harpyen der Geschoße verfolgen, sondern des Balges willen einfach in einem Momente todtschlagen, wo er gar nicht dran denkt. Sein Leben fließe still und ruhig dahin. Weil er aber genial und in Ränken und Schelmereien erfinderisch ist, weil er menschliche Autorität nicht im geringsten anerkennt und rücksichtslos nach dem eigenen Willen zu leben verlangt, so fordert er alles gegen sich heraus, Menschen wie Thiere, und man begnügt sich nicht damit ihn kurzweg zu erschießen, sondern man will sich auch damit vergnügen zu beobachten, was er in der Noth anfängt, was er Alles ausfindirt um zu entkommen.

So könnten die Engländer gar wohl ihre Füchse schießen, sie

thun es aber nicht, sondern hetzen den armen Langschwanz mit gewaltigen Meuten, bis er fast verendend von ihnen erreicht wird.

Man erkennt Spuren dieser Jagd in England, wie auch in Deutschland, schon in alter Zeit, und Eduard I. († 1307) hielt 12 Fuchshunde, die ein eigener Jäger (the King's huntsman of Foxes) besorgte. Die Fuchsjagd in ihrer jetzigen Gestalt scheint um 1700 zwar bestanden zu haben, bildete sich aber erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts aus und wird nun großartig betrieben, so daß z. B. der Herzog von Beaufort allein über 100 Hunde[1] dazu hält, welche auch nöthig sind, wenn man in der Woche drei bis viermal jagen will. Die Engländer überbieten sich oft in Anpreisungen dieser Jagd, welche offenbar mehr ein Wettrennen zu Pferde (mit Hindernissen) genannt werden kann, wenigstens da, wo der angehetzte Fuchs keinen Halt mehr hat. So sagt einer: „der Fuchs ist unter allen Thieren, was nach Homer Agamemnon unter den Heroen war" (*αὐτὸς ἀνδρῶν* der erste der Männer) und setzt, vielleicht mit einiger Ironie, großgedruckt hinzu, die Nationalität Großbritanniens hänge von der Existenz des Fuchses ab und die Wohlfahrt des Landes gewinne von der Fuchsjagd ebensoviel als von den Fortschritten der Agricultur und Chemie, welches damit motivirt wird, daß die beträchtlichen Ausgaben dieser Jagd den Farmers, Pferdezüchtern ꝛc. zu gut kommen. Ein Jagdschriftsteller aus den dreißiger Jahren, „Nimrod" genannt,[2] welcher den Ruf eines „Dickens" für die Jagdwelt genießt, sagt: Salomon sey bei all seinen Weibern, Wein, Palästen, Geld, Essen, Trinken und Musik doch ein mürrischer Herr gewesen und hätte seine Freuden wohl in besserer Laune genossen, wenn er die Fuchsjagd gekannt

[1] Die Namen sind meistens specifisch englische Eigenschaftswörter wie: Flighty, Faithful, Willing, Boundless, Dauntless, Warbler etc., zum Theil kommen auch Personennamen vor, Falstaff, Palafox, Hebe etc.

[2] Hunting Tours. Letters on Riding to Hounds.

hätte. Derſelbe meint, weil man ſprichwörtlich ſage: „er reitet wie der Teufel," ſo müſſe dieſer dereinſt auch ein guter Reiter und Fuchsjäger geweſen ſeyn, daher er ſchwerlich je ſo ſchwarz ausgeſehen habe, als man ihn male,[1] denn er ſey wohl wie die Fuchsbeizer in rothem Kleide geritten (he rode in red).

Ein anderer ſingt in elegiſchem Ton:

Nicht lieb' ich den Frühling, bekleidet er auch
Die Erde mit glänzendem Grün,
Er trübt mir das Herz, denn es flüſtert ſein Hauch
Von ſchönerer Tage Verblüh'n,

Von vergangener Zeit, die der Fuchsjagd geweiht ꝛc.

Weniger Aufhebens macht ein Franzoſe (la Vallée) von dieſer Jagd. Er ſagt: C'est une chasse ni pénible ni bien savante; aussi les maîtres de la science disent-ils que c'est le délassement des mazettes.[2] (Ausruhen der Schindmähren.) Die Meiſter der Kunſt in England reden aber nicht ſo und „Nimrod" ſagt mit Recht, es ſey etwas ganz anderes, auf dem Papier oder am Kamin bei einer Flaſche Wein ein Fuchsjäger zu ſeyn, als draußen, wo's über Stock und Stein weggeht und auch ein paar Rippen leicht in Unordnung kommen können.

Man thut natürlich Alles, um an Füchſen keinen Mangel zu haben, man zieht auch junge Füchſe in künſtlichen Bauen groß, um ſie dann zu beizen und von Frankreich werden ſie als Handelsartikel nach den luſtigen Inſeln übergeſchifft. Der Hunde ſind mancherlei Arten, über deren Abkunft oft wie über die der Pferde Regiſter geführt wird, obwohl faſt jeder Hund den Fuchs gern jagt. Sie werden zuweilen mit 10—12 Pfund Sterl. bezahlt. Vor der

[1] Die Vorſtellungen von der Teufelsfarbe ſind alle verſchieden, denn Marco Polo berichtet ſchon, daß einige Stämme Indiens den Teufel weiß malen, weil ſie ſelber ſchwarz ſind.

[2] La chasse à Courre en France, p. 147.

Jagd werden des Nachts die Baue ausgestopft, wie auch sonst bei den Fuchsjagden.

Das Hetzen dauert manchmal nur eine Viertelstunde, je nach der Oertlichkeit aber auch mehrere Stunden. Nach Tiezel zählt man gegenwärtig in England und Wallis gegen 98 Meuten, davon die meisten durch besonders organisirte Gesellschaften unterhalten werden. Mit einer solchen Meute, welche 36—50 Hunde begreift (je nachdem man auf Feldern oder im Waldland jagt) werden jährlich 70 bis 90 Füchse gehetzt, welches für alle Meuten die bedeutende Zahl von nahe 9000 Füchsen beträgt. Diese Zahl läßt sich theils durch das große Landesgebiet, theils durch das Schonen erklären, welches man außer dieser Jagd den Füchsen angedeihen läßt. Wenn man erwägt, daß nur einige Meilen um München jährlich über 1500 Füchse erlegt werden, so sind 9—10 Tausend Füchse in allen Jagddistrikten von England nicht zu viel. Die vorzüglichsten dieser Distrikte sind Leicestershire, Oxfordshire, Warwickshire, Yorkshire, Lincolnshire, Northamptonshire ꝛc.

Die rechten Fuchsjäger klagen über das sichtliche Ausarten ihrer Lust, indem Nebendinge und Luxus den ächten „sport“ niederdrücken und jeder Jüngling, ob mit Jagdlust oder nicht, sich schon des rothen Rocks wegen betheiligt und des Champagners wegen, in welchem vor und nach, mit und ohne Ritt geschwelgt wird: „Champagne breakfests, Champagne luncheons, Champagne dinners and Champagne suppers.“[1] Vom Fuchs wird dabei

[1] Da gilt der alte Spruch:
Lieber Waidmann sag mir an:
Wo willst du heut hinan?
„Zu's Wirthshaus,
Da schlägt mir kein Reis kein Aug' aus,
Es werf' mir's denn einer mit der Kandel aus.
Sitz zu mir und ich zu dir,
Ein Glas mit Wein das bring' ich dir.

wenig gesprochen, faſt nur von den Pferden und Hunden. Viele (die health-hunting fox-hunters) treiben die Fuchsjagd nur auf Anordnung der Aerzte, denn dieſe verſchreiben Fuchsjagd wie die Mineralwäſſer von Cheltenham oder Harrowgate oder irgend eine Medicin, wo auf dem Zettel ſteht: „Iſt wohl zu ſchütteln beim Einnehmen.“

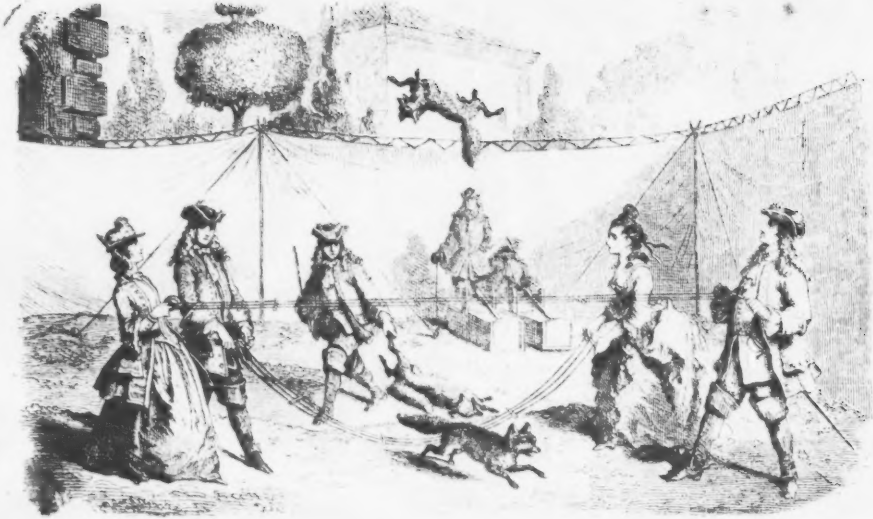
Auch ſoll in neueſter Zeit eine bedenkliche Abnahme der Füchſe bemerkt worden ſeyn und manche Jäger ſcheinen einzuſehen, daß die Hege andern Wilds und beſonders edlen Federwilds doch dem Spaß vorgehe, mit einem Troß berufener und unberufener Reiter einen Fuchs zu hetzen.

Die Geiſtlichen ritten ſonſt fleißig mit, es fängt aber an Mode zu werden, ſolches für unſchicklich zu halten.

Das Stürzen mit dem Pferde ſoll im Allgemeinen nicht ſo bedenklich ſeyn als man meinen möchte, doch geſchieht es zuweilen, daß einer den Hals bricht.[1]

Weniger gefährlich war eine zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts an üppigen Höfen vorkommende Unterhaltung, bei welcher der Fuchs (auch der Haſe) herhalten mußte, nämlich das Fuchsprellen. Es beſtand darin, daß man mittelſt der Prellnetze Füchſe ſo lange in die Luft ſchleuderte, bis ſie verendeten. Herren und Damen engagirten ſich zu dieſem Prellen, wie man ſich zum Tanz oder zum Velantiviel engagirt. Die eingefangenen Füchſe und Haſen wurden in Käſten auf den „Lauf-

[1] Eine gewiſſe Fuchshetze umgekehrter Art erzählt Alexandra aus Tirol. Nach einer uralten Knazzenſage bewohnen „die Fackeljungfrauen“ eine große Berghöhle voll langer Gänge und bedeutender Tiefe und haben Füchſe in ihrem Gefolge, die ihnen dienen. Werden ſie bei ihrem nächtlichen Wandeln, wo ſie hellleuchtende Fackeln tragen, von einem Menſchen belauſcht und ſie nehmen es gewahr, ſo erſchallt ein Schrei, die Fackeln verlöſchen, die Fräulein verſchwinden und der Frevler irrt in trüglicher Finſternis, verfolgt und gehetzt von den Füchſen ſeinem Unglück — dem Wahnſinn — entgegen.



Platz" gebracht und Flemming beschreibt den weiteren Hergang folgendermaßen: „Erscheinen nun an dem bestimmten Tage die Cavalliers und Dames in grüner mit Gold und Silber verbrämerirten Kleidung bei Hofe, so werden sie an den verlangten Ort invitiret, und alsdann in einer bunten Reyhe, wechselsweise ein Cavallier und eine Dame gestellet, und also, daß eine jede Dame allezeit ihren Cavallier gegenüber habe vor sich, welcher mit ihr den Fuchs mit den hiezu gehörigen schmahlen Prell-Netzen aufziehet und prellet. Nachdem sich nun viel Cavalliers und Dames bei dem Fuchs-Prellen eingefunden, werden drey biß vier und mehr Reyhen formiret und sind also gleichsam zwei bis drey Gassen zu sehen. Auf den Befehl der hohen Herrschaft werden die Kasten der Füchse und Hasen zuerst geöffnet, daß alles durch einander die Gassen durchpassiret. Die Cavalliers und Dames schicken mit vielfaltigem Prellen die Füchse und Hasen nach mancherlei wunderlichen Figuren in die Luft, daß die Herrschaft ihr Vergnügen haben kann. Soll es nun bald zu Ende gehen, so werden die Zanen herausgelassen (Frischlinge und geringe Backen) und die machen dann bei den Dames unter den Reifröcken einen solchen Jammer, daß nicht zu beschreiben." Man kann sich leicht vorstellen, welche Scenen da vorkamen, besonders wenn man weiß, daß ein Frischling im vollen Lauf auch einen starken Mann umzurennen im Stande ist. Der Boden war mit Sand hoch überschüttet, weil sonst diese Kurzweil gar zu kurz gedauert hätte.

Unter der Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen († 1651) wurden Fuchsprellen öfters im Schloßhof zu Kassel gehalten.

Zur Hochzeitsfeier des Kaiser Leopolds I. mit der spanischen Infantin Margaretha Thereia wurden im Prater zu Wien am 16. December 1665 über 100 Füchse und 50 Hasen geprellt; ein solennes Fuchsprellen fand auch bei der Heimführung der Landgräfin Magdalena Sibylla zu Hessen durch den Herzog Wilhelm

Ludwig zu Würtemberg im Jahre 1674 auf dem Schnarrenberg bei Stuttgart ſtatt.

Unter Auguſt dem Starken und ſeinem Sohn und Nachfolger Auguſt II. wurden ſolche Prellen im großartigſten Maßſtabe zu Dresden gehalten. So 1722, wobei 160 Füchſe geprellt wurden und 1747 in der Reitbahn zu Dresden, wo in 9 Abtheilungen geprellt wurde, jedesmal gegen 40—50 Füchſe und eben ſo viele Haſen, auch wilde Katzen und Dächſe, im Ganzen 414 Füchſe, 281 Haſen, 39 Dächſe, 6 wilde Katzen.

Bei einem ſolchen Prellen zu Blankenburg 1724 hatte man den Haſen Krägen von ſtarkem Papier umgebunden, Leiern, Violinen und dergleichen vorſtellend und Porträts angehängt zur größten Luſtbarkeit der prellenden Herrſchaften. Das Prellen wurde von Ludwig Rudolph, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg gehalten und mit einem beſonderen Jagdaufzug. Unter den Jägern „hatten ſich, ſchreibt Döbel, einige mit glattanliegenden grünen Beinkleidern, Strümpfen und kurzen dergleichen Weſten, welche in die Hoſen ein- und angemacht waren, daß es anzuſehen, als ob es in einem Stücke wäre, um den Leib von Wintergrün, als aus Orangerie-Laube, Kränze, auf dem Kopfe unaufgeſchlagene Hüte, worunter ſie eine Tour hatten, welche den Greiß-Haaren ähnlich, und über's Geſicht eine Masque, an welcher ein breiter langer Bart war, angethan: die andern Jäger aber waren mit propper grüner Kleidung und Stiefeln bekleidet, in der Hand eine Spieß-Ruthe habende.

„Wie nun die erſten als die abgemahlten wilden Männer ausſahen, ſo war auch einer unter ihnen, welcher den Pohlniſchen Bock pfeifen konnte. Demſelben war ein Fuchs verfertiget, darauf er, wie auf einem Pohlniſchen Bocke pfeiffen konnte, dabei ein anderer die Violine ſpielete." Andere bliesen Hüfthörner. „Hierauf geſchah der Aufzug: vorher ging der jüngſte Jagd-Junker mit

bloßem Hirschfänger in der Hand. Diesem folgte der Fuchs- oder Bock-Pfeiffer, daneben die Violine und spielten ihren Marsch. Nach diesen kamen etliche mit obengedachten wilden Mannes-Habit, und verkümmelten Bäumen in der Hand. Nach denen kamen die mit den Parforce- und Hüft-Hörnern, welche wechselsweise mit der vorhergehenden Music ihren Marsch bliesen. Nachdem kam ein Fernmeister mit dem bloßen Hirschfänger in der Hand. Diesem folgten die andern Jäger Paar und Paar nach ihrem Range, und zogen alle im Angesicht der durchlauchtigen Herrschafften und zuschauenden Cavaliers und Dames zum Schloßhof hinein, nach dem angerichteten Platze." Hierauf kamen die prellenden Cavaliere und das Prellen ging an.

Die Prellen waren eine starke Hand breite Gurten 9 bis 10 Ellen lang oder auch von Stricken mit eingezogenen Knebeln. Gute Preller schleuderten den Fuchs 6 bis 8 Ellen hoch. Es gehörte dazu ziemliche Kraft und Gewandtheit. Ein Prellen von 200 Füchsen war keine Seltenheit, es wurden oft viel mehr dazu eingefangen, denn bei einem Prell- und Lustjagen 1751 auf der Stallbahn vor dem königl. Schloß zu Dresden wurden am 1. März 687 Füchse geprellt und da man wegen andern Prellens und Hetzens an diesem Tag mit den Füchsen nicht fertig werden konnte, so sind am 2. März deren noch 83 geprellt worden![1]

Wenn man die Porträts von Damen aus jener Zeit betrachtet und wie sie so kindlichen Gemüths eine Rose oder Lilie in der Hand haltend dargestellt sind und man denkt an's Fuchsprellen, so gibt's einem wie man bei uns sagt, „einen Riß," der manchen schönen Wahn entzweireißt.

[1] Heinecken. Erinnerungen.

„Reineckens Neffe der Dachs," der lateinisch Meles taxus und italienisch tasso heißt, ist ein seltsames Tier, welches die Zoologen zu den bärenartigen stellen, da er u. a. auf ganzer Sohle geht und auch im Zahnbau Aehnlichkeit hat. Der Dachs führt ein, man könnte fast sagen, klösterliches oder einsiedlerisches Leben, sitzt bei Tage in seiner dunkeln Zelle, betritt nur des Nachts die Waldeinsamkeit, um Wurzeln und Kräuter zur Nahrung zu suchen, wobei er freilich auch manchen Vogel, sogar einen Fasan- oder ein Häslein mitnimmt, wenn er dergleichen haben kann und schläft ein gutes Stück im Jahr, daher das Sprichwort „schläft wie ein Dachs." Er geht nämlich sowie Frost und Schnee kommt, nicht mehr, oder nur selten aus seinem Bau. Gewöhnlich wird er im Oktober oder November, wo er am besten ist, gegraben oder im Eisen gefangen, auch in mondhellen Nächten auf dem Anstand am Bau geschossen.

Das Graben geschieht wie beim Fuchse, indem man, wenn die Dachshunde in dem Bau einen Dachs angeben, einen etwa 3 Fuß breiten und 4—6 Fuß langen Graben oder sogenannte Wanne quer gegen die Röhre oder den Kessel, wo der Dachs liegt, niedergräbt und ihn dann durch einen Pistolenschuß tödtet, oder wenn man zukommen kann, durch einen Schlag auf die Nase. Will man ihn, wie sonst üblich, zum Hetzen aufbewahren, so wird er mit einer eigenen Zange gefaßt oder auch mit einem spitzen Eisenhaken herausgezogen und in einen Sack gesteckt.

Je nach der Beschaffenheit des Bodens und je nachdem der Dachs tief liegt, dauert dieses Graben mehrere Stunden, und sind mehrere Dächse in einem Bau, so kann man einen ganzen Tag damit zubringen; la Vallee erzählt sogar einen Fall, wo zwei hitzige Jäger bei Saint-Omer zwei Tage und zwei Nächte die Arbeit fortsetzten und endlich 3 Dächse erbeuteten; deshalb sagt Jouilleur, daß man sich beim Dachsgraben mit Essen und Trinken wohl versehen müsse. So heißt es in der Uebersetzung von 1590: „Alle

Nägel vnnd Zaiſer am wagen ſollen mit Fläſchen behengt, vnnd zu end deß Wagens ein Kaſten von holtz gemacht ſeyn vnnd gefüllet ſein, mit kalten Indianiſchen Hünern, Schinncken, Ochſenzungen vnnd andern guten ſchleckerbiſſlein vnd freſſereyen." Zur Winterszeit wird ein Zelt empfohlen, und ein Feuer darin anzumachen, auch etwa zur Kurzweil ein „jung Töchterlein von 16 oder 18 Jahren" mitzunehmen.

Was man bei dieſem Graben beſonders bewundern muß, iſt der Muth der Dachshunde, deren die ächten von der Natur zu ſolcher Arbeit offenbar beſtimmt ſind, wie man aus ihren kurzen krummen Beinen erſehen kann. Der Dachs beißt ſehr ſcharf und doch geht der Hund mit Freuden in der Dunkelheit des Baues ſeinem Feind entgegen; daß es da nicht beim Vorliegen und Verbellen bleibt und beide öfters hart aneinander kommen, zeigen die Riße und Narben, die ein Schlieſer, der öfters dabei war, genug aufweiſen kann. Füchſe ſuchen ſich eher durch eine Fluchtröhre aus dem Staub zu machen, daher eine ſolche immer von einem Schützen überwacht wird, der Dachs aber verläßt ſein Schloß nicht ſo leicht.

Das Fangen mit der Dachshaube iſt bei uns nicht gebräuchlich; es beſteht dieſe Haube in einem ſackförmigen Netz, an dem vorne ein eiſerner Ring (Naſenring) von 3—4 Zoll Durchmeſſer und weiter eine lange Zugleine angebracht iſt. Man geht des Nachts ziemlich ſpät an den Bau und unterſucht mit Hilfe einer Blendlaterne, ob der Dachs denſelben verlaſſen hat, dann wird das Netz in den Eingang einer Hauptröhre gelegt und der Dachs mit Hunden im Holz aufgeſucht. Er eilt nun dem Bau zu, und da man andere Röhren verſteckt, ſo fährt er in die mit der Haube und wird von einem wachehaltenden Jäger das Netz ſogleich zugezogen, mit dem Dachs aus der Röhre geriſſen, und dieſer mit einem Prügel todt geſchlagen. Fangen die Hunde den Dachs beim Jagen, ſo wird er auch mit einer Gabel geſtochen. Es galt ſonſt als ein

Hauptvergnügen, einen gefangenen Dachs in einem geschlossenen Hof mit Hunden zu hetzen bis er erlag. Dieser Spaß dauerte manchmal zwei Stunden. Bei der Hochzeitfeier des Kaisers Leopold I. wurden im Prater zu Wien 24 Dachse mit Hunden todt gehetzt.

Um die Dachsbaue durch Graben nicht zu verderben, legt man auch in der Nähe einen halbrunden Kunstbau an mit zwei Ausgängen. Werden dann die Röhren des Naturbaues versteckt und der gejagte Dachs kann nicht hinein, so geht er in den nahegelegenen Kunstbau und wird dann leicht gegraben.

Bei der Fuchsjagd, wo die Röhren der Baue des Nachts versteckt oder verstopft werden, kommt der Dachs auch manchmal in's Treiben. Man erkennt seine Gegenwart leicht an dem gewaltigen

Lärm der Hunde, mit denen er sich, da er nicht schnell laufen kann, oft einige Zeit an demselben Platze herumbeißt, und man kann der ihn umringenden Hunde wegen zuweilen gar nicht schießen.

Der Dachs kommt in Bayern ziemlich allgemein verbreitet vor, besonders im Forstamt Partenkirchen, Schongau und Weilheim (im Revier Peiting wurden 1846 aus einem Bau neun Dachse gegraben) und im Aschaffenburg'schen. In Oberfranken ist er selten. Die Dachse erreichen ein Gewicht bis zu 28 Pfund und ein Alter bis zu 12 Jahren, sie sollen dann oft blind werden.

Als eine Seltenheit kann ich einen Fall anführen, wo ein Dachs in einer Art von Wuth, wie sie zuweilen bei den Füchsen vorkommt, einen Mann bei Ebersberg von freien Stücken mit gierigem Beißen anfiel und sich dieser nur schwer desselben entledigen konnte.

Der Hase.

Die niedere Jagd oder das Reiß-Gejaid, wie es in alten Zeiten hieß, begreift neben Reh und Fuchs als ein weiteres wesentliches Stück den Hasen, der wegen seiner Furchtsamkeit von den Naturforschern lepus timidus genannt wird. In der That ist er oft bedauerlich anzusehen um dieser Schwäche willen, er kann sich wenigstens so kümmerlich anstellen, als erschrecke er vor seinen eigenen Bewegungen und als schwebe fortwährend ein Damoklesschwert über ihm, auch thut er gern, als könne er nicht sieben zählen und doch ist er keineswegs so dumm wie er aussieht, und nicht so wehrlos wie man meinen möchte, denn hätte er Courage genug zu beißen und anzupacken, er würde sich bald in Respekt setzen und der Fuchs würde ihm nicht so unbesorgt zu Leibe gehen. Die Perser zeichnen ihn sehr gut in den Versen: „Wenn er schläft, so ist es für ihn ein furchtbares Geschäft, und wenn er wacht, ist er voll Sorgen und Verdacht." Ueberall aber gibt es Ausnahmen, und so hat man auch freilich als Seltenheit Beispiele von muthigen Hasen. Ich kann einen Fall anführen, der zu Kaiser Maximilians I. Zeit vorkam. Es heißt in einem Notizbuch von damals: „Item in kay. Mt. Wandtruech zuschreiben, das bei Linz ob der Enns zween Hasen ain hundtlein gejagt und gepissen haben, hat herr Wolfgang Jörger bezeugt und anzaigt." Ich selbst habe einmal gesehen, wie ein Hase einen Raben verfolgte, der längere Zeit die Kreuz und

auer nieder am Boden vor ihm her strich, bis er sich endlich doch aufschwang, worauf der Hase sitzen blieb und ihm mit offenbarem Verdrusse nachsah. Es war wahrscheinlich eine Häsin, die um ihrer Jungen willen den Raben jagte und man sollte meinen, daß solche Fälle nicht selten wären, denn die Mutterliebe macht sich bei den Thieren wie bei den Menschen geltend, aber beim Hasen ist's doch anders und kann oft ein Junges sogar von einem Wiesel erwürgt werden, ohne daß die Alte ein Abwehren oder einen Angriff zu unternehmen wagt, obgleich sie auf das Jammergeschrei des Kindes herbeieilt. Freilich muß man bedenken, daß eine Hasenfamilie gewöhnlich sehr zahlreich ist, denn es heißt: „Geht der Hase im Frühling zu Feld, so kommt er um Bartholomä selb 16 bis 17 wieder zu Holz," und da Rechenhaftigkeit nicht des Hasen Sache ist, sondern sein ganzes Treiben den Charakter egoistischer Kleinkrämerei trägt, so mag eine Hasenmutter wohl berechnen, daß sie wegen eines Jungen ihr Leben nicht auf's Spiel setzen kann. Dagegen sind die Rehgaisen Heldinnen und hauen mit den Läufen nach dem Fuchs, der ihr Kitz fassen will, als hätte er keinen Zahn im Rachen. Es gibt sogar unter den Hasen Rabenmutter, welche die frischgesetzten Jungen ohne Gewissenskrupel auffressen.

Auch bei den kleinen Raufereien, die sie unter sich haben, und wo man die Häsin dem verfolgenden Rammler häufig mit dem Hinterlauf einen tüchtigen Puff versetzen sieht, kommt nicht viel heraus, höchstens rupfen sie sich, daß die Wolle wegfliegt.

Wenn man nun nach dem Angeführten von den moralischen Eigenschaften eines Hasen gerade keine hohe Meinung gewinnen kann, so ist doch nicht zu läugnen, daß er als materielles Gebilde sehr beachtenswerth, denn er liefert einen vortrefflichen Braten, so daß der berühmte Epigrammendichter Martial den Vers auf ihn gemacht hat: „Inter quadrupedes gloria tu. and. mattea prima lepus," welches ungefähr heißt, daß er unter den Vierfüßern der

erste Leckerbissen sei.[1] An einer anderen Stelle wird einem solchen Braten noch zugeschrieben, daß er auf sieben Tage Schönheit und Anmuth verleihen könne, und von Kaiser Alexander Severus wurde gesagt, seine Schönheit komme vom vielen Hasenessen her. Wenn das wahr wäre, wie hoch stünden die Hasen im Preis!

Schon Xenophon lobt die Hasenjagd. Das Thierchen ist so artig, sagt er, als daß nicht jeder, welcher es aufspüren, finden, verfolgen und fangen sieht, alles was er liebt vergessen sollte!

Auch bei Fouilloux (1602) wird der Hase als Preisstück bezeichnet:

„Lievre je suis de petite stature,
Donnant plaisir aux nobles et gentils:
D'estre leger et viste de nature,
Sur toute beste on me donne le pris.

Zu Carls des Großen Zeit war es verboten, Hasen zu essen, und solches Verbot kommt schon im alten Testament vor. Darüber äußert sich ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts mit den Worten: „Wir sind aber nu des alten Testaments los vnd brauchen vnsere Christliche freyheit auch in diesem fall billich." Es hieß ferner vom Hasen, daß er gegessen ein melancholisches Blut mache.

Es ist keine große Kunst, ein solches Wild Preisstück zu erringen, und wer es ganz bequem haben will, der darf nur Abends an einem guten Platz auf den Anstand gehen. Da kann er den demüthigst daherhockelnden Hasen leicht erlegen. Die Jagd gewährt aber mancherlei Vergnügen, wenn man mit einem eifrigen Stöber hund allein dazu ausgeht und nicht gerade offenes Feld, sondern

[1] Unter den Vögeln erkennt der Dichter den Preis dem Kranichvogel (turdus) zu:

Inter aves turdus, si quis me judice certet,
Inter quadrupedes mattea prima lepus.

eine buschige Au zu begeben hat, wie sie an Flußbeeten oft vorkommen. Es ist dann lustig zu sehen, wie der vom Hund aufgejagte Lampe, in größter Flucht vor ihm dahinrennend, nach einiger Zeit, indem er den Hund mit einem Absprung getäuscht hat, gar verschleben und selbstzufrieden über seine Pfiffigkeit wieder an den Platz zurückkehrt, wo er das Lager verlassen hat und da und dort sitzen bleibt, um nach dem ferne noch einigemal lautgebenden Hund zu lauschen. Man sieht ihm an, daß er sich sagt „den hast du hübsch zum Narren gehabt," zugleich aber, daß er sich fortwährend ermahnt, verschlagen zu seyn, und doch nützt's oft nichts und bläst ihm mitten in solchem Sinniren und Studiren die Flinte das Licht aus. Manchmal kommt er auch in große Verlegenheit, nicht gleich zu wissen, was besser sey, gedrückt im Lager liegen zu bleiben oder Reißaus zu nehmen. Hat er dabei das Letztere versäumt, so kann man ihn wohl mit blitzenden Lichtern, die Löffel tief zurückgelegt, erblicken und mit einer Miene, andeutend „er sieht mich nicht," oder „ich bin ja gar nicht da;" geht man nun ruhig vorbei, so fällt ihm doch das Sprichwort „weit davon ist gut vor'm Schuß" gar schnell ein, und er macht sich eiligst aus dem Staub.

Bei einem Neu ist es natürlich leichter als sonst einen Hasen zu finden, und bei tiefem Schnee hat man nur auf die Löcher in demselben achtzugeben, um einen zu entdecken. Wenn er dann ganz verschneit liegt, so hält er oft so aus, daß man ihn mit dem Fuß herausstoßen kann und rumpelt zuweilen noch einige Schritte unter dem Schnee vorwärts, ehe er zum Vorschein kommt.

„Wenn ein Haß, sagt Feverabendt, auß seinem Lager mit gespitzten vnnd in alle höhe auffgeregten Ohren, vnd gekrümmten Schwantz als gemach vnnd sittsam herfür tritt, vnd nicht stark vnnd stracks für sich hinweg lauffe, gibt daßelbig eine gewisse anzeigung, daß es ein starcker vnd sehr tückischer arglistiger Haß sey." Dieses mag einem jungen Jäger zur Danachachtung dienen; ebenso ist die

weitere Mittheilung, die sich vielfach bewährt findet, beachtenswerth, daß die Hasen eines Platzes fremde Hasen nicht gern leiden, daher man zu sagen pflege: „Je mehr man in einem Land Hasen hetzt, je mehr man finde und fahe.“ Wenn man es aber mit Hetzen und Schießen treibt, wie in Italien, Tyrol und in der Schweiz geschieht, dann ist's mit der Hasenjagd bald aus und beschreibt Dr. Michahelles zur Verwunderung, wie er in Triest in einer Jägergesellschaft Zeuge von der ungeheueren Aufregung gewesen, welche die Nachricht hervorbrachte, daß ein Hase in der Gegend gesehen worden sey, und wie man mit großer Zurüstung nach ihm auszog, als gelte es einen Bären oder wenigstens einen schwarzen Hasen, dergleichen meines Wissens bis jetzt nur als große Rarität in England vorgekommen sind.[1]

In den alten Zeiten wurde der Hase häufig mit den Winden zu Roß gejagt[2] oder auch mit dem Habicht gebeizt, und ersteres geschieht noch gegenwärtig als eine Variation und Ersatz für die englische Fuchsjagd. Gewöhnlich wurde, wie man es nannte, vom Strick aus gehetzt, d. h. im freien Felde ohne Garne, nur mit einigen Koppeln Hunde, die man nacheinander vom Hetzriemen löste. Strick war so viel wie Koppel und begriff 2—3 Hunde. Ein spanischer Bischof, der 1579 einen Spiegel des menschlichen Lebens schrieb, eifert dagegen und lauten die Worte der alten Uebersetzung: „Ist nicht das eine große leichtfertigkeit, das so vil künig, so vil fürsten, herren, ritter vnd knecht, einem klainen vorchtsamen flüchtigen thierlein, als die hasen synd, mit sovil juchzten, schreien vnd manigerley geschelle nachrennent.“ Bei dieser

[1] So im Jänner 1855 zu Brent bei Eye und sieben Jahre früher auch einer an demselben Platz; ein dritter bei Epping in Essex 1856. The zoologist. By E. Newman B. 13 und 14.

[2] Max Emanuel hielt als Churprinz 1670 eine Hasenhetz am Sendlinger „Buckha“ (Birket).

Jaad ist zu verwundern, daß der arme Hase nicht gar den Verstand verliert, denn die auf ihn einstürmenden Schaaren der heulenden Hunde sind fürchterlich genug; es ist aber im Gegentheil bemerkt worden, daß er da oft Proben sowohl des Muthes als der List gegeben, die man ihm nicht zutrauen möchte. Man hat ihn hohe Mauern wie eine Katze hinaufspringen sehen und die reissendsten Ströme durchschwimmen; jeder Winkel zum Verstecken wird benutzt, unter eine Schafheerde mischt er sich, wenn er kann, und die Verzweiflung treibt auch zu kleinen Schlechtigkeiten, z. B. daß er einen Kameraden aufsprengt, und indem er sich in dessen Lager drückt, diesen den Hunden überläßt.

Wie der Hirsch Maximilians III. zur Madonna „in der Eich" sich flüchtete und dadurch gerettet wurde, so wird es auch von einem gehetzten Hasen zu Thüngenthal erzählt, der in ein Kirchlein und auf den Altar zur Madonna sprang, wo ihn die Hunde nicht berühretten, sondern wie gebannt stille standen. Der jagende Freiherr von Lymburg brachte dann den Hasen in Sicherheit und erhob sich das Kirchlein dadurch zu einem berühmten Wallfahrtsort „zur heiligen Maria." Das geschah 1431.

Unter den üblichen Jagden auf Hasen sind die sogenannten Kesseltreiben oder Kreisjagen, wo sie gemacht werden können, diejenigen, welche den armen Lampe am härtesten treffen, schon deswegen, weil er gar viel laufen und sich mehrfachem Anbleuken aussetzen muß, ehe es sich eigentlich um Seyn oder Nichtseyn handelt. Bei Treibjagden im Holz ist er viel besser dran. Bekanntlich umstellen bei solchen Kesseltreiben die Schützen eine Ebene im großen Kreise und gehen dann nach dem Centrum zu. Diese Art zu jagen kannte schon Pausanias (172 n. Chr.), indem er erzählt, daß das Elennthier im Lande der Kelten nur bei dergleichen Jagden erlegt werde. Die Jäger, heißt es, wenn sie ihre Ebene von wenigstens tausend Stadien oder einen Berg umgeben, dürfen keine Oeffnung

im Kreise lassen, und indem sie zusammen anrücken fangen sie Alles, was innerhalb des Kreises sich befindet, und darunter auch die Elennthiere.[1] Ein Stadium mißt ungefähr 500 französische Fuße. Aehnliche Kesseljagd des tartarischen Großkhans beschreibt Marco Polo. Sie wurde von zwei Jägermeistern geleitet und im großartigsten Maßstabe ausgeführt. „Jeder hat unter seinem Befehl ein Corps von zehntausend Jägern, und es hat des einen Jägerherrn Volk rothe Kleider an und des anderen lichtblaue, wenn sie im Dienste sind. Die Zahl all der verschiedenen Hunde, die sie mit sich auf die Jagd führen, beläuft sich auf nicht weniger als fünftausend. Der eine (Jägermeister) mit seinem Heere nimmt das Feld zur rechten Hand des Kaisers und der andere mit dem seinigen zur linken und jeder rückt in regelmäßiger Ordnung vor, bis sie einen Landstrich einnehmen, daß einer kaum in einem ganzen Tage von einem Ende zum andern kommen konnte. Es ist ein schönes und heiteres Schauspiel, die Jäger in ihrem Treiben und die Klugheit der Hunde zu sehen, wenn der Kaiser im Kreise ist ꝛc.

Dergleichen orientalischer Aufwand an Jagerei und Treibern findet sich, wenn auch in kleinerem Maßstabe, aber immer noch erheblich genug in der älteren Jagdgeschichte Europa's ebenfalls, und als der Kaiser Ferdinand III. bei seiner Ankunft in Neapel mit der Kaiserin Eleonora, seiner dritten Gemahlin, eine Jagd in Struni hielt, wurde der Platz von 5000 Treibern umringt. In Frankreich wird auf Kleefeldern und dergleichen auch eine besondere Art des Treibens angewendet, deren schon Gaston Phebus erwähnt, und die darin besteht, daß Treiblente lange Stricke, an welchen Schellen oder kleine Glocken befestigt sind, über den Boden streifen und so die Hasen aufjagen.

Die Kesseljagden, die um München gehalten werden, haben

[1] Beschreibung von Hellas. Bd. IX. 21. 3.

öfters in einem Tage eine Beute von 3—400 Hasen ergeben. Auf den eingestellten königlichen Jagden wurden aber nicht selten 800 bis 1000 Hasen erlegt. Im Revier Gern und bei Sendling sind mehrmals 12—1400 Hasen erlegt worden.

Solche Resultate sind freilich gering gegen die der ehemaligen Jagden des Herzogs Karl von Württemberg, welcher 1782 bei Heilbronn Kesseljagden hielt, bei denen man 6000 und mehr Hasen schoß.

Im 16. Jahrhundert scheint es bei uns nur wenig Hasen gegeben zu haben, und auch anderwärts mögen sie verhältnißmäßig in früherer Zeit selten gewesen seyn, sonst wäre wohl das betreffende Mandat des Kaisers Sigmund von 1425 milder ausgefallen, denn es heißt darin: „Wo ein Hasenlauser ist, oder der Hasen fähet im Büdinger-Wald (in Hessen) und drume, der verwürkt seinen rechten Daumen.“ Lausen oder Lauschen wurde genannt, wenn einer an künstlichen Lücken in Hecken oder Zäunen auf die Hasen paßte und diese da erschlug oder fing.

Als die Königin Eleonora von Frankreich am 18. Oktober 1544 ihren Bruder Kaiser Karl V. zu Brüssel besuchte, erhielt sie für ihre Tafel täglich, außer 128 Pfund Rindfleisch, vielen Hämmeln, Kälbern, Schweinen ꝛc. nur zwei Hasen.[1]

Nach dem Tagebuch Albrechts V. (1555—1579) erlegte der Herzog in 25 Jahren nur 50 Hasen, und ist gewiß treulich aufgeschrieben worden, da selbst 33 Eichhörnchen nicht vergessen sind. Freilich hatte ein Jäger damals bessere Arbeit, als sich mit der Hasenjagd zu befassen, man findet aber auch, daß Kaiser Maximilian I. Hasen von Wien nach Augsburg bringen ließ oder bringen lassen wollte, denn in einem Gedenkbuch von damals heißt es: „Der kunig sol hundert hasen von Wien gen Augspurg bestellen.“

[1] Diezel a. a. O.

Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts muß die Hasenjagd um München nicht bedeutend gewesen seyn, denn von 1751 bis 1755 wurden jährlich im Durchschnitt nur 166 Hasen zum Hofzeugbogaden eingeliefert, während 1841—45 jährlich gegen 7000 geliefert wurden.

Gegenwärtig werden bei vergleichsweise gegen damals sehr beschränktem Hofjagdgehege per Jahr gegen 12—1300 Hasen geliefert.

Der Grund solcher Differenzen liegt zum Theil wohl in der größern Feldcultur, vorzüglich aber in der Art, wie das Revier geschützt und der Hase von seinen vielen Feinden befreit wird. Denn hier ist nicht wahr, was die Perser sagen: „Der Hase von verständiger Natur und seinen Sitten ist von allen Thieren wohl gelitten."

Sehr wahr dagegen ſind die entgegengeſetzt lautenden Verſe von Wildungen:

Menſchen, Hunde, Wölfe, Lüchſe,
Katzen, Marder, Wieſel, Füchſe
Adler, Uhu, Raben, Krähen,
Jeder Habicht, den wir ſehen,
Elstern auch nicht zu vergeſſen,
Alles, Alles will ihn freſſen.

In unſern oberbayriſchen Gebirgen kommt auch der Alpenhaſe (lepus variabilis) längs der ganzen Kette hin vor und iſt nicht beſonders ſelten. Dieſer Haſe, der auch in Tyrol und in der Schweiz zu Hauſe iſt und im Norden, in Rußland, Finnland, Lappland ꝛc. häufig vorkommt (in Schweden ſoll er der einzige vorkommende Haſe ſeyn), iſt kleiner als der gemeine Haſe. Die Sohlen ſind breiter, tiefer geſpalten, ſtark behaart. Die Spur iſt runder und größer als beim gewöhnlichen Haſen, und beſonders auf dem Schnee wird ſie einer, der ſie nie geſehen, kaum für eine Haſenfährte halten. Im Winter iſt er ganz weiß, die Spitzen der Löffel ſchwarz, im März fängt er an grau zu werden und verfärbt etwas ſpäter als das Schneehuhn. In der Hälfte November habe ich ihn einzeln im Ettaler Gebirg ſchon ganz weiß geſehen. Die Häſin ſetzt zweimal, im Mai und im Juli oder Auguſt. Balg und Wildpret ſind nicht beſonders geſchätzt. Es werden wenige dieſer Haſen geſchoſſen, weil man ihretwegen die Gemsregion nicht gern beunruhigt. Beim Treiben auf Gemſen kommen ſie oft zum Vorſchein, haben übrigens in ihrem Benehmen nichts beſonderes. Bei ſtarkem Schnee gehen ſie auch in die Thäler und Ebenen am Gebirg herunter, ſo daß auf den Jagden in den Filzen von Hohenſchwangau

schon beiderlei Hasen, der gewöhnliche und der Alpenhase zugleich vorgekommen sind. Im vergangenen Jahre (1857) wurde ein Alpenhase sogar in der Nähe von Tiessen am Ammersee geschossen. Der Alpenhase ist eine Lieblingsspeise der Adler.

Das Kaninchen ist ein Diminutivum vom Hasen und heißt lateinisch Lepus cuniculus und bedeutet cuniculus einen unterirdischen Gang, weil diese kleinen Hasen bekanntlich in unterirdischen Bauen wohnen. Daher kommt auch der alte Name Cunickel. Auch Millen nannte man sie. Die Kaninchen vermehren sich unglaublich, wo man sie aufkommen läßt, und aus Flandern, von Gent, Enkloo, Thielt ꝛc. werden jährlich über drittehalb Millionen Stück abgehalgt nach England geliefert, dort gegessen und gut bezahlt (in Flandern ist der Preis $1^1/_2$—2 Francs). Die Zubereitung und das Färben der Bälge beschäftigen in Gent mehr als 2000 Arbeiter. Die Ausfuhr der Bälge findet besonders nach Amerika, Frankreich und Rußland statt.

Vorzüglich reich an Kaninchen ist Spanien. Es kommen aus der Umgegend von Madrid jährlich 25,000 Stück zum Verkauf und in dem königlichen Park der „Casa de campo“ werden nach Viardot jährlich 40,000 Stück erlegt. Zur Zeit des römischen Kaisers Augustus riefen die Bewohner der balearischen Inseln diesen sogar um militarische Hilfe gegen die Alles verheerenden kleinen Hasen an und wurde ein Feldzug gegen sie eröffnet. Es gibt auch eine Münze aus der Zeit des Hadrian, wo die Hispania mit einem Kaninchen zu ihren Füßen dargestellt ist. Nach Strabo kamen die Kaninchen von Spanien nach Italien und haben sich vielleicht von da aus weiter in Europa verbreitet.

Man begreift die außerordentliche Vermehrung dieses Wildes,

wenn Diezel angibt, daß die Rammelzeit der Kaninchen vom Februar an bis tief in den Herbst hinein daure, so daß das Weibchen alle 5 Wochen Junge setzt und zwar gewöhnlich 6—12 auf jeden Satz. Drum sagt schon ein alter Spruch (von 1582):

Tauben vnd Killen in deim Hauß
Thun dir den Hunger treiben auß,
Dir kommt ein Gast gleich wenn er wöll,
Bist gefaßt, nimpt für gut gut Gesell.

Man schießt die Kaninchen auf dem Anstand oder im gewöhnlichen Treiben oder jagt sie mit dem Frettchen (Mustela furo), einem marderähnlichen Thiere, welches aus Afrika stammt und schon zu den Römerzeiten in Spanien zur Vertilgung der Kaninchen gebraucht wurde. Es ist diese Jagd mit dem Frettchen auch von Petrus de Crescentiis 1518 beschrieben und von Gesner, der solche Frettchen 1540 zu Montpellier beobachtete „jy (die Jäger) benkend jenen kleine schällele an halß, lassend sy in die löcher der Künele schliefen, spannend Garn für die löcher, vnd so die Künele von dem thier herauß gejagt, schlahend solche im garn zu tod."

In England hat man auch Bastarden von Frettchen und Iltis gezogen, die zur Kaninchenjagd gebraucht werden. Wenn die Kaninchen vor dem Frettchen aus dem Bau fahren, so hört mans schon an dem unterirdischen Rollen und darf flink im Schießen seyn, denn sie fürchten die Frettchen wie eine arme Seele den Teufel. Wenn ein Frettchen ein Kaninchen fängt so saugt es ihm das Blut aus und schläft dann wohl auch ein. Um es wieder zu bekommen muß der Jäger oft lange passen, im Nothfall ein Netz um die Röhren anbringen. Man hat ihnen daher auch wohl Maulkörbe angehängt. Die Frettchen werden von den Jägern gezogen.

Kaninchen sind um München in den Revieren von Gern (300 Stück) Moosach und Schleisheim ziemlich häufig. In geringer

Menge kommen sie auch bei Aschaffenburg, Ostheim, Oberau, Kleinwallstadt vor und bei Zell und Eisenberg in der Pfalz. Ein Lapin-Garten oder Kinigl-Garten wird schon 1698 zu Moosach erwähnt.

Von 1751—55 wurden zum Hofzöbrgaden 936 Kaninchen geliefert, von 1841—45 kamen in's Zwirchgewölb 3421 Stück.

Das Kindische und Extravagante, welches sich im vorigen Jahrhundert neben der ächten Jägerei von Zeit zu Zeit geltend gemacht hat, zeigt sich auch an einer Jagd, welche 1725 in dem Pilnitzer Schloßgarten bei Dresden mit Kaninchen und jungen Hasen, überhaupt kleinem Gewild angestellt wurde und wobei man auch kleine Jäger beschäftigt sehen wollte. Es mußten also „die Hof-Zwerge die Stelle der Oberjägermeister und Chefs präsentiren, die übrigen Jägerstellen wurden von kleinen Knaben, die alle grün gekleidet, vertreten, und die zu dieser Jagd gebrauchten Hunde waren auch sehr klein und lustig, also daß sowohl Jäger als Hunde ein Gelächter machten.“ [1]

[1] J. B. v. Rehr, Ceremoniel-Wissenschaft.

Spruchreime.

Das Jagen würzt den Schlummer,
Das Jagen würzt den Wein
Und gegen Liebeskummer
Kann auch nichts beſſer ſeyn.

Die Sorgenvögel horſten
Am liebſten ſtets im Haus,
Nach friſch umgrünten Forſten
Wagt keiner ſich hinaus.

Dort wächst der Muth im Jagen,
Das wiſſen ſie gar gut
Und würden's bald beklagen
Mit ihrer ganzen Brut.

Waidmanns Heil von ſchönen Frauen
Hat ſich oft bei mir bewährt,
Aber manchmal ging's verkehrt,
Ob auch ſtandhaft mein Vertrauen.

Was war ſchuld? Ich will's euch ſagen,
Dachte immer dann beim Jagen
Weniger des edlen Wilds
Als des ſchönen Frauenbilds.

Laßt das Roth den englischen Reitern,
Deutsche Jägerfarb' iſt grün,
Wie die Farbe ſtolzer Eichen
Drum die wilden Ranken blüh'n.

Iſt des Auges liebſte Farbe,
Keine labt das Herz ſo ſehr,
Schimmert drinn erneutes Leben
Bei des Frühlings Wiederkehr.

Jung und grün, und jung und jagen,
Wär's nur nicht ſo ſchnell vorbei,
Schwärmſt ja noch in alten Tagen
Wie es ſchön geweſen ſey.

Stein- und Edelmarder ſind
Wohl zu kennen beide,
Jenem iſt die Kehle weiß,
Dem, wie gelbe Seide;

Willſt du aber Raub und Liſt
An dem Paar vergleichen,
Darauthun den größern Schelm,
Weiß ich keine Zeichen.

Die Treibjagd.

Rehe, Füchse und Hasen und dazu die Waldschnepfen sind die gewöhnlichen Elemente der herbstlichen Treibjagden. Wie es dabei hergeht weiß jedermann und wenn die Anordnung eine tüchtige und wenn es auch an schönen Beigaben nicht fehlt, so ist die Treibjagd gewiß jedem Waidmann willkommen. Ich habe, letzteres betreffend, viele Jagden mitgemacht, wobei jedesmal der Trieb durch Waldhörner angeblasen wurde und die kleinen Fanfaren, welche der Wind bald stärker bald schwächer über Wald und Halde hinträgt, sind mir lieber gewesen, als die Variationen die man in einem Horn-Concerte verarbeitet. Die waidmännische Stimmung kann auf keine andere Weise so angenehm erregt und erhöht werden, als durch diese wehenden Töne und da ihnen gerne jeder lauscht, so wird auf solche Stille dann das beginnende Treiben und Jagen der Hunde um so lebendiger und spannender. Abgesehen vom Schießen selbst kann man beim Treiben mancherlei Beobachtungen über das Wild und seine Natur anstellen, welche ergötzlich und belehrend sind. Da kommt ein Häslein gehockelt und hält plötzlich an, nach dem Lärmen lauschend und sinnirend was zu thun, und daneben schleicht ein Fuchs aus dem Busch. Er bemerkt den Hasen wohl und wirft auch einige begehrliche Blicke nach ihm, aber jetzt ist's nicht an der Zeit sich mit Fangen und Würgen zu beschäftigen und auch der Hase, wenn er den Fuchs sieht, erschrickt nicht so sehr, als wisse er, daß der Schelm nun selber besorgt seyn müsse, aus

der Noth zu kommen. So habe ich sie öfters ziemlich nahe nebeneinander laufen gesehen und hat mich gemahnt, wie auch Menschen die sich feindselig gesinnt sind, allen Groll in gemeinschaftlicher Gefahr vergessen. Freilich kommt's mitunter vor, daß ein rechter Hauptspitzbub von Fuchs es doch nicht lassen kann, einen Schnapper nach dem verblüfften Hasen zu machen, wenn sie der Zufall gar zu nahe zusammenführt, ja es ist sogar beobachtet worden, daß er den Hasen vor den Schützen gewürgt, meistens aber ist es nur eine momentane Vergessenheit und schnell überkommt ihn wieder der Ernst der Lage und er läßt den armen Teufel seine Wege laufen. Und naht eine Rehgais mit zagendem Schritte, an allen Läufen zitternd, so sieht sie dem Schützen wohl in's Auge, als wollte sie fragen, ob sie ungefährdet ziehen dürfe und der rechte Waidmann wird sie gewiß nicht erschrecken, wie solches abgeschmackter Weise zuweilen von jungen und alten Buben geschieht. Gar seltsam ist zu bemerken, wie verschieden die individuellen Ansichten des Wildes sind sich in Sicherheit zu bringen. Man sollte meinen, wenn ein Hase gegen die Treiber rennt und es kommt ein anderer von dorther, der ihm begegnet, er würde mit diesem nun umkehren; zuweilen geschieht es, aber oft auch rennt er fort, wie er es sich einmal in den Kopf gesetzt hat; oder es spielt ein solcher Lampe gleichsam Versteckens mit einem gewaltigen Hühnerhund, der fortwährend auf der Fährte herumtappt oder setzt sich ganz philosophisch unter einen dichten Tannenbusch, wartend bis der lärmende Treiber vorüber ist und macht sich dann in den Bogen zurück, während ein anderer ohne Hund und Treiber über Hals und Kopf daherrennt, als hätte ihn schon einer beim Genick. Mancher hinwieder scheint sich auch weiß machen zu wollen, der ganze Spektakel gehe ihn eigentlich nichts an, er knackelt und trippelt immer auf einem Fleck herum bis der anspringende Tarl den schönen Wahn zerstört. Geärgert hat mich immer, wenn sich ein stolzer Rehbock in solchen Momenten

ganz dem Verſtand ſeiner Gais überläßt und ihr wie ein kleiner Bub ſeiner Mutter nachläuft; dieſer Mangel an Selbſtvertrauen, dieſe Huldigung gegen die intellectuelle Superiorität des weiblichen Geſchlechts wirft auch einigen Schatten auf den edlen Hirſch wie auf den Gemsbock, denn ſobald ſie in gemiſchter Geſellſchaft angejagt werden, überlaſſen ſich die meiſten der Führung der Weiber.

Auch zu Studien der menſchlichen Pſychologie findet ſich bei der Treibjagd Gelegenheit.

Man beobachte z. B. die Schützen, wenn ſie nach vollbrachtem Tagwerk die trauliche Zechſtube vereinigt. Welches Gemiſch der verſchiedenſten Stimmungen!

Hier freudeſtrahlende Jünglinge, die ihren erſten Haſen geſchoſſen haben oder gar einen Fuchs, welche Aufregung! Jeder erzählt ſein Abenteuer, jeder ſchießt den Haſen in Gedanken noch duzendmal und immer kommt er wieder dahergeſprungen und wird abermals geſchoſſen, jeder weiß jetzt, wie man's machen muß, jeder iſt nun ein Waidmann und kann mitreden. Der Hut wird mehr und mehr nach der Seite gerückt, die Tabakswolken gehören nothwendig zum errungenen Himmel und ſind die Burſche von rechtem Zeug, ſo haben ſie auch ein Jägerlied gelernt (wird aber immer ſeltener in unſeren Tagen) und ſingen dann flott weg zum Ergötzen der Alten. Da iſt der ſchon im 17. Jahrhundert bekannte „Jäger aus Churpfalz" mit ſeiner ſchönen Melodie und ſeinem ſchlechten Text, oder „Auf, auf zum fröhlichen Jagen! auf, in die grüne Haid!" etwas zopfiſch aber gemüthlich,[1] dann „Im Wald und auf der Haide, da hab' ich meine Freude" (von Vornemann), und bei uns oberbayriſche Lieder und Schnaderhüpfeln, ſchneidig, daß es einen von der Bank aufhebt. — Dabei ſitzt wohl auch einer, der die Wunde im Herzen hat, die er nicht auf ſein Wild anbringen

[1] Mit mancherlei Variationen. Unverwüſtlich von G. B. Hauke.

konnte; der Arme hat kein Stück gefehlt, vielleicht sogar, daß es Andere gefehlt haben, er entschuldigt freilich, aber die unerbittliche Gewissensstimme spricht immer drein, daß nichts zu entschuldigen sey. Wer diese Schmerzen nicht erlebt hat, war nie ein Waidmann und hätte er noch so viel geschossen. Und betrifft's nun erst einen Gemsbock, einen Hirsch! man glaubt's nicht und es ist auch nicht zu beschreiben, wie es das Herz packt, nur Liebesunglück hat ähnliche Gewalt.[1] Dort aber lärmt und lacht einer gerade darüber, daß er schmälig gefehlt hat, er weist jede Entschuldigung Anderer weg, er hat eine wahre Freude daran, daß er sich so ungeschickt wie möglich benommen und prahlt, daß er es immer so mache; allgemeines Gelächter schallt um ihn und er merkt nicht darauf, wie sich ein Graubart mit unwirschem Murmeln von „Hanswurst" und dergleichen abwendet. Dann sieht man eine Gruppe in lebhaftem Gespräch über die verschiedensten Jagdartikel; der eine docirt, wie er am schnelleren Laufen sogleich den Rammler erkenne, der andere, daß die Hasen verschiedener Gegenden überhaupt sehr ungleich schnell laufen.

„Was will ein flüchtiger Hase hier heißen, sagt er, da sollet Ihr das Rennen der Frauenberger Hasen sehen, das geht anders vom Fleck u. s. w."[2] Ein dritter zeigt eine Handvoll Wolle, die er einem Hasen, der ein Männlein machte, ausgeschossen, und doch ist der Hase davon gelaufen; wie's nur möglich seyn kann! Jedem zeigt er die Wolle und Jedem erzählt er das merkwürdige Fortrennen. Man spricht von gutem und schlechtem Brand der Flinten, von Waidmannsheyl, vom Verderben und knüpfen sich mancherlei

[1] Ein altfranzösischer Spruch, welchen Gaston Phebus citirt, sagt:
„De chiens, d'oyseaulx, d'armes et d'amours
Pour une joye cent douleurs."

[2] So bekannt auch sehen Kenner, daß die Hasen aus gebirgigen Gegenden schneller laufen als die aus ebenen.

Historien an, so vom verwunschenen Hasen im Schnierwald bei Aub, den ein Jäger dreimal niederschoß, ohne daß er ihn auf dem Platze, wo er fiel, finden konnte, bis er zuletzt dem umpurzelnden Hasen nahe genug rasch drauf hinsprang und nun mit ihm versank, während ein fremder Mann mit höllischem Gelächter zusah. — Einem andern Schützen erging es ähnlich mit einem Fuchs, den er maustodt auf seinen Stand zog und hinter sich legte; nach dem Trieb war der Fuchs fort und kein Hund konnte ihn mehr finden, ein anderer schwört, er hätte die Gewichteln deutlich gesehen und wie er den geschossenen Bock aufnehmen will, ist keine Spur von Gewichteln am Kopf und ist eine leibhaftige Gais! — Man betrachtet mit Neugierde bekannte Meisterschützen, aber der Neid flüstert auch über den einen und anderen, daß er sein T. eklo nur viele, wenn's gedruckt sey (nicht zu verlieren) d. h. er schieße nur, wo er ganz sicher treffen müsse, oder man raunt sich in die Ohren, die Notabilität habe auch auf obige Gais geschossen aber glücklicherweise gefehlt und erzähle nun, es wäre ein Schmalz gewesen, der in's Dickicht gefallen und den der Jäger finden werde.

Die seltsamsten Individuen sind aber diejenigen, welche ihr Glück, sie haben z. B. ein paar starke Bocke geschossen, mit so hölzerner saurer Miene mittheilen, als wäre ihnen das größte Unglück geschehen. Und gerade diese Gesellen ohne Freud und Leid, ohne Sang und Klang, sind es, welche oft das Meiste schießen. O du schöne Diana, du guter St. Hubertus und Eustachius und Martinus, wie mögt ihr an so langweilige Puffer eure Gunst verschenken! Während ein beißblütiger Jünger des Waidwerks Alles aufbietet, um Anlauf zu haben, während er sich auf dem Stand kaum zu athmen getraut, hat der erwählte Philister keine Spur einer Aufregung, er schnupft und räuspert und nießt als säße er zu Haus auf der Ofenbank und doch kommt ihm der Fuchs und der Bock und er schießt sie nieder ohne zu wissen, wie. Während

der Eine nicht schlafen kann in Erwartung des kommenden Jagdtages oder in Betrachtungen über den vergangenen, schnarcht der Andere nicht nur die ganze Nacht, sondern, findet er auf seinem Stand einen bequemen Sitz, so schläft er auch da noch ein Stückchen, bis ihn der anjagende Hund aufweckt, erhebt sich dann gemüthlich und schießt sein Stück mit mehr Ruhe als er auf der Kegelbahn die Kegel umschiebt. Ist der Mann gar noch seines Zeichens ein Wirth oder Kaminfeger, so ist nicht gegen ihn aufzukommen, bei uns wenigstens stehen diese im Rufe eines besondern Glückes[1] und sieht man auf dem Streckplatz einen Capital-Bock oder einen „Fetzen-Fuchs“ liegen und fragt, wer hat ihn geschossen und es heißt: der Wirth, der Kaminfeger, so kann man immer hören: „Versteht sich, allemal, wie magst fragen u. dergl. — Diana als Patronin eines Kaminfegers und Hubertus als Patron eines Bierzäpflers, wer kann einen Vers darauf machen, welche Geheimnisse sind da im Spiel! Mancher brave Waidmann, der es beobachtet und drüber nachgedacht hat, wußte am Ende nichts zu sagen als „das ist zum Teufelholen!“

Freud und Leid wechseln bei solchen Jagden oft wunderlich, zuweilen aber hängt sich ein Jagdpech so bitterbös an sein Opfer, daß die besten Mittel dagegen nichts helfen. Da steckt ein Fuchs kaum die Nasenspitze aus dem Busch und schlägt auch wieder um oder er kommt von hinten, man hört ihn in den dürren Blättern, wendet sich und sieht gerade noch die Ruthe wo er in's Dickicht fährt; da springt ein flüchtiger Hase in dem Augenblick wo man abzieht in eine Vertiefung, von der man keine Ahnung haben konnte, er kommt noch einmal zum Vorschein aber im engsten Stangenholz, der zweite Schuß klappert an die Stangen, der Hase rennt fort.

[1] Auch von den Schullehrern ist bekannt, daß sie guten Anlauf haben und gilt von ihnen oft der Spruch:

Quisquis amat cervam, cervam putat esse Minervam.

Jetzt hört man die Hunde, sie jagen auf den Stand zu, man eilt was möglich mit dem Laden, es sind nur noch die Kapseln aufzusetzen, in diesem Augenblick steht ein Rehbock da, schaut einen verlegen an und ohne sich besonders zu beeilen springt er auf wenige Schritte vorbei und ist verschwunden. Dann gibt es andere Annehmlichkeiten; man hat einen Hasen auf dem Korn, jetzt! aber er macht schon einen Purzelbaum, der Nachbar war etwas schneller oder die Flinte versagt, oder es kugelt wohl ein Häslein um, erholt sich aber so schnell wieder, daß man ihn nur mit Verwunderung zu andern Schützen laufen sieht. Man kommt oft mehrere Tage nicht zum Schusse, während es überall kracht und doch hat man von holder Hand eine Blume oder ein Band erbettelt und hat sie so hoffnungslustig auf den Hut gesteckt. Man erhält die besten Stände, nützt nichts. Endlich bringen ein Paar flinke Hunde einen Hasen daher, aber o weh sie sind so nahe hinter ihm, daß man nicht schießen kann, man will ihn durchlassen, um rückwärts zu schießen, da fangen ihn die verdammten Hunde und reißen ihn in Stücke, ehe man nur abwehren kann.

Mehr oder weniger heißt es von all' solchem Unglück: „Man hat dir einen Waidmann gesetzt." Es spricht darüber der berühmte Flemming, indem er eine Ermahnung über die Sündhaftigkeit des Aberglaubens voranschickt. Da heißt es unter anderm:

„Es ist bekandt genug, daß unter den Jägern mancherley Zauberwerk und abergläubisch Wesen vorgehet; Bald wollen sie einander die Büchsen versprechen, bald sich an demjenigen auf eine empfindliche Art rächen, der ihnen an ihrem Gewehr einen Possen gethan; bald wollen sie ein Wild schiessen, welches im Walde umfallen soll, wenn sie nur zu ihrem Fenster heraus einen Schuß gethan. Da wollen sie die Kugeln täuffen, die hernach niemals fehlen, und von sonderbarer Würkung seyn sollen, da beten sie gewisse Narren-Possen, wenn sie früh auf die Jagd gehen, um

glücklich zu seyn; da wollen sie sich auf eine unzulässige Art die Gunst des Frauenzimmers zuwege bringen, da wollen sie auf eine abergläubische Art ihre Büchsen zurichten und was dergleichen sündliche und abergläubische Possen noch viel mehr sind, die unter gottlosen Jägern im Schwange gehen. Es lernt es immer einer von dem andern, und mancher bildet sich ein, er sey schon ein guter Jäger, wenn er nur viele solche Teufelskünste machen und viel einfältige und alberne Weyde-Sprüche herbeten kann." Nach dieser Expositon sagt er man solle sich, wenn eine Büchse bezaubert scheine, wohl aller natürlichen Möglichkeiten der Ursache, wie sie etwa zu verderben, erinnern, unter anderem auch ob man sie nicht etwa in's Bett gelegt habe, „da sich die Atomi hineingezogen, welches ihr ebenfalls nicht gut," und dann fährt er fort:

„Dafern er (der Jäger) aber genugsam versichert, daß er im geringsten nicht Schuld, sondern daß böse Leute einen solchen sogenannten Weydemann gemacht, es rühre nun solches von den Bauren her, die er einmal in der Haide im Holz gepfändet oder von den benachbarten Schützen aus Neid, so kann er, ohne die geringste Sünde zu begehen, oder sich Verantwortung darüber auf den Hals zu ziehen, einem solchen gottlosen Menschen auf folgende Art schaden: Hat man geschossen und merket, daß das Wild getroffen, es laufft aber dennoch davon, und es lassen sich in dem Rohr oder auf der Pfanne kleine blutrothe Körnlein sehen, so ist diß eine Marque, daß das Rohr bezaubert ist; Will man nun einen solchen Bösewicht plagen, und wieder zur Raison bringen, so wischt man inwendig die Büchse mit Werg reinlich aus und streuet ein vom Römischen oder Cyprischen Vitriol nebst Gummi Tragant zubereitetes sympathetisches Pulver in den Laufft oder auf das ausgewischte Werg, nimmt die Schwanz-Schraube heraus, und macht in der Küche auf dem Herd einen Rauch von Haaren, Schwein-Koth und Ochsen-Klauen, wodurch ein greulicher Gestank entstehet.

Hat nun solcher durch den Lauffi das sympathetische Pulver berühret, so empfindet der Zauberer grosse Schmerzen in den Augen und Gestank in der Nase per Antipathiam, daß er gezwungen wird, über Hals und Kopff zu lauffen, und Hülffe zu suchen, weil er wohl weiß, wo derjenige wohnhafft ist, welchem er einen Possen thun wollen. Will man nun diesem Menschen wieder eine Hülffe erzeugen, so wirfft man nur das Gewehr in fliessend Wasser, oder läßt den Lauffi durchspielen, so empfindet er Linderung. Soll er Reissen in c Leibe haben, streuet man das sympathetische Pulver in den nassen Lauffi, wie er losgeschossen, giesset recht scharffen rothen Wein-Essig in den Lauffi, stopffet alles feste zu, und setzet die Büchse bei Seite in Winkel, so wird sich der Thäter bald melden. Dieses sympathetische Pulver wird in dem Monat Junio, wenn die Sonne im Löwen würket, durch die Sonne distilliret, bei heissem Sonnenschein vier Wochen in das Trockne gesetzt, in einem steinernen Mörser klar gerieben, jedes vier Wochen absonderlich in die Sonne gesetzt, nachmahls zusammen vermischt, in einer hölzernen Schachtel an einem temperirten Orte, der nicht zu trocken, nicht zu feuchte, nicht zu kalt und nicht zu warm, zum Gebrauch verwahrlich aufbehalten."

Noch Többel[1] versichert, daß ihm ein solcher Possen einer verderbten Flinte im Württemberger Land geschehen: „daß ich nichts (ob es auch noch so nahe vor mir gesessen, gelauffen oder geflogen) damit todtschiessen können, welches mir ein alter Waidmann gethan, mir auch selbst zugestanden, daß er mich als einen jungen Menschen, und als dortigen Ausländer probiren wollen. — Ich stand das Malheur über acht Tage aus, da ich doch darbei zu versichern, eine andere Flinte borgte. Mit selbiger konnte ich gute Dienste thun, aber mit meiner nicht, bis ich mir geholfen, gebrauchte hiergegen

[1] Ausgabe von 1746. Thl. III. S. 114.

eine Antipathie, welche ich auch hier mit anführen will und finde mich verbunden, dem Waidwerks-Liebhabenden hiermit an die Hand zu geben, damit er sich gegen solche Bosheit präcaviren könne. So nehme und schieße man einen Sperling, man muß aber sein nahe dabei hingehen, daß ihn die Hagel doch niederschlagen und man ihn vollends fangen kann. N. B. Wenn die Flinte recht verderbt ist, wird man nichts todtschiessen können. Der Sperlingskopf wird an den Kräzer des Flintenstockes geschraubet, und damit in das Flintenrohr gefahren und durchgewischt. Nach diesem wird eine weiße Zwiebel genommen, und ein Leinwandlappen damit bestrichen, vorher aber mit der Zwiebel auch in das Rohr hineingefahren, und darauf mit dem bestrichenen Lappen das Rohr vollends ausgewischt. Alsdann wird der Sperlingskopf und die Zwiebel in den Lappen gebunden und in den Schornstein und Rauch gehänget; so wird es sich mit der Flinte bald ändern oder aber der gute Freund wird sich einfinden. Man schmeißt es sodann in etlichen Tagen wieder aus dem Rauche heraus und den ersten kleinen Vogel, den man zu Schusse haben kann, schießt man und wird man den auch gut treffen, wird solcher ins Rohr auf das Pulver geladen, wenn es auch nur Stückchen davon seyn, und in die Luft geschossen. **Probatum est.**"

Zweckmäßiger ist es, sich überhaupt vorzusehen, daß einem kein Waidmann gesetzt und das Rohr verderbt werden kann und da ist unter mehreren andern ein sehr einfaches Mittel bei Döbel mitgetheilt:

„Zuvörderst befehle man sich dem dreyeinigen Gott, ehe man aus dem Hause gehet; ferner, wenn man aus dem Hause kommt, ziehe man den Lade-Stock heraus, und stoße selbigen dreymal auf die Erde und sodann in den Lauft, und wieder an seinen gehörigen Ort, desgleichen die Mündung vom Rohre auch dreymal auf die Erde gestoßen. Es ist solches eine Antipathie gegen des andern Sympathie."

Noch gegenwärtig kann man von dergleichen hören, namentlich bei den Treibjagden, wo verſchiedenes Volk, jung und alt, zuſammenkommt. Sitzen dann in der Herberge die Gläubigen beiſammen und klagt oder flucht einer, man habe ihm einen Waidmann geſetzt oder ſeiner Flinte etwas angethan, ſo deutet ein anderer wohl geheimnißvoll nach einem ſchweigſamen finſter dreinſchauenden Jäger, wenn dieſer den Rücken wendet. „Der kann's, flüſtert er, das iſt ein ſolcher, haſt du einen Handel mit ihm gehabt?“ und nun wird in die Ohren geraunt und von den Künſten geſprochen und gedroht, wie man ſich rächen wolle.

Es gibt aber auch Mittel, daß man immer trifft und werden ſie in unſerer Zeit für unnütz erklärt und daß ſie nichts helfen und helfen können, ſo iſt damit ſchon ausgeſprochen daß der Glaube daran abhanden gekommen. Es iſt aber eine bekannte Sache, daß jedes Werk der Sympathie oder betreffender Wunderkunſt nur gelingen kann, wenn der feſte Glaube daran beſteht. Man ſoll alſo zuerſt wieder dieſen Glauben lernen und dann prüfen, ſtatt in den Tag hinein zu räſonniren und ſich über die verborgenen Geheimniſſe der Natur luſtig zu machen. So ſagen die, welche noch nicht von der dünkelhaften Weisheit unſerer Zeit geblendet ſind. Geht mir mit euren Naturwiſſenſchaften, rufen ſie aus, aber das Kapſelfeuer iſt ihnen doch lieber als das Steinfeuer und ausreichend, davon zu wiſſen, daß man die Kapſeln beim Peter oder Paul kaufen kann.

Wir miſchen uns nicht in ſolche Streitigkeiten und ſo ſeyen hier auch einige Treffrecepte mitgetheilt.

„Nimm Herz und Lunge von einem Wiedehopf, der niemals auf die Erde gekommen, binde ſie auf den linken Arm, ſo triffſt du was du kannſt.“

„Suche eine Natter vor S. Georgi, haue ihr den Kopf ab, thue alsbald in beide Augen und Mund eine Erbſe, grabe den Kopf unter eine Brücke, worüber man reitet und fährt. Laſſe ihn

sieben Wochen und drei Tage darunter, so werden die Erbsen wachsen; diese stoße zu Pulver, so wirst du gewiß keinen Schuß fehlen, wenn du deine Ladung damit vermischt hast." [1]

Dieses Mittel ist gewiß sehr einfach, nur ist der Gebrauch etwas beschränkt, denn wer z. B. viele Hühnerjagden mitmacht, hätte wohl seine Noth, die erforderlichen Nattern aufzutreiben, selbst wenn sie nicht auf S. Georgi gefangen werden müßten. — „Man kann auch das Herz von einer Fledermaus unter das Blei bei dem Gießen mischen, damit kann man Alles tödten, was recht getroffen werden." Um alle Geschoße unfehlbar treffend zu machen, dient:

„So nyme eynen schwartzen hausshahnen, da keine eyniche (einzige) weiße Feder an ist, vnd würge in mit eynem newen meßer, vnd nyme das Hertz heraus vnd lege es in eyn loch in eyner mauren vnd lasse es neun tage darinnen liegen, vnd am neunden tage, so gehe wieder dartzu in derselben stunde, da du es hineingeleget hast, so findest du ein ringlein, das stecke an die lynke handt."

Warum eine Schrottflinte gut schießt, die andere nicht, warum die eine einen starken Brand macht, die andere keinen, das sind bis jetzt nicht ergründete Geheimnisse. Soviel ist richtig, daß in dem alten Spruche

„Viel Pulver wenig Schrot
Ist des Hasen sicherer Tod"

eine Wahrheit steckt, die mancher Flinte helfen kann, Alles aber ist damit noch nicht abgethan. Für das Brandmachen haben die alten Jäger mancherlei Recepte. „Man lade das Rohr vorher bloß mit Pulver, fange sodann eine junge Schlange und stecke sie in's Rohr, laße sie etliche Stunden darinne, und schieße sie alsdenn in einen Eichbaum: so wird man nachgehends gewahr werden, daß es

[1] Jägerbrevier. Aus dem gewehrgerechten Jäger. Stuttgart 1762.

fernerhin beßer d'raus ſtirbet. Man heißet dieſes den kalten Brand im Rohre."

Noch beßer und approbirter aber, den heißen Brand im Rohre zu machen, ſo nimmt man das Rohr aus dem Schafft und muß man zuſehen, daß man eine Blindſchleiche findet, ſelbige thut man in das Rohr, ſtopffet das Rohr zu, läßet daſſelbe alſo vier undzwantzig Stunden ſtehen, daß die Blindſchleiche darinne ſterben muß, ladet alsdenn das Rohr und läßt die Blindſchleiche wieder hinein und ſchießet ſie in die Luft, ſo wird man mit Verwunderung gewahr wie ſelbiges Rohr hernach tödtet." [1]

Es gibt aber Schützen, denen kein Recept helfen kann. Entweder ſind ſie ſo langſam, daß ſie nur allenfalls zu einer Schneckenjagd zu gebrauchen wären oder ſie ſchießen gar nicht, theils wie betroffen das ankommende Wild anſtarrend, theils nicht erkennend was es ſey. Da hörte ich einen Münchener Bürger ſagen: „dees Schieſſen kimmt mi' verdammt hart a', denn meß' i' (ziele ich) ſo bleibt d'Sach nit ſteh' und meß' i' nit ſo triff i' nix." Einem andern kam ein Waldſchnepf (die Jäger ſagen bei uns der Schnepf) aus dem Holz zugelaufen. Er ſah ihn verwundert an, als aber der Schnepf ganz nahe vor ihm aufſtand, da zappelte er gewaltig mit dem Schießen und verpuffte vergebens ſeine beiden Schüſſe. Nach dem Trieb fragte ſein Nachbar warum er denn den Schnepfen nicht im Laufen geſchoſſen habe. Lachend ſagte er: „Ja denkens Ihna, s'Fuaß hab' i' 'n nit kennt." (Zu Fuß habe ich ihn nicht erkannt.) Er hatte die Schnepfen immer nur ſtreichend geſehen.

Natürlich wird das Thema des Schießens auch viel beſprochen ob man vorhalten oder nicht vorhalten ſoll, wie weit man vorhalten ſolle, wie man ſich bei grobem oder feinem Viiren zu verhalten habe ꝛc. Darüber laſſen ſich nicht leicht Vorſchriften geben,

[1] Döbel a. a. O. S. 116.

die jeder für sich passend finden wird, drum ist auch der Gegenstand sehr zur Disputation geeignet. Der verstorbene Herzog Max von Leuchtenberg war ein ausgezeichneter Schütze ohne viel Rechnens um einen Schuß zu machen. Er hatte einen so sichern Anschlag, daß ich ihn einmal eine Doublette auf Fasanen machen sah, da doch zufällig der Flintenriemen auf die Schiene zu liegen gekommen war. Er sagte mir auch, daß er immer nur den Fasan ansehe, auf's Korn niemals achtgebe. Manche Schützen behaupten, auf gewöhnliche Schrotschußweite fast gar nicht vorzuhalten, andere bezeichnen es als unerläßlich, studirtere sprechen von der mitgetheilten Bewegung und beweisen aus dem Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte, daß bei bewegtem Rohre der Schuß niemals in der Richtung gehe, welche das Rohr im Augenblick des Abziehens habe, sondern immer seitwärts in der Richtung der Flintenbewegung ꝛc. Eine Autorität in der Physik, Professor Jolly dahier, wurde desshalb einmal um ein Gutachten ersucht und es fiel dahin aus, daß die mitgetheilte Bewegung allerdings den oben bezeichneten Einfluß habe und man desshalb unter Umständen einen entfernten Gegenstand treffen könne, welcher dem Auge des Schützen z. B. durch eine nahestehende Mauer verdeckt sey, daß man also in der That „um's Eck“ (dieses freilich sehr stumpf) schießen könne, wovon so oft scherzweise gesprochen wird. Es sey ferner für größere Distanzen ein Vorhalten unerläßlich, weil die Kugel in einer Sekunde nur 1000 Fuß mache, ein Wild aber in derselben Zeit 30 und 40 Fuß Weges zurücklegen könne und die mitgetheilte Bewegung dieses Verhältniß nicht ausgleiche. Bei kleinen Schußweiten und beim Schrotschießen sey aber schon wegen der Zerstreuung der Schrote das Vorhalten weniger und nur bei schnell bewegtem Gegenstande nothwendig. Die bezüglichen Details habe ich im Anhang dieses Buches unter „Schießen“ mitgetheilt.

Das Kugelschießen mit dem Schrotschießen gehörig zu vereinigen

und die Eigenthümlichkeiten eines jeden zu beachten, hat auch ſeine Schwierigkeiten, ebenſo das Ermeſſen, ob der Schuß überhaupt zu verſenden, der Gebrauch des Zwillings ꝛc. und es knüpfen ſich daran die verſchiedenartigſten Vorwürfe und Voriäße:

Ei ei, verdammt! daß mir der Bock
So ſchmählich durchgekommen,
Wie hab' ich denn auch unbedacht
Das Korn zu grob genommen,
Man kann nicht mit dem Büchſenrohr
Wie mit der Flinte ſpielen,
Das Schrotgepuff bringt einen noch
Um alles ſeine Zielen!

Ei ei, verdammt! der Zielbahn war
Wahrhaftig nicht zu fehlen,
Wie konnt' ich mit dem Zielen nur
Mich gar ſo ängſtlich quälen,
Iſt doch die Flinte keine Buchs,
Ja ja, das Büchſenſchießen,
Das macht zu langſam, kannſt dich nicht
Zum flinken Wurf entſchließen!

O Leichtſinn, hätt' ich's doch gevart,
Den zweiten Schuß zu machen.
Die Ente war einmal zu weit
Und dennoch mußt' es krachen,
Jetzt rauſchen ringsum Enten auf
Als wollten ſie mich freſſen,
Ich werde dieſen zweiten Schuß
Mein Lebtag nicht vergeſſen.

O Knickerei, den zweiten Schuß
So lächerlich zu sparen,
Ein Schrot wirft oft den Hasen um,
Man hat's genug erfahren,
Nicht schießen, heißt's, ist auch gefehlt
Und was hätt's können schaden,
Kommt doch nicht Alles auf einmal
Und ist ja schnell geladen.

Bis in die neueste Zeit fanden sich bei den Treibjagden auch die geistlichen Herrn fleißig ein und Pfarrer und Beneficiaten, manchmal auch ein alter Canonikus mit einer einfachen langen Flinte mischten sich unter die Jäger. Es ist schon erwähnt worden, daß in den vergangenen Jahrhunderten vom Clerus das Waidwerk oft mit Leidenschaft getrieben wurde und daß man es mit dem „Esau venator erat quoniam peccator erat" nicht immer so genau genommen hat. Es mag hier über dieses Verhältniß noch Einiges angeführt werden. Schon zu Anfang des sechsten Jahrhunderts kommen Verbote gegen das Jagen der Geistlichen vor und Karl der Große bestimmte, daß die Klosterjagden durch Jäger besorgt werden sollen und daß nur einzelnen Geistlichen das Jagen für ihre Person zu erlauben sey. Allein die Geistlichen jagten und die Prälaten und Bischöfe wußten von den Kaisern immer mehr Jagden und Jagdgerechtigkeiten für sich und ihre Territorien zu gewinnen. Mit Vergrößerung ihrer Macht und mit der Erhebung zu regierenden Fürsten erschienen sie in zweifacher Person, als Bischöfe und Landesherrn, und den letztern stand der Wildbann und das Jagdrecht zu. Sie jagten nun als Landesherrn und war der Geistliche gleichsam die zweite Person, die den Rechten und

Freunden des Regenten wie billig keinen Abbruch thun sollte. Vergebens wurden die älteren Verbote auf mehreren Concilien wiederholt, sogar mit Androhung des Bannes, die Jagdlust nahm zu und die Jägerei an den geistlichen Höfen wetteiferte mit der an den weltlichen. Die Bischöfe von Eichstädt hatten einen Erbjägermeister[1] wie Erbmarschall, Erbschenk und Erbkämmerer, und ebenso um 1400 und 1500 das Bisthum Würzburg. Damals waren aber andere Zeiten und gefiel es wohl auch einem Bischof mit schönen Frauen zu tanzen, ohne daß darüber Lärm geschlagen wurde, wie solches von Johann II. Grafen von Werdenberg bei seinem Einzug in Augsburg geschah im Jahre 1496.[2] Burgbernheim mit seinen Jagden kam anno 1000 an das Stift Würzburg und Bischof Heinrich gebot daß „hinfüro zu ewigen Zeiten niemands anders beben oder niedern Standes darinnen stellen, jagen, Hirschen, Schwein, Bären oder Reh fangen solle, dann ein Bischoff von Würzburg. Welcher aber ein solches überführe, der solle allermaßen darum gestraft werden, als hätte er das in Kaiser Otten selbst wäldern gethan."

1584 beschwert sich das Dorf Geismar bei Fritzlar über das Hetzenreiten der geistlichen Herren und die Stadt Fritzlar klagt beim Kurfürsten von Mainz über die Jagdzüge der Eberherren.

In den Erlaßen der Bischöfe von Bamberg und Würzburg aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert findet sich Alles berücksichtiget, was zur Hege des Wildes dienen kann, z. B. das Verbot, in der Setzzeit in den Hölzern Erdbeeren oder Schwämme zu sammeln, das Wild mit Schießen von den Feldern zu jagen, das sogenannte Prügeln der Hunde, Hausuchungen, Ueberwachung des Wildprethandels, des Gewehrverkaufs ꝛc.

[1] Nach Stisser scheinen die Bischöfe sogar früher Erbjägermeister gehabt zu haben als die Kaiser.

[2] Ist ja noch 1731, wie bei der Hirschjagd angeführt, ein Domherr bei einem maskirten Jagen als homme à deux visages mitgeritten.

1734 besaß der Fürstbischof von Würzburg vier wohl ausgestattete Jagdschlösser, nämlich im Guttenberger Wald, zu Zellingen, Büchold und Rimpar. Auch Frauenklöster hatten es, wenn nicht zu persönlicher Jagdausübung, doch zu bedeutenden Jagdrechten gebracht.

Die Aebtissin des Klosters Chiemsee durfte 1462 mit ihren Hunden bis an die Mauern von München jagen und trafen zufällig die herzoglichen Hunde mit den ihrigen zusammen, da sie ein Aas im Walde fanden und fraßen „so sol man der Herrschafft Hundt hindan schlahen, hintz daß meiner Frawen Hundt des als geniessen und darnach erst der Herrschaft Hundt nyessen lassen.“ [1]

Bei diesen Verhältnissen kamen allerlei Wendungen vor, das Jagen zulässig zu machen. Der erste Versuch ging dahin zu behaupten, die Verbote bezögen sich nur auf die vierfüßigen Thiere aber nicht auf den Vogelsang und bald wurde dieser so eifrig getrieben, daß nach dem Zeugniß des Landmeter [2] die Luft schier keine Vögel mehr hatte; dann unterschied man zwischen der lauten und stillen Jagd (inter venationem clamorosam seu horrisonam et placidam vel quietam) nämlich zwischen der Jagd mit Hunden, Hörnern und Waldgeschrei und dem Birschen oder Jagen mit Hilfe weniger Leute. Dann schrieb ein Florentiner Professor aus dem Servitenorden eine Vertheidigung des geistlichen Jagdvergnügens und kamen mehr dergleichen, und ein Felix Spatz bewies geradezu aus der Genesis, daß Gott als dominus directus der von ihm geschaffenen Erde, weiland Adam seinen Vasallen mit den wilden Thieren beliehen habe. Diese erste Investitur sey für Noah erneuert worden. Alle ihre Nachkommen also, die Theil an der Erde haben, seyen eo ipso von Gott auch mit der Jagd belehnt, woraus er dann für die begüterte Geistlichkeit folgerte, daß sie von Gott selbst

[1] Monum. boic. II. p. 512.

[2] S. Stiesser, Forst- und Jagdhistorie der Deutschen. S. 531.

zum Jagen berufen und höchstens aus Standesrücksichten verpflichtet sey, sich der venatio clamosa zu enthalten.[1]

Wie hat sich das Alles geändert und wie seltsam nimmt es sich aus, wenn von Rechten und Gebeten für ewige Zeiten gesprochen und geschrieben wurde! Das Jagen der Geistlichen ist in Bayern gegenwärtig fast auf Null reducirt und in manchen Diöcesen dürfen sie gar nicht mehr jagen, wie es auch den protestantischen Geistlichen verboten ist. Nur nicht das Kind mit dem Bad ausschütten! Freilich, wenn Fälle erzählt werden, wo der Pater beim Ueberlandgehen um eine Frühmesse zu lesen regelmäßig seine Flinte mitnahm und unterwegs in Holz und Feld herumpürschte oder da er einen Partikel zum üblichen Kusse in der Hand hielt und durch's hohe Kirchenfenster draußen einen Hasen laufen sah, in aufwallender Jagdlust mit dem länglich gefaßten Kleinod auf den springenden Lampe anschlug und mitfuhr bis er verschwand, oder über einen gefehlten Fuchs mit Exclamationen loszog, wie sie allenfalls ein naturwüchsiger Jagdcapitle hören läßt, dann hat das Volk einen guten Grund, wenn aber der Geistliche sonst der rechte Mann, dürfte man ihm einige Erfrischung des Jagens wohl gönnen. Die Gebildeten werden daran keinen Anstoß finden und die Bauern ebensowenig eine Beeinträchtigung seiner Würde, als es ihnen auch ganz natürlich vorkommt, daß ein solcher Herr zu Zeiten Durst hat und sich im Honoratiorenstübl freut, wenn ein frisches Faß angestochen wird.

[1] S. Stuesser und Seiberz, das westphälische Jagdrecht. S. 99.

Treibjagdlied.

Hinaus in den Wald
Dem Jagen zu lieb,
Es glitzert vom thauigen Rasen,
Hinaus auf den Bock und den listigen Dieb
Den Fuchs und die Schnepfen und Hasen,
In den Wald, in den Wald!
Und laßt zum Aufbruch blasen!

Hinaus in den Wald,
He Luxl herbei
Und der Waldl, der Schnaunz und die Kleine,
Ihr treuen Gesellen bald läßt man euch frei,
Ihr seht mir im Aug' was ich meine:
Es geht in den Wald
Und thue dann jeder das Seine!

O liebliche Luft,
Wie duftig und fein,
Es kann sie kein Garten so hegen,
Und wirft auch der Mai seine Rosen hinein,
Nicht bringt er die Würze zuwegen
Wie der herbstliche Wald
Wenn die harzigen Tannen sich regen.

Was nahet, was kommt,
Nußheher sag' an,
Was kreischest du auf in den Bäumen,

Ein Rehbock ho ho! wie das Wetter voran,
Ei den darf man nimmer verſäumen.
Paff! nieder damit!
Nun rings wird es laut in den Räumen.

Hui! jagen ſie hell
Der Waldl, der Schnauz,
Das Fuchslein ſie meiſterlich kennen,
Im Zug iſt der Tanz, o ſchelmiſcher Kanz,
Nun wirſt du die Naſe verbrennen.
Piff paff hin und her!
Und die Haſen halle! wie ſie rennen!

Es lebe der Wald
Und es leb' das Gejaid
Und der uns das Pulver erfunden,
Ging's ledern und ſtille, das wäre mir leid,
Dem Knall' bin ich lieber verbunden,
Es ſchalle und hall':
Heut' rühren ſich fröhliche Stunden!

Der Biber.

Der Biber (Castor fiber) und der Fiſchotter (Lutra vulgaris) werden oft beide als Fiſchdiebe zuſammengeſtellt, wie ſie auch deßwegen das Vorrecht genießen, als Faſtenſpeiſen zu gelten. Genau beſehen iſt es aber anders als die Herrn, welche vor Alters das Faſtenreglement diktirten, gemeint haben, denn der Biber frißt weder Fiſche noch Krebſe, ſondern nur der Fiſchotter.[1]

Man kann wohl beklagen, daß es ſo iſt, denn ließe der Biber ſein Schneiden der Bäume, womit er ſeinen Aufenthalt nur zu deutlich verräth, es ſtünde gewiß beſſer mit der Erhaltung ſeines Geſchlechts als wirklich der Fall iſt. Dieſes Schneiden der Bäume iſt eine merkwürdige Erſcheinung, denn nicht nur an dünne Stangen geht der Biber, ſondern auch Stämme von ein Fuß Durchmeſſer fällt er mit ſeinen Nagezähnen, die bei uns Stemmer beißen (ähnlich wie Stemmeiſen). In den Salzachauen zu Weitwörth bei Salzburg habe ich dergleichen gefällte Stämme mehrere geſehen. Es geſchieht bei den ſtärkern ſo, daß durch das Schneiden zwei Kegel gebildet werden, die ſich mit der Spitze berühren (der eine

[1] Biberfang und Otterfang wurden zu den Regalien gerechnet, die Gelehrten waren aber uneinig, ob ſie zur herrſtlichen Obrigkeit oder zur Fiſcherei gehörig anzuſehen ſeyen.

aufrecht, der andere umgekehrt); an der dünnen Stelle bricht der Stamm ab und in der Zweck solcher Holzarbeit, daß der Biber zu den zarten Gipfelzweigen, die er besonders zur Aesung liebt, gelangen kann und auch Material für seine Bauten gewinnt. Meistens sind es Weiden, auch Eschen, Espen, Pappeln, die er schneidet. Mit einem fast schuhdicken Baum wird er in einer oder zwei Nächten fertig, vier Zoll dicke Stangen schneidet er mehrere in einer Nacht. Diese Arbeit geschieht überhaupt nur bei der Nacht, am Tag hat man die Biber nie damit beschäftigt gesehen.

Der vielbesprochene Bau des Bibers ist meistens an einer Einsenkung oder Einbiegung eines hohen Ufers gelegen und zwar so, daß der Biber unter Wasser aus- und einschwimmen kann und daß das Wasser da tief genug ist, um nicht im Winter ganz einzufrieren. Um das Wasser gehörig anzuschwellen, errichten die Biber auch in geeigneter Entfernung von den Bauen einen Damm, der bei reißendem Wasser eine convexe Krümmung gegen den Strom hat. Der Bau ist mit einem Hauwerk von Aesten, Reisig, Schilf und Lehm gedeckt und hat nach genauen Untersuchungen keinen Ausgang nach oben, wie Einige angeben. Die Kammern und Höhlen der unterirdischen Wohnung, Burg genannt, liegen über dem Wasserspiegel und bei großem Anschwellen des Wassers ist der Biber gezwungen, sich in den obern Theil der Burg zu flüchten, oder diese auch ganz zu verlassen.

Eine Biberburg an der Yssel im Herzogthum Cleve war 6 Fuß hoch und hatte 6 Fuß im Gevierte mit zwei Kammern über einander, die wieder in drei bis vier Zellen getheilt waren, jede mit einem Ausgang nach dem Flusse. Es war eine solche Masse von Weidenstämmen, Rohr, Binsen ꝛc. zusammengeschleppt, daß sie wohl zwei Pferde kaum weggezogen hätten.

Die bekannten Erzählungen von den großartigen und künstlichen

Biberbauen gelten für Gegenden, wo es sehr viele Biber gibt, wie in Nordamerika. Es hat darüber sowie über das Leben dieser Thiere Hearne[1] die getreueste Darstellung gegeben. Nach seinen Beobachtungen hausen selten mehr als 4 alte und 6 bis 8 junge Biber in einem Bau, obwohl die Zahl zuweilen auf das Doppelte steigt. Eine Gemeinschaft oder Verbindung ihrer Wohnungen besteht aber nicht, es liegen diese nur neben einander und hat jede einen eigenen Eingang von der Wasserseite. Gegenüber von diesen schleppen die Biber Aeste und Zweige zusammen, deren Rinde im Winter als Nahrung dient, daneben sind es vorzüglich die Wurzeln von Nuphar luteum, am Grunde des Wassers, von welchen sie leben. Im Sommer äsen sie verschiedene Kräuter und Beeren, die in der Nähe ihrer Baue vorkommen, treiben sich auch viel außerhalb dieser herum. Wenn sie eine neue Wohnung bauen, so fällen sie das Holz im Sommer, fangen aber den Bau selten vor Mitte oder Ende August an und vollenden ihn erst wenn das kalte Wetter einfällt. Um die Biber zu fangen, gräbt man in der kalten Jahreszeit in ihre Baue, da sie dann in das Wasser und in die Uferhöhlen flüchten. Hat man beobachtet, daß einer in eine solche Höhle ausgestiegen, so verschließt man deren Eingang mit einem Rechen von geschlagenen Stöcken und zieht dann den Biber mittelst eines eisernen Hakens, der an einer Stange befestigt ist, aus der Vertiefung des Schlupfwinkels. Manchmal ist er mit der Hand zu erreichen und zu fassen. Sonst wird er auch mit Netzen und Tellereisen gefangen.

Zum Schuß gelangt der Jäger am Tag selten, obwohl sich Biber und Otter gerne sonnen, bei Mondschein gelingt es eher auf dem Anstand.

Manchem Berichterstatter hat das wunderliche Treiben der

[1] S. Fauna Boreali-Americana by John Richardson.

Biber, wie er wirklich ist, nicht genügt, und wenn Chateaubriand[1] von ihren Palästen in Amerika spricht, so ersieht man, daß dort auch gewaltige Enten wohnen, welche Dinge ausplaudern, von denen gewöhnliche Forscher keine Ahnung haben. Sie erzählen z. B., daß beim Fällen eines Baumes ein besonders postirter Biber den Augenblick zu beobachten hat, wo der Baum fällt, um mit einem Pfiff die daran Arbeitenden aufmerksam zu machen, daß sie sich rechtzeitig entfernen um nicht erschlagen zu werden; daß die Biber sich regelmäßig zu gemeinschaftlichem Mahle in einem eigenen Speisesaale versammeln, jährlich im Juli eine Generalversammlung halten, um neue Ansiedlungen zu besprechen und dergleichen. Wenn ein Individuum der Biberrepublik sich halsstarrig in Ausübung der Bürgerpflichten zeigt, so wird es exilirt und muß mit Schande in einem eigenen Loch wohnen, einem Vagabunden wird auch wohl zur Strafe der Schwanz abgeschnitten; es kommen Duelle unter ihnen vor und Kämpfe von dreien gegen drei wie weiland bei den Horatiern und Curiatiern, blutige Schlachten ꝛc.

Die Rothhäute nennen die Biber wegen ihrer Intelligenz „stumme Menschen."

Fügt man dem noch hinzu, was die Alten von unsern Bibern erzählt haben, so übertrifft ihre Geschichte die jedes andern Thieres. Conrad Geßner, zu dessen Zeit es auch in der Schweiz viele Biber gab, berichtet nicht nur, daß sie, wie von den Murmelthieren das Heueinführen erzählt wird, die nöthige Holzzufuhr in der Art besorgen, daß ein Biber auf den Rücken gelegt, mit Aesten beladen und dann am Schwanz wie ein Wagen an der Deichsel fortgezogen wird, sondern er unterläßt auch nicht anzuführen, daß Einige sagen, der Biber beiße sich die bekannten Drüsen, welche die Gail heißen, und eine wunderthätige medicinische

[1] Voyages en Amérique, en Italie etc. p. 196.

Wirkung haben, in der Noth des Flüchtens ſelber ab, um ſie dem verfolgenden Jäger „als eine Rantzion und Löſsgeld für ſein Leben“ zu überlaſſen.[1]

Die Biber ſind uralte Bewohner Bayerns. Schon die bojoariſchen Geſetze aus der Mitte des ſiebenten Jahrhunderts erwähnen den Piparhunt (Bibarhunt) qui sub terra venatur, der unter der Erde jagt, d. h. in den Burgen die Biber aufſucht. Die Geſetze ſagen, wer einen ſolchen Hund todtſchlägt, ſoll einen dergleichen herſtellen oder es mit ſechs Schillingen büßen. In der Fundation der Kirche zu Dieſſen am Ammerſee vom Jahr 1229 kommt ſchon vor, daß derſelben das Jagdrecht auf wilde Thiere, Hirſche, Bieber und Otter zuſtehe. Ebenſo wird der Biber und der Otter in der Amber bei Gelegenheit einer Schankung des Grafen von Wolfratshauſen an das Kloſter Dieſſen erwähnt, 1558.[2] Es finden ſich in Bayern gegen ſechzig Orts- und Bachnamen, die mit Bieber und Biber anfangen.

Die Gejaids-Ordnung des Herzogs Albrecht V. von 1551 beſtimmt, daß der Jäger für jeden gelieferten „Biberſchwanz und zwei Füſſe“ „15 Kreuzer und die Haut“ erhalten ſoll.

Dieſe Biberſchwänze und Füße wurden als Leckerbiſſen zur fürſtlichen Hofküche geliefert. Die Fangzeit des Bibers war 1616 von Michaelis bis Oſtern beſtimmt.

Unter Max Emanuel erſchien 1685 ein beſonderes Verbot des Biberfangs in der untern Iſar, „demnach wir Vorhabens ſind, hinfüran zu ein oder anderer Zeit Unſere Luſt mit Fangung der

[1] Er führt die Verſe an:

„Dieweil ſehr hoch geacht in Artzeney der Biber,
Von wegen ſeiner Geyl, ſo giebet er viel lieber.
Und beißet ſelbſten auß, was ſonſt ſein Leben fällt,
Wer das erhalten kann, der geb' dem Feind das Gelt.“

[2] Oefele II. 699.

Biber auf der Isar unterhalb Landshut hinab zu suchen, als ist unser gnädigster Befehl anmit, daß kein Fischer, so von gedachtem Landshut hinab bis in die Donau auf besagter Isar zu fischen pflegt, sich bei schwerer und unausbleiblicher Leibesstrafe unterstehen soll, einige Biber zu fangen" ꝛc.

In dem fürstlichen Kemptischen Maiengebot von 1625, 1653 und 1786 ist auch des Biberfangens erwähnt.

1688 hat Max Emanuel im Bezirk von Benediktbeuern mit einigen Cavalieren eine Jagd auf Biber und Otter gehalten; das Kloster Benediktbeuern beherbergte die Jagdgesellschaft. — Biber haben sich auch an der Bibermühle bei Tölz und zu Hohenburg und Lengaries an der Oberisar ziemlich lange behauptet. In den Klosterrechnungen von Tegernsee findet sich 1727 das Jägerrecht für Biber und Otter gleich, zu 6 kr. per Pfund angesetzt, 1746 wurde es bei einem Biber mit 12 kr. bezahlt, es sind aber nur einzelne geliefert worden.

Von 1751—55 incl. sind in den Hofzöhrgaden sechs Biber und sieben Otter geliefert worden.

Im Salzburgischen war 1785 das Schußgeld für einen Biber nur 45 kr.

Bis zum Jahre 1846 gab es noch ziemlich allgemein bei uns Biber, obwohl sie selten waren: an der Donau, besonders bei Neuburg und auf den Donauinseln bei Ingolstadt, ferner in der Vils und am Lech bei Füssen, Landsberg, Kaufring; an der Amber bei Fürstenfeldbruck und Olching, an der Isar bei Landshut und an der Salzach.

Von 1808 bis 1830 wurden an der Amber auf der kleinen Strecke von Unterbruck bis Zolling bei Freising (etwa 6 bis 8 Wegstunden) 26 Biber geschossen und gefangen.

1833 waren sie ziemlich zahlreich in der Amber und brachen einige sogar in die Obstgärten z. B. in Fürstenfeldbruck, wo auch

ein Paar am hellen Tag von der dortigen Amberbrücke heruntergeschossen wurden.

Bei Passau wurden die drei letzten Biber 1819, bei Niederaltaich die vier letzten 1824 erlegt, auf der untern Isar der letzte 1844. Länger erhielten sie sich zwischen Dingolfing und Landshut, wo 1849—52 noch vier Biber erlegt wurden.

Am Lech wurde bei Gersthofen 1847 ein Biber geschossen, an der Amber im Inkofer und Ambacher Jagdbezirk 1853 drei Biber von den Fischern von Inkofen gefangen.

Zu Unterhausen bei Neuburg an der Donau wurden (von Revierförster Glas) 1846—53 (im März, April und Mai) vier Biber erlegt, davon zwei in Eisen gefangen.

1846	einer von	46	Pfund,	Erlös	80 fl.
1850	„ „	50	„	„	110 „
1852	„ „	40	„	„	132 „
1853	„ „	42	„	„	132 „

Die ersten drei wurden im Ganzen verkauft, vom letzten nur die Gail. Der Balg war nur 4—5 fl. werth, das Fleisch, welches in Amerika sehr geschätzt ist, galt fast nichts.

Das Bibergail (Castoreum), in eiförmigen Säcken bestehend, die beiden Geschlechtern eigen und eine aromatische (im frischen Zustand salbenartige) Substanz enthalten, wird von den bayrischen Bibern vorzüglich geschätzt und den amerikanischen und sibirischen vorgezogen. Die Säcke wiegen frisch 10—12 Loth, getrocknet nur die Hälfte, sie werden, wie oben angeführt wurde, gegenwärtig bis zu 132 fl. verkauft. Vor 60 Jahren konnte man das Loth für 1 fl. haben.

Gegenwärtig finden sich einzelne Biber nur noch in den Salzachauen.[1]

[1] Die Biber werden 30—40 Jahre alt, man will auch schon welche 78 Jahre lang erhalten haben.

Die Jagdzersplitterungen seit 1848, die Ufercorrektionen für die Dampfschifffahrt auf der Donau, mehr noch der Eigennutz von Bauern und Fischern, die pto. Biberfang trieben was sie wollten, alles das mußte das Ausrotten und den Untergang der Biber herbeiführen, auch von Seite der Jäger hat wohl das Verfahren nach dem Spruche: „Otter und Biber haben keine Hege" (weil der Balg fast immer gut) beigetragen.[1]

Auch anderwärts, wo in früherer Zeit Biber nicht selten waren, sind sie verschwunden. So wurden (nach Landau) in Hessen im 15. Jahrhundert eigene Biberjäger gehalten und das Jagdregister des Churfürsten Johann Georg II. von Sachsen von 1656—1680 gibt 397 Biber an.

Zu jener Zeit werden sie auch in Westphalen erwähnt, in der Ruhr und Möhne. In England wurden sie im 9. Jahrhundert, in Schottland und Wales im 12. Jahrhundert ausgerottet.

Die Amerikanischen Biber werden, wenn sie die Wildniß ihres Aufenthalts nicht mehr schützt, dasselbe Loos haben, obwohl sie in außerordentlicher Verbreitung vorkommen. Man sagt, ihr größter Feind sey der sogenannte Vielfraß[2] (gulo luscus, the Wolverene); der ärgste Vielfraß ist aber ein egoistischer und habsüchtiger Mensch, und leider ist diese Spezies nicht nur auf dem besonders günstigen Boden des Sternbanners, sondern auch bei uns und überall heimisch. Im Jahre 1743 war die Einfuhr an amerikanischen Biberbälgen in London und Rochelle 150,000 Stück, im Jahr 1827 dagegen nur 50,000.

Wäre es bei den hohen Preisen der bayrischen Biber nicht der Mühe und Kosten werth, einen Biberpark anzulegen, wie 1781 ein solcher bei Wien bestand, aus welchem die Thiere lebendig nach dem

[1] Gegenwärtig ist, leider zu spät, die Hegezeit vom 2. Februar bis 1. October bei uns festgesetzt.

[2] Eigentlich Fjalfraß im Finnländischen, d. h. Felsenbewohner. Kaup.

Gewicht verkauft wurden und bis 40 Pfund erreichten. Ein Wunſch und in Rückſicht auf manchen Nervenleidenden, dem die berühmte Gall Hülfe gewährt, gewiß ein frommer Wunſch! Leider nennt man fromme Wünſche die, von denen zu fürchten, daß ſie nicht in Erfüllung gehen.

Der Fischotter.

Es giebt eine Familie, wie die Zoologen sagen, welche die der Mustelen heißt. Sie haben einen langgestreckten Körper und kurze Füße, die mit feststehenden Krallen bewaffnet und bei einigen mit einer Schwimmhaut versehen sind. Sie berühren beim Auftretenden Boden nur mit den Zehen und sind sehr flinke boshafte Raubthiere. Zu diesen Mustelen gehört der Fischotter (Lutra vulgaris), dessen Tummelplatz vorzüglich im Wasser, und gehören dahin die Marder, Iltis und Wiesel, die auf dem Land hausen.

Die Jäger sagen bei uns der Fischotter oder kurzweg Otter, und da es auch bei Dübel so heißt, so bleibe ich dabei, andern die Untersuchung überlassend, ob der oder die richtiger sey.

Der Otter, dessen schöner dunkelbrauner Balg bekanntlich einen geschätzten Pelz liefert,[1] ist zwei Fuß lang, hat einen verhältnißmäßig kleinen, dicken, plattgedrückten Kopf und dicken kurzen Hals, kleine Lauscher oder Ohren und eine ziemlich lange spitz auslaufende Ruthe. Er ist mit allem begabt, was ein raubendes Wesen braucht, sieht und hört sehr scharf und hat eine feine Nase (äuget, vernimmt, wittert), ist in seinem Hauptelement, dem Wasser, ungemein flink und wehrt sich um's Leben sehr tapfer mit gefährlichen Bissen. Der Otter ist der ärgste Fischdieb, den man sich denken kann, und macht weite Streifzüge zu Land und zu Wasser nach den Plätzen, wo

[1] Die bayerischen Otterbälge stehen gegenwärtig nieder im Preise und werden mit 6—8 fl. bezahlt. Ein amerikanischer Otterbalg gilt aber 25—30 fl.

etwas zu holen ist. Wie der Hund guten Wind haben muß, wenn er etwas suchen und fangen soll, so muß der Otter guten Wasserzug haben, d. h. das Wasser muß ihm entgegenrinnen und trägt ihm wahrscheinlich die Fischwitterung so zu wie dem Hunde die Luft die Wildwitterung. Er sucht daher immer stromaufwärts. Forellen und Krebse sind Hauptspeisen für ihn. Die kleineren Fische werden gleich im Wasser verschlungen, mit den größeren aber steigt er an's Land und ist so jagdlustig, daß er mehr fängt und würgt, als er fressen kann.

Der Otter bewohnt Höhlen in hohen Ufern am Wasserspiegel, die auch wie beim Biber Burgen heißen, und weiß auf seinen Raubzügen überall dergleichen zu finden. Dieses eben nicht anmuthig erscheinende Thier zeigt sich in seiner Jugend von höchst graziösen Bewegungen im Wasser, und es war ein anziehendes Schauspiel, welches der berühmte Zoological Garden in London im Jahr 1851 darbot, dort das zierliche Spielen mehrerer junger Otter zu Wasser und zu Land zu beobachten. Es ging dieses stundenlang fort. Man kann junge Otter auch zähmen und zum Fischfang abrichten. Ein gewisser Collins, erzählt Bingley, der in Northumberland lebte, hatte einen zahmen Fischotter, der ihm überall nachfolgte und auf's Commando Fische fing und apportirte. Ein Jacob Campell besaß einen, der zuweilen in einem Tage acht bis zehn Lachse aus dem Wasser holte. Sie können auch an Hunde gewöhnt werden, und Winkell spricht von einem Otter, dessen liebster Spielkamerad ein ziemlich starker Dachshund war. Der Otter sprang ihm gerne auf den Rücken und ritt auf dem geduldigen Hund umher, sie balgten sich auch oft scherzend und dann kickerte der Otter, während er sonst dem Hund auch mit öfterem Pfeifen zurief.

Es ist merkwürdig, daß ein gezähmter Otter das Fischfressen gänzlich verlernen kann und die gewöhnlichen menschlichen Speisen anderer Art annimmt.

Der größte Feind des Otters ist der Schnee, der weiße Leithund, wie ihn ein alter Spruch nennt, denn, besonders als Neu, wird er der Verräther seiner Wandergänge; er bezeichnet die Plätze, wo der Otter am Wasser aus- und einsteigt, und giebt dem Jäger Mittel und Vortheil, Eisen zu legen und im Mondschein auf dem Anstand zu schießen. Eine öfters anwendbare Art, den in einen Bach eingespürten Otter zu bekommen, ist folgende. Man schlägt in einiger Entfernung von den Stellen, wo Uferhöhlen den Aufenthalt des Otters andeuten, auf der Zuflußseite einen Rechen, eng genug, daß der Otter nicht durchkann und sperrt den Bach auf der Abflußseite mit einem Damm von Erde. Wenn nun das Wasser steigt und die Uferhöhlen füllt, muß der Otter zum Athemholen auftauchen und wird von den angestellten Schützen geschossen. Ich kam einmal so bei einer Otterjagd zu Schuß, die ich in Tittramszell bei Tölz zu machen Gelegenheit hatte. Die Otter besuchen von der Isar aus gerne die dortigen Forellenweiher. Es war Ende Oktober und wurde ein Otter auf dem frischgefallenen Schnee in einen schmalen, zum Theil unterirdisch fließenden Bach hineingespürt. Nachdem Rechen und Damm geschlagen waren, paßte ich an einer freien Stelle, und der Jäger sagte mir, der Otter werde wie ein schwarzer Wurm vorbeikommen. Man stieß mit Stangen in die Uferhöhlen und ließ auch einen Hund hinein. Der Otter kam aber nicht, obwohl er an andern freien Stellen öfters auftauchte, bis ich nach längerem Passen mehrere Schritte vom Bache entfernt den mosigen Grund sich bewegen und heben sah. Der Otter schien sich da herausgraben zu wollen, daher ich mich hinschlich und mit dem Gewehr im Anschlag das Erscheinen desselben erwartete. Es dauerte auch nicht lange, so sah ich das kleine falsche Auge aus dem Grund heraufblitzen und schoß ohne Zaudern drauf. Das aufquellende Wasser färbte sich roth und aus einer Tiefe von etwa 3 Fuß wurde ein alter Otter herausgezogen. Es war eine Fehin. Der Hund

fing indessen zwei junge Otter, ein Beweis, wie man ähnliche hat, daß die Otter nicht bloß im Februar ranzen, da die Fehin, das Weibchen, nurn ein Wochen tragend geht.

Man hetzte vormals die Otter auch aus ihren Burgen in ein Sacknetz, welches den Bach absperrte. Sie wurden dann im Sack oder auch beim Vorbeischwimmen mit einer dreizackigen Gabel gestochen. Ebenso fing man die Biber, deren Bau auf dem Land man aufwühlte und Hunde hineinließ.

In den bayrischen Flüssen sind die Otter ziemlich verbreitet,[1]

[1] Im Jahre 1857 sind sogar wegen bedenklicher Vermehrung der Fischotter die Distriktspolizeibehörden angewiesen worden, Maßregeln zur Beseitigung solchen Uebelstandes zu ergreifen.

besonders am Lech, an der Amber, Loisach, Isar, in den Revieren Schongau, Weilheim, Tölz, München, Freising, Rosenheim; in Mittelfranken an der Rednitz, Pegnitz, Wörnitz, Rezat ꝛc.; in Unterfranken am Main; in Oberfranken im Forstamt Horlach, Bayreuth und Wunsiedel.

Unsere Otter liefern das Pelzwerk für die sogenannten Otterhauben, die von den Weibern auf dem Land um München, Starnberg, Landshut ꝛc. getragen werden, doch verwendet man gegenwärtig meistens ausländische, besonders amerikanische Otterbälge dazu, weil diese schöner sind und weil „d'Leut allwei' hoackler wern," wie mir ein Kürschner sagte.

Von den andern erwähnten Mustelen ist wenig Erhebliches zu sagen. Sie rauben zu Land wie der Otter zu Wasser, und wie bei diesem ist ein Neu wegen des Abspürens dem Jäger der willkommenste Helfer.

Der Edelmarder oder Baummarder (Mustela martes), der sich durch seine schön orangefarbene Kehle leicht von dem weißkehligen Stein- oder Hausmarder (Mustela foina) unterscheidet, ist nicht nur seltener als dieser, sondern auch schwerer zu finden, da er in Wäldern in hohlen Bäumen, Raubvögel-Horsten und dergleichen haust, während der letztere, die Plage der Bauern, denen er Hühner, Tauben, Enten ꝛc. stiehlt, in Scheunen und Ställen unter altem Gerümpel der Dachböden seinen Aufenthalt hat. Der Blechbeschlag des Tragbalkens der freistehenden sogenannten Taubenkobel hat den Zweck, dem Steinmarder das Hinaufklettern zu verleiden, denn darin ist er wie der Edelmarder sehr flink, wie auch beide 30 und 40 Fuß hoch frei auf den Boden springen können, ohne Schaden zu nehmen. Beide sind kleine Tiger an Blutgierigkeit und würgen nicht nur um ihrer Nahrung willen,

sondern auch zu grausamer Unterhaltung, daher Hohberg sagt, daß der Name Marder gleichsam einen Mörder bedeute. Wie der Hausmarder mit den zahmen Hühnern und Enten wirthschaftet, so treibt es der Edelmarder mit den Waldhühnern und mit den Wildenten ꝛc. Beide saugen die Eier aus und der Edelmarder jagt auch gern auf ein Eichhörnchen oder packt einen jungen Hasen und ist ein Liebhaber des Honigs. Die Vögel beschleichen sie im Schlaf. — In der Schweiz besteht eine poetische Sage, wie eine Hausfrau ihre Hühner vor dem Marder und Fuchs schützen soll. Sie muß beim Schlafengehen die Sterne grüßen. — Man fängt die Marder mit den sogenannten Marderfallen, d. i. mit einem Schlagbaum, auch mit Eisen, außerdem wird der Hausmarder mit großem Lärmen und mit Hülfe der Hunde aus seinen Schlupfwinkeln getrieben und von angestellten Schützen geschossen, der Edelmarder aber, wenn man ihn auf einen Baum gespürt hat, mit Schlagen an den Stamm und Stoßen in die hohlen Theile in's Freie gejagt oder auch durch Ausdampfen mit einem stark rauchenden Feuer. Fährt er dann heraus und wird gefehlt, und ist ein Hund dran, so baumt er oft mit großer Schnelligkeit von einem Baum zum andern; kann er sich aber mit einem dicken Aste decken, so hält er auch wohl aus. Der Balg bezahlt die Mühe und ist gegenwärtig auf 8 fl. im Preis gestiegen, während er sonst die Hälfte kostete. Der Balg des Steinmarders gilt jetzt 6 fl., sonst 2 fl. 42 kr.

Ein weiterer Verwandter des Mardergeschlechts ist der Iltiß (Mustela Putorius, Eltbier, Illing), der sich durch einen widerlichen Gestank kennzeichnet (eine Art von Moschusgeruch ist auch dem Marder eigen). Der Iltiß lebt wie der Steinmarder in alten Mauern und Gerinnen, Holzhaufen ꝛc., im Sommer mehr draußen, im Winter nahe bei den Häusern. Er bleibt lieber auf dem Boden als er klettert, obwohl er dieses auch kann, und raubt wie die andern, doch auf einmal meistens nur ein Stück, liebt besonders

junge Hasen und Kaninchen, speist aber auch Fische, Ratten, Mäuse und dergleichen.

Die kleinste Species der Mustelen ist das Wiesel, aber nur dem Körper nach, denn an Bosheit und Verwegenheit ist dieses spannlange Wesen fast größer als die andern und greift den Hasen an, der im Verhältniß ein Elephant dagegen. Man kann oft sehen, wie ein Wiesel einen solchen hetzt und herumjagt und wie er selber verwundert nach dem kleinen Feind schaut, ohne es jedoch mit ihm aufnehmen zu wollen. Besonders aber stellt das Wiesel den Vögeln und Eiern nach und man schießt natürlich die kleine Creatur wo man kann. Es kommen zwei Arten bei uns vor: Mustela vulgaris, das kleinere, und Mustela erminea, das seltnere größere Wiesel, welches im Winterkleide ganz weiß ist; ich habe es so schon Ende Oktober im Gebirg und zwar auf der höchsten Schneide des Grametsberges in der Riß gesehen.[1]

Die Bosheit des Wiesels, seine schlanke kurzbeinige Gestalt, das Eichaufrichten wenn es neugierig lauscht, das Springen und plötzliche Verschwinden in einem Reiserbüschel, hohlen Baum und dergleichen haben mancherlei Sagen von ihm veranlaßt, und während seine weit größeren Verwandten keinen Platz in der Geschichte aufzuweisen haben, erzählt Aelianus aus Präneste bei Rom (221 n. Chr.), daß die Aegypter und die Thebäer das Wiesel (γαλῆ) verehren und sagen, daß es die Amme oder vielmehr die Hebamme bei der Geburt des Herkules gewesen, denn es habe durch sein Vorbeilaufen „die Banden der Wehen" der gebärenden Alkmene gelöst. „Daß das Landwiesel ein Mensch war," sagt er weiter, „habe ich gehört, auch daß es eine Gauklerin und Zauberin und gewaltig zügellos war," und der Zorn der Hekate hat die Verwandlung zum

[1] Auch das kleinere Wiesel kommt im Winter zuweilen weiß vor, hat aber nicht die schwarze Endspitze der Ruthe wie das große, welches den bekannten Hermelin liefert. Der Name Härmlin und Härmel kommt auch in der Gegend am obern Inn vor.

Wiesel verhängt.[1] — Als bekannt führt er an, daß die Wiesel die hinterlistigsten Thiere seyen und den Leichen der Menschen nachstellen und ihnen die Augen ausreißen und ausschlürfen.

Das Anhauchen eines Wiesels oder Anpfeifen wie man es nennt, ist nach dem Glauben unseres Landvolks gefährlich und bringt Geschwülste hervor, in Tyrol wird dagegen ein Wieselbalg als ein kräftiges Amulet angesehen und eine angeblasene Geschwulst damit bestrichen vergeht sehr bald. Im bayrischen Unterland heißt das Wiesel auch Müemelein, ein Name, der nach Panzer an geisterhafte weibliche Wesen, die Mumen, erinnert, von denen gesagt wurde, daß sie die Häuser besuchen, aus unbedeckten Gefäßen essen und trinken und diese immer wieder füllen. Fänden sie aber die Gefäße bedeckt, so stünde dem Haus Unglück bevor.

In Tyrol wird von dem kleinen Thier noch mehr erzählt. So heißt es, daß die Wiesel giftige Schlangen mittelst der Raute bekämpfen, welche sie im Rachen verbergen; Aehnliches findet sich bei Aelianus. Es heißt ferner: wer einem lebenden Wiesel das Herz ausreißt und dasselbe noch zuckend ißt, kann in die Zukunft schauen. Den Fuß eines Wiesels zu Rosen- und Senfkörnern gethan und in ein Fischernetz gehängt, lockt die Fische von weitem zusammen, so daß man sie mit Händen fangen kann ꝛc.[2]

Im Kanton Glarus herrscht bei alten Jägern der Glaube, es sey gefährlich, im Gebirg auf ein Hermelin zu schießen. Ein Jäger von Matt, obwohl von seinem Vater gewarnt, konnte es doch nicht lassen, als er auf der Höhe des Gulderstocks ein Hermelin erblickte, darauf zu schießen. Da zersprang die Flinte, und in kurzer Zeit war der Jäger von einer Menge von Hermelinen umgeben und machte sich eiligst davon.[3]

[1] Panzer Bayerische Sagen, II. 360.

[2] v. Alpenburg a. a. O.

[3] Th. Vernaleken, Alpensagen.

Der Hermelin gilt als ein besonders reinliches Thier, daher P. Abraham a St. Clara sagt: „Es soll ein Geistlicher seyn wie das schneeweiße Thierl Armelin, welches sich ehender läßt umbringen als mit Koth oder Unflat sich besudlen; derentwegen ihme der Poet dieses Lob schenket: Potius mori, quam foedari.“

Spruchreime.

Tritt die Sonne mild hervor
Aus des Morgens lichtem Thor,
Ohne Prunk doch königlich:
Freuen alle Herzen ſich,
Kommt ſie aber in Purpur gegangen,
Siehts der Waidmann ſtets mit Bangen,
Denn dann lauft dem rothen Schein
Schlimmer Pöbel hinterdrein,
Schlechter Wind und klatſchender Regen
Folgen brauſend ihren Wegen,
Trüben des Himmels helle Fenſter,
Wecken die ſchlafenden Nebelgeſpenſter,
Senden ringsum Nacht und Graus,
Jagen Jäger und Hund nach Haus.

Ein ſchönes Augenpaar
Das iſt das Doppelgewehr,
Dem ſich der Jäger ergiebt,
Da hilft kein Trotzen mehr.

Der Amorbub iſt männiglich
Als Scharfſchütz wohl bekannt,
Drum haben ihn die Mägdlein ſich
Zum Kammerjäger ernannt.

Spielho' gieb Acht, daß di d'Bir nit d'erlangt,
Jaager gieb Acht, daß di' 's Diendl nit fangt.

Vor die Diendln nimm di' in Acht,
D'Lieb' gar blind und daamiſch macht,
Ko'ſt es in' Lanks[1] am Federwild ſegn,
Is aar 'n Hirſch oft Loads[1] d'rum g'ſchegn,
Und daß d'klüger als der willſt ſey',
Jaagabua dees bild' dir net ei'.

Willſt d'erfragn
Wo der Hirſch hat g'ſchlagn,
Frag' koan' Jaaga, der giebts nit a',
Frag' jungi Taannln,[1] biſt beſſer dra'.

Nit leicht jagſt an' Haſn vo' Hof und Haus,
Kimmt bald wieder hoam, bleibt nit lang aus,
An' Hirſchn aber ko'ſt leicht vergräma,
Da muaßt 'n Handl ſcho' ſeiner nehma.

[1] Lanks = Frühjahr. Loads = Leides. Taannln = Tannen.

Nimmſt an' guatn Stutzn mit,
Der d'erſpart dir vieli Schritt',
Nimmſt a' ſchlechti Bix, mei' Bua,
Nacha laafſt umſunſt grad gnua.

An' Dreier[1] ſaufa, an' Da'ſer[1] ſchießn,
Werd 'n Geldbeutl bald verdrießn.

[1] Dreier = drei Kreiſe auf der Scheibe. Da'ſer = Einſer = ein Kreis auf der Scheibe.

II.

Federwild.

Der Auerhahn.

Die wilden Hühne haben ihren ſtattlichſten Repräſentanten am Auerhahn (Tetrao Urogallus). Es iſt nicht nur die Größe die ihn auszeichnet, und die der eines Truthahns faſt gleichkommt, oder ſein Federbart am Kinn, ſondern auch eine gewiſſe würdige Haltung unterſcheidet ihn von anderem Volke. Der Birkhahn iſt ein Windbeutel dagegen, ſchlank und flink und aufgeräumt zum Trillern und Tanzen, der Faſan ein eitler Geck, der mit ſeiner ſchimmernden Uniform der Himmel weiß was ſich einbildet; Haſelhühner und Steinhühner buntſcheckige Sonderlinge, die jedenfalls zu den kleineren Göttern zählen: kurz der Auerhahn überragt Alle ſeines Geſchlechts und wurde und wird daher noch überall zur hohen Jagd gerechnet. Es iſt ihm wenig daran gelegen die Menſchen zu ſehen oder von ihnen bewundert zu werden und wäre die Liebe nicht, die ſelbſt Männer von dreifacher Philoſophie um's Herz an der Naſe herumführt, es könnte kaum von einer Auerhahnjagd die Rede ſeyn. Aber die Liebe, die ſchon ſo viele Sänger geſchaffen, ſie beſtimmt auch unſern ernſten Auerhahn zu einem Falzgeſang, den er im April in der myſtiſchen Stunde da die Sterne erbleichen und der Morgen graut, anhebt und zwar mit einer eigenthümlichen elegiſchen Färbung wie kein anderer Vogel. Und dieſes Lied iſt ſo oft ſein Untergang, denn er verräth ſich damit dem lauſchenden Jäger und macht ihm das Anbirſchen möglich. Man ſieht daraus und weiß es auch anderwärts, daß das Falzen mitunter ſeine gefährliche Seite hat.

Der Auerhahnfalz oder so genannte Jagd ist mit mancher Beschwerlichkeit verbunden aber auch von besonderen Reizen begleitet, um deren Willen sie sogar der Verfasser der Tunisias und Rudolfias, der Erzbischof L. Pyrker besungen hat:

„Der Auerhahn, der Auerhahn,
Der lockt mich nach den Höhen;
Doch will ich dort mit Vortheil dran,
So heißt es früh aufstehen!
Der Auerhahn, der Auerhahn
Ist selten zu ersehen! ꝛc."

Beim Mondschein vor Tag geht es in die waldigen Gründe oder im Fall der Himmel trüb zündet man eine Fackel an bis man in die Nähe des Falzplatzes kommt. Da geht der Weg oft zwischen alten Bäumen hindurch, die sich in der Beleuchtung der brennenden Späne phantastisch ausnehmen oder er führt in einen Filzgrund mit verkrüppeltem Krummholz, welches einen in seltsamen Gestalten anschaut und die Stimmung wird eine mehr und mehr gespannte, denn von Zeit zu Zeit lauscht man in die Nacht hinein nach dem Falzruf, um den sich der Jäger vielleicht noch mehr sehnt als die Henne der er gilt. Dabei taucht mancherlei Besorgniß auf, daß der Hahn etwa nicht Lust habe zu falzen, welches öfters geschieht. Sowie nun aber aus der dunklen Wildniß das Schnalzen ertönt und das leise Hören, da rührt sich das Jägerblut, da ist alle Aufmerksamkeit auf das Anspringen während des Wetzens oder Schleifens gerichtet. Man springt dabei meistens nur zwei Schritte vorwärts und steht dann wieder regungslos bis das Schleifen abermals beginnt. Wenn der Hahn frisch und aufgelegt ist, so folgen Schnalzen oder Schnackeln, welches immer schneller geht bis zum Haupt- oder Hochschlag und dann das Schleifen fast ganz regelmäßig aufeinander, so daß man gleichsam auf den Takt springen und stehen

kann. Wenn der Hahn aber launisch ist und nicht gut aufgelegt, so schnackelt er oft lange einzelnweise fort, bis der Falz in Gang kommt und hat man dann beim Springen zufällig eine unbequeme Stellung bekommen, so ist das Stillstehen kaum auszuhalten. Wenn man glücklich bis auf Schußweite angesprungen ist, so hat man nicht selten noch seine Noth, den Hahn zu sehen, denn besonders auf Tannen steht er oft auf einem dicht verwachsenen Ast oder im Gipfel des Baumes, so daß man wieder wegspringen und um den Baum herumspringen muß bis man schießen kann, oder es ist noch zu dunkel und dann besser wenn man nicht zu nahe herangekommen, denn ob der Hahn auch während des Schleifens gleichsam blind und taub ist, so ist er vor und nach demselben sehr aufmerksam und steht ab sowie er das geringste Verdächtige bemerkt. Wenn er dann nicht zufällig in der Nähe wieder aufbaumt und falzt, so ist er an demselben Morgen meistens nicht mehr zu bekommen. Wenn aber der Schuß glückt, wenn es fallend herunterrauscht durch das Gezweig und schwer auf den Boden plumpt, wenn man ihn hat den acht sogar bis zwölf Pfund wiegenden Vogel und der erste Morgenstrahl läßt ihn beschauen als einen vollwichtigen alten Pechhahn, dann ist es wohl lustig und steckt man gerne die schönen schwarzen am Ende weiß gespreckelten Schaufelfedern auf den Hut.

Auch Abends falzen sie nicht selten und man stellt sich dann in die Nähe der Bäume wo sie einzufallen pflegen.

Die Falzzeit (Balz-Palz-Zeit) beginnt mit dem Knospen der Rothbuchen und dauert bis Anfangs Mai, bis das Laub herauskommt, daher bei uns das Sprüchlein: „Buachlaab 'raus, Ho' falz' aus.“ [1]

[1] Wildungen hat den April Auerhahnmonat genannt. Die ganze waidmännische Monatstaufe dieses Hauptjägers ist folgende:

Januar — Raubzeugmonat.

Februar — Jagdschlußmonat.

Man schießt die Auerhähne gegenwärtig meistens mit starken Schroten, in früherer Zeit wurden auch eigene Auerhahnbüchsen gebraucht, welche oft sehr zierlich mit eingelegter Arbeit in alten Gewehrkammern zu sehen sind. Außer der Falzzeit kommen die Auerhähne selten zu Schuß, bei uns werden sie zuweilen bei einer Treibjagd auf Hirsche oder Gemsen geschossen, früher aber, wo für alle Zweige der Jagd an Hege und Schonung mehr geschah als gegenwärtig, wurden die Auerhähne auch vor dem Hund geschossen. Man hatte dazu eigens dressirte kleine Hunde, welche den Auerhahn aufstöberten, da er dann aufbaumte. Der Hund verbellte ihn und die Aufmerksamkeit des Hahns war ganz auf diesen gerichtet, so daß sich der Jäger anbirschen und schießen konnte. Diese Art zu jagen wird in Schweden noch geübt. Die Auerhahnbeller dienten in gleicher Weise für Fasanen und Haselhühner.

Junges Auergeflügel wird bei uns nicht geschossen oder nur zufällig. In Norwegen wird im August Jagd darauf gemacht. Man jagt die Ketten aus dem Haidekraut wo sie gerne liegen, mit dem Hund auf, nimmt dann diesen wieder zu sich und lockt die Henne, indem man den Ruf der jungen Vögel nachahmt. Wenn diese geschossen ist, werden ebenso die Jungen herbeigelockt. Diese Jagd und Jagdzeit heißt: „Föstrezeit" (föstre = auferziehen).[1]

März — Schnepfenmonat.
April — Auerhahnmonat.
Mai — Färbemonat (weil Rothwild und Rehe zu verfärben anfangen).
Juni — Rehbockmonat (weil außer einem Rehbock nichts geschossen werden soll).
Juli — Blattenmonat.
August — Feistmonat.
September — Feldjagdmonat.
Oktober — Treibjagdmonat.
November — Dachsmonat.
December — Schweinhatzmonat.

[1] Europa. 1857. 20.

Die Liebe und Sorgfalt der Auerhenne für ihre Jungen iſt bekannt. Kommt man in die Nähe wo die Jungen liegen und die alte Henne fürchtet Gefahr, ſo läuft und flattert ſie am Boden weg, um die Aufmerkſamkeit des Nahenden auf ſich zu lenken und dabei ſtellt ſie ſich als wäre ſie angeſchoſſen und könne nicht recht vom Fleck. Ich habe ſolches Manöver öfters zu Anfang Juli, wo die Jungen die Größe eines Rebhuhns haben, beobachtet.

Ein Auerhahn iſt in der Falzzeit zuweilen ſehr zerſtreut, welches Einige auch verrückt nennen, und manchmal kann man ſich ihm am hellen Tag nähern und ihn mit aller Bequemlichkeit vom Baum ſchießen, ob aber die Zerſtreutheit ſo weit geht, daß er, wie Fälle erzählt werden, auch *ohne zu falzen* nach einem Fehlſchuß aushalte und gleichſam auf ſich „fleckeln“ laſſe, darüber kann ich nicht urtheilen; bei den bayeriſchen Auerhähnen iſt dergleichen meines Wiſſens nicht gebräuchlich.

Ueberhaupt werden von dieſem Vogel viele ſeltſame Geſchichten erzählt. So fiel es 1840 im Steigerwald einem ein, ſich in den Orten Kornewind und Neudorf zu den Haushühnern zu geſellen und den armen Gockel der ihn wegweiſen wollte, gewaltig abzuraufen und ſo trieb er es öfters bis ein Schuß der Verirrung ein Ende machte. So lieſt man, daß ein Auerhahn im Schleſiſchen 1828 wiederholte Verſuche gemacht habe, den Jäger „anzunehmen“ und ſo jedermann, der ſeinem Standort nahe kam. Sogar die Pferde der Forſtbedienſteten fiel er an. Dergleichen Vorkommniſſe erhöhen immerhin das Intereſſe der Jagd, denn gibt es wüthende Füchſe, warum ſoll's nicht auch wüthende Auerhähne geben und erlebt auch unter hundert Jägern nur *einer* ein ſolches Abenteuer, ſo könnte man eben doch dieſer eine ſeyn.

In Bayern kommt Auerwild faſt überall längs des Alpengebirges vor, nach der Ebene zu und ſoweit das Hochholz hinauf reicht. Gute Stände ſind im Allgäu (auf den Jagden des Prinzen

Luitpold) in den Revieren Burgberg, Fischen, Immenstadt ꝛc., ein sehr guter Stand bei Ettal, Partenkirchen, Riß, Altlach (Hochkopf), Hohenschwangau, Buching; in der Gegend des Ammersee's, um Tiessen, Reisting, um Gimmenhausen und Wessobrunn; in Berchtesgaden und Ruhpolding. Weniger zahlreich sind sie im bayrischen Wald, dagegen ziemlich verbreitet im Forstamt Tirschenreuth und Bruck in der Oberpfalz, im Nürnberger Reichswald, in Unterfranken in den Revieren Framersbach, Burgwallbach, Steinach, im Spessart, Heinrichsthal, Heßberg ꝛc. (260 Stück.)

In der Pfalz war vormals der Auerhahnfalz um Johanniskreuz berühmt und bestanden zum churfürstlichen Aufenthalt während der Falzzeit die Jagdschlösser „Breitschied" und der „Speckheinrich." Noch gegenwärtig ist der Stand gut.

Im Revier Ettal werden jährlich 6—8 alte Hähne, um Partenkirchen 16—20 auf dem Falz geschossen; im Revier Buching schoß vor einigen Jahren ein Jäger elf Hähne auf demselben Falzplatz. Da die alten Auerhähne die jungen sehr heftig bekämpfen und versprengen, so hat man sie besonders auf's Korn zu nehmen, um den Stand gut zu erhalten.

Berühmt war schon im 16. Jahrhundert der Auerhahnfalz im Nürnberger Reichswald und im Koblwald im Fichtelgebirg. Es wurde sehr auf die Hege gehalten und ein Mandat von 1551 unter Herzog Albrecht V. befiehlt, das Fangen der Auerhennen „Haselhuhnen" ꝛc. auf drei Jahre lang einzustellen. Daß man viel auf dieses Federwild hielt, beweist auch eine Urkunde von Churfürst Friedrich, Herzog in Bayern, welcher 1547 dem gelehrten Mathematiker und Astronomen P. Apian, Professor an der Universität zu Ingolstadt, das Recht ertheilt, auf seinem Gut Ilmhofen in Mittelfranken, Bären, Hasen und Füchse zu schießen, zu jagen und zu fangen, auch Vögel, jedoch mit Ausnahme des Auer- und Spielgeflügels. Die Herzoge besuchten auch oft Tölz, um dergleichen

Federwild zu schießen und waren die Gaisacherberge berühmt dafür. Vom Churfürst Karl Albrecht findet sich angegeben, daß er 1735 am 14. April eine Auerhahnjagd bei Neuburg am Wald in der oberen Pfalz gehalten und 1738 eine dergleichen mit der Churfürstin am 15. April bei Pruck in der oberen Pfalz.

Noch gegenwärtig wird der Auerhahnfalz von Zeit zu Zeit vom regierenden König und von den Prinzen in der Gegend von Weilheim, Diessen, Sonthofen ꝛc. begangen und im heurigen Jahre (1858) besuchte der König wieder die alten Stände im Lorenzerforst bei Nürnberg, welche noch immer vorzüglich sind. S. M. schoß einen Hahn, der über neun Pfund wog und einen andern auf dem Hochkopf am Wallersee, wo ebenfalls ein guter Falzplatz, die Jagd aber wegen des zur Falzzeit gewöhnlich noch liegenden Schnees beschwerlich ist.

Im vorigen Jahrhundert wurde der Auerhahn als Jagdstück besonders hoch gestellt und manchmal sogar dem Hirsch gleichgeachtet.

Einer der glücklichsten Schützen auf dieses Wild war wohl August III. von Sachsen. Er schoß im Jahre 1745 und 1749 einmal in zwei Tagen sechzehn Auerhähne, ein anderesmal erlegte er während der ganzen Falzzeit gegen fünfzig derselben in den Forsten zu Torgau, Elsterwerda, Dobrilugk und bei Okrylle. Wahrscheinlich wurden dabei auch mehrere Hähne vor dem Hund geschossen.

Zu ähnlichen Resultaten läßt sich, abgesehen davon, daß es an Wild nicht fehlt, nur gelangen, wenn die Umstände gestatten bei der Nacht zu schießen. Ich kenne einen Jäger, der bei Kleinarl im Lungau auf einen Gang fünf Auerhähne schoß; davon schoß er aber drei noch ehe der Tag graute, da sie auf lichten Buchen standen, wo die Aeste das Sehen nicht hinderten. Auf Tannen ist es in der Dunkelheit selten möglich, den Hahn gehörig zu erkennen und man kann schon zufrieden seyn, wenn man an einem Morgen

auf zwei Hähne zu schießen kommt. Der Kaiser von Oesterreich hatte im heurigen Jahre (1858) das seltene Glück an einem Morgen in Reichenau vier Hähne zu schießen und einen fünften am Abend desselben Tages.

Der Churfürst Clemens August von Cöln, überhaupt ein leidenschaftlicher Waidmann, war ein großer Freund vom „Auerhahnpfalz" und erließ 1755 ein Mandat, daß sich Nichtberechtigte alles Schießens und Fangens der Auerhähne bei willkürlicher Strafe und seiner höchsten Ungnade enthalten sollten, zu den Berechtigten aber versieht er sich in Gnaden, daß dieselben „Uns zu unterthänigsten Ehren" die Auerhahnen möglichst verschonen und eher auf deren „Vermehr- als Schreck- und Vertreibung" bedacht seyn werden.[1]

Mit besonderem Glanze wurde bis 1827 der Auerhahnfalz seit mehr als hundert Jahren auf der Herrschaft Malwitz in Schlesien gefeiert. Es versammelten sich hier jährlich die Ritter eines Auerhahnordens, dessen Ordensmeister der jeweilige Besitzer der Herrschaft war. Man vertheilte sich auf drei bis vier Meilen weit, ging am Morgen auf den Falz und kam Mittags wieder zusammen, um sich die Jagderlebnisse mitzutheilen. Das Ordenszeichen, welches bei besonderen Feierlichkeiten getragen wurde, war ein silberner Auerhahn am grünen rothgesäumten Bande. Im Jahre 1827 war Ordensmeister der Graf zu Dohna.[2]

An der Bergstraße und auf dem Schwarzwald sind gute Auerhahnstände. Der jetzige Großherzog von Baden ist ein großer Freund dieser Jagd. In Böhmen ist der Stand mitunter ausgezeichnet und ein Bericht vom heurigen Jahre gibt an, daß in den Fürstenbergischen Waldungen die Fürsten Max und Emil zu Fürstenberg und der Graf O. Lichnowsky während der Falzzeit in einigen Tagen 24 Auerhähne und 45 Spielhähne erlegt haben (dazu noch einige Hasel-

[1] S. Seibertz. Das westphälische Jagdrecht. S. 222.

[2] Jäger-Lexikon von Hellrung.

hühner und Waldschnepfen nebst 4 Rehböcken und 8 Füchsen).[1] Aehnliche gute Auerhahnstände finden sich in Oberösterreich auf den fürstlich Stahrenberg'schen Besitzungen und auf den kaiserlichen Jagden schoß der Kaiser selbst 34 Auerhähne.

Trotz seiner Größe und Ansehnlichkeit ist der Auerhahn doch niemals hoch bezahlt worden, denn in der That ist er lustiger zu schießen als zu essen und besonders ein alter Hahn bedarf eines sehr gewandten Kochkünstlers, Vergrabens in der Erde und allerlei Procedturen, um genießbar zu werden. Die Stoßfedern lassen sich zu schönen Fächern fassen.

Um 1796 kostete ein Auerhahn 2 fl. 24 kr., gegenwärtig im Münchener Zwirchgewölb nur die Hälfte. Es sind dahin von 1841 bis 1845 durchschnittlich per Jahr 26 Auerhähne geliefert worden.[2] Im Speßart kostet ein Auerhahn gar nur 48 kr. Im Salzburgischen findet sich 1785 für die Auerhenne der Name „Brambenne" und kostete das Stück damals 50 kr.

[1] Huge. Jagdzeitung.

[2] In den Rechnungen des Münchner Zwirchgewölbs von 1751—55 sind nur 9 Auerhähne angegeben. Die Klosterrechnungen von Tegernsee geben von 1731 bis 1786 jährlich im Durchschnitt 4—5, selten bis 10 Auerhähne an.

Auerhahnfalz.

Wenn die Buchen knospen ſo denke dran
Und kürze den Schlaf o Waidemann,
Und zieh' zum Wald eh' graut der Tag,
Viel ſchöne Luſt dir blühen mag.

Und lauſchend birſche durch die Nacht
Um die alten Eichen mit Bedacht,
Nicht zagend ob des Käuzleins Ruf,
Der Herr auch beſſere Vögel erſchuf.

An den Auerhahn denk', an den Auerhahn,
Der allen an Stolz und Pracht voran,
Ihm gilt der nächtliche Waidwerksgang,
Er gilt ſeinem heimlichen Falzgeſang.

Des Morgens Zwielicht das iſt die Zeit
Wo er zu muſiciren bereit,
Wo zwiſchen Mond- und Sonnenglanz
Die Hennen er lockt zum Hochzeittanz.

Horch! hörſt du das leiſe klipp und klapp,
Es trägt's der Wind wohl auf und ab,
Horch! jetzt der Hauptſchlag, nun voran,
Das Schleifen ſchließt ſich deutlich dran.

Da ſpringt der Waidmann, lauſcht und ſpringt,
Das Falken immer näher klingt,
Wo ſteht der Habn, der Tag ſchon graut,
Das Aug' nach allen Gwieln ſchaut.

Sieh! dort der Aſt da regt ſich 'was,
Da ſteht er, nun genau ihn faß
Und wenn er ſchleift, fahr' keck hinein
Und ſchieß nicht wankend, er iſt dein.

Und rings der Schuß die Vöglein weckt,
Die ſchlafend in Buſch und Baum verſteckt
Und keines von ihnen bekümmert der Tod,
Sie alle friſch grüßen das Morgenroth.

Die Droſſel beginnt den melodiſchen Reih'n,
Es zwitſchern die Meiſen und Finken drein
Und die Rothkehlchen auch, es wird laut überall
Von Lieben und Locken in fröhlichem Hall.

O wie hold ſind die Lieder, wie hold euer Sang,
Wenn gnädig Hubert, wenn das Waidwerk gelang,
Doch wenn es mißlungen im trügenden Licht,
Dann ſchweigt nur ihr Vöglein, dann hört man euch nicht.

Der Spielhahn.

Der Spielhahn, Birkhahn (Tetrao tetrix) beginnt den Falz ziemlich gleichzeitig mit dem Auerhahn und dauert derselbe bis in den Mai hinein. Oft falzen diese schönen Vögel so nahe beisammen, daß man auf beide an demselben Morgen Jagd machen kann, indem man zuerst den Auerhahn anspringt und dann noch eine Birsch auf den Spielhahn macht. Wer aber den lustigen Spielhahn in seiner hochzeitlichen Freude ganz kennen lernen will, der muß ihn auf dem Platz beobachten, wo er am frühen Tag seinen Tanz hält. Das ist ein Springen und Laufen im Reigen und ein Blasen und Grugeln, daß man gar gerne zuschaut und zuhört. Der Auerhahn schreitet höchstens mit gesenkten Flügeln und mit den breiten Stoßfedern ein Rad schlagend, wie es auch der Spielhahn thut, auf einem Aste herum und kennt nur den gravitätischen Menuettschritt, der Spielhahn dagegen tanzt und springt wie etwa vor dreißig Jahren ein Jüngling in der Française tanzte. (Heutiges Tages weiß man von solchem Tanzen nichts mehr und ist zufrieden, diese Arbeit mit Gehen abzumachen.) Während der Auerhahn gleichsam nur der verschwiegenen Nacht seine Klagen vertrauen will und zeitweise in überschwenglicher Liebesphantasie den Kopf verliert, zeigt sich der Spielhahn aufgeweckt, fröhlich und herausfodernd und ist immer auf alles aufmerksam, was um ihn vorgeht, so daß er nicht leicht angebirscht werden kann. Kommt ihm ein anderer Hahn zu nahe, so geht es gerne an ein heftiges erbostes Raufen

und ſchreiten ſie mit halbgehobenen Flügeln und geſträubten Federn aufeinander los, wobei ſie ſich oft beim Angriff gegenſeitig umwerfen und beide auf dem Rücken liegen, daß man über dem komiſchen Anblick das Schießen vergißt. Wegen dieſer Rauflust muß auch mancher ſtattlicher Hahn das Leben verlieren, da ihn der Jäger durch den nachgeahmten Ruf eines jungen Hahns herbeilockt. Man ſagt von dieſem Locken in Oberbayern „Er is auf's Blaſn ganga;“ im Allgäu nennt man es „ſchenchen;“ es iſt am anwendbarſten, wenn ein alter Hahn allein ſteht, wie es bei den Gebirgshahnen eher der Fall iſt als bei den Moorshahnen, deren meiſtens mehrere zuſammen einen gemeinſchaftlichen Falzplatz haben. Auch den Ruf der Henne braucht man manchmal zum Locken, es iſt ein häßliches Gegacker mit gedehntem ſchnarrendem Schluß. Dieſe Hennen verhalten ſich ſehr beſcheiden und ſittſam, laſſen ihren Hahn allein tanzen und ſchauen gewöhnlich nicht einmal zu, ſind erdfahle Weiber, die für den ſchmucken lebhaften Hahn gar nicht zu paſſen ſcheinen, aber die Natur liebt oft ſolche Gegenſätze.

Außer der Falzzeit ſchießt man im Auguſt auch junge Hähne vor dem Hund im Buſchiren oder im Treiben.

In Kurland, Liefland und Litthauen lockt man die Spielhähne durch den ſogenannten Balhahn oder beſſer Pulwan, d. i. einen ausgeſtopften oder künſtlich nachgemachten Spielhahn, der auf einem Fallbaum befeſtiget wird. Man verbirgt ſich in einem Schirm unter dem Baum und muß ein Jäger die gewöhnlichen Falzplätze abgehn und die Hähne gegen den Baum treiben; dabei ſoll der Pulwan mit der Bruſt gegen den Wind g[illegible]t ſeyn, d. h. in der Stellung, die ein Spielhahn immer nimmt, wenn er aufbaumt und das Revier beſchaut. Wenn Einer das Eingehen und Treiben verſteht und außer dem Fallbaum kein anderer hoher Baum in der Nähe, ſo ſchießt man auch leicht ohne Pulwan. Dieſe Art hat den Vortheil, daß das Spielgeflügel auf dem eigentlichen Falzplatz nicht

durch Schießen beunruhigt wird; es hält also auch den gewählten Platz beſſer als außerdem der Fall wäre, denn der Spielhahn iſt ein ſehr ſcheuer Vogel und leicht zu vergrämen.

Das Falzen findet auch am Abend ſtatt, doch nicht ſo lebhaft wie am Morgen.

Birkwild oder „Spielg'flüg" kommt auf den Möſern Bayerns und in den Alpen überall vor. Zahlreich iſt es im Allgäu verbreitet und um Partenkirchen und Hohenſchwangau; auf den Filzen von Weilheim, Dieſſen, Roſenheim, Reichenhall, auf dem Graſſauer-Moos (bei Marquartſtein) kann man im Spätherbſt und im Winter oft 80 bis 100 Hahnen beiſammen ſehen. Sie finden ſich ferner im Aginger- und Erdinger-Moos, im Revier Kaisheim und Hafenreuth, Forſtamts Donauwörth, um Dillingen; in der Oberpfalz zu Vilseck, Weiden, Bruck; häufig im Reichswald bei Nürnberg und im übrigen Franken. In der Rheinpfalz kommt der Spielhahn nicht vor.

Die Mooshähne ſind kleiner als die im Gebirge, welche auch ungleich ſchönere Stoßfedern haben. Da die Berghähne meiſtens auf den höchſten Gebirgsrücken ihre Falzplätze haben, ſo iſt es um ſolche Jagd eine beſchwerliche Arbeit und kann man ſich im Schnee müde genug ſteigen und beim Uebernachten und Anſitzen ſo weidlich frieren, daß ein gewöhnliches Menſchenkind gar nicht begreift, wie man das einiger krummen Federn wegen thun mag. Und doch iſt es am ſchönſten, da oben auf dem Falz zu ſchießen und nicht zu vergleichen mit einer ſolchen Jagd in der Ebene. Die Herrlichkeit des Gebirgs verherrlicht auch die Jagd und friſcher und prächtiger erſcheint die blauſchwarze Farbe des Vogels und der Scharlachpolſter über den Augen, wenn ihn die Sonne zwiſchen Schnee und dunkelgrünen Latſchen beſcheint.

In Tyrol und in den ſteveriſchen Gebirgen kommt der Spielhahn ebenfalls häufig vor; ein vorzüglicher Stand aber iſt in

mehreren Gegenden von Böhmen, um Bunzlau, Eger, Leitmeritz, Königsgrätz, Prag, Saaz, so daß in manchem Jahr in jedem dieser Reviercomplexe 150 bis 250 und mehr Hähne geschossen werden. Die Jagdperiode von 1857—1858 hat in allen Jagden des Kronlandes Böhmen eine Ausbeute von 2300 Birkhähnen verzeichnet.

Winkell berichtet nach sicherer Quelle, daß sich das Spielgeflügel in Schweden verschneien laße, „so zwar, daß es unter dem Schnee acht bis zehn Tage anhaltend liegen bleibt, worauf man aus der Menge an Losung, welche in den Schneelöchern sich befindet, worin die Birkhühner ruhten, schließen kann.“ Sämmtliche Waldhühner sollen in Schweden in großer Menge vorkommen und die Lieferungen an Auerhühnern, Birkhühnern und Haselhühnern nach Stockholm jährlich gegen 100,000 Stück betragen.

Obwohl der Spielhahn gut zu essen, so sind es doch die krummen Steßfedern, die den Jäger zunächst anziehen. Diese Federn werden allerall im Gebirg, besonders von jungen „schneidigen“ Burschen gern auf dem Hut getragen und in manchem Schnaderhüpfl ist ihrer erwähnt.

„Von' Spielhe' die Federn,
Von' Hirschn das Gweih (und)
Von' Gamsei die Kridln,
Von' Diendl die Treu.“

„Und bal' der Ho' falzt
Is a' gar schöni Zeit
Und a' Paar krumbi Federn,
Die san halt mei' Freud.“

Vor etwa dreißig Jahren galten diese Spielhahnfedern auch als ein Zeichen der Herausforderung und Raufluſt, wenn die krummen

Enden auf dem Hut nach vorwärts gestellt waren und namentlich wenn ein Bursche drei dergleichen Federn aufsteckte. Darauf bezieht sich auch ein tyrolisches Schnaderhüpfl:

„Und Zillerthal und Tarnbach
Ischt grad a' so a' Trumm
Und hon i' a' krummbs Federl auf
Und stößt ma's koaner um."

Nach Tyroler Sagen trägt der Teufel, wenn er, wie häufig geschieht, als Jäger erscheint, einen halben Spielhahnstoß auf dem Hut, er trägt ihn aber auf der rechten Seite, während ihn die Jäger auf der linken tragen. (Alpenburg.)

Ein ganzer Stoß vom Spielhahn heißt oberbayerisch „a' Schaar'" d. i. eine Scheere. Die Benennung Spielhahn, Spielhenn kommt schon in einer Jagdverordnung des Herzogs Albrecht V. von 1551 vor, ebenso in einem Tyroler-Landreim von 1558.

„Also der Spylhahn spylen thuet
Mit seiner Spylhenn Wildprät guat."

Im Fürstl. Kemptischen Maiengebot von 1683 und 1786 wird ebenfalls das „Spillgeflügel" erwähnt. Das Wort Spiel, Spil, bezieht sich, wie auch aus dem angeführten Landreim zu entnehmen, auf den Falzruf, und das damit verbundene Grugeln, welches an's Aufspielen, d. i. Musikmachen erinnert.

Man nennt zwar auch den Stoß manchmal z. B. beim Fasan das Spiel, vom Spielhahn aber habe ich das niemals sagen gehört.

In Oesterreich wird der Spielhahn oft Schildhahn genannt.

Der Spielhahn wird bald zur hohen, bald zur niederen Jagd gerechnet.

Aus früherer Zeit weiß man, daß die Herzoge von Niederbayern den Spielhahnfalz zu Schönberg und im bayrischen Wald

besucht haben. Berühmt war auch das Grasslinger-Moos bei Olching in der Nähe bei München, durch welches der Churfürst Carl Theodor einen Weg machen ließ, um auf die Balzplätze fahren zu können. Der Weg besteht noch und heißt der Steinweg. In der Nähe war das Schlößchen Grafslfing, wo nach der Jagd getafelt wurde. Es giebt dort noch viel Spielgeflügel.

Gegenwärtig halten die königlichen Prinzen diese Jagd zuweilen in der Gegend von Eberfing und Immenstadt und wird bei Gelegenheit der königlichen Gebirgsjagden auch manchmal ein Hahn geschossen.

Die Spielhähne balzen auch im Herbst, doch nicht regelmäßig, und die Leute sagen, daß dann schlechtes Wetter eintritt. Ich habe unter andern einen Spielhahn balzen hören, welcher der Jagd, wo viel auf Gemsen geschossen wurde, auf ein paar hundert Schritte nahe war, er ließ sich aber weder vom Schießen noch von dem Larmen der Treiber in seinem Spielen stören.

So wild und scheu der Vogel ist, so kann er doch ganz zahm werden, wenn man ihn sehr jung bekommt, und in Schleißheim gedieh einmal eine ganze Zucht, die man aufzog, und balzten dann im Frühjahr die Hähne gar lustig an der dortigen Schenke auf den Tischen in Mitte zahlreicher Gäste.

Vor hundert Jahren wurden jährlich nur einige 20 Stück Spielhähne ins Münchener Zwirchgewölb geliefert, von 1841—1845 aber sind per Jahr gegen 84 Stück geliefert worden.[1]

Der räthselhafte sogenannte Rackelhahn (Tetrao intermedius) kommt in unsern Alpen nur sehr selten vor. Man hält ihn für einen Bastard von einem Spielhahn und einer Auerhenne, oder von

[1] Die Klosterrechnungen von Tegernsee von 1734—1786 verzeichnen durchschnittlich 4—5, nicht über 10 Spielhähne jährlich. 1796 kostete einer 1 fl. 30 kr.; gegenwärtig mit den Stoßfedern 2 fl. bis 2 fl. 24 kr. und je nach der Schönheit der Federn auch mehr, ohne die Stoßfedern 1 fl. 12 kr.

einem Auerhahn und einer Spielhenne (Nordmann), und einige Naturforscher sind auch der Meinung, daß er einer eigenen Species angehöre. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem Spielhahn, die Stoßfedern sind aber nicht oder nur sehr wenig gekrümmt. Im hohen Norden, wo die eigentliche Heimath des Spielhahns, soll es auch Bastarde desselben mit dem Schneehuhn geben, sowie dergleichen mit dem Fasan vorkommen. Von letzteren wurde ein Exemplar auf der Jagd des Grafen Preysing zu Moos in Niederbayern geschossen, und aus England[1] sind fünfzehn Fälle dieser Art constatirt, wovon einer besonders interessant, weil auf ein Dutzend Meilen um den Platz, wo der Vogel geschossen wurde, zu Staunton-Springs bei Melbourne, der Spielhahn (black grouse) ganz unbekannt ist. Der Bastard war oft unter den dortigen Fasanen, mit welchen er äste, gesehen worden. Es kommen mehrere Fälle vor, wo wahrscheinlich ein Fasanhahn der Vater war, aber auch andere, wo man sicher annehmen kann, daß es ein Spielhahn war. Bei Frimley-Ridges wurde ein Spielhahn beobachtet, welcher sich zu den Fasanen gesellte und die Hähne gewaltsam wegtrieb, was um so mehr zu verwundern, als der Fasan einen Sporn hat, der Spielhahn aber keinen. Ein Bastard, der dann dort geschossen wurde, hatte diesen Hahn höchst wahrscheinlich zum Vater. Im Allgemeinen haben die Bastarde Kopf und Brust und die Ständer vom Spielhahn, sonst gleichen sie dem Fasan und auch in den Stoßfedern, welche aber kürzer sind.

[1] Note on Hybrid Gallinaceous Birds. By J. W. G. Spicer. The zoologist by E. Newman. t. 12. p. 4294.

Spielho'-Falz.

(Oberbayeriſch.)

Der Lanks is da, ſteck' Blemin auf,
Wer ihm nix ſchießn ka',
I' will a' krummbi Federſchaar',
Da muaß a' Spielho' dro'.

I' geh'n ihm z'lieb durch's Filzmoos
Beuch der Tag ne' kimmt,
Dieſelbigaa die ſchlafa wollu
Zan um den Vogl g'ſtimmt.

I' geh'n ihm z'lieb, waar's ne' ſo weit
Und ne' ſo fruа und friſch,
Es ſpielt ſi' um a' ſchöni Schaar,
Nit um an' Flederwiſch.

Spielho' wo biſt, Spielho' mach auf
Und grual', blaſ' und ſpring',
Es ſan ja deini Hochzet-Täg'
Und die nimmt koana g'ring.

Da blast er ſcho', da grugelt er,
Mei Flintu blast aa' drei',
Sie blast ihm d'Federn um und um,
Feh' g'hört der Vogel mei'.

So hol' i' mir an' Federputz,
Schau, fangt ſi' 's Fruajahr o'
Und mag koa Miemi ehnder nit,
Bis i' die Federn ho'.

Haſelhühner, Schnee- und Steinhühner.

Zu der hohen Geſellſchaft des Auerhahns und Spielhahns gehört auch das *Haſelhuhn* (*Tetrao bonasia*).[1] jedoch hauſt es mit dieſen nur im Gebirg zuſammen und begleitet ſie nicht in's ebene Land. An Schönheit des Gefieders ſteht es dem Steinhuhn nahe. Der Hahn hat die Kehle ſchwarz mit weißlichem Saum, an Bruſt und Leib gelbbraun und weiß gezeichnete Federn, der Rücken in's Graulichе gewreckelt, der Schnabel ſchwarz; die Henne hat die Kehle rothgelb, dunkelbraun gefleckt ohne weißen Saum. Als Braten übertrifft das Haſelhuhn nach dem Urtheil der Kenner alles andere Hühnervolk. Kein ähnlicher Vogel hat einen ſo feinen weichen Falzruf, der mit einem Pfeifchen nachgeahmt wird, wenn man Haſelhühner in der Falzzeit im März ſchießen will. Um die Weiſe des Rufes zu bezeichnen, haben die Gebirgsjäger bei uns den Spruch: „Zieh, zieh, zieh, bei der hitz bei der höh.“ Mit demſelben Pfeifchen werden ſie auch im September gelockt, es iſt aber nicht leicht den Ruf genau zu treffen und ſelbſt wenn ſie antworten, ſo geht es oft lange her, bis man zum Schießen kommt, denn das Haſelhuhn nähert ſich nicht ſelten auf dem Boden laufend und hält ſich dabei überall auf, wo es etwas zu äſen findet. Am ſicherſten ſchießt man, wenn es glückt, eine Kette anzutreffen und

[1] Tetrao kommt vom Griechiſchen *τετράων*, welches einen Vogel wie ein Auerhahn bedeutet, *bonasia* (zuerſt bei Albertus Magnus *bonasa*) heißt von *bona Assa*, guter Braten, abſtammen, nach Oken vielleicht von *bon oiseau*.

auseinander zu sprengen. Da sich die Haselhühner bald wieder suchen, so sind sie dann mit dem Lockruf leicht zu täuschen und können mehrere nacheinander geschossen werden. Sie halten sich am liebsten an Berghängen auf, wo zwischen Tannengehölz kleine Schläge liegen und gehen ziemlich hoch in's Gebirg. Bei Hirsch- oder Gemsjagden kann man sie öfters laufen oder streichen sehen, welches mit großem Geräusch geschieht.

Haselhühner finden sich bei uns fast in allen Vorbergen der Alpen, namentlich sind sie zahlreich im Allgäu verbreitet zu Buchberg, Fischen, Immenstadt, dann in den Bergen um Hohenschwangau, wo man sie in der Nähe der Spaziergänge am Alpsee oft aus den dort wachsenden kleinen Gesträuchen der Preiselbeeren auffrauschen hört, im Graswangthal, um Partenkirchen, Tölz, Rosenheim, Reichenhall, Berchtesgaden &c., auch im bayerischen Wald und Fichtelgebirg.[1]

Die „Haselhuhnen" werden schon 1551 in Bayern erwähnt. In den Rechnungen des Klosters Tegernsee von 1758—1786 kommen öfters 50—77 gelieferte Haselhühner vor, die wahrscheinlich auch in Schlingen gefangen wurden.

In den höchsten Gebirgsregionen wohnen die Schneehühner und die Steinhühner, sowohl ihrer Schönheit als des guten Bratens wegen geschätzte Vögel. Das Schneehuhn (*Lagopus alpinus*) ist am schönsten im Winterkleid wo es weiß wie der Schnee, den es besonders zu lieben scheint und zu solchem Gefieder steht der rothe Strich über dem Auge sehr schön, auch die befiederten Ständer zeichnen es aus und sehr zierlich sind die Schwungfedern, an denen

[1] Die Haselhühner sind vorzüglich im nördlichen Europa zu Hause und kommen bis Schweden, Rußland und Sibirien vor. In großer Menge stellen sie aber auch in Siebenbürgen angetroffen werden. Zum Haselhuhn gehört das berühmte englische und schottische grouse. Das grouse-shooting bezieht sich aber auch auf Anerhahn- und Birkwild.

der Schaft eine glanzend schwarze Linie bildet; die äußersten Seitenfedern des Stoßes sind ebenfalls schwarz und so der Schnabel. Am Hahn zieht sich zwischen Schnabel und Auge ein schwarzer Strich hin, dieser fehlt bei der Henne. Am geschossenen Vogel sah ich einigemale in einer gewissen Lage die Flaumen nach innen zu von einem blassen Rosenschimmer, an anderen aber konnte ich das nicht bemerken. Das Sommerkleid ist rostbraun, die Federn sehr fein schwarz und grau gezeichnet, im Herbst graulich und schwärzlich gesprengt und zum Theil untermengt mit dem weißen winterlichen Gefieder.

Sie verfärben ungefähr zu gleicher Zeit wie die Alpenhasen.

Im Allgäu, in den Hohenschwangauer Bergen, um Partenkirchen, Reisenheim, Marquartstein, Ruhpolding, auf dem Untersberg, in der Ramsau ꝛc. sind Schneehühner nicht sehr selten und werden manchmal in Flügen bis zu 10 Stück angetroffen.

Sie sind nicht besonders scheu und halten gut aus: ich habe sie einigemale aus Laubschneidung aufgegangen, wo sie so nahe aufstanden, daß man wohl mit dem Stock hätte eines treffen können. Da sie sich meistens nur an sehr wilden und einsamen Plätzen aufhalten, so bekommen sie wenig Menschen zu sehen und sind deshalb sehr neugierig und wenn sie an den Felsen herumlaufen, halten sie gerne an, um nach dem nahenden Jäger zu sehen, streichen auch nicht weit und fallen bald wieder ein. So habe ich es wenigstens bei uns gesehen; in der Schweiz wo sie nach Tschudi zu jeder Jahreszeit von den Bauernschützen verfolgt werden, mögen sie wohl vorsichtiger seyn. In unseren Gebirgen aber werden wenige geschossen, denn ein Jäger der ihre Regionen besteigt, führt gewöhnlich nur die Büchse und mag um ein Schneehuhn durch Schießen nicht gern das Revier beunruhigen oder sich die Pürsche auf einen Gemsbock verderben.

Wenn man die Schneehühner an Plätzen sieht, wo keine Vegetation mehr, sondern nur Felsen und Schnee und Eis, wie

ein ſolches ſteiniges Gletſcherfeld über der Hochalpe (Ramsau) im Wimbachthal ſich hinzieht, ſo iſt es ein herrlicher Anblick und zwiſchen den großen Felsblöcken kommt man ihnen zuweilen ſo nahe, daß man wohl auch ohne beſonders große Kunſt einem mit der Kugel den Kopf wegſchießen kann, um den Braten nicht zu verderben.

Das Schneehuhn hat einen ſchnarrenden ſehr eigenthümlichen Ruf, der ſo ſtark iſt, daß man meinte er müſſe von einem weit größeren Vogel herrühren. In Tyrol gibt es noch mehr Schneehühner als bei uns und ſie kommen überhaupt im Hochgebirge an der Schneegränze vor und weiter in ſolchen Ländern, deren nördliche Lage die Temperatur unſerer Höhen ausgleicht, in Schweden und Norwegen in großer Menge, ebenſo in Rußland und Sibirien.

Weit ſeltener iſt bei uns das Steinhuhn (Perdix graeca saxatilis), welches am Karwendelgebirg, am Rieſing und Rüchl bei Bayriſchzell und einzeln auch um Tegernſee (Rißkogl, Bernau) und um Ruhpolding, Aſchau (am Kampen) ꝛc. vorkommt. Es iſt etwas größer als ein Rebhuhn und ein ſchöner Vogel; die Hauptfarbe lichtgrau, an der Seite unterhalb der Flügel mit weiß, rothbraun und ſchwarz gezeichneten Federn, an der Kehle weiß mit einem ſchwarzen gegen die Bruſt ſich länglich ziehenden Saum, der über fingerbreit iſt, alſo die Farben im Vergleich zum Haſelhuhn verkehrt oder verwechſelt. Schnabel und Ständer ſind ſchön roth.

Es begegnen ſich in den Alpen am Stein- und Schneehuhn zwei Vögel an der Gränze ihres Vorkommens, denn das Schneehuhn geht zwar bis an die piemonteſiſchen Alpen, kommt aber nicht ſüdlicher vor und das Steinhuhn nicht nördlicher als bei uns, letzteres verbreitet ſich weiter nach dem Süden bis an's mittelländiſche Meer und bis nach Perſien, erſteres bis in die ſibiriſchen Berge.

Das Steinhuhn falzt faſt gleichzeitig mit dem Auerhahn und hat einen ziemlich lang andauernden mit häufigem Wetzen untermiſchten Falzruf. Es wird während des Falzens angebirſcht, doch

kommt man dabei selten auf Schußweite an und kann nur den Ort entnehmen, wo sich das Huhn aufhält. Es verbirgt sich, wenn der Jäger naht, hinter Steinen, Gestrüpp und kleinem Buschwerk am Boden und wird im Flug geschossen, wenn es aufsteht. Im Winter wird es auch gefangen. Es pflegt sich dann unter überhängenden Felswänden aufzuhalten und wird im Schnee ausgespürt. Der Jäger gebraucht beim Fangen Weizensaat, zu Hause in einem Topf gezogen, die er um ein sogenanntes Gelaß bindet, welches in einer kleinen Grube angebracht ist und eine Steinplatte trägt. Wenn das Steinhuhn an dem Weizengrün zupft, fällt das Stäbchen des Gelasses und die Steinplatte nieder und bedeckt die kleine Grube, in der das Huhn auf diese Weise lebendig gefangen werden kann.

In Griechenland gibt es viele Steinhühner. Ich habe einige Jagden drauf mitgemacht am Parnaß, Penteliken und auf Salamis. Die Jäger aus dem Volke dort schießen mit ihren langen einfachen Flinten nur, wenn sie ein Huhn fliegen sehen oder im Laufen, auf streichende Hühner habe ich sie nicht schießen sehen.

Daß in unsern Alpen die Steinhühner von jeher selten waren, beweist auch der oben citirte Tyroler Landreim von 1558, wo es heißt:

„Das herrlich Halshuen saftig ward
Schneehüener verliern im Summer diarb
Das zarte Stainhuen, sonst wenig gmain
Die Schnepfen im Summer groß und klain
Vnd anders Edles gflügls vil
Ders nur habm vnd bezalen wil."

Nach Landau lebte das Steinhuhn im 16. Jahrhundert auch in den felsigen Bergen am Rhein, namentlich in der Niedergrafschaft Katzenelnbogen (St. Goar). Im Jahr 1585 wurden fünf Steinhühner von Rheinfels nach Kassel geschickt und 1591 theilte

Landgraf Wilhelm IV. dem Herzog Julius von Braunſchweig zwölf „rothe Steinhühner“ mit, welche er in der Niedergrafſchaft Katzenelnbogen fangen laſſen. Der Oberamtmann von Rheinfels ſchrieb dabei, daß ſich dieſe Hühner in den hohen Klippen aufhielten und gar ſchwer zu fangen ſeyen; drei Hühnerfänger und Waidleute hätten 16 Tage damit zugebracht. Sie ſollen in kurzer Zeit ſehr zahm geworden ſeyn.

Das Perdrix rouge der Franzoſen (Perdix rufa, rubra) iſt eine dem Steinhuhn ähnliche Art, in der Hauptfarbe aber licht rothbraun mit grau und der ſchwarze Saum um die weiße Kehle

zeigt kleine weiße Flecken. Schnabel und Ständer ſind wie beim Steinhuhn roth. Es kommt im ſüdlichen Frankreich vor, wo ſich nach Vallée noch eine andere Art mit ſehr ſchmalem ſchwarzen Halsband findet, welches man bartavelle nennt, weil der Ruf meneten wie das Klappern einer Mühle iſt, welche provençaliſch bartavelo heißt.

Die Hegezeit für Hafel-, Schnee- und Steinhühner iſt bei uns vom 2. Februar bis 1. August feſtgeſetzt.

Das Rebhuhn. Hühnerjagd.

Je mehr ſich für ein Jagdgehege die Reize der Einſamkeit und Wildniß verlieren, deſto weniger Poeſie erbebt die Jagd. Einen Haſen im Krautgarten ſchießen, ein Rebhuhn neben einem alten Weib, welches Kartoffeln ausgräbt, will nicht viel heißen; es iſt auch wenig anziehend, wenn man Landſtraßen paſſiren muß und Einem ein Handwerksburſche zupfeift und auf den Acker hindeutet, wo die Hühner eingefallen, oder wenn ein Bauer von ſeinem Wagen ein „links oder rechts“ commandirt, wo man hingehen ſoll und dergleichen. — Die Proſa beherrſcht das Revier, ja ſie zieht ſogar Juchtenſtiefel an, ſetzt einen grünen Hut auf mit allerlei Federputz, worunter ſelten der Flügel des guten Rußbebers fehlt, trägt eine Flinte und miſcht ſich unter die Jäger. Man erkennt ſie leicht, dieſe Pſeudo-Diana, denn ſie hat immer Hunger und Durſt, und die Knackwurſt in der einen, die Weinflaſche in der andern Hand iſt ſie oft zu ſehen, ſelbſt in Augenblicken, wo das kleine Gewild auffauſcht aus den ſtarrenden Stoppeln; dann flucht und lacht ſie zu gleicher Zeit und zählt ſolche Vorfälle zu ihren notabelſten Abenteuern. Gilt es gar ein geflügeltes Huhn zu fangen und ſie fällt einigemal auf den Bauch, ſo geht nichts drüber und wird ſelbſt die Poeſie angerufen, das Ereigniß mit ihren Zierden zu feiern, oder die Kunſt, es auf einem Pfeifenkopf zu verewigen. Dieſe Diana hat großen Anhang und wird von vielem Volk verehrt. Sie iſt ja ſo tolerant, ſo gut und harmlos, ſie verlangt keine Waidmanns-

wiſſenſchaft, ſie kennt ja ſelber keine, ſie verlangt keine Waidmannsſprache, warum ſollte auch nicht jeder reden wie's ihm beliebt, warum ſollte er nicht ſagen dürfen, daß der Haſe lange Ohren hat und das Reh vier Füße und dergleichen, es iſt doch ſo wahr, ſie verlangt keine Waidmannskleidung, denn das Kleid macht ja nicht den Mann, und ein abgetragener Frack und ditto Felber iſt oft nicht beſſer zu verwenden als da draußen, wo es regnen kann und wo man nicht immer ein Dach zum Unterſtehen findet. Und wie lockend für eine Jagd und wie beruhigend iſt der Gedanke, daß nachdem die Jagdtaſche ihres Proviants ledig, die Gefahr, von Hunger und Durſt gequält zu werden, bei einiger Kenntniß der Gegend und ihrer Wirthshäuſer, wenn nicht gänzlich zu beſeitigen, doch gewiß ſo zu reduciren iſt, daß ihr das wirklich Erſchreckende genommen wird, daß ſie nur dient die Genüſſe zu erhöhen, um derentwillen man ausgezogen. Wenn es eine Seelenwanderung giebt oder wenn es im Kreislauf der Materie nach einer modernen Philoſophie in Ausſicht ſteht, daß ein Jäger zum Wild und warum dann nicht auch zum Rebhuhn werden kann, und es muß ihn das Schickſal treffen vom Schuſſe eines ſolchen Schützen zu fallen wie die oben erwähnten, ſo mag das wohl eine Strafe und Sühne ſeyn für alle Sünden, die er je begangen hat und begeben hätte können.

Doch verlaſſen wir dieſe Geſellſchaft und halten uns zu Jägern, ſo hat die Hühnerjagd weniger wegen des Wildes als wegen des Hundes, der dabei ſeine Geſchicklichkeit entwickelt, ihre anziehende Seite. Avance! Feldmann! und freudig beginnt der Hund zu revieren, man ſieht ihm gerne zu wie er ſo eifrig Bogen um Bogen ſchlägt, wie er einen Wink mit der Hand, oft nur eine Wendung mit dem Kopf ſogleich verſteht; jetzt hat er Wind, er zieht an, jetzt ſteht er! Couche — Hab' Acht, Feldmann! Er ſteht wie eine Mauer. Man nähert ſich, man kommt ganz nahe. Avance! Feldmann! langſam! Prr! rauſchts hinaus und der Schuß drauf,

es fällt ein Huhn, der Hund ſpringt zu — Apporte! Und wie er nun die Beute beträgt, wie vergnügt und zufrieden und mit einer Miene, als wollte er ſagen, er hätte auch ſeinen Antheil am Fang, und nun giebt's ihm plötzlich einen Ruck nach der Seite, er ſteht wieder, ohne das Huhn fallen zu laſſen. Hab Acht! Feldmann! Er ſchleicht niedergedrückt vorwärts, er ſteht ferm. Man eilt in die Nähe, es ſtehen wieder Hühner auf und wieder fällt eines getroffen oder flattert ein Paar am Boden liegend und ſo geht es fort. Dabei freut ſich der Hund oft mehr als der Herr ſeiner Arbeit und iſt eine fröhliche Jagd. Aber wehe wenn man mit einer ſchlecht dreſſirten Beſtie zu thun hat, wenn der Hund „wie ein Narr“ herumrennt, mit hohen Sprüngen die Hühner aufjagt links und rechts, jeden Haſen laut jagend verfolgt und das ganze Revier rebelliſch macht! Da möchte der Jäger verzweifeln. „Perdrix herein! Perdrix pfui Haſ'! und Pfeifen über Pfeifen bis das tolle Thier endlich wieder herankommt. Nun große Mühe bis man ihn gepackt hat, um ihm die wohlverdienten Schläge zu geben, und gleich drauf wieder der nämliche Spektakel, Perdrix herein! Perdrix pfui Haſ'! Man ſchreit ſich heiſer, man prügelt ſich müde an dem Perdrix. Endlich ſteht er einmal! Couche hab' Acht! So recht! couche hab' Acht! und man eilt auf den Platz. Da ſteht nun das dumme Thier wie verſteinert und ſchaut in ein Mausloch hinein oder rumpelt einige Schritte vorwärts um eine Haidelerche aufzutreiben und rennt ihr nach trotz alles Pfui Vogel, Perdrix! herein! trotz Pfeifens und Fluchens.

Seltſam dabei iſt, wie ungern ein Jäger, namentlich aber ein Sonntagsjäger, die Fehler ſeines Hundes zugeben will. Wie ein Vater oft ſeine ungezogenen Kinder in Schutz nimmt gegen die gerechteſten Klagen und entſchuldigt und bemäntelt, ſo auch hier. Da wird großes Erſtaunen geäußert, daß der Hund heut' nicht varire, „das thut er nie, der Perdrix iſt ein ganz guter Hund,

diplomatisch umgeben will, der darf nur Feldhuhn sagen. Lateinisch heißt es Perdix cinerea.

Die Lebensweise des Rebhuhns ist hinlänglich bekannt, doch will ich in Kürze anführen, was ein „beschauender Liebhaber" von 1707 darüber äußert. „Dieser Vogel, sagt er, kann fast ein Symbolum einer verständigen und sorgfältig angestellten Hausregierung abgeben: dann es wachet der Hahn überaus fleißig vor seine Familie: so lange dieselben noch klein sind und von der Henne zu ihrer Nahrung herumgeführt werden, läufft er immerdar ziemlich weit voran, um zu sehen, ob von den Füchsen, Hunden oder Katzen keine Gefahr vorhanden sey; welche Gefahr er, sobald er etwas merket, mit einer gewissen warnenden Stimme sogleich anzeiget, und dadurch verursachet, daß die Henne sich mit denen Jungen in eine Staude verkriechet: die Henne aber, wann der Feind gar zu nahe kommt, pflegt (wie andere Vögel mehr) mit ausgebreiteten Flügeln, auf eine Art, als ob sie nicht fliegen könnte, vor dem Feind vorbeizufahren, und sich auf der Erde herumzuwälzen, damit derselbe, in Hoffnung sie zu haschen (welches zu Zeiten auch geschieht) ihr nachlauffen und darüber von dem Ort, wo er die Jungen antreffen würde, abgewendet werden möge." Eine weitere in der Rebhühnerfamilie besonders auffallende Vorsicht besteht in dem Zusammenrufen, wodurch namentlich Abends die in ein Holz versprengten Jungen in's freie Feld um die Alte versammelt werden. Auf Reisen in benachbarte Reviere geht die Familie nur, wenn sie für den alten Wohnplatz zu zahlreich wird. Mit gehörigem Abschießen wird deßhalb mehr gewonnen, als durch ein zu ängstliches Hegen. Der wohlerfahrene Diezel gibt als Regel an, daß man in jedem Revier etwa drei Zehntel sämmtlicher Ketten unbeschossen lasse und dazu diejenigen wähle, welche ihrem Standort nach am wenigsten Beunruhigungen und Gefahren durch Raubzeug ausgesetzt sind, die übrigen Ketten schieße man.

Viele halten das Abſchießen der alten Hähne, welche ſich durch den braunen Schild auf der Bruſt von den Hennen unterſcheiden und im Verhältniß zu dieſen an der Zahl meiſtens vorherrſchen, für erſprießlich, und will man außer der gewöhnlichen Zeit, namentlich in der Paarzeit, ein Rebhuhn ſchießen, ſo hat man einen Hahn zu wählen, übrigens geht ſchon aus dem oben Geſagten hervor, daß zum Schutze der jungen Hühner die Erhaltung des Familienvaters wenigſtens in der erſten Zeit wünſchenswerth iſt.

Ein junges Huhn beginnt gegen Ende Juni flügg zu werden und iſt am 1. Oktober (Remigius) als majorenn zu erklären, wofür die Franzoſen die Sprichwörter haben:

„A la Saint-Jean, perdreaux volants"
und „A la Saint-Remy, perdreaux sont perdrix."

Auf deutſch etwa:

Auf Sankt Johann
Fangen die Hühner zu ſtreichen an,
Wer ſie ganz erwachſen mag
Schieß' nicht vor Remegius-Tag.

Im Frühherbſt ſind die Hühner, beſonders wenn die Ketten zum erſtenmal angeſchoſſen werden, nicht ſchwer zu ſchießen, gegen Ende Oktober aber oder im November halten ſie nicht nur bei weitem weniger aus, ſondern ſie ſtreichen auch ungleich ſchneller, und dann iſt ſchon mehr Arbeit mit ihnen. Ebenſo ſind ſie ſchwerer zu ſchießen, wenn ſie gelegenheitlich eines Treibens gegen den Schützen geſtrichen kommen und man nicht nachſchießen kann. Dann gilt das franzöſiſche Sprichwort:

„Perdrix en tête, lièvre en cul,
C'est autant de plomb perdu."

„Am Huhn von vorn, von hinten am Haſen
Iſt leicht das Blei umſonſt verblaſen."

In früherer Zeit wurden die Hühner oft mit dem Habicht gebaizt, nachdem man sie vom Hunde hatte auffprengen laſſen, auch bediente man ſich deſſelben um ſie halten zu machen, indem ein Jager, wo der Hund Hühner anzeigte, den Habicht auf den Boden ſetzte, um die Hühner herumging und ſich denſelben durch Rufen zuſtreichen ließ, ſo daß er über die Hühner ſtrich. Da drückten ſich dieſe dann ſo feſt, daß ſie leicht zum Schuß gebracht oder auch mit dem, Tirak genannten, Netz gefangen werden konnten.

Rebhühner ſind gegenwärtig in Bayern überall ungleich mehr vorhanden als in den älteren Zeiten.

1726 wurden auf Befehl Karl Albrechts aus Böhmen gegen 800 Stück lebende Rebhühner bezogen und in die um München gelegene Wildbahn eingeſetzt. Die Rebhühner wurden damals ſehr hoch gehalten, denn ein Mandat des Churfürſten von 1735 beſtimmt als Strafe für Wild, welches von Wildſchützen erkauft wurde, für einen Haſen 2 Rthlr, für ein Rebhuhn 3 Rthlr., für einen Faſanen 4 Rthlr.

In dem Jagdſchloßchen Amalienburg im Nymphenburger Garten befinden ſich Bilder, welche zeigen, daß der Churfürſt (Kaiſer Karl VII.) und die Churfürſtin Freunde der Hühnerjagd geweſen. Sie ſind in reichen Jagdkleidern dargeſtellt mit der Flinte an der Seite und mit ihren Hunden, welche Hühner appertiren.

Churfürſt Maximilian III. war ein beſonderer Freund der Hühnerjagd, die er meiſtens um Nymphenburg hielt.[1] Dabei wurden auch Falken gebraucht, um die Hühner aushalten zu machen. Es erging damals (1764) ein Ausſchreiben des Oberſtjägermeiſters Grafen von Preyſing, woraus zu entnehmen, daß den Katzen aller Orten die Ohren abgeſchnitten werden ſollen, damit dieſelben nicht

[1] Die meiſten Hühner hat wohl Friedrich Wilhelm I. von Preußen geſchoſſen. Sie werden von 1722—1733 in 12 Jahren zu 17,800 Stück angegeben, alſo jährlich nahezu 1500 Stück.

mehr ſo leicht in die Felder zum Jagen gehen, da ihnen dann das Thauwaſſer in die Ohren fällt, welches ſie nicht leiden können. Solche Umſicht zum Schutz der Rebhühner und jungen Haſen kommt auch ſchon 1735 in einer Verordnung in Heſſen vor und 1747 in einer Chur-Cölniſchen, wo es heißt, daß für jede Katze, die bei der Viſitation mit unabgeſchnittenen Ohren betroffen würde, die Eigenthümer ¼ Goldgulden Strafe zahlen ſollten.[1] König Maximilian I. liebte die Hühnerjagd ebenfalls und war dabei als ein ausgezeichneter Schütze bekannt.

Um München und Schleisheim kann die Hühnerjagd ausgezeichnet genannt werden. Im Jahre 1853 wurden im Revier Gern bei München 3300 Stück geſchoſſen; auch in Niederbayern, Oberpfalz und Regensburg, in Franken, beſonders Mittel- und Unterfranken iſt der Stand ſehr gut und ebenſo in der Rheinpfalz.

Im Alpengebirg ſind die Rebhühner ſelten.

Von 1751—1754 incl. ſind nur 712 Rebhühner im Zwirchgewölb verrechnet; es koſtete damals das Stück 28 kr., um 1796 — 30 kr.

Von 1841—1845 wurden im Durchſchnitt per Jahr 5640 Stück ins Zwirchgewölb geliefert.

Für die Rebhühnerjagd iſt bekanntlich Böhmen berühmt und war es vor hundert Jahren noch mehr, denn es iſt eine Jagd von 1755 auf den Gütern des Fürſten Colloredo verzeichnet, welcher der Kaiſer Franz I. beiwohnte und wo in 18 Tagen von 23 Schützen außer vielem anderen Wild 19,545 Rebhühner geſchoſſen wurden. Varietäten in der Farbe ſind beim Rebhuhn ſelten. Im Jahr 1858 wurden auf der Herrſchaft Sokolnitz 5 weiße Rebhühner erlegt, 1857 ein dergleichen bei uns zu Neuburg a. d. Donau.

[1] J. S. Seiberz. Das weſtphäliſche Jagdrecht. S. 221.

In Gesellschaft des Rebhuhns findet man zur Jagdzeit im Frühherbst die kleine niedliche Wachtel, Schlagwachtel, Perdix Cournix. Diese Namen stammen offenbar nicht vom Naturlaut her oder vom Wachtelschlag, der bekanntlich beim Hahn „buck den Ruck“ oder besser „weck wer weck“ und bei der Henne ein sanftes Pü! Pü! ist. Besser erinnern daran die bei einigen alten Schriftstellern vorkommenden Namen quastula und in Handschriften des 10. Jahrhunderts quakara und quatala.

So klein der Vogel ist, so ist er doch in mancher Beziehung merkwürdiger als andere. Wenn man den Waldschnepfen wohl zutrauen kann, daß sie Reisen über das Meer machen, so ist eine solche Fahrt von den Wachteln unbegreiflich, da ihnen wenigstens auf dem Lande kein besonders schnelles und weites Fortkommen eigen ist. Und doch ziehen sie schaarenweise nach den Küsten von Afrika und nach Aegypten. Sie benützen dabei allerdings unterwegs liegende Inseln, wie Corsika und Sardinien als Ruhestationen und überwintern auch viele dort, wenn sie aber nur nach Corsika zögen, so beträgt der nächste Weg dahin schon 8—10 Meilen vom Festland aus, von Sardinien oder Sicilien bis Afrika sind aber 20 Meilen und von Griechenland oder Kleinasien aus nach Aegypten ist das Doppelte, wenn man auch Candia und Cypern als Raststorte annehmen will. Eine Hauptstation ist Malta, wo sie im Mai und September zukehren. Man weiß wie ermüdet sie auf die Schiffe einfallen und wie viele da gefangen werden und sicher gehen bei diesen Reisen Tausende zu Grunde. Diese Meerreisen, die sie jährlich zweimal machen müssen, sind aber nicht nur mit der Gefahr des Ertrinkens verbunden, sondern es lauern auch zur bekannten Zeit ihrer Ankunft tausend schwarze Italiener und noch schwärzere Barbaresken und Aegyptier mit ihren Netzen auf sie und fangen und schlagen todt was zu erhaschen. Im Herbst werden sie besonders auf Capri in großen Mengen gefangen und im Frühjahr an den

Küsten von Neapel. Die Ufer sind meilenweit mit Netzen bedeckt. Ebenso werden sie in der Levante und an der Küste von Morea, auf Cerigo und Santorin zu Tausenden gefangen und viele eingesalzen verschickt.

Es scheinen indessen nicht alle Wachteln verpflichtet, diese abenteuerlichen und gefährlichen Fahrten zu machen und viele wandern nicht so weit. Aber auch diese sind dem Untergang mehr ausgesetzt als andere ihresgleichen. Wenn sie im Stoppelfeld liegen, so meinen sie mit Niederducken und Verstecken vor dem nahenden Jäger sicher zu seyn, und sie wären es auch, wenn der nicht seinen Hund bei sich hätte; sie sind daher leicht zu schießen, sie sind aber auch leicht zu fangen und besonders die Hähne, deren sehr verliebtes Temperament dabei benützt wird. Eine der bekanntesten Arten des Fanges (bei uns nicht mehr üblich) ist die mit der Pfeife und dem Steckgarn. Man hat zweierlei Pfeifen, deren eine der Wecker heißt und den Laut des Hahnes giebt, die andere heißt der Ruf und giebt den Laut der Henne. Mit dem Wecker orientirt man sich über den Aufenthaltsort des Hahnes, der ihn beantwortet, dann nähert man sich auf etwa 50 Schritte, steckt das Garn, etwas winklich und gut an den Boden schließend, legt sich hinter dasselbe und lockt mit dem Ruf. Der Hahn kommt dann meistens schnell herbeigelaufen und oft so nahe, daß man ihn mit der Hand fangen kann. Wetter und Wind müssen gut seyn, die beste Zeit ist Abends. Dieses Fangen wird schon um 1582 erwähnt.

Wenn es viel Weizenstroh giebt, sagen die Franzosen, so giebt es auch viele Wachteln, daher das Sprichwort: „Année de paille, année de cailles."

Von dem Charakter und Naturell der Wachtelweibchen sagt Winkell: „Duldsamkeit, Verträglichkeit, Gattentreue und Liebe zu den Jungen sind schöne Züge, durch welche sich die Weibchen in Rücksicht der Gemüthsart vor den Männchen vortheilhaft auszeichnen. Denn letztere sind nicht allein aus Eifersucht und Futterneid stets

ſtreit- und kampfſüchtig, ſondern auch durchaus ſchlechte Gatten und Väter.“ Sowie ein Weibchen brütet verlaſſen es die Hähne und kümmern ſich auch nicht um die Jungen.

Die Rauflust der Hähne gab früher zu dem Spektakel der Wachtelkämpfe Veranlaſſung. Man ließ die Hähne um Futter ſich raufen, wobei ſie wüthend übereinander herfielen und ſich bis auf den Tod zerzausten. Dieſe Kämpfe waren in Rom und in Athen beliebt und ſollen noch in China beſtehen.

Zu uns kommen die Wachteln gewöhnlich im Mai und ziehen Ende September wieder weg. Sie ziehen in kleinen Schaaren immer während der Nacht.

Mitte Juni und Anfangs Juli legt das Weibchen 8—14 Eier, die ſie in drei Wochen ausbrütet. So ſpätes Brüten kommt bei keinem andern Vogel vor.

Um München werden jährlich gegen 500 und mehr Wachteln zum Zwirchgewölb geliefert.

Faſanen.

Es iſt bekannt, daß körperliche Schönheit und Verſtand nicht immer zuſammengehen und ſo iſt es auch bei dem Faſan, der dem Jäger als ein ziemlich dummer Vogel gilt, denn er meint auch wie der Vogel Strauß, daß ihn die Leute nicht ſehen, wenn er die Leute nicht ſieht. Er ſteckt daher oft den Kopf in's Gras, wenn der Jäger naht, ohne daran zu denken, daß ihn die langen hervorragenden Stoßfedern verrathen könnten; daß er durch die Cultur nicht dümmer geworden, wie dieſes von der Gans bekannt iſt, beweiſt daß er im wilden Zuſtand ſchon vor fünfhundert Jahren eben ſo dumm war, denn Chunrat von Megenberg[1] († 1374) ſagt von ihm: „der faſant hat die art das er ſein haupt in ein ſtauden verpürgt vnd wänet er hab ſich gar verporgen vnd alſo facht man in dick.“ Ebenſo heißt es bei Arioſt im Orlando:

„Bald treiben ſie aus Stoppeln oder Hecken
Mit klugem Hund den albernen Faſan.“

Seine Unbeholfenheit verräth er auch, wenn etwa eine Ueberſchwemmung in die Waſſerauen die er liebt, hereinbricht, er will gewohnterweiſe auf den Boden einfallen, als wäre kein Waſſer da und erſäuft, wo er ſich durch Wegſtreichen leicht retten könnte. Wenn er aufgebaumt hat, welches mit ſorgloſem Schreien geſchieht, glaubt er

[1] Buch der Natur.

ebenfalls vollkommen ſicher zu ſeyn und man kann dann ohne Vorſicht hingehen und ihn herunterſchießen. Gleichwohl iſt der Faſan ein ſtolzer Vogel und will man ihm als Grund dafür etwas anderes als die ſchönen Federn anrechnen, ſo iſt es die Geſchichte ſeiner Ahnen, die ja gar oft die Nachgeborenen als eine Art von eigenem Verdienſt anſprechen. Eine ſo klaſſiſche Geſchichte hat allerdings kein anderer Vogel aufzuweiſen. Der Faſan ſtammt nämlich, wie Martial u. A. bezeugen, aus Colchis am ſchwarzen Meer, hat von dem dortigen Fluſſe Phaſis [1] (dem heutigen Faſch) den Namen und wurde von Jaſon und ſeinen Gefährten bei der berühmten Argonautenfahrt zuerſt nach Griechenland gebracht. Von da, wo er noch zahlreich namentlich auf Negroponte vorkommt, iſt er weiter verbreitet worden.

Auch gehört hieher und beweiſt wie er vormals in hohen Ehren ſtand, daß man ihn gleich dem Pfau (auch Reiher) gebrauchte, wenn bedeutende Gelübde abgelegt wurden. Man ſchwur auf einen lebendigen oder auch gebratenen Faſan. Bei einem großen Feſte zu Lille am Hofe des Herzogs Philipp von Burgund im Jahre 1453 gelobte der Herzog einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen. Man überreichte ihm feierlichſt einen lebendigen Faſan; welcher mit einer goldenen reich mit Perlen und Edelſteinen beſetzten Kette geſchmückt war und das Gelöbniß begann mit den Worten: „Je voue à Dieu mon créateur tout premièrement et à la très glorieuse Vierge sa mère et après aux dames et au faisan etc.“ [2]

Schon bei Suetonius finden wir den Faſan ausgezeichnet, er ſchreibt daß ihn Caligula unter andern Vögeln auch würdigte, ſeiner

[1] Sein zoologiſcher Name iſt daher Phasianus colchicus. In Tyrol nannte man ſonſt den Auerhahn auch Faſan, in einigen Kantonen der Schweiz führt der Birkhahn dieſen Namen.

[2] Mémoires sur l'ancienne Chevalerie par La Curne de Sainte-Palaye (par Nodier). T. I. p. 163.

eingebildeten Gottheit, der er einen Tempel errichten ließ, geopfert zu werden.[1] Solcher Götter gibt es noch viele und der Gebrauch solchen Opfers besteht auch noch, sie vermeiden aber das bedenkliche Tempelbauen und verspeisen kurzweg den vornehmen Vogel mit den Mysterien des Sauerkrauts. Wenn man es eine Ehre nennen will, so ist noch zu erwähnen, daß der französische Revolutionskalender von 1796 den Fasan aufgenommen hat, um den 15. November zu bezeichnen. Auch die Wachtel ist für den 2. Juni eingeschrieben. Wie man den Wald vor Bäumen nicht sieht, so scheint man an die viel näher gelegenen und jener Zeitstimmung angemesseneren Geyer, Elstern u. dgl. nicht gedacht zu haben.

Was von der Schönheit des Fasan gesagt wurde, gilt nur vom Hahn, an dessen Gefieder bekanntlich ein prachtvoller grün und blauer Schiller an Kopf und Hals und ein goldbrauner mit allerlei Zeichnung am Leib verschwendet ist.

Die Henne dagegen geht so zu sagen in einem sehr einfachen melirt braunen Hauskleid und hat auch bescheidenere Stoßfedern. In ähnlicher Weise unterscheidet sich durch eine gewisse Auszeichnung und Pracht der Federn Hahn und Henne beim Auer- und Spielgeflüg und bei den Enten, während wenig Unterschied bei Rebhühnern und Schnepfen zu bemerken. Ein Engländer hat übrigens die Bemerkung gemacht, daß auch Fasanhennen vorkommen können, welche das Gefieder des Hahns tragen. Ein Exemplar dieser Art wurde 1852 zu Easton in Norfolk gefangen und in einem großen Käfig gefüttert, es verlor aber im folgenden Herbst das schöne Kleid und erschien wieder in der gewöhnlichen Hennentracht. Eine Henne mit dem Gefieder des Hahns ist auch bei München geschossen worden.

Wilde Fasanen kommen in Bayern an mehreren Orten vor,

[1] Hostiae erant phoenicopteri, pavones, tetraones (Auerhahn, Spielhahn) Numidicae, meleagrides, phasianae. Caligula XXII.

in den Auen, bei Neuburg an der Donau und bei Deggendorf; an Ering am Inn; auf den fürstlich Taxis'schen Jagden bei Rain und Walting; in der Pfalz, in den Rheinebenen ꝛc.

Die meisten werden aber in Fasangärten gezogen und zwar seit alter Zeit. Eine Fasanerie bestand schon unter Ludwig dem Bartigen zu Ingolstadt 1416, wo es neben Fasanen auch Rebhühner und Hasen gab. Auf Abfangen der erstern war das Abhauen der rechten Hand gedroht. (In Hessen werden Fasanen „Fassandt" schon anno 1333 erwähnt.) 1698 bestanden schon Fasangärten bei München zu Moosach, ebenso einer in der Hirschau, 1780 zu Schleißheim und Hartmannshofen, welche noch bestehen.

Der Graf Ignaz von Törring hatte auf seinem Schloße Frauenbühl (Landg. Altötting) einen Fasangarten und berühmte Fasanjagden, welche 1732 selbst der Churfürst Karl Albrecht mit seiner Gemahlin besuchte. Der Churfürst hielt auch zu Nymphenburg Fasanjagden.

1790 wurde am 5. November von Karl Theodor in Anwesenheit des Königs von Neapel zu Nymphenburg eine Fasanjagd und dann im nahen Kavalierholzl ein Treibjagen gehalten und an Thanhirschen, Reh, Füchs, Hasen und Fasanen 1367 Stück geschossen. Auch Dachse kamen vor, die man gefangen hatte und im Bogen ausließ, denn es galt eine möglichst bunte Jagd zu geben. Da Alles nach Wunsch ablief, schenkte der Churfürst dem Oberjägermeister Grafen v. Waldkirch das sämmtliche erlegte Wild. Auch ein Gold- und Silberfasangarten bei München wird erwähnt, welcher aber 1799 nicht mehr bestand. Der herzoglich Leuchtenberg'sche Fasangarten in Eichstädt ist erst in der neueren Zeit aufgehoben worden.

Von 1751—1755 incl. sind 1042 Fasanen ins Münchener Zwirchgewölb geliefert worden, von 1841—1845 betrug dagegen die Lieferung durchschnittlich jährlich 1631 Stück.

Von 1851—1855 wurden auf den königlichen Jagden geschossen:

Revier:	1851	1852	1853	1854	1855	Summe.
Moosach . . .	241	387	—	66	311	1005
Schleißheim . . .	315	501	—	86	217	1119
Hartmannshofen .	—	117	—	—	—	117
Gern	28	62	90	64	31	257
						2516 Stück.

Es werden also auf diesen Jagden gegenwärtig um $1\frac{1}{2}$ mehr Fasanen geschossen als vor hundert Jahren; vor 1848 wurden aber fast achtmal mehr geschossen als zu jener Zeit. In den Fasanerien von Moosach und Schleißheim befinden sich gegen 1700 Stück.[1]

Unter den künstlichen Fasanerien ist wohl eine der ersten die in Karlsruhe. Der dortige Fasanmeister, ein Franzose Namens Senechal, hat die Kunst des Aufziehens, Kreuzens und Erhaltens der Varietäten zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gebracht. Die größte Sorgfalt wird natürlich den jungen Fasanen gewidmet, deren Futter neben den Ameiseneiern, aus Mais- und Kartoffelmehl ꝛc. (auch mit einer Dosis Ziegelmehl) mit mannigfaltigen Maschinen, welche sogar eine Dampfmaschine bewegt, bereitet wird. Man sieht dort eine sehr schöne Varietät von Fasanen, welche (die Hahnen) einen schneeweißen Ring oder Band um den Hals haben, ähnlich wie die Ringeltauben, aber schärfer gezeichnet, ferner isabellgelbe Fasanen, Bastarde mit Gold- und Silberfasanen ꝛc. Gegen hundert Bruthühner der verschiedensten Art werden gehegt und sind darunter gewisse Racen besonders zum Brüten qualificirt, die möglichst rein erhalten werden. Das Ganze wird mit einer erschöpfenden Umsicht behandelt und abgesehen von den Jagden ist die Anstalt den Fasanbesitzern willkommen, da die schönen Ringelfasanen (faisans

[1] Um 1698 kostete in München ein Fasan 3 fl.; 1752 nur 1 fl.; 1796 1 fl. 12 kr. Gegenwärtig ist der Preis wieder 3 fl.

à collier) auch verkauft und per Stück zu 5—6 fl. abgegeben werden. Man behauptet, der Fasanmeister besitze ein eigenes Geheimniß zu bewirken, daß sich seine Fasanen nicht, wie anderwärts geschieht, verstreichen; er selbst sagte mir, das Geheimniß bestehe einfach darin, den Fasanen jederzeit ein gutes Futter bereit zu halten, zu welchem sie immer gern zurückkehren.

Sonst pflegte man, um diese kostbaren Vögel auf ihrem Stand zu halten, wöchentlich in der Nähe des Futterplatzes einen aromatischen Rauch zu machen „denn diß ist ein Haupt-Fundament bei der Fasanerey, sagt Döbel, indem man mit dem Rauch die Fasanen zusammenziehen, auch die verflogenen wieder herbeibringen kann" und er meint, der Fasan nehme den Rauch ebensogern an als ein Fuchs die Witterung. Auch junge Fasanen pflegte man wöchentlich einmal zu räuchern, indem man sie in ein Haarsieb setzte und über den Rauch hielt. Der Rauch wurde durch langsames Verbrennen von Haberstroh, welches mit verschiedenen Ingredientien gemengt war, erzeugt, unter letztern Weihrauch, Mastix, Kampher, Zucker, Eisenkraut, Feldkümmel, Wachs und Fasaneneierschalen. Das Verbrennen geschah in einem Loch am Boden an einer Stelle, von welcher Morgens, zur Räucherzeit, der Wind nach der Kirrung und nach dem Holz strich, wo der Aufenthalt der Fasanen war, und den Rauch dahin führte. Gegenwärtig wird dieses Räuchern nicht mehr angewendet.

Berühmt sind die österreichischen Fasanjagden. In den Forstämtern um Wien, Laxenburg, Auhof und Prater wurden im Jahre 1854 nicht weniger als 6258 Fasanen geschossen, auf den fürstlich Rohan'schen Domänen in Böhmen im Jahre 1856 in den Revieren des Oberforstamts Zwigau allein 943 Fasanen, auf den fürstlich Lichtenstein'schen Gütern Eisgrub, Feldsberg, Lundenburg und Rabensburg in demselben Jahre 5709 Fasanen.

Die Fasanjagden in England sind theilweise vorzüglich. Man kennt dort auch Beispiele von Bastarden vom gewöhnlichen und vom

Goldfaſan (Phasianus pictus), ſie ſind aber ſehr ſelten und ſollen in China, wo beide Arten wild vorkommen, niemals gefunden werden. In Frankreich ſind Baſtarde des Faſans mit dem gewöhnlichen Haushuhn beobachtet worden, welche man cocardeau nennt. Die Faſanerien ſind wohl beſtellt und waren es vormals ſo ſehr, daß von Karl X., der als ein ausgezeichneter Schütze galt, angegeben iſt, er habe in manchem Jahre 8000 Faſanen geſchoſſen. Man hat berechnet, daß jedes Stück der Faſanerie 25 Francs koſtete.

Eine ſeltſame Faſanenjagd erzählte mir ein Bekannter. Sie fand in der Nähe von Petersburg ſtatt. Ein Jäger führte ihn nach einer hoch mit Gras bewachſenen Au und trug einen Korb mit. Auf Befragen, wozu der Korb diene, ſagte der Jäger, daß die Faſanen drinn ſeyen, die geſchoſſen werden ſollten. Er erſuchte dann den Schützen, an einem beſtimmten Platz zu verweilen, bis er ſie, wie die Oſtereier, da und dort verſteckt habe. Dann begann mit Buſchiren die Jagd.

Vier Fasanen waren ausgesetzt worden, drei wurden geschossen, der vierte konnte nicht mehr gefunden werden. Praxis est multiplex.

Die Trappe (Otis tarda) kommt zuweilen in ziemlicher Menge auf dem Wanderzug in die Gegend von Nürnberg, Bayreuth und Lichtenfels, nach Regensburg, Nördlingen und an den Bodensee.

Um München ist sie sehr selten. Diese Vögel, die besser laufen als fliegen können, erreichen zuweilen ein Gewicht von 30 Pfund. In Sachsen und Thüringen kommen sie häufig vor.

Diese scheuen Vögel halten sich meistens in großen fruchtbaren Ebenen auf. Die Hähne, mit schönen leichten Federbüscheln unter den Ohren, kämpfen zur Balzzeit, im März, heftig mit einander und umkreisen mit gesträubten Federn und ein Rad schlagend wie die Truthähne die Hennen, es ist aber wie man sagt eine Hochzeit ohne Musik, denn sie sollen keinen Laut von sich geben. Man schoß sie sonst mit sog. Karrenbüchsen, wie man sie auch auf Kraniche und Gänse gebrauchte, mit kleinen Kugeln oder birschte sich mit dem Schießzeug an.

„Man verkleidet sich auch wie eine Frau, sagt Döbel, und nimmt einen Korb auf den Buckel, hält die Büchse an sich, damit sie es nicht gewahr werden. Ob es nun wohl lächerlich aussieht, so halten diese Vögel doch gerne, daß man mit Schießen an sie kommen kann ꝛc."

Dieses Verkleiden in Weibertracht wäre auch manchmal bei der Hirsch- oder Gemsbirsch zu empfehlen, denn unsere Sennerinnen scheut dieses Wild wenig und soll ein Gemsbock angegangen werden und der Platz ist so frei, daß er den, der ihn umgehen will, schon von weitem sehen kann, so läßt man am besten dieses Treiben durch eine Sennerin ausführen, denn die kann unter dem Bock vorbeigehen, ohne daß er ausreißt, kann dann anzeigen und ihn langsam gegen den angestellten Schützen bringen.

Waldſchnepfen.

(Heil dem Manne, der den grünen Hain ꝛc.)

Freund, auf Oculi da kommen ſie,
Die ſo ſtolz und keck die langen Schnäbel tragen,
Aufgepaßt, da muß man ſpat und früh
Drauf buſchiren, anſteh'n, laufen, jagen.
Merke wohl das Zeichen
Wenn ſie ſalzend ſtreichen
Und ſey flink im Schießen,
Soll's dich nicht verdrießen!

Freund, auf Oculi ꝛc.
Wenn ſie ſchnarchend kommen
Nur nicht leicht genommen,
Denn das iſt Verſtellen
Um den Schuß zu prellen.

Freund, auf Oculi ꝛc.
Halte vor den Schnabel,
Nur nicht auf den Nabel,
Sonſt kannſt du drauf zählen,
Er läßt ſich empfehlen.

Freund, auf Oculi ꝛc.
Drum bis Palmarum,
Wo der Spaß tralarum,

Mußt euch wohl befleißen,
Wollt ihr Jäger heißen.

Freund, auf Oculi ꝛc.

Dieses Liedlein wurde anno 1844 in einer schönen Frühlingsnacht zu Monheim in Schwaben geboren; dort war damals auch der Platz für ein solches Kind, denn Schnepfen gab's im Ueberfluß. Nach wenigen Jahren aber hat es zu seinem Fortkommen weiter wandern müssen, denn als die Bauern 1848 die meisten Jagden überkamen und in ihrer Art betrieben, hat das die edlen Schnepfen so verdrossen, daß sie und die ihnen geltenden Lieder bis auf vernünftigere Zeiten einen andern Strich angenommen haben. In der That war die Schnepfenjagd um Monheim und in der Nachbarschaft, Donauwörth, Neuburg an der Donau ꝛc. ausgezeichnet und ist es zum Theil noch. Im Allgemeinen kommen aber Waldschnepfen zur Strichzeit fast überall in Bayern vor und brüten an mehreren Orten. Unter andern ist der Strich besonders gut im Allgäu und fast am ganzen oberbayrischen Gebirg hin, dann in Mittelfranken, Unterfranken, in der Pfalz ꝛc.

Wie überall, hängt das frühere oder spätere, zahlreichere oder weniger zahlreichere Erscheinen der Schnepfen zumeist von den Witterungsverhältnissen ab, und der bekannte Spruch: „Auf Oculi da kommen sie" kann die Strichzeit um so weniger genau angeben, als Ostern bald früher bald später fällt und die Schnepfen ihrem eigenen Kalender folgen. So kommen sie um München oft erst um „Judica," dafür ist's aber auch um Palmarum noch nicht tralarum. [1]

[1] Der ganze Spruch lautet:

Reminiscere nach Schnepfen suchen geh,
Oculi da kommen sie,
Lätare da ist's Wahre,
Judica sind sie auch noch da,
Palmarum tralarum.

Der Schnepfenjagd sind alle Jäger mit Vorliebe zugethan. Ist sie doch des beginnenden Frühlings erstes Waidwerk und wer stünde nicht gern um solche Zeit beim sinkenden Abend auf dem Strichplatz, dem wiedererwachten Gesang der kleinen Vögel lauschend und der wachsenden Spannung sich hingebend, wenn mehr und mehr die Dämmerung hereinbricht und mit dem bekannten Grok, Grok der räthselhafte Wandervogel über das Holz daherstreicht, bald in langsamem Eulenfluge, bald schwankend und sich im Winde wiegend wie ein großes graues Blatt oder auch mit feinen kurzen Pfiffen pfeilschnell auf- und niederstechend und winklich über's Eck, daß man kaum weiß, wie da fertig zu werden. Und wer ginge nicht gern buschiren auf diese Langschnäbel oder freute sich nicht, wenn beim Treiben der Ruf tire haut! erschallt, welches unsere Bauernbuben oft für den Namen der Schnepfen nehmen, so daß man manchen sagen hört, er habe einen Tiro aufgegangen oder aus dem Busch geklopft. Und was den wahren Jäger besonders kennzeichnet, rascher Entschluß und Wagen, wenn's seyn muß, das kommt bei dieser Jagd öfter vor als bei einer andern.

Es ist keine besondere Kunst, eine Schnepfe (Scolopax rusticola heißt sie der Ornitholog) zu schießen, welche in Gedanken vor sich hinmurmelnd mit nachlässigem Schlenderfluge langsam ihres Weges zieht, aber es ist zum Schusse oft nur ein Augenblick gegönnt, wenn sie ganz still von rückwärts kommt oder wenn ein Paar aufeinander stechen: da sind sie und fort sind sie. Dann rappeln die Schrote freilich oft in's laubloje Dickicht und fallen nur dürre Aestlein herunter, aber keine Schnepfen, und doch kann man's nicht leicht glauben, denn das täuschende Dunkel verhüllt den ganzen Vorgang und vergebens bemüht sich und sucht der getreue Hund in dem Gewirre des jungen Holzes herum.

So bequem der Schnepfenstrich unter Umständen für den Jäger seyn kann, so mancherlei Mühsal ist im ungünstigen Falle mit ihm

verbunden, denn dann geht man nicht so leicht von dem Platz weg, wie man gekommen, weil die Nacht mitgeht, die keines Menschen Freund; da hat man oft mit dorniger Wildniß zu kämpfen, fällt in manche sumpfige Grube, die nicht zu bemerken, und muß mitunter das widrige Bewußtseyn, gefehlt zu haben, weit tragen, ehe man die trunkfreudende tröstende Heimath erreicht. Phlegmatische Gesellen, die schon Zeit brauchen, bis sie den Kopf drehen, fangen bei diesem Waidwerk gar wenig und ebenso diejenigen, welche den vielleicht mehr zufällig als begründet erworbenen Ruf eines guten Schützen um keinen Preis schwankend machen wollen. Diese haben dann oft nichts gesehen, wo doch deutlich etwas zu sehen war, und nichts gehört, wenn ihnen auch die Schnepfen in bester Laune einen guten Abend gewünscht haben. Die Schießeitelkeit geht fast über jede andere. Man kann auf mancher Schießstätte Scheiben sehen, auf welchen die gangbaren Ausreden der Schützen verzeichnet sind, deren wohl an hundert, aber keine Zahl zählt die Ausreden, die beim Jagdschießen vorkommen.

Die Schnepfenjagd hat wie jede Jagd auf Strichvögel noch ihren eigenthümlichen Reiz in dem Spiel, welches der Zufall mit ihrem Kommen und Gehen betreibt. Immer soll man auf den Beinen seyn, und trifft man heute wenig an, so kann der nächste Tag auf demselben Platze eine herrliche Jagd bringen. Diezel, der am besten über diese Jagd geschrieben, führt an, daß v. Winkell im Tessan'schen zuweilen an einem Abend 12—16 mal auf Schnepfen geschossen habe und daß Aehnliches in Westphalen und Liefland vorkomme, ja er citirt einen Fall, daß ein Schütze vor etwa 30 Jahren sogar 31 mal an einem Abend nach Schnepfen geschossen habe und glaubt dieses durch die Annahme erklären zu können, daß an gewissen Orten in früherer Zeit die Schnepfen den Strich nicht so spät wie gewöhnlich begonnen hätten. Bei uns kommt es selten vor, daß einer sechsmal schießt.

Die Jagdgeschichte der Waldschnepfen geht nicht sehr weit zurück, was begreiflich ist, da das Flintenschloß erst um 1630 aufkam, sie

scheinen aber auch beim Fangen erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts beachtet worden zu seyn. Landau führt an, daß sie um solche Zeit in Hessen (als Schneppen) in Jagd- und Küchenrechnungen erwähnt werden, und zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde dort der sogenannte Schnepfendukaten (mit dem Bild einer Waldschnepfe) gestiftet, welchen derjenige als Belohnung erhielt, der auf dem Strich die erste Schnepfe erlegte. Wer von den Bürgern zu Homburg an der Höhe 100 Schnepfen schoß, war Schnepfenkönig und für ein ganzes Jahr abgabenfrei.

In Bayern finde ich der Schnepfen zuerst in einer Rechnung des Münchener Zwirchgewölbes von 1698 erwähnt. Es wurden vom Forstmeister Melchior Schuster von Aichach 60 Schnepfen und 1022 Lerchen geliefert und zu 29 fl. 58 kr. berechnet.

1751 sind in's Zwirchgewölb 114 Schnepfen geliefert worden, 1752 deren 177 Stück, 1753 und 1754 zusammen nur 10 Stück.

Von 1841—1845 sind jährlich im Durchschnitt 364 Waldschnepfen in's Münchener Zwirchgewölb geliefert worden.

Die Ausbeute an Schnepfen hat in neuerer Zeit an einigen sonst ausgezeichneten Plätzen merklich abgenommen, an anderen hat man dagegen auch wieder eine Zunahme bemerkt. Im Allgemeinen aber ist der Preis der Schnepfen, der früher 40 kr. für das Stück betrug und auf dem Lande die Hälfte oder noch weniger, bedeutend gestiegen, und ist ein Schnepf, wie man bei uns sagt, nicht nur ein sehr lustig zu schießender Vogel, wenn er es mit seinen Blitzwendungen nicht gar zu arg treibt, und ist er nicht nur interessant, da ja das Schnepfenvolk von Aegypten bis Island schwärmt und so mystisch das Unheimliche der Dämmerung und die Sterne der Nacht liebt, sondern der Vogel ist auch materiell und finanziell betrachtet von Werth. Man verkauft gegenwärtig in München die ersten Schnepfen im Frühjahr bis zu 2 fl. und sogar mehr das Stück, und unter 1 fl. kommen sie fast niemals herunter. Die Eisenbahnen erleichtern den Handel nach der Hauptstadt zum

Vortheil manches Jagdpächters, der gute Schnepfenlagen hat, denn er gewinnt daran oft in einer Woche das ganze Pachtgeld.

Vor zwei Jahren (1856) wurde bei Planegg, einige Stunden von München, eine schneeweiße Waldschnepfe geschossen.

Die reichsten Schnepfenjagden sind in Böhmen und zur Winterszeit in Griechenland, wenn sie der Herbststrich, der übrigens bis Afrika geht, dahin führt.

Auch in Siebenbürgen und im Banat ist die Schnepfenjagd ausgezeichnet und der Strich in günstigen Jahren so gut, daß nicht selten 6 bis 8 Jäger des Tages mit Büchsen und Treiben 80 bis 100 Schnepfen schießen.

Wasserjagd.

Ungleich mehr Reize als der Feldjagd sind der Wasserjagd verliehen. Diese Jagd, zu welcher die Moosjagd zu zählen, gewährt fast das ganze Jahr Beschäftigung und ihre Vorzüge sind eigenthümlicher Art. Im Feld ist ein fremder Gast an Wild eine Seltenheit und nicht leicht von besonderem Interesse. Das Moos aber ist dem Meere zu vergleichen, wo es aus allen Ländern hin und her wechselt, wo jeder Tag neue Gäste bringt oder wenigstens die Aussicht dazu vorhanden ist, und ein solcher Gast ist nicht etwa einem Rammler zu vergleichen, der von der Pfarrwiese auf den Mülleracker gewechselt oder umgekehrt, ein solcher Gast ist oft weit her aus dem Mohrenlande, aus der Barbarei, oder auch wieder von den Küsten Skandinaviens, von den eisigen Fluthen Islands. Ein solcher Gast hat oft Reisen über die entlegensten Meere gemacht und mag den Jäger ebenso verwundert als ein fremdes Wesen betrachten wie dieser ihn. Da ist es als kämen Boten oder Gesandte aus fremden Vogelreichen um neue Ansiedelungen auszukundschaften oder wichtige Angelegenheiten abzumachen; oft ziehen sie gar schnell wieder ab, zuweilen aber scheint es ihnen zu gefallen und kommen noch andere ihresgleichen nach. Da klingt dann mancher seltsame Ruf über die feuchte Haide, daß Jäger und Hund lauschend stehen und gelingt es, eines solchen Fremdlings habhaft zu werden, so gibt es natürlich viel davon zu reden und zu fragen, bis endlich irgend ein lateinischer Name von einem gelehrten Professor oder

auch dem nicht selten dafür geltenden Ausstopfer herausgebracht ist. So viel der Arbeit gibt es auf dem Moose, daß ein eifriger Jäger den Wunsch hegen muß, er möchte außer den Füßen, die ihm wie andern Menschen am Leibe gewachsen, noch einige Paare zum Wechseln haben, darunter, wenn's seyn könnte, eines mit recht breiten Sohlen und mit Gummielasticum überzogen, daß nichts durchgeht. Im Frühjahr der Strich und die Ankunft der verschiedenen Schnepfen, der schwarzgrünen Kibitze, der schneeig schimmernden Rothfüße, auch wohl einiger Kraniche und die Lust des falzenden Spielhahns, dann kurze Rast in der Brutzeit und nun im Sommer auf das junge Volk und die Zöglinge der Enteninstitute, im Herbst wieder Strichzeit und im Winter der Früh- und Abendfall auf Enten und Gänse und was sonst die Stürme herjagen und die Birsche im Schneegestöber: ein rastloses Treiben wie es ein ächter Jäger liebt.

Aber auch anderes Wild als Federwild steht in Aussicht, der Fuchs macht wie der Jäger überall seine Gänge, wo etwas zu kriegen ist, der Rehbock ruht gerne an heißen Tagen auf den wasserfrischen Grasinseln und in ihren Gebüschen, ein Otter wird auch wohl beim Entenfall oder auf der Birsche erlegt, sogar ein Biber kann gesehen werden! Und nun der Reiz mancher Gefahr, der Wechsel der Scenerie im weiten Gehege. Ich erinnere mich noch recht gut, wie ich die Ohren spitzend von alten Jägern erzählen hörte von guten und bösen Mösern und von solchen, wo's nicht recht richtig und wie ich dergleichen mit besonderer Spannung betreten. Da hieß es z. B. der beste Platz, aber ein gefährlicher, sey bei den hohlen Weiden am alten Röhricht, wo der „schwarze Toni" versunken oder „der Anderl," den man noch deutlich um Hilfe habe schreien hören, aber nie mehr gefunden, oder auf dem Rothmoos im roitigen Grund, wo die verdammten Kupfernattern hausen, oder im „Rosengarten," wo freilich statt der Rosen nur Schilfgraser stunden mit weißen Blüthenbüscheln, mitunter auf einem

versteckten Altwasser eine Wasserlilie sich wiegte und wo auch mancher nimmer herauskam, der sich in diesen Garten gewagt hatte. Da wird vor dem einfallenden Nebel mit Recht gewarnt und vor der feindseligen Nacht, und wer nach Irrlichtern fragt, hört auch allerlei seltsame Geschichten. Es sieht in der That auf einem solchen Moos manchmal sehr bedenklich aus, wenn der schwankende Grund unter dem Tritt des Jägers wie ein Wellenthal sich niedersenkt, wenn in einem Bache, welchen man durchschreitet, der Boden plötzlich weicht, daß man den Fuß erschrocken zurückzieht wenn es noch geschehen kann, oder mit verzweifelten Schritten sich an's Ufer wirft und die Grasbüschel krampfhaft packt um sich mühevoll herauszuarbeiten. Ein ordentliches Ersaufen ginge noch an, aber gräulicher kommt's einem vor wenn man in breiigem Moorschlamm zu sinken beginnt, daß nur ein Niederwerfen auf die quer vorgehaltene Flinte noch einen Halt gewährt. Und gerade solche Plätze sehen mitunter sehr lockend und freundlich aus, ein heiteres Grün überzieht das lauernde Grab, wo die Molche hausen und häßliches Wassergethier, manche reizende Blume blüht empor, wie man sie nie gesehen, es ist etwas märchenhaft Anziehendes um den Ort gebreitet, aber unten ist's fürchterlich, und die dort und da verdächtig aufglucksenden Luftblasen sind oft die einzigen Warner, dem falschen Schmucke nicht zu vertrauen. Und ist man im Sonnenbrande viele Stunden gewandert, daß die Flinte so heiß wird, als könnte sich daran das Pulver entzünden, und ist man tiefer und tiefer in die öden Flächen vorgedrungen, immer wieder von einem einfallenden Vogel gelockt, weit von aller Gesellschaft der Menschen und was noch schlimmer ist, von dem erfrischenden Getränke, welches sie zu brauen verstehn und welches sie Bier genannt haben, und nun zieht's plötzlich schwer in schwarzen Wolken herauf am Horizont und murmelt ferne der Donner und jagt der Sturm heran, bei dann kann man die Luft weidlich büßen. Von einem Nachhauseeilen mit flüchtigem Schritte

kann kein Gedanke ſeyn, mühſam wie es vorwärts ging, geht es wieder rückwärts, mit aller Bequemlichkeit kann das boshafte Wetter den Jäger umgarnen, ſchutzlos muß er vom ſtrömenden Regen und rauſchenden Hagel ſich ſchlagen laſſen und darf bei den niederzuckenden Blitzen nicht dran denken, daß er vielleicht der beſte elektriſche Leiter im Revier iſt. Aber das alles ſchreckt den echten Waidgeſellen nicht, das iſt nur das Zieh, auf dem der Thaler liegen bleibt, während die kleine Waare, die Groſchen- und Kreuzerſchützen, durchfallen, denn die letztern erleben ſolche Prüfung höchſtens einmal und wollen dann von der Moosjagd nichts mehr wiſſen, als inſoweit ſie für die Enten auf einem geeigneten Bache oder Teich mit ſicherem Schifflein abgemacht werden kann, oder gar in der Art, wie 1718 Auguſt II. von Sachſen in Merißburg auf dem ſogenannten Grasſtaich eine Jagd hielt, bei welcher wilde Gänſe und Enten mit geſtutzten Flügeln und mit Federbuſchen auf den Köpfen geziert, eingeſetzt waren und deren mehrere Hundert erlegt wurden.

Wir haben in Bayern der Waſſerjagden genug, gleichwohl bemerken ältere Jäger mit bedenklicher Miene die Ausbreitung der Torfſtecherei und das Ueberhandnehmen der Austrocknungsſyſteme, Trainage u. ſ. w. Meint ſogar mancher (im Sinne des Landgrafen Philipp, ſiehe oben) es ſey ein ſündhaftes Beginnen, kein Moos mehr dulden zu wollen, denn ſollte es nicht ſeyn, warum wäre es denn erſchaffen worden. Die Moosvögel ſelber und ihr ganzer Bau beweiſen am beſten, daß es nicht Zufall war, daß ein Moos entſtanden. Die Menſchen aber thun, als wäre die Welt allein für ſie, rotten die Gethiere des Waldes aus und die Vögel des Mooſes, als hätten ſie das Recht Schöpfungsverbeſſerer zu ſeyn. Und da ſind die ſonſt ſo gläubigen Bauern die allererſten voran. Drum carpe diem ſagt der Lateiner, das heißt, wenn du heute einen Schnepfen ſchießen kannſt, ſo warte nicht auf morgen!

Becassinen

sind die eigentlichen Wahrzeichen eines so zu sagen vernünftigen Mooses, und wenn es an ihnen nicht fehlt, so kann man auch auf andere Gäste zählen. Es kommen drei Arten vor, wovon die häufigsten die eigentliche Heerschnepfe oder Himmelsziege, weil sie hochstreichend ein eigenthümliches Mäckern hören läßt (Scolopax gallinago); etwas weniger häufig kommt die kleine Haarschnepfe (Scolopax gallinula) vor, und die dritte Art, Halbschnepfe (große Becassine, großer „Gräser") ist selten.

Becassinen kommen auf allen Mösern in Bayern vor und um München war sonst das Dachauer, Schleisheimer und Ismaninger Moos sehr reich an diesem kleinen Wild, so daß ein berühmter Flugschütze, der Graf Ricciardelli, im Jahr 1844 in zwei Tagen 96 Becassinen auf dem Ismaninger Moos erlegte.[1] Gegenwärtig hat die Kultur diese Jagdplätze bedeutend reducirt. Nur ein flinker Schütze wird auf der Becassinenjagd eine erhebliche Beute gewinnen, denn abgesehen davon, daß die Becassinen wie ein zuckender Blitz hinausfahren, so erschwert das Schießen auch ihr niederes Wegstreichen, während ein Vogel, der gegen die Luft hin zu sehen, immer leichter zu schießen ist, weil keine täuschende Farbe des Grundes vorhanden, auf dem er sich bewegt. Wenn die Vorschrift beim Hasen viel Pulver und wenig Schrot empfiehlt, so ist es bei der Becassinenjagd umgekehrt. Nicht viel Pulver, aber viel Schrote von feinem Korn und den Schuß beim Aufstehen sogleich hinwerfen gibt oft bessere Resultate als abwarten, bis nach dem ersten Zickzack ein Gradausstreichen kommt, denn damit entfernt sich der Vogel schon zu weit und es erfolgt überhaupt nicht regelmäßig. Man muß Glück haben in der Art des Haltens der Becassinen wie des Aufstehens, dann kann man selbst ohne Meisterschaft im Flugschießen

[1] Von 1841—1845 sind zum Zwirchgewölb in München durchschnittlich per Jahr 1497 Becassinen geliefert worden.

eine befriedigende Jagd machen, wer sie aber auch unter ungünstigen Umständen trifft, der darf den Kopf immerhin höher tragen als ein anderer, wenigstens so lange er im Bereich des Moores wandelt. Die kleineren Haarschnepfen halten gewöhnlich besser aus als die größern und sind leichter zu schießen.

Das Jagen auf diese Vögel halten Viele so hoch, daß sie es den meisten andern Jagden vorziehen, nur die Waldschnepfen stehen drüber. Diezel sagt davon: „Fast möchte ich diese Jagd mit einem Tonstücke vergleichen, welches nur von einzelnen kunstverständigen Musikern geschätzt und vorgetragen wird, während die ungleich größere Zahl der Dilettanten dasselbe mit einer fast an Geringschätzung grenzenden Gleichgültigkeit bei Seite legt. Ob aber diese Gleichgültigkeit auch auf wirkliche Abneigung oder bloß auf ein Bewußtseyn des — Unvermögens gegründet sey, darüber wird wohl ebenso wenig ein Zweifel obwalten können, als über die Frage: ob die Trauben, die jener Fuchs in der äsopischen Fabel wegen ihrer Säure zu verschmähen versicherte, wirklich sauer waren oder bloß zu hoch für ihn hingen."

Es hat gewiß seine Reize, die Geschicklichkeit im Schießen möglichst zu erproben und trotz des Zickzackzuges diese schnellen Moosfinder zu fangen, die Begleitung eines guten Hundes, der beschriebene Charakter ihrer Wohnplätze ꝛc. thut auch das Seinige für diese Jagd; will man sie aber, wie zuweilen schon geschehen, mit der Hirsch- oder Gemsjagd in Vergleich ziehen, dann wird's mit der Erhebung zu bunt und fallen einem wieder der Fuchs und die Trauben ein. Man beruft sich gerne auf die Schwierigkeiten des Schießens und wie man flink seyn müsse bei solchem Waidwerk; das ist gewiß wahr, es ist aber auch wahr, daß es selbst gute Flugschützen machen wie die Sonnenuhr mit ihrem Spruche: „non numero horas nisi serenas (ich zähle nur die heitern Stunden), denn sie zählen sehr fleißig was beim Schuß herunterfällt, was aber

nicht herunterfällt, das zählen ſie nicht ſo fleißig und deſſen iſt oft mehr, als ſie ſich erinnern mögen. Auch kommen hier nicht ſelten Schüſſe vor, wo der Zufall das Stück ſchießt, denn es fällt gar manches zur Verwunderung des Schützen, weil er weiß, daß er ſchlecht abgekommen. Wie es aber auch zugeben möge, ſo kommt man doch ſelten leer nach Hauſe. Bei andern Jagden und namentlich wo man die Büchſe zu handhaben hat, ſpielt ſich das Spiel ſchon deßwegen ſchwerer, weil oft alles auf einem einzigen Schuß ſteht und weil Mühe und Plage vieler Stunden, ja ganzer Tage umſonſt iſt, wenn dieſer mißlingt.

Ueberhaupt aber iſt es ſchwer über die Vorzüge dieſer oder jener Jagd vergleichend zu urtheilen, denn ein Jäger iſt niemals unparteiiſch und ein Nichtjäger hat weder das Zeug dazu noch die Autorität. Auch bezieht man manchmal auf die Jagd, was genau betrachtet wo anders hin gehört. So lobt einer z. B. die Becaſſinenjagd, meint aber eigentlich die Mühle am Moosbach, wo ſich ſo gemüthlich raſten läßt, wo der brave Müller ein treffliches Bier ſchenkt und den Labetrunk ſeine hübſche luſtige Tochter credenzt. Ein Anderer preist aus ähnlichen Gründen die Hühnerjagd, denn er weiß, daß dieſe Vögel, die er gern ißt, herkömmlich im Jägerhaus ſchon am Spieß ſtecken, um den Schützen für eine vielleicht unſichere Jagd doch einen ſichern Imbiß zu gewähren, ein dritter lobt das Gehege des Grafen X., während deſſen Weinkeller zu verſiehen u. ſ. w. Und gewiß iſt bei der Moos- und Feldjagd eine Wahrheit, was ein alter Spruch ſagt: „Die Jäger haben einen guten Schlund und eſſen und trinken zu jeder Stund."

Muß ſich jeder Waidemann
Um den Fuchs beſchweren,
Steht der Durſt noch obenan,
Kann ihn nicht erwehren,

Und muß sich viel plagen
Zu tilgen den Wicht,
Und muß es verstehen,
Sonst fällt er ihn nicht.

Wißt, es ist des Durstes Art
Einen Bau zu haben,
Wie der Fuchs sich wohl verwahrt,
Liegt auch er vergraben,
Da hilft nur ein Taxel,
Der Bier ist genannt,
Und sey noch ein Windspiel,
Der Wein bei der Hand.

Schließt der Taxl alles aus,
Röhren, Kessel, Gänge,
Kommt der Schelm im ganzen Haus
Zagend in's Gedränge,
Dann möcht' er sich retten,
Dann ja nicht vergiß
Zu lösen das Windspiel,
Das würgt ihn gewiß.

Hab's mein Lebtag so gemacht,
Kann davon eins singen,
Währt's auch manchmal in die Nacht,
Endlich wird's gelingen;
Doch wer's mit dem Haushund,
Dem Wasser, probirt,
Der hat solches Waidwerk
Nie gründlich studirt.

Das bunte Heer der Enten, Blässeln, Strandläufer, Rohrhühner, Möven, der Rohrdommel, Kibitz, Reiher ꝛc. sind mit den meisten Arten in Bayern vertreten, welche auch anderwärts die Möser und die Ufer der deutschen Flüsse und See'n beleben.

Ich kann nicht sagen, daß ich ein besonderer Freund des Winters bin; er schaut oft gar zu grämlich drein und das Grün sehe ich lieber als das Weiß, wenn er aber einen schönen Neu bringt und damit eine gute Jagd auf Wildpret oder Sauen möglich macht oder eine Fuchsjagd, dann ist er schon recht und ebenso wenn in der Gegend, wo man weilt, mit Enten etwas zu machen ist. Ein mit weidlichem Regen vorüberziehendes Donnerwetter ist einem Wanderer ohne Büchse ein ärgerliches Begegniß, wenn es aber eine Rehbirsche begünstigt, ist es eine sehr willkommene Erscheinung und wer Enten birschen geht, der freut sich beim Schneegestöber, als fielen Rosenblätter vom Himmel, denn da sind die Enten vertraut und ihnen gut beizukommen. Schon deßwegen soll man das Jagen treiben, weil es hundert Genüsse gewährt, wo ein Nichtjäger nur Widerwärtiges hinnehmen muß. In seiner Art aber einzig kann der Entenfall genannt werden, obwohl das stundenlange Hinsitzen in einen beschneiten Schirm von Gerölbricht an einem eistreibenden Bach, und der Gang dahin ehe der Tag graut, oder beim Abendfall die Heimkehr in frostiger Nacht gar Manchem die Lust benimmt, auf diese Weise einen Genuß zu gewinnen. Dazu kommt noch mancherlei, was man nicht genau nehmen darf, wenn man da mitthun will. Es gibt ein französisches Buch, welches von den kleinen Leiden des menschlichen Lebens handelt, nämlich von denen, wo einem das Butterbrod auf den schmutzigen Boden fällt und wie mancher meint, so recht bosshaft immer auf die Butterseite oder wo auf den leichtbeschuhten Fuß ein schwerer Reiterstiefel des lieben Nächsten tritt, daß man schreien möchte u. s. w., dahin gehört, was man oft um die Entenfreuden des Winters erlebt, daß der

Pelzhandſchuh in den lockeren Schnee fällt und der nicht dran denkende Fuß ihn noch hineintritt und mit den Waſſerkryſtallen vollſtopft, daß der Stiefel mit einemmale einen Sack bekommt, den man beim Durchſchreiten eines Baches nur zu bald fühlt, ohne helfen zu können, daß die erſtarrten Finger keinen Pfropfen zum Laden mehr traktiren können, während es in den Lüften trompetet vom Anzug einer Schaar von Wildgänſen ꝛc. Ich will nicht davon reden, daß man mit aller Geſchicklichkeit des Gehens gar oft in ein Loch fällt oder durch eine Eisplatte bricht und nur mühſelig das ſteile Ufer wieder gewinnt, daß der Froſt, wenn er gerade bei Laune iſt, durch den beſten Pelz und durch den dickſten Strumpf dringt u. dergl., denn das weiß man ja vorher ſchon. Und doch iſt der Entenfall höchſt anziehend und beſonders der Frühfall, wo das Vergnügen oft einige Stunden dauert.

Welche Luſt, wenn ſie in reichen Flügen über den Schirm hinrauſchen und in Kreiſen ein- zweimal wiederkehren, bis endlich das Waſſer aufſchlägt ringsum und dann Alles plötzlich wieder ſtill iſt, als wäre es ein Traum geweſen. Junger Jäger, beachte dieſe Stille und rühr' dich nicht bis die ſchwarzen Schwimmer vertraut zuſammenrinnen und ein kecker Entrich klangvoll in die Welt hinausruft, daß es luſtig ſey im eiſigen Bach. Und kracht der Schuß, welches Geflutſcher und Geſaus fort über den Moosgrund und, oft nicht zu glauben, im nächſten Augenblick ſchon wieder neue Gäſte auf dem rauſchenden Waſſer u. ſ. w.

Wenn der Fall gut iſt und wenn die Enten einige Zeit am Fallplatz mit Eicheln gefüttert wurden, ſo beträgt die Zahl der nach und nach einfallenden Enten oft mehrere Hundert und kann einer, wenn er Glück hat, wohl 12—16 Stück ſchießen, wie dieſes auf dem Ismaninger Moos bei München öfters vorgekommen und mir ſelbſt begegnet iſt. Ich meine hier die Stockente (Anas boschas); ſogenannte Halbenten (Anas querquedula, crecca) kommen

auch in großer Menge bei uns vor und fallen beim Abendfall, wenn es schon ziemlich dunkel, oft auf einen kleinen Platz, ohne das Schießen oder den Schützen zu scheuen, der seine Beute mit dem Hunde zusammensucht.

Wie der Fall ist auch die Entenbirsche lustig und das Anschleichen in verwachsenen Auen an einen hochufrigen Bach oder an ein Altwasser, besonders wenn diese in der Nähe eines größeren Flusses liegen, wie bei uns die Auen an der Isar und an der Donau, denn da geht der Strich den ganzen Tag hin und her und steht gar mannigfache Beute in Aussicht. Wer aber die Strapazen des Winters scheut, der mache seine Jagd im Sommer auf die jungen Enten, eine Jagd die zur rechten Zeit angestellt, nämlich wenn die Enten eben aufstehen können und wenn man mit guten Hunden versehen, sehr lohnend ist. Das Interesse hat sie übrigens nicht, wie die Jagden zur Strichzeit und im Winter, denn da kommen mancherlei Bewohner des Nordens, die selten oder nicht bei uns brüten, so die Merrer, die nordischen Taucher, die Steißfüße u. a., die sich den Winter über auf unsern See'n aufhalten und auch an Flüssen getroffen werden.

Von 1841—1845 sind zum Zwirchgewölb in München jährlich gegen 1877 Stück Enten und 100 Blaßeln (Fulica atra, das schwarze Wasserhuhn) geliefert worden.

Entenjagden hielt Max Emanuel mehrere am Starenbergersee und wurden dabei einmal 300, ein anderesmal 524 Stück geschossen.

Es bestand damals ein churfürstlicher Entenfanger, Moritz Landwöhr. Derselbe lieferte 1698 von Zustorf (Landgerichts Erding) und von Freising und Wartenberg 662 Enten, welche das Stück zu 10—12 kr. verkauft wurden.

Von 1751—1754 kommen in den Rechnungen des Zwirchgewölbs nur 66 Enten und 298 Blaßeln vor.

Um 1750 und 1758 wurde den Fischern auf dem Kochelsee

(der noch gegenwärtig sehr reich an Enten) und auf anderen Seen bei strenger Strafe verboten, zur Sommerszeit die halbgewachsenen Enten oder auch alte sich halb in der Maus befindliche zu erschlagen oder zu schießen oder Eier aus den Nestern zu nehmen. Um 1768 durften die Blässeln auf dem Chiemsee nur mit Legangeln gefangen und deren nur 20 gelegt und wöchentlich nur von zwei Fischern abwechslungsweise besorgt werden. Das Schießen derselben war damals schon seit 1732 bei 12 Reichsthaler Strafe verboten.

Ein besonderer Freund der Entenjagd muß der fürstliche Probst Cajetanus Antonius zu Berchtesgaden gewesen seyn, indem er 1737 in einem Wildschützenmandat das Schießen der Enten so hoch verbietet „als ob ein solcher (Schütze) sich an Hirschen, Reh, Haasen und anderen hohen Wildprat vergriffen hätte.“ Aehnlich war es mit den „Wild-Tauben“ wo aber mehr „der Frevel als die Schwäre“ in Betracht kommen sollte. Als Strafen sind angegeben 4—6 Wochen und mehr in Eisen und Banden, Landesverweisung, Ruthenausbannung, ewiger (!) Bestungsbau, Galeeren ꝛc. Alle Schießgewehre im ganzen Land waren bei 50 Reichsthaler Strafe verboten, für die Scheibenschützen waren besonders sicherstellende Bestimmungen getroffen. Jeder Denunciant, der einen Wildfrevler „glaubwürdig“ anzeigte, erhielt 12 Speciesthaler d. i. 24 fl.

Außer den nordischen Entenjagden sind die in der Nähe Venedigs berühmt und in den Buchten von Neapel. Der König Ferdinand hielt dort 1824 eine sechstägige Entenjagd und wurden dabei 960 Stockenten geschossen, worunter nicht weniger als 876 Entvögel, was nach Tiezel ein deutlicher Beweis, daß die Zahl der Männchen größer ist, als der Weibchen.

Zur Strichzeit im Spätherbst finden sich auch große Schwärme von Wildgänsen (Anser segetum) bei uns ein, die nur in Oberfranken fehlen. An der Regnitz und am Main kommen sie besonders zahlreich vor und ebenso in der Pfalz in den Rheinebenen.

Die Wildgans, von welcher unsere zahme Gans abstammt, ist nicht so dumm, wie diese Tochter der Cultur, sie ist im Gegentheil sehr schlau und nur auf dem Fall oder wo man sich in Gräben an schleichen kann, gelingt es, sie zu Schuß zu bringen. Es kommt deßhalb eine Wildgans auch öfter zu ihrem hohen Alter als ein anderer Vogel den man brauchen kann und da ihre Lebenszeit bis zu 50 Jahren (bei der zahmen Gans sagt man bis 80) geht, so ist nicht zu verwundern, wenn der Jäger an ihr oft einen sehr zähen Braten heimbringt. Bekanntlich gilt das Sprichwort:

Les vieux lievres et oisons
Sont une viande de demons.[1]

Im Jahre 1836 schoß ein Jäger bei Danzig eine Wildgans, die ein messingenes Halsband trug, auf welchem in holländischer Sprache eine Inschrift eingegraben war, besagend daß dieses Halsband der Trägerin im Jahre 1801 bei Snitzchen in Geldern umgelegt worden sey. Die Gans war also sicher 35 Jahre alt. (Diezel.)

Von 1735 ist eine Wildgansjagd verzeichnet, welche der Churfürst Karl Albrecht mit der Churfürstin und dem Herzoge Theodor, Bischof von Freysing, am 28. Jänner bei Erding abgehalten. Eine seltsame Jagd dieser Art ist 1820 bei Nürnberg vorgekommen. Es war am 18. Januar dort der Wiesgrund am Weiler Weigerhof unter Wasser und fanden sich da viele Wildgänse ein. Am 24. bemerkte man, daß eine Schaar derselben unter großem Geschrei sich vergebens bemühte aufzufliegen. Man erkannte, daß sie wohl mit den Ständern angefroren seyn müßten und so war es auch; nun lief viel Volk herzu und wurden 167 solcher Gänse mit Knitteln erschlagen.

Bemerkenswerth ist die Möven jagd bei Seefeld in der Nähe des Ammersees. Dort brüten von der spec. Larus ridibundus

[1] Alte Gans und alter Has'
Geben einen Teufelsfraß.

viele Hunderte auf einer kleinen Insel im Wörthsee. Wenn die Jungen anfangen flügge zu werden (gegen Mitte Juni) wird die Jagd gehalten und fahren die Schützen in mehreren Kähnen nach der Insel, die sie umstellen. Auf die ersten Schüsse stieben dann solche Schwärme von Möven auf, daß man wohl sagen kann, sie verfinstern die Sonne. Das Feuern dauert einige Stunden und beträgt die Beute oft in 1000—1800 Stück. Diese Möven streichen bis München und erscheinen im englischen Garten als willkommene Boten des Frühlings. Sie brüten auch in großer Menge am Chiemsee.

Zu den selteneren Vögeln auf unsern Mösern, Flüssen und Seen gehören, um die bekannteren zu nennen, die Kraniche (Grus cinerea), wilde Schwäne (Cygnus musicus) und Nachtreiher (Ardea nycticorax). Kraniche brüten auf dem Moos bei Rosenheim und Murnau. Wilde Schwäne, besonders der Singschwan, kommen öfters zu uns[1] und im heurigen Winter (1858) hielt sich eine Schaar von 15 Stück am Starenbergersee gegen 14 Tage lang auf und wurden 7 davon geschossen, darunter Exemplare von 23 Pfund. Sie kamen zum Abend- und Morgenfall auf die Würm und Abends meistens sehr zeitig und früher als die Enten. Man hörte ihr Geschrei weit und fast immerwährend.

Vor 25 Jahren hielten sich dort drei dergleichen Schwäne mehrere Wochen auf und wurde den Jägern der Befehl gegeben sie lebendig zu fangen. Das geschah in der Art, daß man sie durch Ausstreuen von Getreide an einem Ufer, wo sie sich öfters niederließen, auf einen kleinen Platz lockte und dann ein Tellereisen legte, dessen Feder aber nur stark genug schlug, um den Schwan, wenn er sich fing, festzuhalten. Zwei Jäger waren in etwa 500 Schritt Entfernung Tag und Nacht auf der Passe und erkannten an dem Flügelschlagen, wenn sich einer gefangen hatte, eilten dann

[1] Unter Karl Albrecht war 1734 das Schießen der wilden Schwäne bei schwerer Strafe verboten.

herbei und lösten ihn aus. Es fingen sich so zwei, beide am Hals und wurden nach Nymphenburg gebracht, wo sie sich bald an die dortigen zahmen Schwäne (eign. Olor) gewöhnten und bei ihnen blieben.

Ein junger Nachtreiher wurde u. a. 1847 vom Prinzen Adalbert am Main bei Aschaffenburg geschossen.

Auch Pelekane (Pelecanus onocrotalus) besuchen uns zuweilen und ist es mit ihnen wie mit den Bären und Luchsen, wenn sie auch große Raritäten sind, es wäre doch möglich, daß einem einer begegnete, besonders in gegenwärtiger Zeit, wo der Dampf zu Wasser und zu Land Alles rebellisch macht. Von diesem merkwürdigen Vogel erzählt Gesner, der Kaiser Maximilian habe einen gehabt, der beim Aufbruch des Lagers immer vorausgeflogen sey und habe ihm später zu Mecheln das Ehrenfutter gegeben, wobei er 80 Jahre alt geworden. Seine Heimath ist Asien, das caspische und schwarze Meer, von wo er nach den Seen Ungarns heraufkommt und gelegenheitlich auch bis zu uns.[1]

Jäckel gibt darüber folgendes an: Im Jahre 1768 zog den 8. Juli eine Schaar von 130 Pelekanen, vorher nirgend beobachtet, hohen Fluges vor den Schweizergebirgen nach dem Bodensee und ließ sich in der Nähe von Lindau nieder. Ein Exemplar hievon, flügellahm geschossen, gezähmt und zur Schau herumgeführt, wurde zu Augsburg auf einer Kupfertafel gelungen dargestellt. Später, etwa um das Jahr 1786 wurde bei Ingolstadt ein Pelekan geschossen. Am 26. Mai 1806 erschien wieder auf dem Bodensee ein einzelnes Exemplar bei Fussach, welches ebenfalls durch einen Schuß gelähmt, zur Schau umhergetragen wurde. In dem durch den Besuch der Flamingo denkwürdigen Jahre 1811 erschienen wieder einige Stücke am mehrgenannten See und im Monate

[1] Nach Italien hat sich im Sommer 1858 eine Schaar von vielen Hunderten verflogen und sind deren am Po eine große Anzahl geschossen worden.

Mai wurde auf dem Sameisterſee, der an der Landſtraße zwiſchen Roßhaupten und Lechbruck im Landgericht Füſſen liegt, ein Exemplar erlegt und zur ſelben Zeit ließ ſich ein anderes in der Nähe des Bodenſees in einem benachbarten Hofe nieder und wurde gefangen. Ein Stück im Erlanger Muſeum iſt im Bayreuth'ſchen geſchoſſen worden und um 1846 eines auf der Krautinſel am Chiemſee durch den Maler Ruben, bei welchem ſich die Fiſcher über die gewaltigen Verheerungen beklagten, die dieſe „Kreyſgans“ unter den Fiſchen anrichte.

Die erwähnten Flamingo's (Phoenicopterus roseus), von den altrömiſchen Schwelgern um ihrer Zunge willen hochgeſchätzt, ſind am 25. Juni 1811 bei Bamberg beobachtet und ein Stück in der Nähe des Bades Kiſſingen geſchoſſen worden. Sie ſtammen aus Aſien und Afrika und kamen wahrſcheinlich vom caſpiſchen Meere. Im vorigen Jahrhundert ſind deren auch einige in Heſſen geſchoſſen worden.

Auch der Ibis (der rothe) iſt mehrmals vorgekommen und unter andern ein Stück 1856 bei Gunzenhauſen geſchoſſen worden; von Hamantopus Africanus wurde 1855 im Juli ein Exemplar auf dem Zemaninger-Moos geſchoſſen.

Auf die Störche, die in mehreren Gegenden Bayerns vorkommen, wird nicht Jagd gemacht. Es iſt beſonders der weiße Storch (Ciconia alba) in der Oberpfalz, Oberſchwaben und in Mittelfranken häufig verbreitet, während er längs des Hochgebirges, im bayriſchen Wald und im Fichtelgebirg fehlt.

Dieſer Vogel (der Kinderbringer), an dem Weisheit, Gerechtigkeit, Dankbarkeit und Treue gerühmt werden, hat wie die Schwalbe das Hausrecht. Man hat Beiſpiele, daß alte Störche ſogar überwintern, ihre Jungen dagegen folgen regelmäßig dem Wanderzug der Verwandten.

Der ſeltenere ſchwarze Storch (Ciconia nigra) brütet

ebenfalls in einigen Gegenden von Oberbayern (unter andern zuweilen im Forſtenrieder Forſt) in der Oberpfalz, Ober- und Mittelfranken. [1]

[1] Eine ſehr ſchätzbare Abhandlung über die geographiſche Verbreitung der in Bayern vorkommenden Vögel von A. J. Jäckel findet ſich in den Abhandlungen des zoologiſch-mineralogiſchen Vereins in Regensburg. 1849.

Spruchreime.

Schieß auf der Scheib' einen Dreier,
So triffst du auch einen Reiher,
Kannst einen Zweier du schießen,
Mags wohl eine Gans verdrießen,
Gebt ein Einser nur an,
Noch triffst du den wilden Schwan,
Aber ein Loch im Weißen
Wird keinen Vogel verbeißen.

Glatt, gestriegelt und angethan
Wie wohl Sonntags ein Kaplan,
Will nicht gut zur Gemsjagd stehen,
Muß man aber Männer sehen
Wild behaart und verwettert
Und die lange Flinte schmettert
Auf ein singend Vögelein,
Das steht doch noch minder fein.

Der fangt kein Haselhuhn,
Der ein rauhes Pfeifen beginnt
Und wer nicht fein will thun,
Auch keine Maid gewinnt.

Von allen Schreiern auf der Welt
Der Gugut mir am beſten gefällt,
Keiner wie er ſo kurz und gut
Einen wahrhaften Frühling verkünden thut.

Was doch die Liebe Alles kann,
Macht blind und taub den Auerhahn
Und ſelbſt den wildeſten Waidemann
Zum allergehorſamſten Unterthan.

Beim Auerhahnfalz ein Stürmen und Regnen,
Beim Birſchen ein altes Weib begegnen,
Ein hitziger Hund beim Schnepfenbuſchiren,
Die Rothfährt in ſumpfigem Grund verlieren,
Nachſchlagen und verſagen der Büchſe,
Fuchsriegeln im Winter und keine Füchſe,
Und Taſche und Flaſche verödet und leer,
Das Alles bedrängt einen Waidmann ſehr.

Ein Schrotſchuß iſt ein Schnaderhüpfl,
Das Jeder bald traktiren kann,
Ein wenig beſſer oder ſchlechter,
Es liegt ſo gar viel nicht daran;
Ein Kugelſchuß der iſt dagegen
Vergleichbar einem feinen Lied,
Wer's leicht nimmt, kommt zu keinem Preiſe,
Das iſt der beiden Unterſchied.

Falk und Reiher.

Zwei Vögel haben Jahrhunderte hindurch eine Rolle auf der Welt gespielt, wie sich deren weder des Zeus blitztragender Adler, noch das Käuzlein der Minerva, noch der Juno stolzer Pfau oder die Tauben der rosigen Cypris rühmen können. Diese Vögel sind der Falke und der Reiher. Es hat der Strauß auch seine Zeit gehabt, und was den Damen zum Schmucke gefällt, bewegt freilich immer die Welt, aber gegen die genannten kann er sich nicht sehen lassen, und wenn Auerhahnen, Fasanen, Schnepfen ꝛc. etwas gegolten haben, so reicht es nicht dahin, ja selbst die vielbesungene Nachtigall erscheint mit ihren melancholischen Liedern dagegen nur in der Stellung eines schwärmenden Kammermädchens und der Papagei als ein unbedeutendes buntscheckiges Kinderspiel.

Was auf festem Grunde im Wald und Flur Hund und Hirsch für die Parforcejagd, das war im Reich der Lüfte der Falke und der Reiher. In Ermanglung des letztern oder zur Abwechslung ging die Jagd auch auf andere Vögel und sogar auf Kaninchen und Hasen, und man nannte dieses Jagen baizen oder die Baize. Ebenso wurden als Substitute der „Falken,[1] der Habicht, Sperber und andere Räuber dieser Art gebraucht.

[1] Das Wort Falke soll vom isländischen valka, d. h. verfolgen, herkommen; Habicht vom gothischen haban, d. i. halten und Reiher, bei den Alten Raiger von dem gerdneten Flug, da die alten Germanen, was in Linie gereiht, reige nannten. Rug kommt zwar bei Chunrat von Megenberg um 1350

Wer kennt nicht die alten Bilder und Kupferstiche, welche dergleichen Jagden darstellen! Ritterliche Jäger hoch zu Roß und schmucke Damen auf ihren Zeltern, Falkonire theils beritten, theils zu Fuß und lustig nebenher springende Hunde, so geht es hinaus im stattlichen Zug nach der weiten Ebene des Jagdreviers, wo sich die Kunst des Reitens erproben soll, wo es den Wettstreit gilt, der erste zu seyn, der den Reiher aus den Fängen (Händen) des Falken erlöst, um ihn seinem Herrn oder seiner Dame zu bringen, da er dann, im Falle er noch frisch genug, mit dem silbernen Ring am langen Ständer, wie mit einem Hosenbandorden, wieder ziehen und den wilden Kameraden sein Abenteuer erzählen mag. Oder wenn beim Grasmahl[1] zu den Füßen der Erwählten ein junger Waidmann mit schmachtenden Blicken die Laute spielt, während sie in holder Verlegenheit mit dem Fächer tändelt, daneben bärtige Gesellen von anderer Stimmung die Humpen mit funkelndem Weine erheben und sich ein Waidmanns-Heil zutrinken und wie dergleichen Scenen so viele gemalt worden sind. Da läßt sich mancherlei schwärmen und phantasiren. Der weiß nicht was es um's Waidwerk ist, der nur an das Wild denkt und die Art es zu fällen, er ist wie ein Reisender, der seinen Weg und sein Ziel allein im Auge hat und die Blumen nicht sieht, an denen er vorübergeht, und die Vögel nicht hört, die in den Bäumen singen,

Reygel und Reigel geschrieben vor, in der oberbayrischen Volkssprache werden aber dergleichen mit ei geschriebenen Worte auch gesprochen wie sie geschrieben stehen, während der Reiher Reaga gesprochen wird. Solches geschieht bei allen Worten, die vom 16. Jahrhundert etwa angefangen mit ai geschrieben wurden. Daher Reaga, Zeaga, Leab (Bret) für Raiger, Zaiger, Laib, dagegen wird Geiger, Leib (corpus) nicht Geaga oder Leab gesprochen, sondern wie es geschrieben ist. Es kann daher reige nicht wohl auf Raiger passen, denn die spätere Schreibart scheint gegen die von 1350 den Unterschied der Aussprache bestimmter bezeichnet zu haben und dem ai das gesprochene ea anzugehören.

[1] Das Wort „Grasmal" findet sich schon in Küchenmeisters Instruktionen von 1589.

und nicht Spiegel und Wiederhall in der Brust hat für so viele Lust, die links um ihn lebt und webt auf der Welt.

Der ächte Waidmann ist nicht so einseitig, und zu seinen Jagdliedern gesellen sich gerne die Lieder von Liebe und Wein, ja ehe er zum Schusse kommt, ist er oft selber geschossen und hat doch kein Bangen d'rum. Die alten Eichen vom Westerholz bei Landsberg könnten wohl davon erzählen; dort horsten und hausen seit Jahrhunderten die hoch sich schwingenden Vögel, um welche einst der Freude wie der Arbeit und Plage so viele war. Auch um München und in der Gegend von Wartenberg bei Erding gab es zahlreiche Reiher, und wie man diese sorgfältig hegte, so geschah es anderwärts mit ihren Feinden, den Falken und ihren Verwandten, die man zusammen Federspiel[1] nannte. Doch war dieses Hegen nicht überall der Fall.[2]

Das Studium dieser Vögel, das Abrichten der Falken oder das „Abtragen," wie man es waidmännisch nannte, ihre Pflege, der Handel mit denselben und ihre Jagden haben viele tausend Menschen ihr ganzes Leben hindurch beschäftigt und ungeheure Summen Geldes sind darauf verwendet worden. Wie man nach Fähigkeiten und Schönheit Pferde und Hunde werthete und klassificirte, so die Falken. Die gewöhnlich genannten Arten sind folgende:

Der Sakerfalke, Sakrifalke, wohin auch der Ger- oder Geyerfalke, Gerfaut, ist der Falco islandicus und candicans.[3] Er

[1] Das Wort Federspiel wurde auch für eine Art von leichtem Ball mit Flügeln gebraucht, den man warf, um den freigelassenen Falken wieder herbei zu locken und zu fangen.

[2] Um 1750 war bei der Klosterjagd zu Tegernsee ein „Federspihler" angestellt, „das ist ein solcher Jäger, welchem wegen besserer Erhaltung des Federwildbräths hauptsächlichen obgelegen, die falken, stoß dann andere Raubvögel zu schiessen."

[3] Schlegel unterscheidet den weißen Falken aus Grönland und aus dem nördlichen Amerika; den isländischen der nur in Island vorkommt; den Gerfalken aus den Alpen Norwegens und den Sakerfalken aus Ungarn, vom Ural und aus der Tatarei.

heißt arabiſch Sakar und wahrſcheinlich iſt der Name Sakerfalk damit zuſammenhängend. Der Kaiſer Friedrich II. leitet Girofalco von Hieros, sacer — heilig, ab, oder meint es könne ſich auch auf κύριος, dominus — Herr, Meiſter, beziehen. Der weiße Falke Turkiſtans, der in den Schneebergen wohnen ſoll, gehört hieher und heißt im Perſiſchen Sonkar. Er war im Morgenlande ſo geſchätzt, daß man für das Stück tauſend Dukaten bezahlte. Im Abendlande iſt der Sakerfalke auch ſehr hoch gehalten, und wenn er vollkommen in ſeiner Art und wohl abgetragen bis tauſend Gulden und mehr bezahlt worden. Man erhielt ihn aus Island über Dänemark, aus Schweden und Norwegen, Irland und aus der Tartarei. Er wurde vorzüglich zur Reiherbeize, auch auf Milanen und Trappen gebraucht. Der Wanderfalke, Pelerin, falco peregrinus, der gewöhnliche Edelfalke, wurde zu gleicher Jagd wie der vorige, auch auf Kraniche,[1] gebraucht. Der Blaufuß, Würgfalke, Schwimmer, Falco lanarius, wurde auf Haſen und Rebhühner gebraucht.

Der Habicht, Falco palumbarius, war auf Haſen, Tauben, Rebhühner, Faſanen, auch auf Reiher und Kraniche zur Baize dienlich. Er heißt arabiſch Baſi (Plurale Buſat) woraus das engliſche buzzard, Buſſard, wie Hammer meint, entſtanden ſey, und vielleicht das deutſche „Baizvogel“.

Der Sperber, Falco nisus, diente zum Baizen von Wachteln, Lerchen ꝛc.[2]

Außer andern wurde noch eine Art Merlin oder Schmerlin, f. aesalon, gebraucht, wie in „Triſtan und Iſolde“ erwähnt wird:

[1] Dabei halfen, wenn die Jagd einmal auf den Boden niederkam, die Hunde zum Fangen mit.

[2] In Bayern beſitzen wenige der Falkenarten, die meiſten kommen nur zur Strichzeit vor und wurden wie noch gegenwärtig mit einer Taube und Schlagney gefangen.

„Auch war da schone Vederspiel,
Valkan, Pilgerime viel,
Smirline und Sperwaere ꝛc.“

Bei den Orientalen heißt es vom Schmerlin:

„Der Schmerlin ist von reinen Sitten,
Von schönem Wuchs und schnellen Schritten,
Zwei Onyre die Augen sind,
Die in der Kegelform geschnitten.“

Die Dressur dieser Vögel war eine höchst mühevolle und harte. Man begann damit den Falken durch Hunger und Benehmen des Schlafes so zu ermatten, daß dem wilden Vogel, wie Flemming sagt, „seine völlige Memorie und Imagination, Nachsinnen und Gedächtniß auf einmal genommen und geschwächet wird, damit er nicht Zeit und Gelegenheit haben könne, sich seiner Natur zu besinnen und sich zu erinnern, was er zuvorhero in seiner Freiheit zu thun gewohnt gewesen, wodurch sich seine Natur transmutiret, daß er nichts anders weiß, als wie er vom Menschen auferzogen sich dessen Willen unterwerfen müsse.“ Drei Tage und Nächte und mehr noch ließ man den Falken nicht zur Ruhe kommen, wobei sich die Falkner ablösen mußten, um es auszuhalten, dabei setzte man ihm die Haube auf und ist zu verwundern, daß er mit anderem nicht auch seine Jagdlust darüber vergaß. Nach dergleichen Quälerei wurde er aber, wenn Zähmung zu bemerken war, sehr sanft und liebkosend behandelt, und erst wenn er mit seinem Falkonier ganz vertraut und gehorsam geworden war, ließ man ihn ein Rebhuhn oder dergleichen fangen und dressirte ihn weiter, wobei zu heiße oder kalte Tage zum Jagen vermieden wurden, auch schlechtes Wetter, um ihn nicht zu vergrämen.

Wie er dann auf die Baize eingeübt wurde, ersieht man aus einem Bericht aus Kassel vom 18. November 1629 an Landgraf

Wilhelm V. „In Folge des fürstlichen Befehls sind der Herr Oberst von Uffeln und ich (der Berichterstatter) gestern Nachmittag mit dem Falkonier draußen gewesen. Er hat hinausgenommen den schönsten unter den zwei weißbunten und unter den andern beiden der das meiste weiße Feder hat und am sprenklichsten ist. So hat er auch nur einen Reiher und zwar den, der nie recht ätzen will (mitgenommen), hat ihn um den Hals her mit einem gefärbten Leinentuch wohl verwahrt, damit ihn die Falken nicht todt beißen können, an die Spitzen des Reihers Schnabel aber hatte er zwei kleine Röhrlein von Hollunder gesteckt und gebunden, damit er die Falken nicht stechen könnte. Also sind wir auf die Hofwiesen geritten, hat zum ersten den schwarzen oder sprenklichen Falken, als welchen er das meiste zutrauet, aufgenommen, den Reiher vielleicht an die vierzig Schritt von ihm nieder setzen lassen und ihm ein Seimlein oder stark Bindgarn, daran unten ein klein Kuglein, an ein Bein gebunden und darnach aufjagen lassen, welcher alsbald nach dem Teich zuflogen. Sobald er nun dem Falken die Haub abzogen und er des Reihers ansichtig ward, flog er ihm ziemlich frisch nach, ehe er aber bei ihn kam, setzte sich der Reiher und tauchte sich nieder, als der Falk auf ihn schoß, der Falk setzte sich alsbald auf ihn, kriegt ihn am Hals und zupfte dran, aber es ging wegen des Tuchs zurück; liefen also geschwind zu dem Falken mit einem bunten Hubn, zogen den Reiher unter ihm wieder hervor und nachdem der Falke geatzt war, trug er ihn auf ein Seiten und nahm den weißen auf. Mit demselben wurde voriger Proceß gehalten, gingen mit ihm wieder hinauf und ließen den Reiher wieder aufjagen. Der Falk sahe sich um, flog aber nicht eher von der Hand, bis sich der Reiher, welcher seinen Flug wieder nach dem Teich nahm, wiewohl er dießmal nicht so weit als das erstemal flog, gesetzt hatte, da flog er auch fast frischer als der andere hinzu; der Herr Reiher tauchte sich dießmal nicht, war schon klüger

geworden, stellte sich zur Wehr, und als der Falk auf ihn wollte, nach er ihn tapfer auf die Brust, aber weil die Röhrlein von Hellunder an den Spitzen waren, konnte er dem Falken nicht schaden und der war davon recht bös, fiel auf ihn, konnte ihm aber ebenso viel thun als der Reiher ihm. Der Falkonier war recht froh, als er diesen Falken also thun sah, da er so viel noch nie hat thun wollen und dannen hero hat er mehr Vertrauen auf den spritzlichten als auf den weißen gesetzt. Meinet nun und hält's für gewiß, daß diese beider sehr köstliche Vögel werden sollen." [1]

Ein vollkommener Falkner mußte auch ausgedehnte Wissenschaft haben, die mannigfaltigen Krankheiten des Federviehs zu erkennen und zu kuriren.

Es ist interessant zu sehen, wie die Studien über den Falken in den verschiedensten Ländern mit gleicher Sorgfalt angestellt wurden und wie dieselben Regeln der Zähmung ꝛc. daraus hervorgingen. Ein türkisches Falkenbuch aus dem 14. Jahrhundert, welches Hammer-Purgstall erst 1840 bekannt gemacht hat, zeigt übrigens deutlich, daß die deutschen Falkenjäger zur Zeit der Kreuzzüge von den Orientalen viel gelernt haben.

Bei der Reiherbaiz wurden die Reiher durch die Stöberhunde aufgetrieben, dann zu rechter Zeit der Falke von dem Falkner abgeworfen, und nun ging das Schauspiel an. Der Reiher begann, sowie er den Falken erblickte, zu steigen und sich höher und höher zu schwingen, daß er kaum mehr zu sehen war. Der Falke aber folgte ihm pfeilschnell nach und mit mancherlei Manövern und Wendungen suchte er über den Reiher zu kommen, und war ihm dieses gelungen, so stieß er auf ihn herunter und machte die verschiedensten Angriffe, ihn mit den Fängen zu fassen, wobei sich der Reiher mit seinem spitzigen Schnabel wehrte, so gut es ging. Mancher Falke, besonders ein junger, wurde da am Schnabel des

[1] Landau a. a. O.

Reihers geſpießt, ein gewandter Kämpfer aber packte endlich den Gegner, und nun kamen oder fielen ſie beide mit verwirrtem Flügelſchlag zum Boden nieder. „Da geht es dann," ſagt Flemming, „auf's neue an ein heftiges Piquiren, wer reut der reut, wer liegt der liegt, ein jeder will der erſte ſeyn ꝛc." In mancher Hinſicht war das Reiten gefährlicher als bei der Parforcejagd, weil man die Augen faſt immer in die Luft erhob, um den Falken zu ſehen und darüber Gräben und Hinderniſſe des Grundes nicht beachten konnte. So ſeltſam und entzückend war die Scene des Kampfes, daß Flemming meint, es ſey ſehr zu bezweifeln, ob die Zuſchauer wohl den Himmel all ihr Lebtag aus inbrünſtigem Verlangen, einmal hineinzukommen, ſo unverwendet betrachtet haben, als es bei ſolchem Kampf- und Wettflug geſchah.

Ein guter Falke war daher ein koſtbares Kleinod, und ſo heißt es in dem erwähnten türkiſchen Falkenbuch: „Muchtaß Riſihat hat geſagt: wir haben gehört, daß der Menſchenſohn auf drei Dinge ſtolz: wenn er zur Herrſchaft gelangt, wenn er guten Falken trägt und wenn er gutes Pferd reitet."

Für die Freuden dieſer Jagd aber ſpricht mehr als alles Andere ihre Geſchichte, daher eine Skizze derſelben hier folgen möge.

Die Falkenjagd iſt uralt, wenn auch nicht ſicher zu ermitteln, wo und wann ſie ihren Anfang genommen. Mit einem ſchönen Bilde ſpricht Johann Feverabendt (1582) von dem hohen Alter der Baize, indem er ſagt, daß „der höchſte Gott und Erzjager auch ſelbſt, durch ſeine Macht und Geheiß mit ſeinem Falken dem Sturmwind vom Himmel herab unzehlige Wachteln in die Wüſte, den Kindern Israel zu gut, regnen und beyſſen laſſen."

Gewöhnlich wird Ariſtoteles als der erſte genannt, welcher der Falkenjagd erwähne. Was er aber davon ſagt, iſt nicht die Falkenjagd, wie ſie ſonſt verſtanden wird. Es heißt: „In der thraciſchen Stadt, die ſonſt Kedropolis hieß, ſagen die Menſchen die kleineren

Vögel in Sümpfen gemeinschaftlich mit den Falken. Sie schlagen nämlich mit Stangen in das Rohr und Gebüsch, damit die Vögel herausfliegen. Sogleich machen die darüber schwebenden Falken auf sie Jagd. Die Vögel aber retten sich voll Furcht in schnellem Fluge wieder an's Land, wo dann die Menschen sie mit Stöcken erschlagen und die Beute mit jenen theilen. Sie werfen ihnen nämlich von den Vögeln welche hin, die jene sogleich ergreifen." Man benützte also nur die zufällige Gegenwart von Falken, um die kleinen Vögel zu schrecken und so leichter ihrer habhaft zu werden. Daß aber die eigentliche Falkenjagd (die künstliche) im Orient schon frühzeitig getrieben wurde, ist nach andern Angaben sehr wahrscheinlich.

Hammers türkisches Falkenbuch erwähnt, daß ein griechischer König Namens Demetries der erste gewesen sey, welcher mit dem Falken jagte, ein anderer König Theophrastes hätte dem Falken den Spürhund beigegeben, und als die Jagd nach Persien gekommen, habe man auch den Sperber dazu tauglich erkannt und abgerichtete Wiesel statt der Hunde gebraucht. Mit dem Würgefalken habe zuerst der Erbauer von Istambol (Constantinopel), nämlich Constantin der Große (um 325 n. Chr.) gejagt.

Aus späteren Nachrichten weiß man, daß die Perser besonders die moskowitischen Falken schätzten und die aus den Bergen des Caucasus. Sie wurden auch auf Rothwild gebraucht, indem man sie abrichtete, sich dem ziemlich müde gejagten Thier auf den Kopf zu setzen, wo dieses dann durch die Fänge und den Flügelschlag ganz verwirrt dem Jäger Zeit ließ heranzukommen. Gewöhnlich halfen dazu mehrere Falken. Chardin erzählt,[1] daß sie manchmal sogar dressirt wurden, in gleicher Weise Menschen anzufallen.

Wie hoch man den Werth abgetragener Falken schon im Anfang des sechsten Jahrhunderts hielt, beweisen die burgundischen

[1] Chardin Voyages en Perse etc. 1711.

Gesetze, welche bestimmen, daß sich ein Falkendieb, der die festgesetzte Geldstrafe nicht bezahlen konnte, von dem gestohlenen Vogel aus der Brust mußte 6 Unzen Fleisch aushacken lassen [1] und daß die Jagd schon damals in ziemlicher Verbreitung war, bezeugt, daß 517 eine Synode der Bischöfe von Bourgogne den Geistlichen verbietet, Jagdhunde und Falken zu halten. Dieses Verbot, welches später mehrere Concilien wiederholten, war jedoch so fruchtlos, daß die geistlichen Herren die Baize bald ebenso betrieben wie die weltlichen, und sind Beispiele genug vorhanden, wie leidenschaftlich es geschah, wenn auch die Angabe nicht wahr seyn sollte, daß ein Bischof von Auxerre um 1531 einen Menschen um einiger gestohlenen Falken willen habe kreuzigen lassen.

Die bajuarischen Gesetze aus dem 7. Jahrhundert erwähnen der Habichthunde, „Habuchhund," [2] und Karl der Große befahl das Federspiel zu hegen.

Die Celten in Wallis und die Angelsachsen kannten die Falkenjagden ebenfalls, und der heilige Bonifacius, da er im 8. Jahrhundert aus England nach Deutschland kam, schickte einem englischen (angelsächsischen) Könige Ethelbald, nach Andern Ethelbert, zwei abgetragene Falken und einen Habicht.

Die deutschen Kaiser Heinrich I., der Vogler († 933), Heinrich III. († 1056), Friedrich I. Barbarossa († 1190) und Friedrich II. († 1250) werden als eifrige Falkenjäger genannt. Friedrich Barbarossa verstand selbst die Kunst, den Falken abzurichten oder abzutragen, und Friedrich II. schrieb ein Werk über die Falkenjagd (de arte venandi cum avibus), welches Gaston Phebus, Graf von

[1] Den Diebstahl eines Jagdhundes strafen sie auf eine schimpfliche Weise. Es heißt: Jubemus, ut convictus coram omni populo posteriora ipsius (des Hundes) osculetur.

[2] Man unterschied auch Kranichhabichte chranochari, Ganshabichte ganshapuch, Entenhabichte anothapuch.

Foix, zu Ende des 14. Jahrhunderts in's Französische übersetzte. Friedrich stellt die Jagd mit Raubvögeln viel höher als jede andere, weil sie ohne künstliche Instrumente, nämlich Jagdwaffen, Netze ꝛc., und ohne Thiere geschehe, die sich leicht an den Menschen gewöhnen, worunter er außer den Hunden auch Leoparde und Luchse anführt. Auch habe es die Kunst dahin gebracht, daß diese Vögel im Fangen viel mehr leisten, als sie ungelehrt ihrer Natur nach zu thun pflegen. Seine Schrift ist sehr ausführlich und verbreitet sich über den Bau der Vögel, ihre Nahrung, ihr Wandern und vorzüglich über das Abrichten der verschiedenen Falken ohne eigentliche Jagdbeschreibungen. Friedrich sagt, als er über das Meer gezogen, habe er zuerst von arabischen Falknern die Falkenkarre kennen gelernt. Friedrich baizte sogar im Kriege Angesichts des Feindes.

Die Kreuzzüge trugen überhaupt wesentlich zur Ausbildung der Falkenjagd bei, denn im 12. Jahrhundert stand sie im Orient in hoher Blüthe. Die fahrenden Ritter nahmen aus ihrer Heimath oft Falken und Hunde mit, wie der König Philipp II. von Frankreich und Richard Löwenherz. Bei der Belagerung von Ptolemais (Acre) um 1189 entflog dem ersteren ein weißer Falke von besonderer Schönheit auf die Mauern der Stadt und die Belagerten fingen ihn. Der König bot ihnen für den Vogel tausend Goldgulden, sie gaben ihn aber nicht heraus. Interessant ist der Bericht, welchen der Venetianer Marco Polo, der im 13. Jahrhundert Turkistan, die Tartarei und China bereiste, von den Falkenjagden gibt, wie sie die Nachkommen des Gründers des mongolischen Reiches Dschingischan damals getrieben haben. „Im Anfang März, heißt es, bricht der große Chan von Chanbaligh mit beiläufig zehntausend Beglern auf, welche Falken, Habichte, Gerfalken und andere zur Jagd abgerichtete Raubvögel (Schetere), an der Zahl fünfhundert, mit sich führen. Der Kaiser sitzt in einer hölzernen von vier Elephanten getragenen, inwendig vergoldeten, auswendig mit Löwen-

bäuten bedeckten Sänfte und hat zu seinem Vergnügen einige Führer und zwölf auserlesene Habichte bei sich. Neben den Elephanten-Trägern reiten viele Edle und Soldaten, welche wenn sie Fasanen, Kraniche und andere Vögel sehen, davon den Voglern, die um den Kaiser sind, Kunde geben. Diese benachrichtigen davon den Kaiser, sie öffnen die kaiserliche Sänfte und lassen die Habichte und Falken los, während der Kaiser auf Matten sitzend, dem Spiele der Vögel zuschaut. Außer diesen zehntausend Voglern begleiten den Kaiser noch andere zehntausend Menschen, welche paarweise die Haiden durchstreifen und dem Fluge der Falken und Habichte folgen, um ihnen wenn nöthig, zu helfen; diese heißen auf tartarisch Taskaor d. i. Hüter, indem sie durch einen gewissen Pfiff die ausgelassenen Vögel zurückrufen.

Es ist nicht nöthig, daß der Vogler, der den Vogel ausläßt, demselben folge, da diese (die Hüter) dafür sorgen, die Vögel zu fangen, und daß sie nicht beschädigt werden oder in Verlust gerathen; die dem gefährdeten Vogel Nächsten sind gehalten demselben beizuspringen. Jeder ausgelassene Vogel trägt ein kleines silbernes Täfelchen mit dem Zeichen seines Herrn oder Voglers am Fuße, damit derselbe seinem Besitzer zurückgestellt werden könne." Einen übereinstimmenden Bericht gibt ein anderer Reisender Odorico von Udine und ähnliche Jagden fanden zu Ende des 14. Jahrhunderts unter Timur und Bajazet statt. Der letztere hielt siebentausend Falkenjäger und sechstausend Hundswärter, also eine ganze Armee zu dieser Lust. Es ist ein Geschenk Karls VI. von Frankreich an Bajazet aufgezeichnet, welches in Falken und Habichten bestand und in Handschuhen, welche mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren und zum Tragen der Vögel dienten.

Im 14. Jahrhundert waren die Falken der preußischen Lande in besonderem Ruf und bestanden dort eigene Falkenschulen, so eine berühmte am großmeisterlichen Hofe zu Marienburg. Die wohl

abgetragenen Falken gingen als Geschenke der Hochmeister an die deutschen Höfe, nach England, Frankreich, Ungarn ꝛc. Die Falkner trugen sie auf diesen Reisen bis zu 10 Stück auf Rahmen, Kafen genannt, wie man es oft auf Bildern sieht. Ein dergleichen Geschenk kam um 1399 an die Herzoge von Bayern. In den Statuten des von Ludwig dem Baier gegründeten Ritterinstituts zu Ettal von 1332 wird der Falkenjagd auch erwähnt.[1]

„Es mugen auch die Ritter alle Kurzweil wol treiben, mit Pyrsen, mit Paissen, mit Jagen" ꝛc. und soll der Meister einen berittenen Jäger mit zwölf Hunden und einem Leithund, auch einen berittenen Falkner mit zwei laufenden Knechten haben.

Wenn oben gesagt wurde, daß die Baizlust bei Friedrich II. so weit ging, daß er selbst im Kriege derselben pflegte, so sieht das gar nicht vereinzelt da und Eduard III. von England († 1376) machte es mit seinen Lords ebenso im Feldzug gegen Frankreich und führte nicht allein Hunde und Falken, sondern auch Reiher mit sich, um nöthigenfalls des zu jagenden Wildes nicht zu entbehren. Ebenso machten damals die englischen Bischöfe und Aebte ihre Amtsreisen in Begleitung des Federspiels und der Reiher.

Petrarca († 1374) äußert sich über die damalige Baizlust mit den Worten: „Gott hat dir zwei Hände gegeben, wo sind sie? die eine hält den Zaum des Pferdes, die andere trägt den Habicht."

Die Lust der Geistlichen an der Falkenjagd charakterisirt auch ein französisches Gedicht aus dem 15. Jahrhundert wo es heißt:

Et monasteres, en lieu de librairie.
Hé qu'y a-t-il? une faulconnerie.

(Cerwin-Wierebijth Sperling-Almanach 1841.)

[1] Mon. boic. VII. 238. Ebenda XXXIII. 313 in einem Vergleich über die Burg Burkberg „und das vederspiel ist gemain."

Man nahm die geliebten Falken selbst in die Kirche mit und sogar von Geistlichen geschah dieses.[1]

Als Friedrich der Streitbare im Jahre 1417 auf dem Concilium zu Constanz seinen Einzug hielt, ließ er sich Falken und Habichte vortragen.

Das Baizen auf Reisen und im Kriege trieb aufs eifrigste der Kaiser Maximilian. Von diesem fürstlichen Waidmann heißt es im Weißkunig: „Auf ain zeit las der Jung weiß kunig in ainem puech darynn war geschriben dise wörter, du kunig nym war, der valcken vnd der hirschen vnd Ergötz dich in den gejadten, das dir zugeben ist, das du nit einfallest in die sundtlichen vnd weltlichen Laster, diser Jung kunig nam dise schrifft groß zu hertzen ꝛc." Er lernte nun auch die Falkenbaize und trieb sie bis an sein Ende. Er ließ „Sangkehr valcken" (die Sakerfalken) aus der „tatterey" kommen, „aus der Heidenschaft, aus Reyßen (1505 ließ er durch seinen Gesandten Hartinger den Großfürsten Johann in Moskau um weiße Geyerfalken ersuchen), aus preussen vnd von Rhodys ꝛc."

Die Hochmeister von Rhodus lieferten ihm Falken bis Venedig das Stück um einen Centner Kupfer. Die Herrschaft Venedig schickte 12 „Säcker" von Cypern in Anbetracht der Benützung der Straßen ꝛc. in Oesterreich. „Item der Hochmeister auß Preussen giebt auch einem Fürsten von Oesterreich zu schirm geldt seines Ordens: 12 Stuch Valkhenn," von denen gerühmt wird, daß sie die besten „zun Raigern," der Kaiser schickte auch brabantische Falkner nach Norwegen und Dänemark zum Falkenkauf und hielt 15 Falkenmeister und 60 Falknerknechte. In allen seinen Reichen ließ er die Reiher und wilden Enten hegen. In seinem Memorienbuch

[1] Ueber die Jagden jener Zeiten ereifert sich Coriacus Spangenberg indem er in seinem „Jagdteufel" (1587) den Jäger mit den Worten zeichnet: Est bestia, sedens supra bestiam, ducens bestias, gerensque super manum bestiam et insequens bestias

wird auch der bayerischen Falken und Falknerstationen erwähnt. „Zu Augsburg, heißt es, vnd zwei Tagreisen davon im Allgäu und Oberlech vahet man Valkhenn, sein so gut wie die im Elsaß". Ferner „Item in der Marggrafschaft purgau so du her von Oesterreich bist, soltu deinem valkhner ein Leger geben gen Nördlingen, gen Aicha in payern und gen lankweit, das ober Regensburg leit." So waren Stationen für die Falkner im Elsaß, Brabant, Flandern ꝛc.

Auch des Kaisers junge Gemahlin, die schöne Maria von Burgund ritt mit zur Falkenbaize und verlor in Folge einer solchen Jagd das Leben (1482) da sie durch Reißen des Sattelgurts vom Pferde stürzte.

Dem Nachfolger Maximilians Karl V. mußten die vertriebenen Rhodiser Ritter, welchen er die Insel Malta zum Wohnsitz gab, jährlich einen weißen Falken senden. So bildeten sich Falken- und Habichtsleben oder wurden dergleichen gegen einen Tribut dieser Baizvögel vergeben, wie auch Belehnungen für den Falkenfang stattfanden.

Der Pabst Leo X. huldigte mit Leidenschaft der Falkenjagd, die er häufig zu Viterbo übte und war überhaupt ein so eifriger Jäger, daß es von ihm heißt: „daß niemand kein gutes Wort von ihm haben kunnte, wenn es ihm nicht nach wunsch darbey (bei der Jagd) ergangen war, gleichwie im gegentheil alles gar leicht von ihm zu erhalten war, wenn er darbey glücklich gewesen."

Falknerinnen waren zu jener Zeit nicht selten unter den höchsten Ständen und die Königin Maria von Ungarn, Schwester des genannten Kaisers Karls V. und nachmalige Statthalterin der Niederlande verkehrte viel mit dieser Jagd, wie sie sich selbst auch „der Waidmannschaft Liebhaberin" nannte. Sie erhielt öfters vom Herzog Albrecht von Preußen Falken geschickt und beklagt sich 1546 bei ihm, daß diese von den Falknern gegen schlechtere ausgetauscht worden seyen. Um solchen Betrug zu verhindern, wurde dann jedem

abgesendeten Falken eine Stoßfeder ausgerissen und in den Schenkungsbrief eingeschlossen, wodurch man sich von der Aechtheit des angekommenen Falken überzeugen konnte. Die Königin Elisabeth von England ernannte eine Lady Marie Canterbury zur Oberjägermeisterin und Vorsteherin der Falknerei, Lucretia Borgia schickt 1494 Falken an Elisabeth Este von Gonzaga; der König von Dänemark 1670 isländische Falken an die Landgräfin Sophie von Hessen; Anna von Mecklenburg zeichnete sich auf der Falkenjagd aus ꝛc. Bilder aus dem 13. und 14. Jahrhundert zeigen häufig Frauen zu Roß mit dem Falken auf der Hand. Diese Theilnahme der Damen, wie sie die Falkenbaize gegen andere Jagd möglich machte, brachte die ergötzliche Beschäftigung mit dem Federspiel auch in Frankreich in besondere Aufnahme. Der galante und ritterliche Franz I., der Vater der Jägerei genannt, hatte 50 Falkenmeister und 300 Baizvögel.[1] Da er auch anderer Jagd sehr zugethan war, so gab es manchen Streit unter den Jägern, ob die Hirschjagd oder Falkenjagd höher stehe.

Gaston de Foix hat darüber ein langes Gedicht geschrieben und war damals eine Ceremonie in Gebrauch, daß am Feste der Kreuzerfindung Anfangs Mai, wo die Mausezeit der Falken[2] begann, die Hirschjäger unter Trompetenschall die Falkenmeister mit grünen Spießgerten vom Hofe jagten, da nun ihre Jagd den Anfang nahm, im Herbst am Feste der Kreuzerhöhung (September) geschah es umgekehrt und trieben die Falkner die andern Jäger aus. Die Baize wurde übrigens an verschiedenen Orten nicht um dieselbe Zeit vorgenommen und finden sich darin mancherlei Abweichungen.

Ludwig XI. und Ludwig XIII. waren große Falkenjäger.

[1] Die Habichtjagd wurde besonders benannt Autourserie, die Falkenjagd heißt fauconnerie.

[2] Schlegel setzt diese Zeit zu Ende Juli

Der letztere hielt 1621 eine Falknerei von 140 Falken, deren die vorzüglichsten auszeichnende Namen wie glorieux, perle, gentilhomme etc. führten. Ein Seigneur d'Esparron de Pallieres schwärmt über diese Falken und ihre Herrlichkeit indem er sich äußert:

„Sowie die Engel mit halbgeöffneten Fittichen um den Thron des Ewigen stehen und ihn mit süßen Melodien preisen: so umgeben unseren König eine unendliche Menge edle Segler der Lüfte, bald geschwaxig, bald auf der Hand des Falkners, immer wach, immer bereit und fertig zum Angriff des gefiederten Waidwerks nach seinem Willen." Dann ruft er aus: „Wie kann eine andere Gattung (der Vögel) mit ihnen verglichen werden, sey es in der Treue, sey es in der Schnelligkeit, mit der sie sich zum Himmel erheben und gerade in die Sonne blicken, sey es im Kampfe zu dem sie gerufen werden, sey es in der freundlichen Annäherung, wenn sie die Stimme der Zahmuth ruft! Sie haben alle Eigenschaften der Erhabenheit und mit Recht nennt man sie die Könige der Vögel." Er erinnert, wie ihre Zähmung nicht die gewöhnliche anderer Thiere sey und ihr Gehorsam entstehe mehr aus einem geheimen Naturtrieb uns zu dienen, als um des Zwanges willen. Wir haben oben gesehen, wie es mit diesem Naturtrieb des Dienens beschaffen war.

Die Orientalen trieben es in solchen Lobeserhebungen natürlich noch weiter. In einem persischen Gedicht heißt es:

„Aschfarbner Falke, der die Beute raubt,
Wie Liebchens Stirnhaar die Herzen raubt;
Ich höre wie sein Flug die Luft durchbricht,
Wie Eurer Großmuth Ruhm und mein Gedicht;
Quecksilber ist sein Auge, wenn er blickt,
Und seine Brust ist Seide goldgeschmückt;

Wenn er aufflieget, glaubſt du, es fährt
Der Blitz empor, Dämonenheer und Schwert
Und wenn er auf der Sclavin Hand aufſitzt,
Wähnſt du, daß Braut aus ihrem Brautbett blitzt."

Dieſes ſey der Zuſtand, ehe der Falke noch durch die Jagd geadelt worden, dann aber heißt es: „Kein Wunder wenn der Klang ſeiner Schellen, der hellen bis zu den zwei höchſten Sternen des kleinen Heerwagens ſich hebt — er jagt in des Himmels Fernen immer nach den glücklichen Sternen und nimmt zur Nahrung ohne Mängel nur den Geiſt der Engel."

Soweit ging die Bewunderung und Hochſtellung der Falken, daß die morgenländiſchen Herrſcher oft ihre Namen angenommen haben. So nannte ſich der Gründer des türkiſchen Reiches der Seldſchucken Toghrul, wie eine vorzügliche Art des Edelfalken benannt wurde und deſſen Bruder Tſchakir d. i. Habicht.

In der ſkandinaviſchen Mythologie findet man erwähnt, daß der Habicht der Sonne geopfert wurde und die dem Feſte vorhergehende Nacht hieß die Habichtsnacht. Die Falken ſtanden in hoher Auszeichnung. Freia, die Göttin der Liebe und des Mondes, nimmt Falken zum Geſpann des Wagens, um ihren treuloſen Gemahl Oedr zu ſuchen. Aus den Lungen des Opferfalken wurde geweiſſagt:

Wohl mag das Zeichen trügen im Opferfalk,
Und trügen mag die Rune auf Zweig und Balk':
Ein redlich Herz, o Helge, mit reinen Zügen,
Schrieb Oden voll mit Runen, die niemals trügen."

(Frithiofs-Sage.)

In Deutſchland findet man des Falken in vielen Minneliedern erwähnt und mag hier ein ſolches aus dem 12. Jahrhundert von Kürenberg eine Stelle finden:

Ich zog mir einen Falken,
Wohl länger als ein Jahr.
Ihr wißt, wie zahm und sittig
Der schöne Vogel war.
Als ich ihm sein Gefieder
Mit Golde reich umwand,
Hub er sich in die Wolken,
Und flog in fernes Land.

Mein Falk! Ich seh dich wieder,
In Wolken fliegst du hoch,
Du führst an deinem Fuße
Den seidnen Riemen noch,
Und Gold um dein Gefieder,
Doch mich vermeidest du.
Gott sende jedem Herzen
Sein holdes Liebchen zu!

Bewegt ist meine Seele,
Mein Auge thränenvoll,
Daß ich von meiner Schönen
Und Guten scheiden soll.
Verleumder, die mich trennten,
Euch stürze Gott in Leid!
Gott lohne, wer mich aussöhnt,
Mit Lieb' und Seligkeit!

Wie beliebt das Schauspiel der Reiherbaize war, beweist auch ein festliches Bankett, welches Karl VII. von Frankreich zu Lille 1453 dem Herzog von Burgund gab. Man ließ an einem Ende des Saales einen Reiher steigen und gleich darauf am andern Ende

einen Falken. Dieser stürzte sich unverweilt und mit größter Heftigkeit auf den Reiher und brachte ihn nach kurzem Kampf mitten im Saal auf den Boden. Der so gebaizte Reiher wurde dem Herzog überreicht.

Viele Fürsten nahmen das Bild des Falken in ihr Siegel auf und Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar gab es (1732) zum Embleme seines bekannten Ordens vom weißen Falken.

Daß auch in Bayern frühzeitig mancher Tummelplatz für das edle Federspiel gewesen, geht aus der bereits erwähnten Stiftungsurkunde von Ettal und aus dem Memorienbuch des Kaisers Maximilian hervor.

In einem Saalbuch von 1418 sind unter der Jägerei Ludwigs des Gebarteten von Bayern-Ingolstadt drei Falkner zu Roß angeführt, jeder mit zwei Knechten zu Fuß und jeder mit sechs Falken und „vogell," dann ein Blaufusser (Plabfusser) zu Roß, ein Habichter (Habicher) zu Roß, ein Vogler (Voglär) für die Jagd auf Wildenten und Gänse ꝛc. Der Reichsforst bei Nürnberg wird von Kaiser Wenzel († 1419) zur Hege des Federspiels empfohlen und von Herzog Johann von Bayern († 1463) heißt es, daß er „hett das wildpradt vast lieb und lust zu der valckenbaiß." [1]

Der Herzog Ludwig in Bayern hielt im Jahre 1539 einen Hausfalkner und sechs Falkner. Ihre Besoldung betrug zusammen 1202 fl. 36 kr. heutigen Geldes.

1543 schickt der Herzog Wilhelm IV. von Bayern dem Landgrafen Philipp von Hessen einen „Gerfalkh," auch etliche Rothfalken und in der herzoglichen Jagdordnung von 1551 unter

[1] Herzog Albrecht IV. „vergunt aus Gnaden seinen lieben besondern Hilpolden und Frantzen den Ritlern Gebruedern Burgern zu Augsburg mit ir selbers Knechten der sy ungevärlich bedurffen, mit in zu reidtn in seinem Landgericht zu Möringen Hasen und Fuchs zu hetzen, und zu vahen auch mit Federspil zu paissen." 1480. Oefele 2. 325.

Albrecht V. wird der Beſtallung des Hausfalkners Leonhard Jäger erwähnt. Er erhielt „Beſoldung 18 fl., für den Tiſch 25 fl., ein Kleid, thun 43 fl. (153 fl. 47 kr. jetzigen Geldes.)“

Die Gejaidsordnung von 1616 unter Churfürſt Max I. verbietet das Schießen und Fangen der Reiher außer wo ſie den Fiſchwaſſern zu großen Schaden thun „weil Wir die uns zu unſerm und anderer frembden ankommenden Fürſtenperſonen luſt und ergetzung verbehalten haben.“

Schon 1612 gehörte dem Churfürſten die Reiherbaize im Weſterholz bei Landsberg und beſaß derſelbe das nahegelegene Schloß Haltenberg. Lichtenberg, ebenfalls in der Nähe, hatten ſchon die früheren Herzoge erworben.

Auch zu Wartenberg (Landgerichts Erding) und zu Leonsperg bei Straubing wurden Reiherbaizen gehalten. Max Emanuel begab ſich dazu öfters auf das Schloß Leonsperg, von welchem Wenning (in ſeinen vier Rentämtern) ſagt: „Unnd iſt ſonderbahr zu ſchätzen, daß man die Raiger von dem Schloß zu denen Fenſtern hinauß paiſſen vnd fangen konne.“ Bei ſolchen Baizen waren auch Damen im Gefolge des Churfürſten wie ein Bild zu Luſtheim bei Schleißheim zeigt.

Im Jahre 1681 wurde ein Mandat erlaſſen, worin ſich der Churfürſt die rothen und ſchwarzen Milanen zumal an den „Raiger-Standern,“ zu ihrer Luſt vorbehalten und alſo dergleichen weder geſchoſſen noch gefangen werden ſollen, auch ſollen etwa verflogene Falken nicht beſchädigt ſondern gefangen und eingeliefert werden „maſſen jederman, wenn ſchaden dadurch geſchieht, Ergötzung widerfahren ſoll.“ Der Milan (falco milvus und falco ater) iſt einer der ſchönſten Raubvögel mit gabelförmig getheiltem Stoß. Er kommt als Zugvogel ziemlich häufig in Bayern vor, horſtet auch da zuweilen. Von 1698 wird in den Akten des Zwirchgewölbs ein franzöſiſcher Falkner Namens Jean Beno erwähnt, der im Sommer und Herbſt

38 Falken[1] gefangen, auch daß die reitenden Falknersknechte Melchior Weigl, Franz Dillis und Jan Steinmans drei verlorene Falken in neun Tagen wieder nach Hause gebracht haben.

Um diese Zeit lieferte Maximilian Egger, churfürstlicher Ueberreiter zu Landsberg 291 und Kilian Streidl, Ueberreiter zu Wartenberg 67 Stück Reiherkrandln (Kraanln, wahrscheinlich von Krone), welche bis zur Ankunft des Churfürsten Max Emanuel amtlich aufbewahrt wurden. Diese Krandln sind 5—6 Zoll lange sehr schmale Federn von schwarzer Farbe, deren bei ausgewachsenen Reihern 5—6 an der Zahl am Hintertheil des Kopfes befindlich; ähnliche Federn von weißer Farbe haben sie auf der Brust. Die geschätztesten und seltensten waren die weißen mit schwarzen Spitzen. Man machte Fächer und dergleichen daraus und trug sie wie noch jetzt als Hutschmuck.[2] 1705 und 1706 wurden von Landsberg 775 Stück Krandeln und von Wartemberg 119 Stück geliefert und an Kaiser Joseph I. überschickt.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Jäger zu diesen Krandln immer durch Schießen der Reiher kamen, die man sonst so sehr hegte, ich habe aber nichts Näheres darüber aufgezeichnet finden können und will nur anführen, was mir ein Jäger als von seinem Vater überliefert erzählte. Er sagte, daß in der Paarzeit (April und Mai), wo die Krandln am schönsten sind, von den Jägern unter die Horstbäume gabelförmige Reiser gelegt werden, wie sie die Reiher zum Bau der Horste lieben. An diese waren Schlingen angebracht und fingen sich so die Reiher; die wachhabenden Jäger eilten dann herbei, rupften ihnen die Krandln aus und ließen sie wieder frei.

Die Reiherbaizen in Bayern begannen, gegen die anderwärts

[1] Es heißt „schlechte Falken," also wahrscheinlich Würgfalken, die auch unter dem Namen Schlecht- und Schlachtfalke vorkommen.

[2] In Rußland, in der Türkei und in Persien sind diese Federn ebenfalls sehr geschätzt und sogar höher als die des weißen Reihers.

beobachtete Zeit vom November bis Mai, oft gerade im Mai, und Churfürst Carl Albrecht mit der Churfürstin hielt dergleichen 1734 vom 10. Mai bis 22. Juni in Lichtenberg, ebenso 1735 und 1736 vom 4. bis zum 16. Juni, wo auch Herzog Theodor, Bischof von Freising und Regensburg, Theil nahm. In letzterem Jahre wurde auch eine Reiherbaiz zu Nymphenburg gehalten. Ebenso baizte der Churfürst 1738 zu Lichtenberg, wohin sich auch der Churprinz Max Joseph III. mit Gefolge von 18 Personen begab. Für die „niederländische Falknerei" war 1726 die Summe von 8488 fl. jährlich bewilligt, für die deutsche Falknerei oder Krähen-Parthie die Summe von 2018 fl.

Jährlich wurde ein Reiher, den man lebendig bekam, wieder in Freiheit gesetzt, nachdem man ihm einen silbernen Ring am Ständer befestiget, auf welchem der Name des regierenden Herrn eingegraben war. Man fing unter Carl Albrecht einen solchen Reiher mit dem Namen des Großvaters des Churfürsten, Ferdinand Maria, auf dem angelegten Ring, so daß man das Alter dieses Vogels auf mehr als 60 Jahre schätzen konnte. So fing auch der König Friedrich III. in Preußen 1710 einen Reiher, welcher einen Wappenring am Ständer trug, der ihm vom Churfürsten Wilhelm angelegt worden. Der Reiher mag also auch ein Alter von 50—60 und mehr Jahren gehabt haben.

Bei einer Reiherbaize zu Moritzburg, welche Churfürst Fr. August III. von Sachsen und König von Polen hielt, wurde 1751 ein Reiher gefangen, welcher vom Churfürst vor 10 Jahren und vor 7 Jahren vom Großsultan gebaizt worden war, man legte ihm den dritten Ring an und ließ ihn wieder frei.

Das bayerische Oberfalkenmeisteramt war 1738 in folgender Weise besetzt:

Oberst Falkenmeister Christ. Adam Thadd. Freiherr von Freyberg;

Vice-Oberst-Falkenmeister Friedrich Anton Reichs-Erb-Truchseß Graf von Waldburg;

Gentilhomme de la Fauconnerie August Anton Graf v. Leoni; Falkenmeister-Amts-Gegenschreiber Wolfgang Paur (Gjaidschreiber);

Raiger- und Milanmeister Jakob Venneuln;

9 Knechte, 5 Jungen, 7 Wind- und Wachtelhund-Jungen.

Die Kleidung bei der Baize war wie bei der Parforcejagd hellblau mit Silberborten.

In Hessen war unter Landgraf Friedrich II. um 1765 die Uniform zur Baize folgende: scharlachtuchene Röcke mit Aufschlägen und Kragen von hellblauem Sammet und mit silbernen Tressen besetzt, wozu bei den notabelsten Theilnehmern noch die weiße Frisur mit dem schwarzseidenen fast Fuß langen und breiten Haarbeutel kam. Auch die zum Hofe erwählten Damen trugen diese rothe Kleidung und gleich den Herrn Hüte mit Reiherbüschen (Landau).

Die Markgrafen von Ansbach und Bayreuth trieben die Baize vorzüglich um Gunzenhausen und Triesdorf.

Welche Zeit und Arbeit auf diese Jagden gewendet wurde, erhellt aus dem Verzeichniß des von dem Markgrafen C. Wilhelm Friedrich in 25 Jahren (1730—1755) gebaizten Wildes. Es sind angeführt:

1763 Milanen,
4174 Reiher,
4857 Krähen,
1647 Elstern,
14087 Rebhühner,
985 Fasanen,
398 Wildenten,
5059 Hasen ꝛc.,

in Summa 34,429 Stück, oder im Durchschnitt jährlich 1377 Stück.

Unter diesen Markgrafen wurden die sogenannten Falkenthaler, auch Falkendukaten, geprägt, welche als Belohnung den Falkoniren gegeben wurden. Die Münze zeigte einen Falken mit

der Umschrift: Elatus tendet in altum und Oblectamina principis. Das Falkenmeisteramt verzeichnet 1737:

1 Oberfalkenmeister,
1 Falkenjunker,
1 Falkenwaage,
1 Falkensekretär,
3 Meisterknechte,
2 Reiherwärter,
1 Falkenkanzlist,
1 Reihermeister,
1 Krabenmeister,
1 Milanenmeister,
12 Falkenknechte,
16 Falkenjungen.

Andere Verzeichnisse über Falkenjagden aber war keine so reichliche Beute wie das eben angeführte, zeigen aber immerhin, daß viel gefangen wurde.

So sind 1729 von Kaiser Karl VI., der die Reiherbaize gewöhnlich um Laxenburg bei Wien hielt, gebaizt worden:

280 Raiger,
27 Hasen,
58 Alstern,
29 Krähen,
19 wilde Enten,
7 Milan,
8 Raben,
2 Rebhühner,
7 Mandelkräben,
1 Wachtelkönig,
1 Tagd. (?)

439 Stück.

Der Landgraf Georg II. von Heſſen baizte in 4 Jahren, von 1628—1631: 269 Reiher und 172 Krähen und andere Vögel, Auguſt III. von Sachſen als Kronprinz baizte mit ſeiner Gemahlin zu Kalkreuth (zwiſchen Radeburg und Großenhain) im Juni 1731: 88 Reiher und 90 Krähen.

Der letzte Markgraf von Ansbach und Baireuth, Karl Alexander, hielt noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts Falkenjagden.

Unter Max Joſeph III. kam die Falkenjagd mehr und mehr in Verfall, denn von 1763—1772 ſind die Falknereiausgaben nur zu 1169 fl. aufgezeichnet. Der Churfürſt baizte aber noch zu Lichtenberg und die Damen machten die Jagd in kleinen Wagen (ſogenannten Souſſlewagen) mit.

Berichte und Erlaſſe unter Karl Theodor von 1790 zeigen zwar, daß der Reiherzucht in Lichtenberg noch alle Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde, das Baizen aber hörte wie überhaupt in Deutſchland um dieſe Zeit auf. Später wurden und werden noch gegenwärtig im Juni, wenn die jungen Reiher eben flügge werden, Jagden in der Art gehalten, daß ſich die Schützen an den Horſtbäumen, deren einer oft 5—7 und mehr Horſte zählt, vertheilen und die Reiher theils mit der Kugel, theils mit Schroten ſchießen. Dabei wird ſelten ein alter Reiher erlegt, denn ſowie dieſe die Jagd gewahren, ſteigen ſie ſo hoch, daß ſie auch mit der Kugel nicht zu erreichen, und kreiſen fortwährend über dem Wald, während die Jungen, wenn ſie auch aufgeſcheucht wegſtreichen, bald wieder zu ihren Horſten zurückkehren. Dieſe Jagd wird von dem regierenden König oder einem Prinzen jährlich im Weſterholz abgehalten und werden immer gegen hundert Reiher geſchoſſen.[1]

[1] Das Fleiſch iſt ſchlecht zu eſſen. In England kamen zur Zeit der Königin Maria I. († 1558) Reiher auf die Hoftafel. Auch Feyerabendt (1582) empfiehlt künſtliche „Reygerhalter" (Anlagen zum Züchten von Reihern) damit, im Falle der Herr begehren wollte „ein herrlich ſtattlich Pancket anzurichten, er die Reyger zum beſten vnnd im vorrath habe."

Warum die Falkenjagd zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland zu Grabe ging, wird zum Theil dem bevorzugten Gebrauch des Schießgewehrs zugeschrieben, es scheint aber mehr mit dem Modenunkt und dem alles beherrschenden Dämon der Wechsel verlangenden Mode zusammenzuhängen, mit der zunehmenden Kultur des Bodens und wohl auch mit den damals aus Frankreich hereinbrechenden Kriegswettern.

Im benachbarten Holland hat gleichwohl diese Jagd niemals ganz aufgehört und wird, wie auch in England, noch gegenwärtig getrieben.

In England fanden Reiherbaizen statt zu Brighton 1835 und 1836, und zu Ditlington-Hall in Norfolk 1839. Es wurden dazu flandrische Falkner berufen und der Wanderfalke gebraucht. In Holland sind vorzügliche Reiherstände in der Nähe des königlichen Schlosses Loo in Geldern, und das ebene buschige Terrain ringsum ganz zur Jagd geeignet. In dem (1847) erschienenen Prachtwerk von Schlegel und Verster van Wulverhorst (Traité de Fauconnerie) sind die Jagden ausführlich beschrieben, und will ich in Kürze Einiges davon mittheilen. Die Jagdzeit beginnt im Juni und dauert bis Ende Juli. Die Falknerei besteht in 2 Compagnien jede zu 4 Mann mit 6 Pferden und 20 Falken. Dafür betragen die Kosten der Erhaltung 11—12,000 Francs. Die Baize findet meistens in den Nachmittagstunden von 4 Uhr an bis zum Abend statt, zu welcher Zeit die Reiher von ihren Fischereien heimkehren, auf welche sie am Morgen ausziehen und die sich 4—5 Meilen weit nach der Zuider-See und nach den Ufern der Yssel und des Rheins erstrecken. Die Jagdgesellschaft, an welcher auch Damen Theil nehmen, erwartet die Ankunft der Reiher an bestimmten Plätzen, gleichsam auf den Wechseln, wo diese ihren Strich haben. Ein als Vorposten auf einem Hügel placirter Falkonier gibt das Zeichen eines heranziehenden Reihers, indem er vom Pferd steigt und

daſſelbe mit dem Kopf nach der Richtung wendet, wo er ihn erblickt. Auf dieſes Zeichen erſchallt von den Jägern der Ruf „à la vol“ und alles geräth in freudige Aufregung. Man läßt den Reiher vorüberſtreichen, und dann werden zwei Falken gelöst, die nun ihre Jagd beginnen. Nach mancherlei Kampf kommen die drei Vögel mit einander zum Boden nieder, und der erſte der Jäger, der ſie erreicht, hat das Recht, dem Reiher die Krandln auszuziehen, welche als Auszeichnung auf den Hut geſteckt werden. Man kann täglich 6—8 Reiher baizen. Auch Milane werden gebaizt, doch ſind dieſe weit ſeltener und werden dazu nicht die gewöhnlichen Falken, ſondern isländiſche oder Sakerfalken gebraucht. Man ſucht dabei den in den Lüften kreiſenden Milan durch eine zahme Ohreule zu locken, die man fliegen läßt. Damit die Aufmerkſamkeit des Vogels um ſo eher auf ſie gelenkt werde, bindet man ihr eine Fuchsruthe an die Fänge. Der Milan baßt auf die Eule und nun werden zwei Falken geworfen, worauf der Milan in Spiralen in die Höhe ſteigt, bis ihn die Falken mit ihren Schlägen entkräften und niederbringen.

Im Orient, vorzüglich in Perſien, iſt die Falkenjagd noch in voller Blüthe.

Wenn man bedenkt, daß die Falkenjagd über tauſend Jahre in den europäiſchen Landen in Schwung war, daß Männer und Frauen, Weltliche und Geiſtliche ihr gehuldigt und dabei ein Glanz entwickelt wurde, wie ihn nur vielleicht die Hirſchjagd in den alten Zeiten übertraf, ſo wird man beſtätigt finden, was ich im Eingang des Artikels geſagt habe, und der ſonſt wenig beachtete, durch die Lüfte kreiſchende Raubvogel, ſowie der ſtille, langweilige Reiher gewinnen eine, wenn auch jetzt nur mehr hiſtoriſche Bedeutung, die ſie ſich bei ihrer Schöpfung gewiß nicht haben träumen laſſen. Dabei diente der Reiher freilich nur, um dem Falken Gelegenheit zu geben, ſeinen Muth und ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen, und dennoch knüpfte ſich an ihn ein geſchichtliches Ereigniß, wie der Falke Aehnliches nicht

aufzuweisen hat. Ein Gedicht aus der Zeit Eduard III. von England um 1338, „Le Voeu du Héron“ hat es aufbewahrt.[1] Die Erzählung sagt, daß Robert von Artois, von seinem Schwager Philipp von Frankreich verbannt, sich zu Eduard nach England geflüchtet und auf alle Weise gesucht habe, diesen zu einem Krieg mit Frankreich zu bewegen und Philipp die Krone zu nehmen. Da mit wollte Robert seine Verbannung rächen. Eduard aber zögerte, und darüber aufgebracht, ließ Robert einen gebratenen Reiher braten und trug ihn zwischen zwei silbernen Schüsseln, von Musik begleitet,

[1] Mémoires sur l'ancienne Chevalerie par la Curne de Sainte-Palaye T. II. p. 1.

mit Gepränge in die Geſellſchaft des verſammelten Hofes. Mit höhnender Rede bot er nun Eduard den Vogel an als Preis ſeiner feigen Gleichgültigkeit gegen eine ihm zuſtehende Krone, denn der Reiher galt als feig und wurde von ihm geſagt, daß er ſeinen eigenen Schatten fürchte. Obwohl dieſe Anregung ziemlich grob war, ſo hatte ſie doch die Wirkung, daß Eduard ſchwur, den Krieg zu beginnen, und nun ließ Robert Herrn und Damen auf den Reiher geloben, das Werk zu unterſtützen, und es ſchwuren die mächtigſten Ritter, ihren Arm zu bieten und die Königin ſelbſt, die ſchwanger war, ſchwur auf den Reiher, nur jenſeits des Meeres gebären oder ſich und ihr Kind mit einem Dolchſtich tödten zu wollen. Der Feldzug begann, die Königin zog über den Kanal und gebar zu Antwerpen ein Knäblein, welches Lion d'Anvers getauft wurde.

Spruchreime.

Ein ſchönes Mägdlein iſt ein Magnet,
Gar mächtig zieht's den Mann,
Ein wildreicher Wald es auch verſteht,
Zieht oft noch ſtärker dran,
Und zieht es einen ſo hin und her,
Nicht wüßte ich was ſchöner wär',
Drum Liebe und Gejaid
Gelobt ſeyd allezeit!

Der Liebe Luſt und Poeſie,
Die ſind ein flüchtig Spiel,
Und iſt's mit deinem Frühling 'rum,
Bedeutet's nicht mehr viel,
Des Jagens Luſt und Poeſie,
Die haben beſſern Halt
Und bleiben ſonder Wandel treu,
Ob jung du oder alt.

Auf des Schnees weißem Blatt
Kannſt in rothen Lettern leſen,
Ob dein Schuß gerecht geweſen,
Der dem Wild gegolten hat,
Und dich freut oft mehr fürwahr
Jener Purpurſchrift Gezweige,
Als ein Liebesbrief ſogar,
Doch dem Liebchen das verſchweige.

Im Wirthshaus auf der Bank,
Wenn Biereſſluthen fließen,
Da ſpricht gar mancher Held
Vom Steigen, Birſchen, Schießen,
Doch draußen auf der Wand,
Wo wild die Waſſer brauſen,
Da hängen die Flügel ihm
Und ſchüttelt ihn das Grauſen,
Und möcht' zu retten die Haut
Sich ſelbſt in's Gambs verwandeln,
So ſpielt der Unterſchied
Von Sprechen und von Handeln.

Wer durſtet wenn ihm der Becher ſchäumt,
Wer jagen kann und es verſäumt,
Wer lieben kann und es verträumt,
Wie ſonſt gemacht ſein Auf auf Erden,
Es kann doch noch ein Narr draus werden.

Halt' in allen Freuden Maaß,
Solches darfſt du nicht vergeſſen,
Gilt es aber luſt'ge Jagd,
Magſt du wohl 'was drüber meſſen,
Denn der Teufel haßt die Jagd,
Weil ſie kräftigt Leib und Seele,
Und er denkt gar fleißig ſtets,
Wie er drum die Jäger quäle,
Zettelt ſchlechtes Wetter an,
Läßt die Nebel niederkauern,
Hetzt und wiegelt gräulich auf
Die Kulturer und die Bauern.

Der Schuhu.

„Ob zwar dieſer entſetzliche Vogel, ſagt Klemming, an Größe dem Steinadler nicht viel nachgiebet, ſo iſt er doch eine Eulenart, indem er derſelben nicht allein mit dem ſchleierigten Geſichte, der Farbe und denen mit Federn bekleideten Fangen, ſondern auch mit der leichten und hagern Geſtalt des Leibes und großſchwingigten Fittigten ſehr übereinkommt, ſuchet auch ſeinen Raub nicht wie andere Raubvogel des Tages, ſondern bei der Nacht.“ Bei den Eulen erläutert er weiter, daß ſie „geſchleiert anzuſehen, wie ein altes Weib, mit großen Augen und krummem Schnabel.“ Schleier nennt man den krähenförmigen Federkranz um die Augen. Der Schuhu (Bubo maximus, strix bubo) iſt offenbar der Eulenkönig und die Federbüſchel, die wie Hörner über den Ohren ſtehen, nebſt den großen ſcharfblickenden Geldangen geben ihm ein ſtattliches und abenteuerliches Anſehen. Dazu der unheimliche Ruf, wenn die Nacht hereindämmert, und ſeine Wohnung in wildem Felſenſchloß. Dieſer Eulenkönig iſt gar ein böſer Herr und viel beſiedertes Volk der Lüfte, welches ihn am Tag erblickte, gibt ſeinen Zorn darüber zu erkennen, alles haßt ihn, oder wie die Jäger ſagen, haßt auf ihn, d. h. ſtürzt ſich mit der Miene des Angriffs gegen denſelben, wenn's auch ſelten wirklich dazu kommt. Immer ernſt und drohend ſchaut er drein und ſein Schnalzen und Schnakeln hat etwa die Bedeutung erboſten Zähneknirſchens. Wie der Jäger alles benutzt, was ſeinen Fangzwecken dienen kann, wie er Eulen

und Spielhahn mit ihresgleichen (wenn auch in ausgestopften Exemplaren) herbeilockt, eine Kappe mit Gemskrikeln aufsetzt, um den Gemsbock zu täuschen und zum Schuß zu bringen, wie er es mit den Rufen für Hirsch und Reh und Fuchs treibt, so benutzt er auch den Zorn der Vögel über den Schubu zu seinem Vortheil. Eine Aufhütte, wie man bei uns sagt (der Schubu heißt in Altbayern Auf) ist eine lustige Erfindung schon deßwegen, weil es interessant ist, das hassende Vogelvolk zu beobachten. Könnte man da ihre Sprache verstehen, so würde man wohl ein ganzes Register von Schimpfwörtern hören, denn daß sie ihm „du Spitzbub, Dieb, schlechter Kerl" und dergleichen zurufen, ist nicht zu bezweifeln. Er aber sitzt gravitätisch auf seinem Stock und wartet, bis der Schuß fällt und einer der Schreier vor ihm auf dem Boden zappelt. Dann kann man ihn theils mit Verachtung, theils mit Hohn auf das Opfer niederblicken sehen. Da kommen, ihm Grobheiten zu machen, die Raben und Krähen, die Falken, Milane und Habichte, und manchmal sogar ein Adler läßt sich nieder und weht ihm den rauschenden Luftzug seines Flügelschlages in's verwunderte Gesicht. Daß es zum eigentlichen Raufen gekommen wäre, habe ich nie gesehen.

Der Schubu thut manchmal dergleichen, als wenn er nur Mäuse und Ratten, Frösche, Schlangen und solch' Gethier zur Nahrung nähme, oder einen schlechten Vogel, er macht's darin wie der Fuchs und frißt keinen Hasen, wenn er keinen fangen kann. Wenn er aber dazu kommt, so zerhackt er sowohl Hasen als Rebhühner, Haselhühner und sogar Rehkitze. Sein Familienleben scheint ordentlich zu seyn, und Bingley hat einen Zug aufbewahrt, der namentlich die Liebe der Eltern zu ihren Kindern darthut und der nicht in Vergessenheit kommen darf.

Der Beobachter, Cronstedt, wohnte mehrere Jahre in Südermannland in Schweden in der Nähe eines steilen Berges, wo ein

Schubu-Paar horstete und Junge hatte. Eines Tages im Monat Juli war eines der Jungen aus dem Horst getrieben und wurde von einem Bedienten Cronstedts lebendig gefangen. Man sperrte den Vogel in einen großen Hühnerkorb und am andern Morgen fand der Besitzer ein todtes Rebhuhn vor dem Korbe liegen. Er schloß, daß die alten Schubu den jungen entdeckt und ihm sie Nahrung zugetragen hätten, und dieses war wirklich der Fall und vierzehn Tage lang brachten sie immer etwas, meist Rebhühner, auch einen Wasservogel und ein Stück von einem Lamm. Das Zutragen geschah stets in der Nacht; im August hörte es auf, weil da die Raubvögel überhaupt ihre Jungen eigenem Fortkommen überlassen.

Der Schubu ist in der ganzen Welt zu Hause, doch findet er sich nur spärlich, denn die Jäger stellen ihm begreiflicherweise fleißig nach; bei uns trägt er 4 fl. Schußgeld. In der Nähe des Schlosses Lichtenstein auf der rauhen Alp ist ein felsiger Grund mit steilen Felswänden, der Tobel genannt, und da nisten immer Schubus, die der Besitzer des Schlosses, Graf Wilhelm von Württemberg, ungestört hausen läßt. Ich habe dort Junge öfters am Tag vor den Felslöchern sitzen sehen und an den Wänden wie angeklebt; sie schienen sich sonnen zu wollen. Die Alten kommen ganz nahe an's Schloß, dessen Romantik sie erheben, besonders bei Mondschein, wenn sie mit ihren breiten Schwingen lautlosen Fluges am Schloßthurm vorüberstreichen. Bei Hohenschwangau horsten sie auch und am Schwarzenberg kann man ihren unheimlichen Ruf vom Alpsee aus hören. Sie werden ebenfalls geschont.

Im oberbayrischen Gebirg findet sich der Schubu vereinzelt an mehreren Orten im Forstamt Tegernsee, Marquartstein, Ruhpolding und Berchtesgaden, dann in den Bergen von Immenstadt. Im Kemptner Wald und bei Obergünzburg findet er sich auch. In den Gebirgen des bayrischen Walds kommt er nach Jäckel nicht

vor, auch nicht ständig im Fichtelgebirg, dagegen an mehreren Orten in der Oberpfalz, bei Sulzbach, Breitenbrunn, an den Ufergehängen des Regens und der Naab im Amt Burglengenfeld und besonders in den zerklüfteten Dolomiten des fränkischen Jura, bei Lichtenfels, Rankendorf, Streitberg, Muggendorf ꝛc. Mehrere Uhuhorste finden sich im Forstbezirk Reicheneck (Forstamts Altdorf) auf der Happürg, Geiskirchen ꝛc. An der Altmühl horstet er ebenfalls. Im Spessart und in der Rhön wird er nicht getroffen, dagegen an den Uferwänden des Mainthals bei Karlstadt, Retzbach und bei Würzburg an der Festung Marienberg.[1]

[1] Abhandlungen des zoologischen mineralogischen Vereins in Regensburg. 1849.

Der Schuhu bietet, abgesehen davon, daß er einer der schönsten Raubvogel ist und daß er den Schaden, welchen er anrichtet, vielfach, wenn auch unfreiwillig, durch seine Anziehungskraft anderen Raubgesindels wieder ersetzt, dem Jäger noch anderweitiges Interesse. Er ist ja anerkanntermaßen die Hauptveranlassung der vielfachen Sagen vom wilden Heer, wüthenden Heer, Nachtgejaid und vom wilden Jäger. Man muß ihm dafür dankbar seyn, denn dergleichen setzt die Phantasie in Bewegung und es ist um diese wie mit einem silberblinkenden See, wirft man einen Stein hinein, so ziehen sich die Wellenringe immer grösser und weiter und blitzen dann tausend Lichtfunken drüber hin. Der Schuhu hat die Rolle eines solchen Steins für das bewegliche Element der Phantasie gespielt und wer weiß, ob er nicht bei kritischer Untersuchung sogar ein wesentliches Verdienst um die göttliche Musik des Weber'schen „Freischutz" anzusprechen konnte. Das wilde Heer ist in Bayern, wie anderwärts, oft beobachtet worden. Auf der nördlichen Abdachung des Schneeberges, des Nachbars vom Fichtelberg und Ochsenkopf, da wo einst die verrufene Ritterburg Rudelnstein gestanden, jagte ein Jäger und verfolgte ein Wild gegen den sogenannten Waldstein hinauf. Je höher er stieg je mehr des Wildes wurde er ansichtig, aber alles floh vor ihm her in die Burgtrümmer hinein. Als er diese erreicht und durch ein Thor schritt, da mit einemmale umhüllte sich Fels und Mauer, Busch und Baum mit grauem Nebel und im Burghof begann ein Brausen und Sausen, Knallen und Schellen, Bellen und Gellen, als sey die ganze Hölle los, Gekreisch und Gelächter dazwischen und der wilde Jäger zeigte sich mit dem ganzen wilden Heer voll sinnverwirrender Gestalten, bis der erschreckene Waidmann zu Boden stürzte und ihm die Sinne vergingen. Als er erwachte war es Nacht und drunten in Neumeersreut schlug die Thurmuhr zwölfe.[1] Der heilige Kreuzwald bei

[1] Bechstein deutsches Sagenbuch. Schönwerth, Sagenbuch der Bayerischen Lande III.

Holzhausen, 7 Stunden von München, war von jeher berüchtiget wegen der gräßlichen Erscheinungen, die da vorgekommen und das wilde Nachtgejaid zog nicht selten über das Holz hin.

Ein noch lebender Wagnermeister von Schöngeising kann davon erzählen. Als er von Gilching herüber durch den Kreuzwald ging, kam es daher in den Lüften mit Rauschen und Schreien, Schießen und Hundegebell. Der Mann, wohl wissend, daß das wilde Gejaid dem nichts anhaben könne, der sich schnell zu Boden werfe, legte sich stracks auf's Gesicht und ließ den wilden Jäger über sich hinziehen. Es geschah ihm auch weiter nichts, während mancher, der diese Vorsicht nicht gebrauchte, vom stürmenden Getümmel mit fort durch die Lüfte gerissen und weit weg erst wieder niedergesetzt wurde, manchmal auch hoch herabstürzend den Hals brach.

In der hintern Riß, an die vordere in Bayern angrenzend, geschah es, daß ein alter gesetzter Mann einst im nächtlichen Dunkel seines Weges dahinschritt und zwar auf einem Pflichtgange, welches gar ein trefflicher Schutz ist gegen Geisterspuck. Mit einemmal hört er ein Gepfeife wie von Schlangen, dann Raubvogelgeschrei, dann Hundegebell und Katzenmiauen, Gewieher von Rossen und zahlloser gespenstiger Jäger Hallo- und Hurrahruf und Peitschenknall und über des Mannes Weg hin zog das Wildg'fahr (so heißt das Wildgejaid in Tyrol) mit all seinen Schrecken in lange andauerndem Zuge. Der Mann warf sich bei Zeiten auf den Boden nieder, streckte seine Gliedmaßen kreuzweis und betete mehr als ein Vaterunser. Sausend ging's im Sturm über ihn und so stark war der Luftdruck, daß er nicht anders meinte, als es werde ihm von einer Eisenhand das Gesicht fest an den Boden gedrückt, daß er zu ersticken befürchtete. Nachdem es endlich still geworden und er sich erholte, thaten ihm alle Rippen weh und war ihm als habe er die Last einer Welt auf seinen Schultern getragen.[1]

[1] v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tyrols

Der Bericht eines reisenden Physikers über solche Erscheinung würde freilich anders lauten und er würde es ganz natürlich finden, daß bei einer Luftströmung, deren Geschwindigkeit das Anemometer an 70 Fuß in der Sekunde zeigte, die Widerstandsfähigkeit der Elasticität des Holzes der dortigen Bäume nicht groß genug seyn konnte, um nicht da und dort überwunden zu werden und somit das Brechen derselben, verbunden mit dem Reflex der Schallwellen von den felsigen Bergabhängen einen Lärmen hervorbringen konnte, welcher einem Jagdlärm nicht unähnlich u. s. w.

Wir wollen aber nur noch anführen, daß vom wüthenden Heer seit uralten Zeiten geredet wird und man es schon im 12. Jahrhundert erwähnt findet. In Niedersachsen und Westphalen führt es der wilde Jäger Hackelberg an, bei seinen Lebzeiten Jägermeister des Herzogs Julius von Braunschweig um 1580, ein gottloser Geselle. Seinem Zug flicht eine Nachteule, wohl unser Schuhu, voraus, ehemals eine Nonne, deren Geist sich zu Hackelberg gesellte und die ihr uhu mit seinem huhu! beim Jagen ruft.

Im Meißnischen heißt der wilde Jäger Hans Jagenteufel und anderwärts ist es eine Frau, die Frau Holla oder (im Mecklenburgischen) Frau Gauden, die mit ihren 24 Töchtern so leidenschaftlich jagte, daß sie einmal in wilder Freude ausrief: die Jagd ist besser als der Himmel! worauf ihre Töchter in Jagdhunde verwandelt wurden mit denen sie zwischen Himmel und Erden nun unaufhörlich jagend herumziehen muß. In Frankreich heißt der wilde Jäger Hellquin und in England führt König Arthus das Nachtgejaid an.

Bei den Dänen ist König Waldemar der wilde Jäger geworden, der auch einst sagte: Gott möge sein Himmelreich behalten, wenn ich nur in Gurre immerdar jagen kann! Und nun jagt er ohne Ruh und Rast in Gurre mit kohlschwarzen Hunden, denen glühende Zungen aus dem Rachen hängen, auf einem weißen

geſpenſtigen Roß, zuweilen ſein eigenes Haupt unter dem linken Arm tragend. ꝛc.[1]

So wuchern reich und mannigfaltig in Wechſel und Wendung die Sagen fort wie immergrünender Epheu an alten Bäumen, wenn der Keim einmal Wurzel gefaßt, und daß unſer Schuhu ſeinen Theil dran hat, iſt nicht zu bezweifeln.

Es wird manchem Leſer von Intereſſe ſeyn, wenn ich dem eben Beſprochenen noch Einiges über das Fabelthier der Alpen beifüge, welches nicht nur manchen Hirten, ſondern auch manchen Jäger weidlich erſchreckt hat. Dieſes Thier hat verſchiedene Namen. In den bayeriſchen Alpen, Berchtesgaden und Stevermark heißt es Bergſtutzl, Birgſtutz, Taazlwurm, Praazlwurm (von Taze, Praze), Springwurm, ſchmecke'de Wurm; in Oberöſterreich zum Theil ebenſo, in Tyrol auch Mürbl, in der Schweiz Stollwurm (von Stollen, welches einen kurzen, dicken Fuß bedeutet). Die Beſchreibungen treffen nur in einem Punkte faſt alle zuſammen, nämlich darin, daß das Thier 2 oder 4 kurze Füße und einen ſchlangenartigen Leib habe, ich will daher unter obigen Namen Taazlwurm gebrauchen, um weiter von ihm zu ſprechen.

Einige ſagen, der Taazlwurm habe ein theils marder- theils eidechſenartiges Anſehen, andere vergleichen ihn einer Schlange mit Eidechſen- auch Katzenkopf. Größe und Farbe werden ſehr verſchieden angegeben. Nach Einigen iſt das Thier 5—6 Fuß lang, nach Anderen mißt es $1\frac{1}{2}$—2 Fuß; die Dicke ſoll die eines Mannsarmes, manchmal auch die eines Mannsſchenkels ſeyn, die Farbe bald ſilberweiß, bald ſcheckig roth, auch ſchwarzbraun und ſchwarz.

[1] J. Grimm. Deutſche Mythologie.

Schon A. Schultes erwähnt, von diesem Thiere gehört zu haben, als er im Jahre 1804 eine Excursion auf die Gletscher des Dachsteins machte (Reise durch Oberösterreich), auch erzählte ihm der Wundarzt Wattmann zu Ebensee, daß ein Bauer, der am Rettelstein am Gemundersee auf Gemsen ausging, einen Lindwurm, eine Schlange von der Dicke eines dreijährigen Kindes geschossen habe. Der Beschreibung nach hielt Schultes das Thier für eine große Eidechse und Wattmann vernahm auf seinen Wunsch den Bauer um den näheren Vorgang. Dieser erzählte, daß er das Thier, welches sich ihm bergan, pfeifend, mit aufgesperrtem Rachen, doch etwas unentschlossen, näherte, im Sommer des Jahres 1781 erlegt habe. Es sey 5 Fuß lang gewesen, von eidechsenförmiger Gestalt, der Kopf gleich dem einer Ziege (ohne Ohren), im Rachen viele scharfe spitze Zähne. Der Leib dick wie oben angegeben, mit einem starken schweren Schwanz und mit 4 Füßen, wovon die hinteren etwas länger gewesen. Die Farbe der Haut war bräunlichschwarz, am Bauche etwas weiß gefleckt, auch hatte es ¼ Zoll lange, aber sehr dünn stehende Haare, so daß zwischen jedem etwa ein fingerbreiter Abstand gewesen. Er hatte das Skelett 5 Jahre aufbewahrt, dann aber bis auf eine Rippe, die 7 Zoll lang war, weggeworfen. Wattman sah diese Rippe. Der Schütze war als ein gerader von jeder Prahlsucht freier Mann bekannt.

Ein ähnlicher Fall wurde dem Forstmeister G. v. Schultes[1] in der Gosau von einem alten Manne erzählt, der in seinen jungen Jahren einen Birgstutz erschlug, als er nach dem sogenannten Gambsfeld gestiegen war, um Alpenrosen zu holen. Er beschrieb ihn als von hell silbergrauer Farbe und glänzend, mit drei dunklen Längsflecken auf dem Rücken. Sein Kopf glich dem einer Schlange, der Leib war von der Dicke eines Mannsarmes, gut 2 Fuß lang

[1] Neues Taschenbuch für Natur-, Forst- und Jagdfreunde auf das Jahr 1836.

und hinten zu abgeſtumpft, auch hatte das Thier vier ganz kurze, wenig bemerkbare Füße, konnte ſich aber doch ziemlich behende drauf fortbewegen. Als der Mann darnach ſchlug, ſchnellte ſich der Birgſtutz am Stock in die Höhe und biß ihn in die Hand. Nach einigen Augenblicken fühlte er große Schmerzen an der verwundeten Stelle, die Hand ſchwoll ſtark auf und erſt nach mehreren Monaten erfolgte die Heilung.

Im Berner Oberland und im Jura iſt der Glaube an die „Stoll:würmer" noch heute verbreitet; ſie werden als 3—6 Fuß lange dicke Schlangen mit zwei kurzen Füßen beſchrieben und es heißt, daß ſie nur bei anhaltender Trockenheit vor Eintritt des Regenwetters zum Vorſchein kämen. Man ſagt, es gebe weiße mit Krönlein auf dem Kopf, und ſchwarze, die weniger ſelten ſeyen. Ein verwegener Mann, der Zauberei verſtund, zog eines Tages, um ſeine Kunſt zu zeigen, einen Kreis um ſich, und bannte darauf mit Pfeifen das Gewürm in ſolcher Menge herbei, daß es rings um den Kreis wimmelte, doch pfiff er trotzig fort, bis ein paar Würmer aus der Ferne auf ihrem Rücken einen beſonders dicken und abſcheulichen daherbrachten. Sie warfen ihn über den Kreis hinein gegen den Zauberer, der laut ausrief: ich bin verloren! Und im Augenblicke ward er von dem Ungeheuer zerriſſen.[1]

Der Hauch des Taazlwurms und ſein Anpfeifen ſind giftig und oft tödtlich, wie ſein Biß, daher die Furcht vor ihm ſo groß iſt, daß die meiſten, denen einer begegnete, ſich nicht lange bei ſeinem Anblick verweilten, ſondern gewöhnlich ſogleich Reißaus nahmen. G. v. Schultes hat in dem citirten Taſchenbuch eine Abbildung des Taazlwurms gegeben, welche nach vorhandenen Beſchreibungen entworfen iſt; intereſſanter dürfte eine andere ſeyn,

[1] Alpenſagen von Th. Bernaleken.

welche ich auf einer Votivtafel bei Unken auf dem Weg nach der Schwarzbachklamm (beim Fuchsbauer) gesehen habe. Diese Tafel ist in eine steinerne Säule eingefügt, auf welcher noch die Jahrzahl 1779 zu lesen und zeigt wenigstens für den betreffenden Fall, wie damals die Vorstellung des Taazlwurms im Volke üblich war. Die beifolgende Vignette stellt die Denksäule dar.

Auf dem eingefügten Bilde sind zwei Taazlwürmer abgebildet, die wohl an Eidechsen erinnern können, der Schwanz aber beträgt nur die halbe Körperlänge und ist an den Leib wie bei einem Hund angesetzt, auch der Kopf einem spitzen Hundskopf ähnlich. Sie sind braun und schwarz, roth und grünlich gefleckt und strecken eine gespaltene Zunge aus dem Maul. Im Vorgrund liegt ein Bauer todt, der die eine Hand um die Nase gelegt hat, wahrscheinlich um sich vor dem Gifthauch zu schützen. Nachstehend folgt eine getreue Copie des Bildes.

Herr Revierförster Nero, welchem ich die Copie der Votivtafel verdanke, theilte mir mit, daß vom Vorgang im Volk fast einstimmig die Sage besteht, es sey der Verunglückte ein Tyroler gewesen, welchen beim Beerensammeln zwei Springwürmer (wie sie dort heißen) angefallen und verfolgt hätten. Dieses geschah bei der Meiserer Leitstube und der Bauer floh im angestrengtesten Lauf bis zur Thalbrück (höchsten Uebergangspunkt ins Heuthal), wo er

in Folge des Schreckens und der Erschöpfung zusammenstürzte und verschied.

Der Taazlwurm hat die Phantaisie manches Jägers beschäftigt und mancher hat gewünscht, ihn einmal zu sehen und ihn eins hinaufzukrennen; dergleichen dämonisches Gethier ist aber ebenso schlau und feig als es boshaft ist, denn es erscheint immer nur denen, die es fürchten, geht aber andern gar weislich aus dem Weg. Was nun die Frage betrifft, ob es ein solches von den Zoologen noch nicht ins Register eingeschriebenes Thier gebe, so möchte ich der Meinung beistimmen, daß man das ebensowenig besahen als verneinen könne. Wer in Freising geboren ist (gegen 20 Wegstunden vom Gebirg) und wer sein Leben da zugebracht hat, der wird billig zweifeln, daß in der Nähe ein Gemsbock gesehen worden sey, und wenn man einem Bauer, der am Po wohnt, sagen wollte, er soll sich in Acht nehmen, in dem Flusse zu baden, weil ihn ein Krokodil anfallen könnte, so würde er wohl über die Warnung lachen, und doch ist in Freising ein Gemsbock wirklich geschossen und im Po ein Krokodil wirklich gefangen worden. Ich will damit sagen, daß Thiere unter Umständen sehr weit an Orte gelangen können, wo sie niemals heimisch waren und so geht die Frage am Ende dahin, ob den Gelehrten alle Thiere bekannt seyen, welche in den Schluchten, Höhlen und Löchern unserer höchsten Alpen möglicherweise vorkommen können; wenn nicht, so kann an solchen Orten auch ein Taazlwurm vorkommen und gelegenheitlich nach begehbaren Plätzen sich verirren und einem Menschenkind Furcht und Schrecken einjagen. Mit Recht erinnert Schultes bei Besprechung dieser Frage an den Proteus der Adelsberger Höhle bei Triest und aus den unterirdischen Kanälen des Zirknitzer Sees, von welchem Schubert sagt, es sey gleichsam ein Thier aus einer ganz andern Welt, aus der es nur zuweilen durch die Gewalt der Elemente herauf an unsere sonnenbestrahlte Erdoberfläche verschlagen werde.

ein Bewohner der Finsterniß, der deßhalb auch keine Augen habe. Wer würde glauben, daß es einen solchen Salamander (der überdieß wie viele Märchenthiere mit einem seltsamen Schmuck, einer Art von korallenrothem Geweih, ausgezeichnet ist) und daß es in seiner Gesellschaft Fische ohne Augen gebe, wenn sie nicht auf dem Analysirtisch wirklich untersucht worden wären. Den Daazlwurm aber scheint bis jetzt noch keiner, als etwa in der Erzählung, gefangen zu haben, obwohl der Erzherzog Johann schon vor Jahren einen Preis von 30 Dukaten für Einbringung eines solchen ausgesetzt hat. Sollte aber ein vermeintlicher Daazlwurm gefangen und daran ein bekanntes Thier, etwa die große grüne Eidechse (Lacerta viridis) oder dergleichen erkannt werden, so beweist das natürlich nichts gegen die Existenz des ächten Daazlwurms, man hatte eben nur fälschlich diese Eidechse für einen solchen angesehen. Und so wird sich's mit unserem Wunderthier noch eine Weile im Kreis herumdrehen und dessen freut sich gewiß jeder Jäger, denn, allen Respekt vor der Wissenschaft, aber langweilig wäre es doch, wenn man gar nicht über die Mauern ihres allerdings recht hübschen und je nach den Vermögensverhältnissen von Zeit zu Zeit erweiterten Palastes hinausschauen und eine Fahrt der Phantasie, wenn auch ins Blaue hinein, unternehmen dürfte.

Schluß.

Die Bearbeitung des vorliegenden Buches war, wie der Leser erkannt haben wird, auch eine Art von Jagd, aber ich darf wohl sagen, keine Hetzjagd, sondern ein möglichst fleißiges Birschen. Ich habe dabei die alten Pergamentbestände der Bibliotheken ebenso durchstreift wie das Jungholz der neueren Literatur und war die Beute nicht so reich als sie vielleicht hätte sein können, so muß man bedenken, daß die Reviere gar groß und weitläufig und viele gewaltig verwachsen und unzugänglich sind. Ich wollte durch diese Arbeit nur das Interesse des Waidwerks für dessen Freunde erheben und bin für die mancherlei Mühe hinlänglich belohnt, wenn mir dieses einigermaßen gelungen ist. Um aber auch von den Jagdgegnern friedlich zu scheiden, will ich noch einige Verse anfügen, die sie gewiß gelten lassen.

Und wenn es nichts um's Jagen wär'
Als frei im Holz zu streifen,
Zu lauschen wie der Gugut ruft
Und wie die Finken pfeifen,
Zu athmen frischen Tannenduft
Und thaugekühlte Morgenluft,
Es wär' genug der Lust dabei
Zum Lob der Jägerei.

Und wenn es nichts um's Jagen wär'
Als fern vom Stadtgewimmel
Durch Lauben wie sie baut der Wald
Zu schau'n den blauen Himmel,
Den Schwätzern aus dem Weg zu geh'n
Und keine Narren mehr zu seh'n,
Es wär' genug der Lust dabei
Zum Lob der Jägerei.

Und wenn es nichts um's Jagen wär'
Als d'ran die Zeit gewinnen
Ein Liedlein an das Liebchen fein
In Ruhe zu ersinnen
Und würde ob dem holden Bild
Vergessen selber gar das Wild,
Doch wär' genug der Lust dabei
Zum Lob der Jägerei!

Anhang.

Waidmannssprache, Schießen, Hegezeit,

naturhistorische Notizen.

A.

Abbrechen, einen Hatzhund, der sich verbissen hat, wenn man ihm mit einem hölzernen Hebel das Maul öffnet.

Abfangen, mit dem Hirschfänger den Hirsch durch einen Stoß hinter's Blatt tödten oder ein Schwein auf den Hirschfänger oder die Schweinsfeder anlaufen (anlaufen) lassen.

Abgenicken, zwischen dem ersten Halswirbel und Schädel mit dem Genickmesser (G'nicker) durchstechen. Ein Hase wird durch einen Schlag mit der flachen Hand hinter die Löffel gegen den Kopf zu abgenickt (genickt).

Abisprung, ein Seitensprung des Wilds, um den Hunden zu entkommen.

Abtragen, einen Leithund von der Fährte, die er angefallen, wegtragen; einen Falken oder andern Raubvogel zur Baize abrichten.

Abtritt heißt das Gras, welches ein Hirsch beim Auftreten mit den Schalen abschneidet.

Aeien statt fressen, von edlerem Wild.

Aeugen statt sehen, bei uns nicht gebräuchlich.

Aftern, Geäfter, Oberrücken, die beiden Hornspitzen, die hinten über der Schale stehen.

Anlirren. Das Anlocken oder Versammeln von Wild durch Futter.

Ankoppeln. Die Jagdhunde mit den Halsbändern oder mit den Hundsschnüren aneinanderhängen.

Annehmen heißt, wenn ein Wild auf den Jäger losgeht, ihn anfällt: wenn es eine Salzlecke, Suhle, auch irgend einen Platz, wo es früher nicht war, oft besucht.

Anschuß heißt sowohl die Schußwunde als der Platz, wo ein Wild den Schuß erhielt. Man geht auf den Anschuß, um nach Haaren oder Schweiß zu suchen.

Ansprechen, nach der Fährte oder Schale, nach dem Leib oder Gewehr die Stärke oder das Alter eines Hirsches taxiren und ähnlich bei anderem Wild.

Anſpringen, ſprungweiſe ſich dem falzenden Auerhahn nähern.

Anſtand, Anſitz, ſich an den Ort ſtellen oder ſetzen, wohin das Wild zum Aeſen oder auch beim Wechſeln freiwillig kommt.

Anziehen, beim Hund, wenn man bemerkt, daß er das Wild wittert.

Arbeiten einen Hund, heißt: ihn abrichten.

Auergeflügel. Der Auerhahn hat Füße, ſteht auf dem Baum oder auf dem Boden, ſteigt oder tritt zu Baum, fällt ein (auch ſchwingt ſich auf den Baum ein) falzt (balzt), wird aufgebrochen., Die Falzzeit Ende März und im April (im Gebirg beginnt ſie Mitte April). Brüten auf dem Boden, die Henne legt zehn bis zwölf Eier, die in vier Wochen ausgebrütet werden. Das Geäſe verſchiedene Beeren, Knospen ꝛc. Hegezeit vom 2. Februar bis 1. Auguſt mit Ausnahme der Falzzeit.

Aufbaumen, Abbaumen, wenn ein Marder, Katze ꝛc. einen Baum hinauflauft. Auch vom Einfallen eines Vogels auf einen Baum.

Aufbrechen, an erlegtem Wild die Eingeweide, Lungen ꝛc. (das Geräuſch, Geſcheide) herausnehmen.

Aufbruch, die Eingeweide, ſ. aufbrechen.

Aufhaben, Geweih oder Gehörn tragen, auch von der Endenzahl, hat 6 auf, 8 ꝛc.

Aufnehmen, durch die Begattung befruchtet werden, auch vom Hund, der eine Fährte anfällt.

Aufſchärfen, beim Bären für aufbrechen.

Aufſetzen. Von neu wachſendem Geweih beim Hirſch und Rehbock, ſetzt 6 auf, 8 ꝛc., d. h. 6 Enden ꝛc.

Ausgeben, vom Hund, bellen, laut jagen.

Ausgeben, einen Marder ꝛc., die friſche Spur ſo lange verfolgen, bis der Aufenthaltsort entdeckt iſt.

Ausheben. Eine Sau, welche die Hunde gefangen und feſthalten, wird bei den Hinterläufen (Hämmern) gefaßt und aufgehoben.

Ausmachen, ſo lange ſuchen bis der geſuchte Gegenſtand gefunden iſt, oder auch bis zu einem gewiſſen Platz ihn nachweiſen.

Ausweiden für Aufbrechen, beſonders von dem zur niedern Jagd gehörigen Wild.

B.

Baſt, die rauhe feinhaarige Haut, die das wachſende Geweih bedeckt.

Behängzeit, die Zeit, wo mit dem Leithund vorgeſucht und gearbeitet wird.

Beizen, Baizen, mit abgerichteten Raubvögeln andere Thiere fangen.

Beſchlagen, wenn ein Hirſch, Rehbock oder Keiler die Begattung vollzieht. Das trächtige Stück Wild geht beſchlagen.

Beſtätigen, mit dem Leithund durch Umkreiſen den Platz beſtimmen, wo Wild ſteht, oder ein beſtimmter Hirſch, Schwein ꝛc.

Bett, Ruheplatz des Hochwildes, beſonders vom Schwein.

Beitritt, vom Hirsch als Zeichen, wenn er mit dem Hinterlauf nahe neben den vorderen tritt.

Birkhahn, s. Spielhahn.

Blatten, mit dem Ruf des Schmalreh den Bock locken, in der Blattzeit Anauf.

Blenden, s. den Artikel Hirschjagd.

Blume, der Schwanz beim Hasen, auch bei Reh- und Damwild, ferner die Endspitze der Ruthe beim Fuchs.

Brandfuchs, ein Fuchs, dessen Balg dunkel und am Bauch schwärzlich ist.

Branken, die Füße des Bären, auch beim Fuchs.

Brechen heißt das Wühlen der Sauen im Boden.

Bruch, ein abgebrochener Zweig, der acleat wird um die Fährte zu bezeichnen. Wenn ein Hirsch von acht Enden oder darüber erlegt wird, steckt die Jägerei einen Eichenbruch auf oder sonst einen Bruch, auch die Pferde der Jäger werden mit solchen Brüchen geschmückt.

Brunft, Begattung beim Reh- Dam- und Rothwild. Brunftzeit, Brunftplatz, Brunftruthe, das männliche Glied, Brunftfleck, der schwarze Fleck an der Brunftruthe beim Hirsch in der Brunftzeit.

Burgfall, s. den Artikel Hirschjagd.

C.

Centraljagen ist ein Jagen, wo das Wild von zwei Seiten zugetrieben wird.

Ende Machen, s. den Artikel Hirschjagd.

D.

Dachs, hat Läuse, eine Haut, auch Schwarte, Rate, Gebiß. Die Ranzzeit ist Ende November und Anfang December. Der weibliche Dachs geht 9 Wochen dick und setzt oder wirft im Februar 3—4 Junge. Bewohnt einen Bau mit einem Kessel, worin er den Winter über die meiste Zeit schläft. Nährt sich von Wurzeln, Obst, Eicheln, Waldbeeren, Gewürme, Schnecken rc., aber auch Vögeln. Wird mit der Dachsgabel, einer großen zweizinkigen Gabel, gestochen, mit dem Dachshaken aus der Röhre gezogen. Wird erst zerwirkt unsere Jäger sagen schinden, dann aufgebrochen.

Damwild. Das Hirschkalb setzt zuerst Spieße auf, wird im dritten Jahr, wo sich Enden am Geweih zeigen, ein Löffler, im fünften ein Schaufler. Brunft, Setzzeit, Abwerfen, Aufsetzen und Fegen findet ein Monat später statt als beim Edelhirsch. Das Damthier geht 8 Monate tragend und setzt im Juni ein, auch zwei Kälber. Aesung wie beim Rothwild, schält im Winter gern die Rinde vom Laubholz. Man sagt auch Damhock, wird nicht nach der Zahl der Enden angesprochen. Hegezeit für den Damhock vom 30. Oktober bis 24. Juni, für die Damgais vom 6. Januar bis 1. Oktober.

Decken nennt man, wenn mehrere Hunde die Sau festhalten.
Dick geben bei Raubthieren: trächtig seyn.
Dunkelzeug heißen Jagdtücher, Lichtzeug die Jagdnetze.
Durchfallen, wenn Rothwild durch die Tücher oder Netze bricht.

E.

Edelwild. Rothwild, Hirsch und Thier.
Einfallen, das Einspringen des Hirsches in die Netze, das Niederlassen von streichendem Federwild auf den Boden oder auf einen Baum.
Eingeben, eines natürlichen Todes (in Folge von Hunger, Krankheit ꝛc.) sterben.
Eingerichtetes, eingestelltes Jagen heißt jedes Zeugjagen.
Einhetzen, einjagen, Hetzübungen der Hunde. (Bei uns im Gebirg auch das Auslassen der Hunde zur Jagd.)
Einschlag heißen die Grasspitzen, die der Hirsch, wenn er auf Grasboden zieht, in den Schalen behält und dann in der Fährte liegen läßt.
Einschwingen, das Einfallen von Auer- oder Spielgeflüg auf einen Baum.
Enten, Wildenten. Paarzeit im März, bauen gegen Mitte und Ende April das Nest theils in der Nähe des Wassers auf Raiengrund, theils auch im Holz und selbst auf Bäumen, züchten: die Ente legt 5—14 Eier, die Brütezeit dauert 24 Tage: Mauserzeit: Ende Juni und Anfang Juli: die Jungen sind flügge gegen Ende Juni, Juli, August, lokal sehr verschieden und auch wegen einer zweiten Brut. Bilden eine Schaar, Kette, Flug; verbeißen sich, wenn sie angeschossen, unter dem Wasser am Schilf ꝛc. Hegezeit vom 2. Februar bis 1. Juli.
Erheben, vom Bären, wenn er sich auf die Hinterbramen aufrichtet. Er **erniedrigt** sich, wenn er sich auf alle Viere stellt.
Enten-Hpfe, die größere Art der Waldschnepfen.

F.

Fädlein, ein dünner Erdstreifen, der zwischen den Schalen des Hirsches emporgedrückt wird.
Fahne, eine langhaarige Ruthe am Hund.
Fallbaum, an der Anbütte oder Schießbütte angebrachte Bäume, auf welche die Vögel einfallen.
Fänge heißen die langen krummen Zähne der Raubthiere, auch die Füße der Raubvögel.
Fangeisen, Schweinsfeder, Feder, ein Spieß zum Abfangen der Schweine. Ebenso Bäreneisen.
Fasanen. Die Falzzeit beginnt im März, dauert gegen zwei Monate; der Hahn hat mehrere Hennen: die Henne brütet am Boden, hat 18—20 Eier, die sie in 24 Tagen ausbrütet. Hegezeit vom 1. März bis 1. September.

Federbaizet ist eine Winde, auf welcher die Federlappen, Schnüre mit eingebundenen Gansefedern, aufgebaizet werden.

Federspiel. S. den Artikel Falkenjagd.

Feegen, wenn die Hirsche oder Rehböcke den Bast vom neuen Geweih reiben.

Feist, fezt, Feistzeit, die Zeit, wo Hochwild am feistesten ist.

Feuchtblatt, Feigenblatt, das Geburtsglied am weiblichen Reh, auch am Reh-, Tam- und Schwarzwild.

Fischotter, s. Otter.

Frettiren, mit dem Frettchen Kaninchen jagen.

Frischen, bei den Zahnen das Setzen der Jungen.

Frischling, s. Zahnen.

Fuchs. Der männliche Fuchs heißt bei uns Rüd, der weibliche Fehin. Der Fuchs hat einen Bala und wird gestreift, hat eine Ruthe, deren Endspitze Blume heißt, hat ein Gebiß und Fänge, Länfe oder auch Branten; trabt und schnürt dabei, d. h. die Fährten stehen in einer Linie, ranzt und wirft Junge. Die Ranzzeit ist im Februar. Man hört ihn da, aber auch sonst oft bellen. Die Fehin geht 9 Wochen tick und wirft (weift) 5—7 Junge.

G.

Gans, s. Wildgans.

Gebrech, der von den Zahnen aufgewühlte Boden, auch deren Rüssel (Wurf).

Gehör, die Ohren des Schwarzwilds (bei uns auch Teller) und aller Raubthiere.

Gehörn, Geweih, die Hörner am Hirsch und Rehbock. Die untersten Enden am Hirschgeweih heißen Augensprossen, die nächsten daran Eissprossen.

Geis, Gais, das weibliche Reh (Ricke) und Gems.

Gelt, Gelt, Galt heißt ein weibliches Thier, welches nicht mehr aufnimmt, sich nicht mehr fortpflanzt. Galt ist besser als Gelt. Gaisthier, Gaisgais.

Gems. Der Bock hat die Krikeln (Hörner) stärker und eben mehr eingebogen als die Gais, ist in der Nähe auch am Pinsel kenntlich. Im zweiten Jahr hat das Kitz kurze Krikeln und heißt Jährling; diese Krikeln (die nicht abgeworfen werden) verlängern sich und man kann den vom Jährling stammenden Haken deutlich von dem nachgezeichneten Theil unterscheiden. Weiter sagt man: drei-, vier-, fünfjähriger Bock oder Gais. Die Gemsen pfeifen durch den Windfang, wenn sie Gefahr merken, sie mäckern auch zuweilen, besonders die Böcke in der Brunstzeit, welche im November beginnt. Da hat der Bock den Bart, so heißen die langen Haare am Rücken hin, am längsten. Die Gais setzt im Mai ein, seltener zwei Kitze. Die Hezzeit ist vom 30. November bis 25. Juli.

Geräusch heißen Herz, Lunge und Leber.

Gering statt klein oder schwach, stark statt groß.

Gesäuge, die Milchdrüsen beim Wild und bei Hunden.

Gescheide heißen die Gedärme.

Gewerf, Gewehr, die großen krummen Zähne der untern Kinnlade am Keiler, auch Hauer.

Gränlein, Graanln, Haken, die Eckzähne am Hirsch und Thier.

Grafer, das Maul am Hirsch und Thier, bei einigen heißt so die Zunge an Reh- und Damwild, bei uns Lecker.

Grasbirsch, ein geringer Hirsch, den man frühzeitig im Sommer schießt.

H.

Hajali, wenn ein parforce gejagter Hirsch nicht mehr weiter kann, so sagt man, er sey halali. S. den Artikel Hirschjagd.

Hase. Der männliche Hase heißt Rammler, der weibliche Häsin. Der Hase hat einen Balg, Wolle, Läufe, Löffel (Ohren), sitzt, drückt sich im Lager (bei uns auch liegt). Die Rammelzeit ist im März, fängt auch schon im Februar an. Nach 4 Wochen der Befruchtung setzt die Häsin 2—4 Junge, die sie 4—5 Tage säugt und dann wieder rammelt. Setzt so alle 4 Wochen bis in den August. Daher der Spruch: der Hase geht im Frühjahr selbander zu Feld, im Herbst auf 16—17 zu Holz. Ein Hase, der drei Viertel seiner Größe erreicht hat, wird ein Dreiläufer, Dreiläufer genannt. Der Hase wird ausgeworfen, nicht aufgebrochen, und wird gestreift. Hetzzeit vom 2. Februar bis Mitte August.

Haselhuhn. Die Falzzeit fängt in der Mitte des Märzes an und hört im April auf. Das Rufen der Hähne heißt auch spissen. Ein Hahn hat mehrere Hennen. Die Henne baut ein Nest auf den Boden unter Haselsträuchen, Farren ꝛc. und legt 10—16 Eier, die sie in 3 Wochen ausbrütet. Die Haselhühner bilden eine Kette, ein Volk. Hegezeit vom 2. Februar bis 1. August.

Hauptschwein heißt ein Keiler, der fünf Jahre alt oder älter ist.

Haut, bei uns meistens Decke, heißt das Fell von Reh-, Dam-, Genn- und Rehwild. Bei der Sau, dem Dachs und Murmelthier Schwarte.

Heesen auch Hessen, so heißen die großen Flechsen am Sprunggelenk der Hinterläufe.

Himmelszeichen, Himmelsspur, s. den Artikel Hirschjagd.

Hirsch. Das Hirschkalb setzt im zweiten Jahre Spieße auf und heißt Spießer, im dritten Jahr erscheinen am Geweih die Augensprossen und der Hirsch heißt ein Gabelhirsch, Gabler, dann kommen zu den Augensprossen die Eissprossen — Hirsch von 6 Enden, dann Hirsch von 8 Enden mit der Gabel (2 Enden) am Ende jeder Stange, dann Hirsch von 10 Enden, und wenn am Ende der Stangen 3 oder mehr Enden beisammenstehen, Hirsch von der dritten, vierten Krone ꝛc. (Zwölfender, Vierzehnender). Die Hirschkuh heißt Thier, Schmaltbier, Stück Wild, Galtbier. Edelwild, Rothwild heißt das Hirschwild überhaupt.

Das Edelwild zieht, trollt, ist flüchtig, flieht oder fällt über das Jagdzeug ꝛc., nicht springt darüber, fällt in's Garn. Ist verwundet, schweißt, stürzt oder bricht zusammen, liegt, verendet.

Die Brunft, während welcher die Hirsche schreien, beginnt im September auf Aesung tritt der Hirsch in die Brunft, und dauert bis Mitte Oktober. Das

Thier gebt 9 Monate hochbeschlagen oder tragend und setzt zu Ende Mai oder im Juni ein Kalb, selten zwei.

Die Zeit, wo die Hirsche das Geweih aufsetzen, ist bei den stärkeren gegen Ende Februar, bei geringeren im März, die Spießer zu Anfangs April. Wenige Tage darauf beginnt das neue Geweih aus dem Rosenstock sich zu erheben und ist in 10—16 Wochen vereckt, d. h. ausgebildet, aber mit dem Bast überzogen, den der Hirsch dann wegfegt. Im Mai verfärbt das Edelwild, wechselt das Winterhaar gegen das Sommerhaar. Im August ist die Feistzeit des Hirsches. Der Hirsch hat ein Bett (nicht Lager), thut sich nieder, äst, kämpft, wird aufgebrochen, zerwirkt und zerlegt.

Hegezeit für Hirsche vom 15. Oktober bis 24. Juni; für Alt- und Schmalthiere vom 6. Januar bis 15. September.

Hoffen, vom Roth- und Schwarzwild, Gems und Reh, wenn ein ziehendes oder flüchtiges Stück stehen bleibt, sinnt, indem es sich besinnt, ob es weiter gehen soll oder nicht. So bei uns, anderwärts heißt Aehnliches Sichern.

Hourvari ist der Zuruf bei der Parforcejagd, wenn die Hunde die Fährte verloren haben und fehljagen.

Hohe Jagd, niedere Jagd. S. die Eintheilung.

Hornfessel, der Riemen, woran das Hifthorn getragen wird. Wenn man an einen Auswuchs am Hirschgeweih ein Hornfessel anhängen kann, so wird er als Ende angesprochen.

Horst, das Nest eines Raubvogels.

J.

Jägerrecht heißt derjenige Theil an erlegtem Hochwild, welcher dem Jäger zugesprochen ist. Gewöhnlich der Kopf, der Hals und die darauffolgenden drei ersten Rippen, Aufbruch und Weiß oder Feist.

Früher nannte man bei uns auch das Schußgeld Jägerrecht. Gegenwärtig, 1858, gilt für die königlich bayerischen Staatsregiejagden folgender Schußgeldtarif. Ich füge diesem bei, was 1752 auf den Klosterjagden zu Tegernsee bezahlt wurde.

	Schußgeld. 1858 fl.	kr.	1752 fl.	kr.	
Edelwild.					
Für einen Hirsch von 8 und mehr Enden und der als solcher anzusprechen ist	2	–	—	45	überhaupt Hirsch.
Für einen geringeren Hirsch	1	30	—	—	
„ ein Alttbier	1	30	—	45	überh. Stück Wild.
„ „ Schmaltbier und Kalb bis zur nächsten Setzzeit	—	30	—	45	Kalb.
Damwild.					
Für einen Hirsch (Schaufler)	1	—			
„ ein Thier und einen Spießhirsch	—	45			
„ „ Kalb bis zur nächsten Setzzeit	—	24			

	Schußgeld 1858 fl.	kr.	1752 fl.	kr.	
Rehe.					
Für einen Rehbock	—	40	—	22	
„ eine galte Rehgais	—	30			
Gemsen.					
Für eine Gemse von 36 und mehr Pfunden	1	—	—	45	
„ „ geringere	—	30			
Schwarzwild.					
Für eine Sau von 80 und mehr Pfunden	2	—	2	—	
„ „ geringere Sau	1	—			
„ einen Frischling	—	30	2	—	
Für einen Biber	2	—			
„ „ Hasen	—	12	—	6	
„ ein Lapin	—	6			
„ einen ausgewachsenen Fasan	—	24			
„ „ jungen und eine Henne	—	15			
„ „ Auerhahn	—	36	—	20	Henne 15 kr.
„ „ Spielhahn	—	30	—	15	Henne 12 kr.
„ ein Hasel-, Schnee- und Steinhuhn	—	15	—	8	Haselhuhn.
„ „ Feldhuhn vom Juli bis incl. Sept.		8			
„ ein Feldhuhn vom Oktober bis Februar	—	12			
„ eine Wachtel	—	3			
„ „ Wildtaube	—	3	—	6	
„ ein Brachhuhn	—	6			
„ eine Waldschnepfe	—	15	—	6	
„ „ Moosschnepfe	—	6			
„ „ Moosgrille	—	6			
„ „ Schneegans	—	30			
„ „ geschildete Meer- und Stockente	—	12	—	6	
„ „ junge ungeschildete ditto	—	6			
„ „ Halb-, Fasten- und Blaßente	—	6			
Raubzeug.					
Für einen Bär } gegen Einlieferung der					
„ „ Wolf } ganzen Stücke	75	—	2	—	
„ „ Luchs } gegen Einlieferung der Bälge	25	—	2	—	
Für einen Fuchs } Für Fuchs-, Marder- und Iltisknöpfe (Embryo) wird nur dann Schußgeld bezahlt, wenn dieselben gut kennbar sind und der Balg der Fehe mit eingeliefert wird.	—	36	—	15	
„ „ Marder	—	36	—	22	Edelmarder 32 kr.
„ „ Iltis	—	36			

	Schußgeld 1858 fl.	kr.	1752 fl.	kr.
Für ein Wiesel gegen Einlieferung der Ruthe	—	12		
„ einen Hund } gegen Einlieferung der Nase	—	6		
„ eine Katze } gegen Einlieferung der Nase	—	6		
„ einen Jagd } gegen Einlieferung der Nase	—	6		
„ einen Adler, Jochgeier oder Schuhu gegen Einlieferung	1	—		
Für einen Habicht, Wanderfalk, Mauser und andern größeren Raubvogel	—	12		
Für kleinere Raubvögel, Sperber, Eulen ꝛc. } gegen Einlieferung der Fänge oder Gewaffe	—	6		
Für Raben und Elstern } gegen Einlieferung der Fänge oder Gewaffe	—	3		

Insiegel. S. den Artikel Hirschjagd.

K.

Keiler, das männliche Wildschwein.

Kessel, der größere Raum im Bau des Fuchses und des Dachses, wo sie sich gewöhnlich aufhalten. S. auch Sauen.

Kesseljagen. S. den Artikel Treibjagd.

Körnen, mit Getreide, Eicheln, Kartoffeln, dem Wild Futter geben, um es zu erhalten oder an einen bestimmten Platz zu bringen.

Kolben, das Geweih am Hirsch, auch Rehbock, wenn es noch nicht ausgebildet und weich ist. Kolbenhirsch.

Kopfthier, Kopfstück, das Thier, welches den Rudel anführt. Altthier.

Kopf, auf den Kopf hetzen, d. h. entgegen hetzen. Der Kopf vom Hirsch ꝛc. wird bei uns auch Grind genannt.

Krallen, die Nägel an den Klauen beim Luchs und bei der Wildkatze; auch von Raubvögeln.

Krank nennt man ein verwundetes Wild. Krankwerden lassen, ein verwundetes Stück einige Zeit ungestört lassen.

Krickeln, das Gehörn der Gemsen, starke Krickeln heißen auch Krucken.

Kümmern, Kümmerer, am Leib abnehmen aus Krankheit ꝛc.

Kuppel-Hunde, zwei oder drei zusammengekuppelte Hunde.

Kurzwildpret, die Hoden beim Hochwild, sonst auch Gailen.

L.

Lanciren, s. den Artikel Hirschjagd.

Lappen, Schnüre, an denen in kleinen Abständen Tuchlappen von weißer, auch rother Farbe hängen, mit Wappen und Namenszügen ꝛc. Sie werden wie

die Federlappen gebraucht. Einen Distrikt durch sie umgeben oder abschneiden heißt verlappen.

Lauf, das Bein vom Hirsch, Reh, Hasen; der freie Abschußplatz, wohin beim eingestellten Jagen das Wild aus den sogenannten Kammern getrieben wird. Laufft.

Laut, das Bellen eines jagenden Hundes; giebt Laut.

Lecker, die Zunge am Hirsch, Gems ꝛc.

Lichter, die Augen am Haarwild.

Löffel, die Ohren des Hasen und Kaninchens.

Losung, die Excremente. Sich lösen, nässen, pissen.

Luser, Loser, die Ohren an Reh-, Dam-, Reh- und Gemswild. Lusen ist im Oberbayerischen lauschen oder horchen.

M.

Mausern oder Federn. So nennt man das Wechseln des Gefieders bei den Vögeln. Die meisten Vögel haben jährlich nur eine Mauser, im Juli oder August, einige mausern sich zweimal, z. B. die Wachteln, im Frühling und im Herbst. Alte Vögel wechseln alle Federn und sind daher in der Mauserzeit zum Fliegen untauglich, junge behalten bei der ersten Mauser die Schwung- und Steßfedern. In der Mauserperiode sind die Vögel in einem kränklichen Zustande.

Marder. Der Edel- und der Steinmarder ranzen im Februar, gehen 9 Wochen dick (tragend) und bringen 6—8 Junge. Ebenso der Iltis.

N.

Nachhängen, mit dem Leit- oder Schweißhund an der Schnur (Hängseil) auf einer Wildfährte nachsuchen.

O.

Oberrücken, s. Aftern.

Otter, Fischotter. Hat einen Balg, eine Ruthe, Läufe; pfeift, sichrt, steigt aus und steigt in's Wasser. Die gewöhnliche Ranzzeit ist im Februar (doch auch später, s. den Artikel), die Fehin geht 9 Wochen dick oder tragend und bringt 2—3 Junge. Der männliche Otter heißt bei uns Rüd.

P.

Paarzeit, die Zeit, wo sich Rebhühner, Enten und andere Vögel zur Begattung paaren.

Pinsel, der herabhängende Haarbüschel an der Brunstruthe beim Reh-, Dam-, Reh-, Gems- und Schwarzwild.

R.

Rachen, allgemein das Maul der Raubthiere und des Hundes.

Rammler heißt der männliche Hase.

Ranzen heißt das Begatten des Raub- Haarwildes.

Raubvögel. Haben Fänge, so heißen allgemein die Füße, stoßen auf den Raub, fangen oder schlagen ihn mit den Fängen, kröpfen, statt fressen, werfen Gewölle aus dem Rachen (Haar, Federn ꝛc.); haben einen Horst, horsten. — Der Steinadler lebt meistens paarweise, alte bleiben immer zusammen, die Paarzeit der Jungen ist zu Anfang März. Das Weibchen um $^1/_4$ größer als das Männchen legt 2—3 Eier, die es (meistens nur eines oder zwei) in 30 Tagen ausbrütet. — Der gemeinschaftliche Falke bei uns ist der Mäusebussard (Falco buteo), Mauser, paart sich im Frühjahr, das Weibchen legt im Mai 2—3 Eier, woven 1 oder 2 ausgebracht werden. Die Jungen sind Ende Juni oder Anfangs Juli flugbar. — Schuhu, s. den Artikel.

Rauschen, Rollen, das Begatten der Tauben. Rauschzeit.

Rebhuhn. Die Rebhühner paaren sich im Februar (Lichtmeß), machen ihr Nest im Feld, legen 10—18 Eier und brüten sie in 21 Tagen aus. Bilden eine Kette (Kett bei uns) Schaar, Volk: stieben auf, streichen, fallen ein, werden und sich, rufen. Der Hahn hat einen braunen Brustlatz, Schild; junge Hühner schildern im vierten Monat. Hegezeit vom 2. Februar bis Mitte August.

Rehe. Die Brunft ist Ende Juli und im August, wo der Bock aufs Blatten springt, die Setzzeit im Mai, 1—2, selten 3 Kitze oder Kälber. Der Bock setzt im zweiten Jahr Spieße auf, Spießer, dann Gabelbock, dann Sechserbock. Selten setzen sie mehr Enden an. Das Abwerfen des Gehörns (der Gewichtein) erfolgt bei stärkeren Böcken im November, bei geringen später. In 3 Monaten haben sie wieder aufgesetzt und fegen den Bast im Februar und März, wenn das Gehörn vollkommen verreift ist. Wenn sie abgeworfen haben, werfen die Böcke am Pinsel erkannt. Die Rehe verfärben im Frühjahr und werden roth, und im Herbst, wo sie grau werden. Die Geis, Ricke, hat einen gelben Haarbüschel am Feigblatt, welcher Schürze heißt und sehr kenntlich ist. Die weiße Scheibe am Hintertheil des Rehs heißt Scheibe oder auch Spiegel. Das Reh schmält, bei uns auch schallt, klagt, röhrt. Die Hegezeit für Rehböcke ist vom 2. Februar bis 1. Juni.

Reiher, horstet auf hohen Bäumen, besonders Eichen, zieht im Spätherbst in wärmere Gegenden (einige überwintern bei uns), kommt im März oder April wieder; paart sich bald nach der Ankunft; das Weibchen legt 3—4 Eier und brütet sie in 25 Tagen aus. S. den Artikel Falk und Reiher.

Reißen von größeren Raubthieren, das Fangen und Tödten anderer Thiere.

Reizen nennt man das Locken von Füchsen durch Nachahmen der Töne von Vögeln, eines vom Hund gejagten schreienden Hasen ꝛc.

Röhren heißen die Gänge im Fuchs- und Dachsbau.

Rose, der runde gereifte Wulst am untern Ende des Gehörns von Hirsch, Dam- und Rehwild.

Rosenstock heißt der erhabene Schädeleinsatz, auf dem das Gehörn steht. Rothfährte haben heißt Schweiß auf der Fährte haben. Gibt Rothfährte. Rothwild heißt das Hirschwild.

S.

Sauen, Wildschweine. Das männliche Wildschwein heißt Keiler im dritten Jahr, das weibliche Bache. Die Jungen heißen Frischlinge, nach dem ersten Jahr übergangene (überlaufene) Frischlinge. Ein Keiler von vier Jahren heißt ein angehendes Schwein und solche Bachen starke Bachen. Ein Keiler von 5 Jahren heißt ein Hauptschwein oder hauendes Schwein. (Die Keiler heißen bei uns auch Becker.) Das Schwein hat ein Lager, bei uns auch Bett. Kessel heißt die Vertiefung im Boden, wo mehrere Sauen gelegen. Sie bilden Rudel. Die großen krummen Zähne heißen Gewehr, Gewehrst, Waffen (die ähnlichen bei den Backen — Haken), damit schlagen sie die Hunde und schlagen sich durch's Zeug. Das Schwein streitet mit den Hunden, hat eine Schwarte, auch Haut, und Borsten, Läuse, bei uns Hämmer, Gehör, bei uns Teller (die Ohren), ein Gebrech (Wuf) für Rüssel, einen Pürzel (Schwanz). Den Keiler erkennt man an den stärkeren Waffen und am Pinsel. Die Brunft, Rausch-, Rollzeit beginnt gegen Ende November und dauert 4—5 Wochen. 20 Wochen nach der Brunft frischt (setzt) die Bache, je nachdem sie schwächer oder stärker, 4—12 Frischlinge, welche in den ersten Monaten gelb gestreift sind. Die Sauen brechen im Boden und suchen Fraß, sie grunzen. Sie werden vom Oktober bis gegen Weihnachten gejagt, wo sie am feistesten sind.

Schalen, die Klauen des Roth-, Dam-, Reh- und Schwarzwildes, ebenso der Gemsen.

Schaufler. S. Tambirsch.

Schießen. Die beim Artikel Treibjagd erwähnte Mittheilung des Professors Jolly gründet sich auf folgende Betrachtung.

Wenn sich der Büchsenlauf n e von a nach b bewegt und in b abgeschossen wird, so steht der Lauf in der Richtung e n, die Kugel aber geht nicht nach n, weil sie zwei Bewegungen erhält, die von a nach b und die von e nach n. Sie geht nach dem Gesetz des Parallelogramms der Kräfte in der Richtung der Diagonale b p, und trifft also nicht den Punkt n, sondern den Punkt p.

Wenn ein mittelmäßig flüchtiger Hirsch 30 Fuß Wegs in der Sekunde macht (bei einem Rennpferd nimmt man 50 Fuß an) und er ist vom Büchsenrohr (oder von dessen Pulverkammer) 100 Schritte oder 250 Fuß

entfernt, und wenn man die Strecke von 30 Fuß oder den angenommenen Weg in einer Sekunde bezeichnet, so berechnet sich der Weg, den das umfahrende Rohr (dieses zu $2'_2$ Fuß Länge) macht, in derselben Zeit nahezu auf $'_3$ Fuß. Nun macht eine Büchsenkugel einen Weg von 1000 Fuß in der Sekunde, braucht daher zu 250 Fuß Weges $'_4$ Sekunde. Ohne Umfahren auf den, wie angenommen, flüchtigen Hirsch abgeschossen, wird dieser also $'_4$ seines Weges machen oder $7'_2$ Fuß bis die Kugel ankommt. Sie wird ihn also sicher nicht treffen. Fährt man aber um, so ist der Gewinn auch nur $'_3$ Fuß, d. h. es ist so viel, als wenn der Hirsch statt $7'_2$ Fuß nur $7'_6$ Fuß in der Viertelsekunde machte, aber dabei wird er wieder nicht getroffen, denn man kann die Länge des Leibes des Hirsches, auf welchen man schießt, nur zu $5-5'_2$ Fuß annehmen. Rechnet man das Blatt 1 Fuß vom Brustkranz, so hat man also $6'_2$ Fuß oder mehr als die volle Hirschlänge vor dem Hirsch abzurechnen, um ihn auf's Blatt zu treffen. Bei 50 Schritte Entfernung beträgt es natürlich die Hälfte oder ein Verhalten von etwa 3 Fuß, wenn man das Blatt treffen will. Hält man nicht so weit vor, so trifft man den Hirsch wohl, aber je nach dem Abziehen am Brustkranz oder am Blatt entweder weitwunde oder auf den Schlegel. Fährt man, aufs Blatt zielend, mit und dann rasch vor, wie gewöhnlich geschieht, so bekommt man immer noch Einiges, doch beträgt der Unterschied von den eben gemachten Annahmen nicht viel.

Beim Schrotschießen auf 45 Schritte oder näher ist solches Verhalten weniger nothwendig, weil die Schrote einen Raum von $1'_2$ Fuß Durchmesser noch ziemlich decken, und schießt man auf ein flüchtiges Reh in dieser Weite, so hat man wegen seiner Körperlänge von 4 Fuß etwa nur $1-1'_2$ Fuß vorzuhalten, um ihm noch einen guten Schuß zu geben, bei einem Vogel aber $2'_2-3$ Fuß, wenn er mit der Geschwindigkeit von 30 Fuß in der Sekunde vorbeistreicht.

Ein Steinadler macht im stärksten Zug 75 Fuß Wege in der Sekunde.[1] Um ihn auf 100 Schritt Entfernung in dieser Bewegung zu schießen, hat man gegen 18 Fuß oder 6 Adlerlängen vorzuhalten.

Diese Rechnungen gelten für ein unverweiltes Abziehen beim Vorfahren, ein Aufenthalt dabei verursacht natürlich das Vorhalten noch mehr.

Bei der Taubenjagd beträgt die Geschwindigkeit 25–30 Fuß in einer Sekunde, bei einer Taube 40 und mehr.

Im November 1825 wurden 56 Lütticher Tauben in London losgelassen um 4 Uhr 34 Minuten Morgens. Eine traf um 10 Uhr 25 Minuten in Lüttich ein, die andern bis Mittag; die erste hatte demnach 10 deutsche Meilen in einer Stunde gemacht, was 65 Fuß in einer Sekunde gibt, die übrigen 52 Fuß in einer Sekunde. Die Wandertaube in Nordamerika legt 140 deutsche Meilen in 24 Stunden zurück. Zieht man dafür 8 Stunden für die Nachtruhe ab, so erhält man die Geschwindigkeit von 64 Fuß in einer Sekunde. Im Falle hat beiläufig die Geschwindigkeit von 68 Fuß in einer Sekunde.

Es ist gewiß jedem Schützen vorzukommen, daß er auf einem Wechsel z. B. an einem Waldweg ein flüchtig zur Seite passirendes Wild nicht gleich sah und, sich

[1] J. J. Prechtl Untersuchungen über den Flug der Vögel.

nun in größter Schnelligkeit drehend, den Schuß hinwarf, ohne zum Vorhalten zu kommen, und daß er dabei gut getroffen. Das erklärt sich daraus, daß die durch die schnelle Wendung mitgetheilte Bewegung sehr groß war und dadurch für den Schuß ebenso viel gewonnen wurde, als mit einem regelrechten Vorhalten bei gewöhnlichem Mitfahren. — Die Theorie ist übrigens hier gegen die Praxis ebenso grau wie anderwärts.

Schlagen, wenn Hirsche oder Rehböcke das Gehörn an kleinen Stangen oder Bäumen reiben zum Abstreifen des Bastes und nachher; wenn ein Wildschwein den Jäger, Hund, Pferd verwundet; Salzlecken, Sulzen schlagen, zubereiten.

Schlecht bei Leib, mager.

Schloßtritt, wenn sich der Hirsch aus dem Bett erhebt, macht er mitten in demselben einen Tritt, den Schloßtritt.

Schneehuhn. Falzzeit im April und Mai. Im Juni legt das Weibchen 7—15 Eier in Erdgruben. Hegezeit vom 2. Februar bis 1. August.

Schnepfen. Die Waldschnepfen falzen beim Frühjahrsstrich, streichen bei Nacht, paaren sich, brüten zum Theil bei uns, das Weibchen legt im Mai 3—4 Eier, das Nest in einer Bodenvertiefung, die Jungen kommen in etwa 20 Tagen aus. Suchen sich Würmer ꝛc. im Boden, wurmen. — Die gewöhnlichen Moosschnepfen, Bekassinen, paaren sich im April, das Weibchen legt zu Anfang des Mai 4—5 Eier. Die Hegezeit der Schnepfen überhaupt ist vom 15. April bis 1. Juli.

Schnüren. Die Fährten in eine gerade Linie setzen wie nebenstehende Punkte . . . . . .

Schränken. Die Fährten bilden ein Zickzack . ' . ' . ' . Man schränkt den Hasen, indem man einen Schnitt an einem Hinterlauf unter der Sehne am Sprunggelenk macht und den andern durchsteckt. Ebenso beim Fuchs ꝛc.

Schreien. Die Hirsche schreien in der Brunft. Die Raubvögel schreien.

Schürze, der gelbliche Haarbüschel am Feigblatt der Rehgais.

Schußgeld, s. Jägerrecht.

Schwarzwild. Sauen. Man unterschied sonst auch hochschwarz und niederschwarz, und rechnete zu jenem die Bären.

Schweiß heißt das Blut aller Jagdthiere.

Seher statt Augen, Lichter. Seher ist bei uns nicht üblich.

Setzen, Junge bringen bei Reh-, Tam-, Gems-, Reh- und Hasenwild. Setzzeit.

Sichern statt winden, wittern. Bei uns nicht üblich.

Sommerstand, Winterstand, die wechselnden Standorte für Rothwild und Gemsen.

Spiel, der Stoß, Schweif der Fasanen.

Spielhahn, Birkhahn. Falzzeit April, bei uns erst nach der Mitte des April, dauert 4—5 Wochen. Die Henne legt in ein Nest am Boden 8—12 Eier und brütet sie in 4 Wochen aus. Mauserzeit im Juni. Hegezeit vom 2. Februar bis 1. August mit Ausnahme der Falzzeit.

Spieße, ein Gehörn von zwei Stangen ohne weitere Enden.

Spissen, der pfeifende Ton oder Falzruf der Haselhühner.

Sprossen heißen auch die Enden eines Geweihs.

Ständer, bei den meisten Vögeln die Füße.

Stallung heißt in manchen Ländern der mit Jagdzeug umstellte Raum. Kammer.

Standlaut geben, wenn der Hund ein angeschossenes Stück stellt und Laut gibt.

Standwild, ständiges Wild, welches sich immer in einem bestimmten Distrikt aufhält, zum Unterschied von Wechselwild.

Stechen, wenn sich die Vögel in der Luft verfolgen.

Stehen. Der Hühnerhund steht, wenn er vor dem Platz stehen bleibt, wo ein Rebhuhn, Fasan ꝛc. liegt.

Stich. Auf den Stich, nach der Brust, von vorne.

Strecken, das geschossene Wild in eine Reihe legen. Streckplatz.

Streichen, bei allem Federwild statt fliegen.

Streifen, den Balg abziehen.

Streiten. Die Sau streitet mit den Hunden, wehrt sich.

Strich, bei Zugvögeln, Strichzeit. Strichvogel heißt jeder im Herbst von seinem Sommeraufenthalt fortziehende Vogel. Geht der Strich in ferne Länder, so sagt man auch Zugvogel.

Suhle, sich suhlen. Sumpfige Mulden, wo sich im Sommer oder in der Brunft Roth- und Schwarzwild zur Kühlung hineinlegt.

Sulze, Salzlecke.

T.

Tajo! der Ruf bei der Hirsch-Parforcejagd, wenn der Hirsch gesehen wird. Tiro! Tire haut! der Ruf, um auf streichendes Federwild, Harro! um auf ein laufendes Wild aufmerksam zu machen.

Thauschlächtig spüren, im bethauten Gras spüren.

Thier, Altthier, Galtthier, Schmalthier, von der Hirschkuh.

Todt verbellen, wenn der Hund vor einem verendeten Wild Standlaut gibt.

Traben, vom Fuchs und Wolf, im Trab laufen.

Treiben, wenn der Hirsch oder Rehbock das weibliche Wild herumjagt. Jagen mit Treibern ꝛc.

Trenzen, ein eigener Ton des Hirsches in der Brunft, welchen er oft ausstößt, nachdem er zu schreien aufgehört hat. A' Trenzer, hat grad a' paar Trenzer 'tho'.

Treten, vom Begatten des Federwilds, der Hahn tritt die Henne ꝛc.

Trollen heißt das Traben bei Hirsch- und Damwild.

Tyraß, ein großes Netz, welches über Rebhühner ꝛc., die im Feld liegen, beim Fangen geschleift und gezogen wird. Tyrassiren.

U.

Unter dem Wind, mit gutem Wind.

V.

Verbellen, ſ. Standlaut geben.

Verbrechen, mit einem gebrochenen Zweig bezeichnen, z. B. die Fährte, den erlegten Hirſch ꝛc.

Verenden heißt das Sterben eines erlegten Wildes.

Verfärben, der Wechſel des Sommer- und Winterhaars.

Verhören, Verluſen, Lauſchen, wo Auer- oder Spielgeflügel falzt, oder wo ſich die Rebhühner rufen.

Verlappen, mit Tuch- oder Federlappen umſtellen.

Vernehmen ſtatt hören, vom Wild; bei uns nicht üblich.

Verecken, wenn die Enden eines Gehörns vollkommen ausgebildet ſind, verreckt.

Vertraut, wenn das Wild durch Argwohn nicht beunruhigt iſt.

Verwerfen, bei Raubthieren und Hunden, todte Junge werfen.

Verwundet heißt ein angeſchoſſenes Wild. Man ſpricht auf der Rothfährte dem Hund zu: „Such verwundt!“

Viole heißt die veilchenartig riechende Drüſe oder Wurzel der Fuchsruthe.

Vorgreifen, vorſchlagen, Bogen ſchlagen, mit dem Leit- oder Schweißhund einen Bogen z. B. um ein Dickicht machen, durch welches die Fährte führt, und dieſe auf der andern Seite wieder aufſuchen.

Vorſuchen. Mit dem Leithund abſpüren.

W.

Wachtel, ſ. den Artikel.

Waidlaut, wenn ein Hund Laut gibt, ohne Fährte oder Wild zu haben.

Waidloch, bei allem Wild der After.

Waidwund heißt durch die Gedärme, das Geſcheide, geſchoſſen.

Waldſchnepfen, ſ. Schnepfen.

Weiß, hat Weiß ſtatt hat Fett.

Wechſel heißt der Ort, wo Wild, wenn es von einem Standorte nach dem andern ſich begiebt, gewöhnlich durchzukommen pflegt. Dieſes gilt vom Hochwild, von anderem ſagt man Riegel (bei uns, anderwärts Paß).

Wechſelwild iſt ſolches Wild, welches keinen beſtimmten Standort hat.

Wedel, für den Schwanz von Roth- und Tannwild, auch Blume.

Werfen, wölfen, Junge bringen, von Raubthieren und Hunden.

Wiedergang wenn Wild auf ſeiner Fährte zurückgeht.

Wieſel. Ranzzeit im März, nach 5 Wochen bringt das Weibchen in einem hohlen Baum oder dergleichen 3—6 Junge. Das große Wieſel iſt durch die ſchwarze Ruthenſpitze ausgezeichnet, die dem gewöhnlicheren kleinen fehlt.

Wildfuhr, Wildbahn, die Gegend wo Hochwild ſteht.

Wildgans. Die Füße heißen Ruder, ſo bei allen Waſſervögeln, deren Zehen durch eine ganze Schwimmhaut verbunden ſind, auch Lerchen. Paarzeit Ente März und Anfangs April. Das Weibchen legt in ein Neſt aus Schilf ꝛc. 4—6 Eier und brütet ſie in 4 Wochen aus. In 2 Monaten werden die Jungen flugbar. Bilden eine Kette, Volk, Schaar. — Kommt auf dem Zug im Spät herbſt zu uns und überwintert zuweilen.

Wildpret heißt das Fleiſch aller eßbaren Jagdthiere, das Fleiſch der nicht eßbaren, z. B. vom Fuchs, heißt bei uns Aas.

Wind einnehmen, ſtatt wittern.

Windfang, Naſe am Hirſch.

Witterung heißt die künſtlich bereitete, meiſt ſtark riechende Maſſe, um Raubthiere zu den Eiſen zu locken. Fuchswitterung, Otterwitterung ꝛc., die Eiſen verwittern, ſie mit ſolcher Subſtanz beſtreichen.

Wolf, ſ. den Artikel.

Wolle, das Haar der Haſen.

Wurf, der Rüſſel der Sau; die Jungen, die eine Hündin auf einmal wirft.

Z.

Zeichen machen, wenn ein Wild durch einen hohen Satz oder Zuſammenfahren unmittelbar nach dem Schuſſe anzeigt, daß es getroffen ſey, ſo nennt man das Zeichen machen. Gut gutes Zeichen machen. Wenn der Leithund zeichnet, ſo berührt er die Fährte mit der Naſe und bleibt dabei ſtehen.

Zerlegen, ein zerwirktes Wild waidmänniſch zerſtücken.

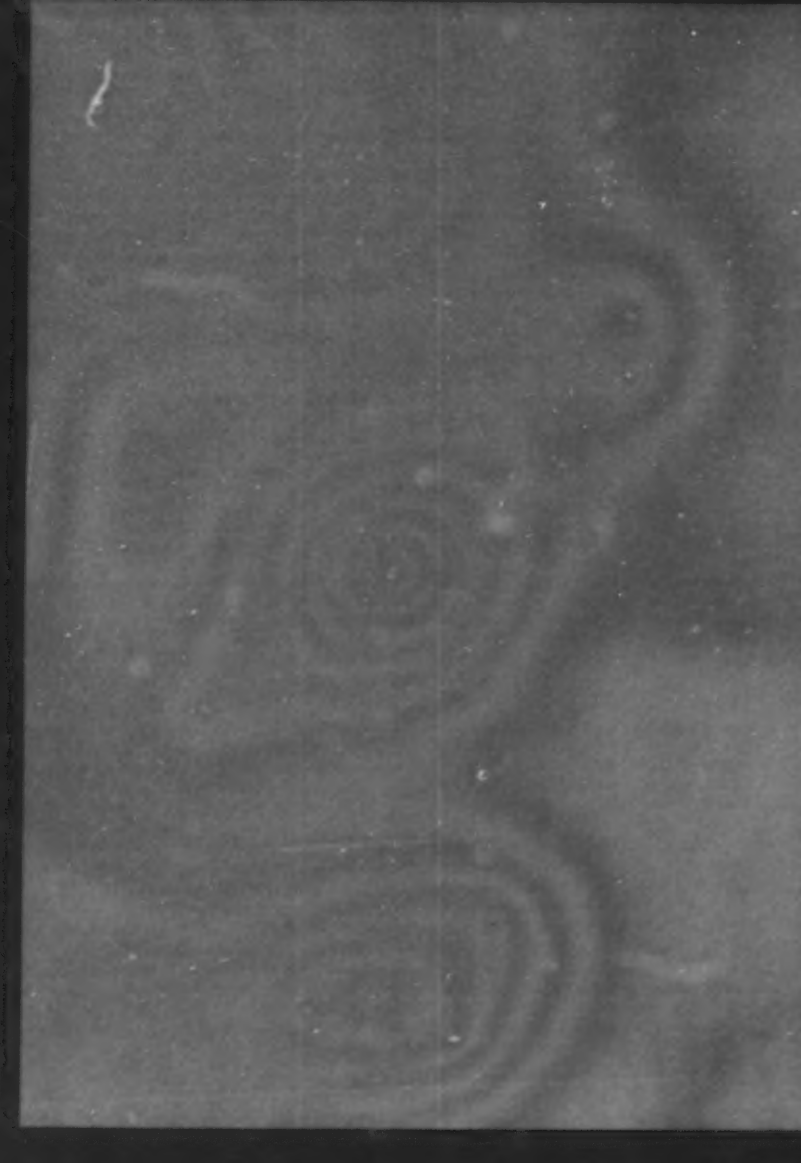
Zerwirken, zwirgen bei uns, heißt dem Reh-, Dam-, Reh-, Gems- und Schwarzwild die Haut herunternehmen.

Ziehen, langſam gehen; bei Zugvögeln ſtatt fliegen.

Zurückſetzen, wenn die Hirſche weniger Enden aufſetzen, als das Jahr vorher.

Zwang, ſ. den Artikel Hirſchjagd.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN



Zur Charakteristik

oberbayerischer und verwandter Dialect-Poesie.

Eine Vorlesung

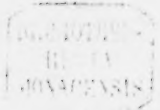
von

Fr. v. Kobell.

München, 1866.
Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

~~Bavar. 1478~~ Kobell
P.O. germ. 745 hl

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS



Die Poesie eines Volkes oder Volksstammes ist im Allgemeinen wesentlich bedingt durch die Art des Wohnplatzes, der Lebensweise und Beschäftigung, der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt und durch die historischen Ueberlieferungen, die dasselbe berühren. Das Lied und zwar das gesungene oder singbare Lied ist vorzugsweise der Ausdruck solcher Poesie, obwohl auch Produkte vorkommen, die nicht zum Singen bestimmt sind: Spruchreime, Hochzeitsprüche, Dramatisches ꝛc. Viele Sprichwörter schließen sich hier an.

Wenn man dergleichen Poesie bespricht, so prüft man gewöhnlich die vorhandenen Gedichte und die Texte der gangbaren Lieder und bezeichnet ihren Charakter, man gewinnt aber damit nur ein sehr mangelhaftes Bild, denn die Poesie steckt nicht nur in Aeußerungen des Wortes, sondern noch in vielem andern, in Sitten, Gebräuchen, Spielen, Tänzen und vor Allem in der Musik, in den Melodien der Lieder. Man kann eine Menge von Volksliedern lesen und man wird eben keine besonders anziehende Poesie darin finden, aber ganz anders ist es, wenn diese Lieder von Sängern und „Singerinnen“ lebendig werden, wenn man beobachtet, wie sie den Umständen des Augenblicks angepaßt, ihre fröhliche Wirkung üben, mit welchem Ausdruck in geistiger und körperlicher Bewegung sie begleitet werden. Ist doch eine Wildfeder, ein Büschel Feldblumen, ein farbiges Band etwas ganz anderes, wenn sie ruhig auf einem Tisch liegend beschaut werden, als wenn sie im stürmenden Winde flattern oder im lustigen Tanze. Man muß Land und Leute auch von anderer Seite kennen, um beim Lesen solcher Lieder zu einem richtigen Urtheil über sie zu gelangen. Daneben muß man auswählen und das Bessere hervorheben, wie das auch bei der sogenannten hochdeutschen Poesie geschieht und stünde gewiß schlimm um ihre Charakteristik, wenn man die unbedeutenden, unschönen schwülstigen und mitunter verrückten Gedichte, die sich in ihrem Bereiche finden, in eine Reihe stellen wollte mit dem, was unsere hervorragenden Dichter geschaffen haben.

Wenn ich Ihnen heute über oberbayerische und verwandte Dialectpoesie einen kleinen Vortrag zu halten unternehme, so ist das freilich

gewagt, da den meisten Zuhörern mehr oder weniger Bekanntes vorkommen wird, gleichwohl schien es mir kein müssiges Beginnen, freundliche Erinnerungen an unsere Berge mit einigen Erläuterungen und Zugaben aufzufrischen, denn man spricht ja gerne und hört gerne über das sprechen, was man einmal liebgewonnen hat.

Es ist natürlich, daß ein Volk, welches frische Bergluft athmet und sich vom Born gesunder Quellen laben kann, welches im Freien einer reichen und wildschönen Natur den größten Theil des Lebens zubringt und der nothwendigen materiellen Bedürfnisse nicht entbehrt, daß ein solches Volk frischer und fröhlicher singen und im Liede sich aussprechen wird als ein anderes, dessen Wohnstätte und Verhältnisse von entgegengesetztem Charakter sind. Das Leid hat viele Lieder erzeugt und manche bleiche Blume, oft von eigenthümlicher Schönheit, sproßt in seinen düstern einsamen Hainen, die Freude hat aber noch mehr des Gesanges geschaffen und ihre Rosen prangen im sonnigen Tag, das Herz erfrischend und das Gemüth erhebend.

So hat denn auch die Poesie unseres Gebirgsvolkes, da seine Natur kräftig, frisch und genügsam, einen heitern, gutlaunigen Charakter und macht sich ein oft komischer Humor darin geltend. Man kann davon überall die Spuren finden und die Neigung Bilder zu gebrauchen und figürlich zu sprechen, kennzeichnet poetische Begabung.

Davon geben schon mancherlei Adjectiva und Zeitwörter Zeugniß, welche im Hochdeutschen nicht oder nur wenig gebraucht werden und die Reihe ähnlicher da vorkommender Worte erweitern und bereichern. Dahin gehören, um einige anzuführen: schneidi statt muthig, schiefri' (mit Schwierigkeiten verbunden, auch empfindlich), glaasthoata d. i. heiter, klar wie Spiegelglas „der Tag is glaasthoata" fängt ein bekanntes Lied an; hechtgsund, pudlwohl, fuchswild, fuchsteufiswild, spinne'feind, strohdumm, zaundürr, boa'fest, stoa'grob ꝛc., ebenso „halfen" statt umarmen, „a'zahne = zornig die Zähne weisen, „giften" statt erzürnen u. a.

In den Sprichwörtern zeigt sich das Gesagte noch mehr; dem Sinn nach kommen zwar viele derselben mit allgemein gangbaren überein, das eigenthümliche ist aber die Form, unter welcher sie erscheinen und die Art der gebrauchten Bilder. Wenn einer wegen der Tochter der Mutter schmeichelt, so sagt man „er grüßt 'n Zaun wegn 'n Gart'n", wenn einer großthut als hätte er alles in Ueberfluß, so heißt es „moant oana, der Mo' (Mond) geht in' Hof bein ihm auf"; von einem Parvenu „hat' der Bettmo' auf's Roß kimmt, kon 'n koa Teufi d'erreitn. Um zu bezeichnen, daß einer mit einem unzureichenden Mittel etwas Bedeutendes erzielen will, gebraucht man „Is grad als wann mer an' Bettbuabn in d' Höll' wurf", d. h. ist ebensowenig von Belang, als wenn die Hölle durch einen Bettelbuben bereichert würde. *) „A' schlechti Maus,

*) Dasselbe Sprüchwort wird in Norddeutschland von zu geringen Speiseportionen gebraucht.

die koa' Loch find't" sagt man ironisch von einer Ausrede, „beißt d' Maus koan' Fadn a'" heißt: die Sache ist richtig, vielleicht mit Anspielung, daß keine Hinterlist, keine Mausfalle dabei; „du derfst nit Mau' sagn und wann d' Katz in' Sack hast", d. h. du mußt still sein und wenn du noch so sehr recht hast; „lieber a' Wanne voll Flöh' hüttn als — z. B. ein Rudel Kinder in Ordnung halten.

Andere sind:

„O' ung'rechter Haller frißt zecha Thaler".

„Gradweg, wie der Teufi an' Bauern holt" d. i. ohne Ceremonie. „Er is guat um 'n Tod schicka" von einem langsamen Menschen. „Er steigt daher wie der Gockl in' Werch" (Flachs) von einem stolzen Menschen. „Er laßt unsern Herrgott an' guaten Mo' (Mann) sey'" d. i. er bekümmert sich um nichts. Um ein rücksichtsloses Verfahren zu bezeichnen, hört man „Gwohn's Mudl, hat der Beck (Bäcker) gsagt und hat mit der Katz an' Ofa auskihrt; von einem dummen Menschen „Was versteht d' Kua vo' der Muschketnuß und 's Roß von' Zinnober"; beim Trinken „duck di' mei' Seel, kimmt a' Platzregn". — „A' Fuierl is a' guata Hoagascht" heißt etwa so viel als „ein Feuer ist ein guter Gesellschafter". Immer ist eine fröhliche, launige Stimmung bemerkbar und die Neigung auch in widrigen Lagen des Lebens sich und Andere zu erheitern. Dahin gehört z. B. die Antwort auf die Frage „Wie geht's?" — „Guat, hat der Bua gsagt und hat gwoant" oder „Jetz' gehts dahi, hat der Spatz g'sagt, wie 'n d' Katz in d' Dachrinna 'neizogn hat".**) So wird in vielen Gegenden nach einem Begräbniß ein Leichentrunk gehalten, welches „den Todten vertrinka" heißt. Man sagt dann gelegenheitlich „wann hamm' ma' 'n vertrunka", weil das heiterer klingt, als „wann hamm' ma' n' eigrabn". So nennt man den Tod auch „an' Boalkramer", einen Krämer, der mit Gebeinen handelt, ebenso einen sehr magern Menschen. Daher macht man sich auch lustig über Alles, was gegen die herrschende, fröhliche Stimmung ist und sagt z. B. von einem Nachdenklichen „er dicht' wie der Karpf in' Boglhaus" oder von einem langweiligen Gesellen „er is a' Loamio'". Dieses Wort kommt vom anlehnen. Der Loamio' muß sich gleichsam anlehnen, daß er nicht umfällt oder man thut als verlange er, daß man ihn anlehne. Uebrigens wird häufig von sich gesagt, was man von einem andern sagen will, also nicht Loa' di' a', sondern Loa' mi' a' und so in andern Fällen.

Von einem ungeschickten Menschen sagt man „er stellt si' a' wie der Esl zu 'n Lautnschlagn"; um einen besondern Glücksfall zu bezeichnen, hört man „Ja ja! wo's der Brauch is, kälbert der Holzschlegl auf'm Buckl" d. h. kann man von einem Holzschlegel ein Kalb bekommen. Zur Characteristik von Mädchen sind

**) Verwandt mit dem bekannten „Es geht in Einem dahin sagte der Regenwurm, als ihn der Hahn verschluckte."

mannigfaltige Bezeichnungen in Uebung. Von einem hübſchen, aber nicht geiſtig begabten Mädchen ſagt man „Is a' Bild ohne Gnad", worunter ein Madonnenbild verſtanden wird, welches keine Wunder wirkt; von einem hübſchen trefflichen Mädchen ſagt man „is a' Madl vo' der Kunſt" oder „a' laut's Diendl" (laut für ſchön, luſtig); von einem rührigen gewandten Madel „is a' Madl wier a' Radl"; von einer friſchen, kräftigen Dirne „is a' ſchneidigi Gſellin"; ein lebhaftes gedankenloſes Mädel heißt „a' Gſchoſsl" (von ſchießen); ein junges leichtſinniges „a' Flitſchn" d. i. ein Vogelflügel, ein übereiltes unordentliches „a' Ruaſch", erinnert an das engliſche to rush, rennen, eine Schwätzerin „a' Schnader a' Ratſchn, ein launiges, albernes Mädel oder Frau „a g'ſchupfti Dingin" (Ding als Femininum), g'ſchupft wird beim Brod geſagt, wenn es beim Backen aufgetrieben unter der oberen Rinde hohl geworden iſt.

Man ſagt „Kranzljungfer" ſtatt Brautjungfer und nennt „a Prangerin" eine bekränzte Jungfrau, welche die Fronleichnams-Proceſſion begleitet („ſie prangt").

Viele Redensarten zeigen ähnlichen bildlichen Charakter, z. B. „I' ho's ihm gſagt dürr und grea" (grün), ſtatt dick und dünn, oder „er is glei' ſtaabaus", d. h. er nahm Reißaus, daß der Staub aufflog; „es is ihm 's Radl laaffe'd worn", d. h. er iſt ein Narr geworden oder hat als ſolcher gehandelt. „I' hon 'n ſcho' geh' hörn" ſagt man um zu bezeichnen, daß man errathen, was einer vorhabe.

„Laß di' hoamgeign" für „Hör' auf" mit reiner Behauptung oder dergl., von heimgeigen, d. i. Begleitung abfahrender Hochzeitsgäſte mit Muſik.

Andere ſind „er is g' frua an Dupfer kemma", d. h. hat vorteilig gehandelt, (Dupfer — leicht zu ſtellender Abzug am Büchſenſchleif), „es ſticht 'n der Haber", „er hat's Heft aus der Hand gebn", „er fangt 'n Teufi auf frei'n Feld" ꝛc.

„An Bloambſuach hahn", den Blumenbeſuch haben, heißt das Recht des Weideplatzes haben auf einer Alm oder in deren Umgebung. — Beim Wegweiſen wird ſtatt hinkommen in folgender Art „hergehen" gebraucht, z. B. Da geht na' a' Häusl her" ſtatt „Ihr werdet an ein kleines Haus kommen". Alles dieſes bezeugt Phantaſie und eigenthümliche Belebung der Rede. Naivetät und Humor ſprechen ſich auch in kleinen Sprüchen aus, z. B. „Was haſt denn Schö's kriegt? (Gel') a' ſilbers Nixerl, a' golde's Wart a' Weil', und a' Schachtl wo d' eo' neithnaß."

Oder das Kinderlied:

Renga, renga Tropfa',
Schö' blüht der Hopfa,
Schö' blüht's Himmikraut (ſog. Königskerze)
Liebi Frau mach's Thürl auf,
Laß' 'n Regn 'nei,
Laß' 'raus 'n Sunnaſchei'.

Andere Reimsprüchlein sind:

Is a' schön's Dirnl draußt,
Traut ihm nit eina,
Hat schöni Aeugelein
Wie der Schell-Neuna,
Hat schöni Wangelein
Wie der Herz-Siemma;
Feart is's mei' Schatzerl gwest,
Heua scho' nimma. — (Feart = im vorigen Jahr.)

„Naachtn (gestern) bin i' in' Kirta' gangs, Gredl was willst habn? — A' Baandl an a' Fürta (Schurz), a' Spitzl an an' Kragn, Gieb ma' no' koa' Ringl nit, i' fürcht' i' muaß di' habn."

„Koa' schöneri Predi' hat koana no' tho',
In der Weitn, in der Nächet, als unser Kaplo' —
„„Was hat er denn predigt?"" — „Dees geht mi nix o'" — oder wie es in einem Wallfahrtslied aus der Hellertau (Gegend zwischen der Ammer, Ilm und Abens) heißt:

„O heiliger Sanct Castulus und unser liebi Frau,
Es werd's uns ja wohl kenna thoa' seind aus der Hollertau,
Mir solltn unsrer neuni sei' und san grad unser drei,
Die andern thäan an' Schimmi stehln, Maria steh' uns bei!"

Auch die Liebe zu Sprüchen an Haus und Geräth zeigt den poetischen Sinn. Diese sind z. Thl. hochdeutsch und halbhochdeutsch und da ihre Herkunft oft zweifelhaft, so will ich nicht näher darauf eingehen und nur einige Proben anführen.

Einen schönen Spruch dieser Art, in Schwaben schon mit der Jahrzahl 1498 vorkommend (also nicht von Luther, der ihn mit Abänderung ebenfalls gebraucht), habe ich auch in einem Wirthshause in Schwatz gelesen:

Ich leb', weiß nit wie lang,
Ich sterb', weiß nit wann,
Ich fahr' weiß nit wohin,
Mich wundert daß ich so fröhlich bin.

Ein anderer aus Tirol und bei uns:

„Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Der nach mir kommt, ist auch nicht sein,
Und wird's dem Dritten übergeben
So wird's ihm ebenso ergehen,
Den Vierten trägt man auch hinaus,
Mein! sagt mir doch, weß' ist das Haus?"

Zu Hüttenkirchen bei Prien findet sich:

Veracht' mich nicht und das Meinige,
Betracht' zuvor das Deinige,
Wenn ohne Tadl (Dal) findest dich,
Dann komm' und verachte mich." —

Ein Hausspruch von Deining bei Wolfratshausen lautet:

„Wer ein hier geht und wer geht aus,
Der zeig sich stets als Freund vom Haus.

In Tölz ſteht unter einem Hausbild, den St. Chriſtoph mit dem Chriſtuskind darſtellend:

„Chriſtophorus trug Chriſtum, Chriſtus trug die ganze Welt, ſag' an, wo hat Chriſtophorus den Fuß hingeſtellt? — Auf Trinkgläſern kann man öfter leſen „Trink und iß, Gott mit vergiß", „Hopfen und Malz, Gott erhalt's" u. dgl., häufig auch die bekannten „Schnaderhüpfln" mit Illuſtrationen, und ſo auf Tabakspfeifen, Scheiben ꝛc. Die Löffel aus Horn, wie ſie im Pinzgau, in Tirol und bei uns im Gebrauch, ſind faſt immer mit gravirten Sprüchen verſehen, z. B.

„Geſundheit, Schneid und Geld
Iſt das Beſte auf der Welt"

Ein anderer lautet:

Wer Aepfel ſchält und ſie nicht ißt,
Wer Mädchen liebt und ſie nicht küßt,
Wer Wein trinkt und ſchenkt nicht ein,
Möcht wohl ein fauler Teufel ſein.

Die ſog. „Schnadahüpfln" ſtellen am unmittelbarſten unſere Volkspoeſie dar und bezeugen das oben Geſagte in der mannigfaltigſten Weiſe. Es ſind Geſangſtücklein, die keinen Meiſter im „zammadichtn" verlangen und ſomit vom allgemeinſten Gebrauch, und vermitteln allerlei Anſpielungen, Neckereien, Liebeserklärungen und Herausforderungen. Man kann ſie als kleine Blumen der Geſelligkeit betrachten, welche ebenſo in der einſamen Sennhütte, wie bei Trunk und Tanz und Feſten floriren und ein belebendes und vergnügendes Element bilden, wie anderwärts nichts Aehnliches vorkommt.

Was die Herkunft des Wortes „Schnadahüpfl" betrifft, ſo kann ich nur anführen, daß die darüber angeſtellten Unterſuchungen zu keinem befriedigenden Reſultate geführt haben. Schmeller bezieht ſie auf Tänze der Schnitter und citirt auch Schnide'hüpfl. Es iſt aber das Wort Schnitter im Gebirg ebenſowenig gangbar, als es Schnide'hüpfl iſt, deſſen Umwandlung zu dem allgemein gebrauchten Schnadahüpfl auch nicht wahrſcheinlich. —

Das gewöhnliche Schnadahüpfl beſteht aus einer vierzeiligen, ganz oder theilweiſe gereimten Strophe, welche mit Beigabe eines bezüglichen Bildes oder auch unmittelbar einen Gedanken ausſpricht, z. B.

Wie höcher der Kirchthurm,
Wie ſchöner des G'läut',
Wie weiter zu'n Diendl
Wie größer die Freud'.

oder:

Wo koa' ſchön's Haus nit is,
Is koa' ſchö's Zimmer (und)
Wo koa' Lieb außaſchaugt
Is koani drinna.

Zuweilen iſt ein Bild gebraucht, welches irgend eine ominöſe Bedeutung hat, z. B.

Zwoa ſchneeweißi Täubei'n
Flieg'n über mei' Haus,

Der Schatz, der ma' bschaffa is,
Bleibt ma' nit aus.

Oft ist das Bild nur da um einen Reim zu geben, z. B.

Mei' Herz hat drei Eck
Und mei' Schatz is weit weg,
I' ko' nimmer bleibn,
Thuat mi' d' Weillang vertreibn.
(Weillang = Langweil.)

Oder das Schnadahüpfl spricht eine Art von Räthsel aus, wie:

Meine Stümpf (Strümpf) meine Schuach
San vo' Fuchsleder g'macht
Und sie schlafent bei'n Tag
Und gehn't aus bei der Nacht.

Statt zu sagen, daß der Bursche viel mit Nachtschwärmen zu thun hat, spricht er von seinen Strümpfen und Schuhen, und daß sie nur bei der Nacht ausgehen können, wie der Fuchs, aus dessen Leder sie gefertigt seien. Solcher Schnadahüpfln existiren zu tausenden und sind auch viele von sog. Städtern verfertigt worden, die mitunter gleichsam als Falschmünze erkannt, vom Volke nicht angenommen, mitunter aber, als ihm zusagend, seinem Liederschatz einverleibt werden.

Es ist eine oft ausgesprochene Behauptung, daß nur ein Lied als ächtes Volkslied gelten könne, dessen Verfasser unbekannt sei. Das ist eine an sich unhaltbare Anschauung, die nur insoferne gerechtfertigt erscheint, als das singende Volk sich allerdings nicht um die Autoren seiner Lieder bekümmert, will man das aber, so kann man den Autor wohl zuweilen nachweisen und auch finden, daß er nicht immer der Volksschichte angehört, die seine Lieder singt. Volkslied ist ein Lied, welches dem Charakter des Volkes entspricht und von diesem mit Liebe aufgenommen und gesungen wird, gleichviel ob es nun in einer Sennhütte oder in einem städtischen Hause entstanden sei. Mit den nicht singbaren Gedichten verhält es sich ähnlich. Ein absolutes Criterium, ob dergleichen wirklich aus dem urwüchsigen Theil des Volkes hervorgegangen, gibt es nicht; selbst die Dialektpoesie bürgt nicht dafür und ebensowenig, daß ein sog. hochdeutsches Gedicht deswegen nicht dem eigentlichen Volke angehöre, weil dieses nirgends das Hochdeutsch der Schriftsprache rein spricht. Der Schulunterricht hat dergl. Production vermittelt und ist ihr Ursprung wohl manchmal an sprachlichen Unvollkommenheiten und Fehlern zu erkennen, aber auch nicht immer. Wer jedoch mit dem Volkscharakter vertraut ist, unterscheidet wohl ächtes und unächtes solcher Poesie, und wenn es in einer gedruckten Sammlung von Schnaderhüpfln heißt:

Geht einer auf's Land 'naus,
Betracht' die Natur,
So kehrt er mit Unwill'n
Zur städtischen Flur,

oder in einer zum Lob eines sogenannten Jugendbundes:

Der Gamsbock der springt,
Und der Stieglitz der schreit,

Und der Bundsjüngling ſingt
Und jauchzt voller Freud,

dann weiß man auch, wie man mit ſolchen G'ſangln d'ran iſt.

Ich will hier noch einige Schnaderhüpfeln anführen, welche einen weiteren Blick in das Weſen und die Buntfärbigkeit dieſer Liedchen gewähren können; zunächſt einige von allgemeineren Beziehungen, dann einige, wie ſie die Dirnen (Diendln) und die Burſche ſingen.

Aus dem Salzburg'ſchen:

An' Diendl ſein Fenſter
Hängt a' Goldſchnürl dra',
Wann der rechti Bua kimmt,
Daß er a'läutn ka'.

Dort obn auf der Höch
Wachſt a' Tann und a' Tax,
Und dort is deſſell' Oertl,
Wo 's Eifergras wachſt.
(Das Gras der Eiferſucht.)

Is koa Baam ohni Laab,
Is koa Mühl' ohni Staab,
Is koa Berg ohni Stoa',
I bleib' aa' nit alloa.

Und wie höcher die Berg
Und wie friſcher die Gambs
Und wie ſchöna' die Diendln,
Wie ſchiefriger ſan's.

In Tegernſee, Berchtesgaden, Salzburg ꝛc. wird von den Diendln geſungen:

Meiner Muatter ihr Haus
Is mit Lebzeltn deckt,
D'rum bringt ſie mein' Buabn
Vom Dach nimmer weg.

Bua, wann d' der meini waarſt,
Waar' dir vergunnt,
Wann i' Dir mei' Herz
No' grad außagebn kunnt,
Wann i's außagebn kunnt
Und thaat nit d'erbrecha,
So kunntſt du dein' Nam'
Auf mei' Herzl ſtecha.

Dieſes Namenſtechen bezieht ſich auf den Gebrauch, einen Buchſtaben, Namen oder ein Zeichen auf Arm oder Bruſt zu tätowiren.

Vielfach necken die Diendln die Buben in dieſen G'ſangeln, z.B.:

Bal' Sunn und Mo ſteht
Und koa Wind nimmer geht

Und der Bach aufwärts rinnt,
Aftn lieb i' di' g'ſchwind.

(Dieſes Aftn, Aſt, iſt gleichbedeutend mit dem engliſchen After, d. i. hernach.)

Und wann d' mi' nit magſt
Bua, ſo ſag' mir's no' g'wiß,
I' ſpring' in an' Brunn',
Wo koa' Waſſer d'rinn' iſt.

Bua wann 'd mi' nimmer magſt,
Aft thuaſt ma' Poſt,
'N Bot'n den zahl' i' ſcho',
Daß's di' nix koſt't.

Da' Schwalb'n macht koan' Summa,
Bua heurat no' zua,
Du machſt ma' koan' Kumma,
'S geit anderni gnua.

Büberl i' liebet di',
Wann d' mi' möcht'ſt, kriegeſt mi',
Treu bal' d' mi' liebſt
Ko'ſt mi' hab'n, bal' d' mi' kriegſt.

So auch ein ſehr gangbares:

Mei' Schatz iſt a' Jaago,
A' gar a' verdraahta,
Hat a' nigl-nagl-neui Büchs,
Aber treffa thuat er nix.

In Fiſchbachau, Tegernſee, Berchtesgaden ꝛc. ſingen die Burſche:

Mei' Diendl is kloa'
Wier a' Muſchtelnüſſei,
So oft daß i' 's halſ'
Und ſo lacht's a biſſei.

'S Fiſchbacher Glöckl
Dees hat an ſchön'n Klang,
Und mei' Diendl bal' ſtirbt,
Leb' i' aa' nimmer lang.

Pfüth' di' Gott Diendl,
Es ſoll dir guat geh',
Für die Zeit wo d' mi' g'liebt haſt
Bedank i' mi' ſchö'.

Zu Trutz und Spott wird auch manches Diendl angeſungen, oft als Antwort auf vorausgegangene Neckereien.

Der Kerſchbaam blüht weiß
Und der Apfibaam roth,

Weg'n ean' Diendli leid' i'
Jusch dengersch koa' Noth.

Bei der Höch wachst der Rautn,
In Baamen die Blüh',
Die Diendln in's Herz wachs'n
Laß' mer nns nie.

Mei' Schatz hat ma' d' Lieb' aufg'sagt,
Ho's gar nit g'acht',
Hat der Narr selber g'woant,
I' ho' brav g'lacht.

In Wessen und am Chiemsee kommt folgendes originelle Schnaderhüpfel vor:

Bi' vo' der Graßau,
Bin' a g'raadleter Bua,
He' 's Krügl voll Diendln,
Bring' 's Luck nimmer zua.

Dieses Schnaderhüpfel ist etwa so zu interpretiren, daß der Bursche sich beim Trinken der Diendln erinnert, die ihm gewogen, und übermüthig erklärt, es seien ihrer so viele, daß, wenn sie im Krügel wären, er das Luck, d.i. den Deckel, nicht mehr zumachen könnte.

Ironische Beschreibungen fehlen natürlich auch nicht. So eine von Berchtesgaden:

I' woaß a' schö's Diendl,
Tees hat an' schön' Gang,
Mit ean' Fuaß maaht's Knagras,
Mit ean hengt se's zamm.

Diese Schnaderhüpfeln werden oft für den Augenblick improvisirt, und singen zwei Bursche oder auch Bursche und Diendl abwechselnd, wobei meist an das vorhergehende Schnaderhüpfl angeknüpft, und mit Uebergängen das Thema gewechselt wird. Ich kannte Sänger in Berchtesgaden, welche gegen einander stundenlang so fortsingen konnten. Wie schon gesagt, werden mit solchen Schnaderhüpfeln auch Herausforderungen gemacht, und Raufhändel eingeleitet.

Da fängt z. B. Einer an:

Jetz' hör' i' ean' singa,
Er singt grad zum Trutz,
Und a' fellener Spitzbua
Is felt'n was nutz ꝛc. ꝛc.

Dabei kommt in Berchtesgaden vor, daß von zwei Schaaren raufluſtiger Burſche jede ihren Vorſänger hat, welchem die andern oft Stichworte oder Einfälle zuflüſtern, und daß eine Schaar, wenn ſie das Raufen vermeiden will, es nur gegenüber der zum Angriff geneigten, dadurch kann, daß ihr Vorſänger den jenſeitigen im Singen beſiegt, daß dieſem nämlich nichts mehr einfällt, und er aufhören muß. Dann geht der Handel meiſtens mit Lachen aus, denn die gute Laune übt

überall ihre Wirkung in Ausgleichung und Besänftigung erregter Gemüther, und gibt es zu lachen, so löst sich mancher drohende Sturm gleich wieder in schönes Wetter. Ich kenne einen Landsmann, welcher als Jüngling einmal im Wirthshaus zu Fügen eine Schaar Bergleute von Schwatz antraf, die da zechten und Lieder gegen die Bayern sangen. Das empörte sein patriotisches Gefühl höchlich, und auf ein Genickmesser im Nothfall vertrauend, setzte er sich zu den Tyrolern, und wollte seinem Aerger zunächst dadurch Luft machen, daß er sagte: „I bin aus Boarn, und bei'n uns singt ma' aa' selleni Spottlieder gegen enk Tyroler, verstand'n?!" Da sagte der Vorsänger: „No' so sing' va's, dees ischt ja grad luschti', geht hinum und herum." Aber sieh! mein Landsmann wußte kein einziges solches Lied, und saß beschämt da, während die andern lachten. —

Variationen, besonders von beliebten Schnaderhüpfeln, kommen häufig vor. So singt man in Schliersee, Miesbach ꝛc.:

Mein' Diendl sei' Treu
Kann i' nit d'ergründ'n;
I' wollt' lieber an' Pfenning
In' Schliersee find'n.

In Berchtesgaden und im Salzburg'schen wird gesungen:

Mein' Diendl sei' Falschheit
Kann i' nit d'ergründ'n,
I' wollt' leichter am Grea'see
A' Liacht a'zünd'n.

Man liebt überhaupt, namentlich bei'm Wechselgesang, solche Variationen, so daß der Hauptgedanke beibehalten, aber Bilder und Nebenwerk verändert werden, und das geht oft mehrere Strophen nach einander fort. — Verschieden von den Schnaderhüpfln, aber oft für gleich genommen, sind die sog. „Gaßlreim", welche in Berchtesgaden, Salzburg, Pinzgau ꝛc. in Gebrauch. Das sind sehr wunderliche, oft schwer verständliche Reimereien, übrigens mit mancherlei Bildern und figürlichen Wendungen. Sie stammen meistens von Zell am See im Pinzgau, denn „die Gaßlreim zammadichtn kinna, san weni", sagte mir ein in diesen Dingen wohl unterrichteter Berchtesgadener, der Peter Renett bei'n Koanzn in der Rößn. Diese Reime lernt ein Bursche von dem andern, und es kümmert sie nicht, wenn darin zuweilen Orte genannt werden, die sie nicht kennen. Die Gaßlreime werden nicht gesungen, sondern gesprochen, bei Gelegenheit, wo der Bursche an's Kammerfenster der Auserwählten geht, also beim sog. „Fensterln." „An diesem Fenster", sagt Schmeller, „seufzen die noch unerhörten, ländlichen Liebhaber, freuen sich ihres Glückes die erhörten, jammern und schelten die verschmähten." Derselbe Autor führt noch darüber an, daß der Besuch meist in allen Ehren geschehe. Er citirt ferner. „Hast du die Fastenzeit durch nicht gefenstert?" fragte ein Beichtvater einen ehrlichen Bauernknecht. „„Ach nein, Herr Pater, die Zeit ist gar zu heilig, aber nach Ostern, will's Gott, wird's wieder angeh'n.""

Man kennt aus alter Zeit Mandate gegen diesen Brauch, so von Maximilian I. von 1635 „das Nächtliche Fensterlein, wie sie's insge-

mein zu nennen pflegen ꝛc.“, und der derbe Pater Abraham a Sancta Clara sagt darüber: „In einem gewissen Herzogthumb ist bei den gemeinen Bauerngesellen das Buelen, welches sie das Fensterl taufen, also gemein, daß sie mehrmalen bei nächtlicher Weil, auch im rauchesten Winter, über etliche Stund gehen, eine halbe Nacht den Kopf zum Fenster hineinhalten, und oft ganze Eiszöpf unter der Nase zieglen; ein teuflisch Peristasis, wo Hitze und Kälte in einem Losament!“

Wenn der Bursche an's Kammerfenster kommt, so schnalzt oder schnaggelt er, um die etwa schlafende Dirne zu wecken, dann sagt er den Gaßlreim. So heißt es im Schnaderhüpfl:

Und wann i' mein' Huat auffetz',
Is mei' Dach' deckt,
Und a' Schnaggler am Fenster,
Aft is 's Diendl g'weckt.

Das Gaßlgehn mit den Gaßlreimen hat zunächst den Zweck, Bekanntschaften anzuknüpfen. Dabei muß etwas Lustiges vorgebracht werden, und so lobt sich gewöhnlich der Sprecher, während er sich doch als einen häßlichen und erbärmlich aussehenden Burschen beschreibt. Ebenso ironisch lobt er seinen Reichthum, indem er beschreibt, daß er nichts habe, und sein Haus und Hof ganz zerlumpt und heruntergekommen sei. Daneben werden der Dirne auch einige Schönheiten gesagt. Der Gaßlreim geht oft lang fort. Hier ein Stück eines solchen. (Aus Berchtesgaden.)

Jetz' Weiberleut das is mei' Versuach und mei' Vorhab'n
Muaß' Enk ebba 'was trummin (Maultrommeln) oder an' Gaßlreim sag'n,
Friemts nur oan' o', bal' i' no' oan' lo',
Nit gar an' z'kurz'n, nit gar an z'langa'
Und recht auf an' langa'
Möcht' a' fella Bua oanawegs nit außiderglanga. —
Hops Weiberleut, heunt auf der Weit
Mit meiner rostig'n Schneid
Kimm i' her von unt' und von ob'n,
Vo' Grund und vo' Bod'n,
Vo' Leib und vo' Leb'n,
Glei just weg'n enkerer Lieb' und Schö' weg'n;
Waarts Es nit so hübsch und so fei'
So wur' i' so an' weit'n Weg aa' nit herg'ange' fei'.
Was is denn da für aa' Fenster,
Is's a' Kühfenster oder a' Stierfenster,
Oder is's wohl a' lebfrisch' Dienesfenster?
Wann oana zun enkern Fenster hergeh' will,
So muaß er drei Wocha vorher um Erlaubnuß frag'n;
Aber i' bi' aus narrischer Weis'
A so daher tascht,
Alli Wänd' a'gnascht,
Ueber neun Berg und Thal
Is der Weg broat oder schmal,

Kimm i' her bei Sunn- und Mon'schei',
Selli Diendl wier Es thaat'n mi' wohl sakrisch freu'n,
Geh' kirchfahrt'n und wallfahrt'n,
Nix als schöni Weiberleut ausfart'n. —

Er bezeichnet nun als die Erwählte die Baudirn, d. i. die Oberdirn, und sagt, wie sie schö' aufgschicht und schö' ro' sei, d.h. groß und gerade und nicht zu dick, und gebraucht dazu das Bild, daß, wenn sie eine Kuh wäre, sie die Glockenkuh von Berchtesgaden sein müßte, welche „Glock und Foh" (Fahne) trägt. Dann kommt, daß er nichts hat und nichts ist, in folgender Weise:

Muschketau is a Wirthshaus,
Und a' Wirthshaus thaat mi' freu',
Wo dees ganz' Jahr Niem'd drinna that sei',
Ho' neb'nbei a' Bauernlech'n,
Ho'n aa' nie Niem'd arbet'n seg'n,
Treib vier Küh' für ge'n Alm (d.h an der Alm vorbei),
Hoppes Dirn wellt'st nit, du hätt'st aa' die halb'n?

Dann sagt er, daß er sich um einen Abschlagschesser, d.i. ein schlechter Sechser, der außer Cours gesetzt ist, Gilt, (d.i. Schneid, Muth) gekauft habe, die Riemen vom Ranzen aber, wo er sie verwahrt, seien gebrochen, und so habe er die Schneid verloren, ferner er sei anzusehen

Auf'n Biegn und auf'n Boan (Biegen für Fuß, Schenkel)
Als wann zwoa Besi'nstiel zamma thaat'n koan'.

Der Schluß lautet:

Und dokt unter der Leit'n san zwoa Bliemi,
Dees oa' lang, des oa nieder,
Wann a' frisch's Diendl d'rinn is,
Geit's an' Antwort herwieder.

Die Dirne kommt dann an's Fenster, und läßt sich, wenn sie Lust hat, mit dem Gaßlbuabn in ein Gespräch ein, wenn sie nicht Lust hat, weist sie ihn ab, welches auch zuweilen in Versen geschieht, z.B. sie sagt:

Heunt is der Tag des Allerhöchst'n
Und bei mein' Fenster brauch' i' koan' Fex'n,
Koan' Hunger hon i' nit
Und koan' Fex'n lieb' i' nit, —
Bua hal' d' Abschied nahmst
Und nimmer kaamst,
Waarst ma lieb und angenehmt.
Bist aber a' schlechter Bua z'Kirch'n oder z'Gass'n,
So möcht'st mei' ehrli's Fenster aa' un'teit lass'n.
(un'keit, d. i. ungeplagt).

Ein Tyroler Gaßlreim schließt also:

Jetz' wer' i' mein' Gaßlreim b'schließ'n,
Möggs (könnt's) Enkeri spöttign Red'n außaschieß'n,
I' wünsch' Enk a' guat's Nachtl,
A' lezeltes Dachl,

An' gulda'n Tisch,
Auf an' jed'n Eck an' Fisch,
Bei der Mitt' a' Glasl Branntwei',
Jetz' werd's wohl g'nua a'gfenstert sei'. —

Man kann sich denken, daß bei solchen Besuchen über die Gaßlreime und den Sprecher viel gelacht, gescherzt und gespöttelt wird.

Unter den Schnaderhüpfeln und Gaßlreimen finden sich auch viele, welche Anstößiges und Unschönes enthalten, man muß aber deshalb nicht gleich den Stab darüber brechen, denn was dem Gebildeten einen verletzenden Eindruck machen kann, ist bei einem Holzknecht in der That nicht so schlimm zu nehmen, als es aussieht. Von widrigen Gemeinheiten, die übrigens selten vorkommen, ist hier abgesehen, weil sie abnorm sind, und auch vom Volke selbst als das beurtheilt werden, was sie sind. Man würde sich aber namentlich bei den Dirnen sehr täuschen, wenn man sie für leichtfertig hielte, weil sie ein lockeres Schnaderhüpfl anhören, oder zuweilen selbst singen. Sie lachen, und es findet kein weiteres Eingehen, kein fortgesetztes Gespräch darüber statt. In dergleichen weiß, wie man sagt, das Herz oft gar nicht, was der Mund spricht, sowenig als es stets weiß, was das Auge sieht. Phantasie und Wille sind da nicht geradehin nach dem Werk zu messen, denn die Mittel zum Werke sind gar zu wenig ausgebildet. Das Gesagte erläutert sich unter andern bei Gegenständen und Bräuchen, wo jeder Gedanke an Frivolität oder Profanation ausgeschlossen ist. Wenn man die gemalten und plastischen Heiligenbilder in manchen kleinen Kirchen und Kapellen oder auf Kreuzwegen betrachtet, so muß man gestehen, daß sie oft genug gräuliche Carricaturen zu nennen sind, aber der gläubige Bauer, Knecht, Dirne, Alt und Jung, scheint das nicht zu sehen oder sieht es wirklich nicht, betet davor in wahrer Andacht, und schmückt die Bilder an Ehrentagen mit Blumen und Flitter in frommer Huldigung. Wer dieses Verhältniß nicht kennt oder übersieht, der wird auch nicht begreifen, daß Weihnachtslieder gesungen werden, die zuweilen ganz an jene Bilder erinnern, und insoferne sie Komisches genug enthalten, noch weniger den Glauben beibringen können, daß dessen ungeachtet ein inniges religiöses Gefühl sie begleitet.

In einem Tyroler Weihnachtslied, welches die Bauern an mehreren Orten zu Olang, Brunecken ꝛc. singen (auch in der Kirche) heißt es:

Jetz' hat sich halt eröffnet
Das himmlische Thor,
Die Engelen die kugten
Ganz haufenweis herwer,
Die Engelen, die Gagelen (Küchlein)
Sie machen Purzigagelen (Purzelbäume)
Bald auffi und bald abi,
Bald hin und bald her,
Bald überschi, bald unterschi,
Das wundert mich so sehr.

Geh' Beitl mir wölln
Die Gscheiteren sein
Und beten das Christkindl a'
Im Ochsntrippelein,
Büabl was willscht habn,
Willscht nutzn unsre Gabn,
Willscht Aepfl oder Birn
Oder Praum (Pflaumen) oder Kas,
Oder Zweschdn oder Nußn
Oder süscht a' sellas Gsraß.

Jetz' sein mer halt ganga
I' und du 's aa',
Fluggs bi' auf Bethlehem
Hopsasasa!
Mengele (Dominik) du Schlampele,
Nimm du a' gmäschtets Lampele
Und Gerl du a' Henn
Und Rieppl du a' Hubn
Und i' nimm a' Faackl und
Renn' aa' drmit drvun! ꝛc.

In einem solchen Liede von Anthering (im Salzburg'schen*) weckt ein Bauer die Nachbarn auf, sie sollen laufen und sehen, es brenne zu Bethlehem unten im Stall.

Aft spring' i', mein Dachant, eili' aus'n Haus
Und laaf halt auf Bethlehem, en's Thal abaus,
Da sich i' halt Engl'n an' Haufa vo' fern
Und jeder der hat in der Hand a' Latern',
Geht eppa in' Himmi was a'?
Und deßweg'n san d'Eng'l aa' da.

Nun verkündet ihnen ein Engel die Geburt Christi, und die Freude äußert sich mit Juheissa und Victoria und wird geopfert. Dann empfehlen sie ihre Seele dem Kind, daß sie der Gaanggerl, d.i. der Teufel nicht hole.

O mei' lieb's Kindl, i' bitt' di' recht schö',
I' muaß mi' beurlaub'n, i' muaß ja ge geh',
Thua sei' auf uns denka, wann d'Seel' werd' ausfahr'n
Und paßt scho' der Gaanggerl mit sein' lange' Krag'n,
Schlag' ihm auf die Praz'n sei' g'schwind
Und laß' unser' Seel' no nit hint.

Ein ähnlicher Schluß zur Empfehlung findet sich fast immer. So heißt es in einem Lied von Mesturg bei Klagenfurt:

Mir schenka dir a' wen' was,
Willscht mehr, so sag's no' keck,

*) Salzburger Volkslieder, gesammelt von Maria Vincenz Süß. Salzburg 1865.

Dafür muaßt uns verſprecha' was,
Sunſt geh' ma' dir nit weg,
Wann mir di' zürne', ſei nit faul,
Gieb' uns an' etli' Wiz;
Aft ſei no' wieder freundli' d'rauf,
Sunſt wöll' ma weiter nix.

Ein anderes Lied dieſer Art ſchließt mit rührender Naivetät:

O göttlichi Muatta, i' ho' dir 'was 'bracht,
A' halb's Stückl Leinwand, ho' nimmer mehr g'habt,
Es is ja wohl kloa', aber weiß und recht fei',
Kannſt Windl'n und Pfoadl'n für's Kind abaſchnei'n.

Oft iſt die Sorge ausgedrückt, daß das Chriſtkind friere, und wird die Maria in einem Lied aus Niederbayern angeſprochen:

Geh' Muada nimm's Kindl,
Nimm's auffi auf d'Arm,
Bei mir is's ſchö' ei'gheazt,
Schö' windſtill und warm ꝛc.

(Verh. d. hiſtor. Vereins in Landshut VI. B. 3. H., mitgetheilt v. A. Scheis.)

In einem Liede aus St. Veit wollen die Hirten dem verkündenden Engel nicht glauben, denn wenn ſein Wort wahr wäre, ſo „wur' ſi' g'wiß Gott 'n (dem) Koaſa (Kaiſer) z'erſcht zoag'n", und einer ruft ihm zu: „Pack di'!" und droht ihm ſogar mit dem Stecken, bis ihn ein anderer darüber tadelt, und er ſolle nicht glauben, daß ein Engel auch ſo lügen könne, wie das bei ihm vorkemme ꝛc.

Dieſer Lieder und ähnlicher, welche an Krippen geſungen werden, ſind viele, namentlich aus früherer Zeit bekannt, und Prof. Weinhold*) hat eine Sammlung derſelben aus Steyermark, Kärnthen und Krain mitgetheilt. In einem vom Möllthal in Oberkärnthen heißt es:

Mei' Heiland, wie hart muaß't leb'n,
Unter'n Vieh ſaugſt 's Leb'n a',
Voda, Muatta, thäats achtgeb'n,
Daß dem Kind nix g'ſchieg'n ko'.
Deckt's es zua guat,
Daß 's nit frier'n thuat,
Eees müßt's o'Kindl zuadeck fei',
Denn dem Ochs fallt's aa' nit ei ꝛc.

Weinhold ſagt dazu „bei allem übernaiven Ausdruck, bei der neckiſchen Art, wie die Anbetung geſchieht, bei der Weiſe, wie die Hirten dem Elend des Kindes abhelfen wollen, daß ſie ihm Dienſt bei ſich anbieten (wie auch vorkemmt), wenn es groß geworden, bei alle dem iſt keine Spur von Spott, ſondern die demüthige Freude, daß der Er-

*) Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutſchland und Schleſien. Von Dr. Karl Weinhold, ord. Profeſſor an der Univerſität zu Graz. Graz 1853.

löſer arm gekommen, und ſich ihnen den Armen gleich gemacht hat. Auf blaſirte Menſchen und auf kalten Verſtand wird ſolche Andacht freilich keinen andern Eindruck machen, als den der Lächerlichkeit; allein es gibt noch genug deutſche Herzen, die dafür empfänglich ſind."

Höchſt ſeltſam ſind die Beſchreibungen von der Ankunft der heiligen drei Könige, z.B. (mit ſtellenweiſem Anklang an's Hochdeutſche):

Liaba Bruada thua doch ſchauen,
Was das Ding bedeutet doch,
Dort komma' viel Wauwauen,
Seynd ſchwarz wie an' Ofenloch,
Sag' ma', was dees Ding bideut',
Dieſes Gfert und dieſe Leut'. (Gfert iſt gleich Fuhrwerk, Ritterauſzug.)

Nun fragt ein Hirte einen Diener der Könige, der ihnen Aufſchluß giebt und ſeinerſeits vom Hirten wiſſen will, wo der Heiland ſei,

Wann du mich hinführſt ſammt mein' Roß,
Wann du uns zeigſt dieſes Kind
Gieb' ich dir an' Thaler g'ſchwind.

der Hirt aber ſagt, er wolle ihm das Kindlein nicht zeigen, und wenn er ihm auch einen gelben Groſchen gäbe,

Denn das waar' ja gar nit g'ſcheut,
Wann i' hi'bräcbt ſchwarzi Leut'.

Sie ſollten ſich zuerſt waſchen, ſagt er, bis der Mohr verſichert, ſie ſeien gewaſchen und von reinem Herzen ꝛc. (Mosburg bei Klagenfurt.)

In einem Liede von Altenmarkt im Salzburg'ſchen fragen ſich die Hirten bei Ankunft der Könige, ob es Zigeuner oder wilde Cravaten ſeien, und wundern ſich über ihre „buckleten Roß", nämlich die Kameele; von den Gaben wird auch geſprochen, und äußert Einer, aus Weihrauch und Myrrhen mache er ſich wenig, aber das „Trüchl voll Gold" wär' ihm recht, wenn ſie's ihm ſchenken wollten.

Die Wechſelgeſänge, in denen die Weihnachtslieder oft ausgeführt ſind, haben ſich dann zu den größeren dramatiſchen Weihnachtsſpielen entwickelt, welche an manchen Orten noch beſtehen, und bis in's XVI. Jahrhundert zurückgeführt werden können. In einem der älteſten bietet Herodes einem ſeiner Trabanten zweitauſend ungariſche Dukaten, wenn er den Kindermord unternehme, und dreimal ſo viel, wenn er ihn gut ausführe, und kommen der Seltſamkeiten mancherlei in dem Spiele vor, doch muß ich mich für diesmal auf das lyriſche Gebiet beſchränken.

Ein älteres Gedicht von Schwatz bezieht ſich auf eine Predigt, wo man ſich freut, daß der ſcharfe Prediger über den geringen Beſuch einen Aerger hat*). Es beginnt:

Jetz' wöll' ma' ge 'n heiling' Geiſt ſinga, wer 'n lo',
Es geht ja die Predi' bal' o',

*) Gedichte im Tyroler Dialecte von C. v. L. Innsbruck 1854.

Müaß'n uns ei'chi' g'ſchlei'n (hineineilen),
Kaant' uns ausgrein',
Müaß'n nachi frag'n,
Was ma' z'thoa' hab'n,
Und predinga werd' er toll toll (laut)
G'ſallt ma' wohl.

Schaug's jetz ſteht er ſcho' d'rob'n beckſtaar,
Es iſcht ihm die Kuch' no' viel z'laar,
Hebt gahling a' z'grein'n,
Aß neam'd mag erſchein'n,
'S iſch aa' All's ſo laar,
Wie wann's ausg'ſtorb'n waar',
Und predinga muaß er ja decht, (doch)
G'ſchicht ihm recht ꝛc.

Die meiſten der größeren Lieder ſind aus Schnaderhüpfln beſtehend, welche mit innerem Zuſammenhang ſich aneinanderreihen, zuweilen kommen aber auch mannigfaltig gebaute Strophen vor; ſie beſchreiben manchmal eine Begebenheit, oder drehen ſich um einen luſtigen Einfall, oder ſind Liebes-, Trutz- oder Wildſchützenlieder. Manche dieſer Lieder ſind ſehr lang, ſo daß weitverbreitete „die Pinzgauer wollten Kirfahrtn geh" mit 18 Strophen. Eigentliche Balladen kommen nicht vor, auch Lieder hiſtoriſchen Inhalts ſind ſehr ſelten. Das Leben auf den Almen mit ihren üppigen Triften und herrlichen Fernſichten, mit ihren blumigen Halden und kryſtallenen Bronnen iſt mehrfach beſungen; es iſt ja ein Leben voll Freiheit und Freude und die glücklichſte Zeit für Buben und Dirnen. Da oben iſt eine andere Welt, in der man leicht geneigt wird, nur unſern lieben Herrgott allein als Regenten anzuſehen, und zu vergeſſen, wie viele große und kleine Regenten unten hauſen, wo im Thale die Nebel liegen, und wie da der Herr Landrichter amtirt und der Herr Forſtmeiſter und der Herr Pfarrer und der Herr Schullehrer, und dazu manch' „haantiges und graantiges" Individuum der eigenen Verwandtſchaft. — Das hier gemeinte Almleben muß man freilich nicht da ſuchen, wo die Strömung der Sommerfriſchler und Touriſten gewöhnlich hingeht, wenn ſie an Bergparthieen ſich vergnügen wollen, denn obwohl bei ſolchen Gelegenheiten neben Kaffee und Wein, Braten und Kuchen auch eine erhebliche Portion ſtädtiſcher Bildung hinaufgetragen wird, ſo laſſen die in gewiſſen Puncten ſehr eigenſinnig conſervativen Bauern doch ihre jungen Töchter und Dirnen nicht gerne davon profitiren. Sie übertragen daher an ſolchen Plätzen die Geſchäfte der Sennerin meiſtens an Individuen, welche durch vieljährige Lebenserfahrungen geſtählt, ein Eindringen von Neuerungen in Brauch und Sitte nicht beſorgen laſſen, und zugleich etwaigen culturhiſtoriſchen Anfragen beſſer genügen können, als die wenig wiſſende Jugend ihres Hauſes. — Daß das Bild vom Almleben dadurch etwas an ſeinen Reizen verliert, iſt ſelbſtverſtändlich, und ebenſo fehlt das Hauptelement der Anziehung, wo nur Senner (Stotzn) die Almwirthſchaft treiben, wie das in Tyrol geſchieht.

Unter den Almliedern iſt ein beliebtes, der ſog. **Almbſuach**. Es beginnt mit einer Einladung der Sennerin an den Buben, ſie auf der Alm, wohin ſie fährt, zu beſuchen, und ſie ſagt ihm, er ſolle wenigſtens alle Woche einmal kommen. Da heißt es dann:

Der Bua der denkt in ſeinem Sinn,
Was eppa dees bideut',
Die Sennerin ſagt: all' Woch' amal
Und is der Weg ſo weit,
Na' pfüth' di' Gott, dees thuar i' nit,
Vor dem haſt du an' Fried,
Und aber daß i' gar nit kimm',
Deſſell verred' i' nit.

Er beeilt ſich alſo nicht, während ihn die Sennerin mit Ungeduld erwartet. Als der Bua endlich nach der vierten Woche an die Hütte kommt, findet er ſie verſchloſſen, und auf ſein Rufen und Bitten, ihn einzulaſſen, folgt nun:

Die Sennderinn fangt 's Lachen a',
Du allerſchönſter Bua,
Weil Du nit ehnder kemma biſt,
So geh' no' wieder zua,
Mir is's oa Ding, mir macht's nix aus,
Bleib' i' ſchö' ſtaad alloa,
A' feller, der 's Jahr camal kimmt,
Is mir ſcho' lieber koa'r.

Nun entſchuldigt ſich der Burſche, und bittet wiederholt, und die Sennerin ſoll ihm ein wärmendes Feuer gönnen. Da fürchtet dieſe doch, den Schatz zu verlieren, wenn ſie es nicht thut; es heißt:

Die Sendrinn denkt in ihrem Sinn:
Und wann i' dees nit thua,
So is er hi', i' kenn' 'n ſcho',
Mi' reut er decht der Bua.

Wie aber dieſer das Feuer krachen hört, geht er davon, und als es die Sennderin bemerkt, und ihm nachruft:

Geh' kennt' a' Pfeiferl o',
Geh' iß a' Milch und iß an Kaas
Und ſchneid' a' bißl o' (d.h. Brod)
Und kocha thuar i' aa' ſcho was,
Wann d' grad a wen'g bleibſt da,

ſo antwortet er:

Heunt ko's nit ſei',
Heunt hon i' nimmer Zeit,
Des nachſtmal wann i' wieder kimm',
Heunt hon i' dir koa Schneid.
Er thuat an' friſch'n Juhſchroa d'rauf,
Daß's hallert in den Wald, —

Die Senndrinn hat ihm nachig'woant,
So lang ſie hört den Schall.

In dieſer Art exiſtiren mehrere Lieder, meiſtens aber weint die Sennerinn nicht, und ſchickt den ſäumigen oder flatterhaften Burſchen ohne viel Herzenleid weiter.

Auch der Frühling, welcher die Ausſicht zur baldigen Almfahrt eröffnet, wird oft angeſungen, und der Spielhahn und der Kukuk (Gugeger) begrüßt und die jubelnden Lerchen.

Die Wildſchützenlieder gleichen ſich ziemlich alle in ihrem Inhalt; die Freude, einen Hirſch oder eine Gemſe zu ſchießen, dabei die Sennerin zu beſuchen und einen Jäger heimzuſchicken, bildet gewöhnlich den Kern derſelben. Sie ſind friſch und heben oft herausfordernd an. So das vom bayriſchen Hiesl:

I' bi' der bayriſch Hiesl
Und koa' Jaaga hat koa' Schneid,
Der mir mei' Feder und Gamsbart
Ben' Huat ja abi keit ꝛc.

So ein anderes von Kufſtein:

I' bi' halt a' Wildſchütz,
A' lebfriſcha Bua,
A'm Huat hon i' Federn
Und Gamsbart dazua,
Wildſchieß'n is all' mei' Freud',
Viel poß aß d'Weiberleut,
Bal' 's Büchſei ſchnallt recht toll,
Aft g'fallt's ma' wohl.

Und eines über den Spielhahnfalz aus dem Salzburg'ſchen ſchließt:

Jetz' is halt der Schildha'pfalz aa' wieder ſüa,
So alt daß i' bi' und ſo load is dees mir,
Hat mi' nix beſſer g'freut als mei' Feder von' Ho',
Daß an' jeder Menſch ſicht, daß i' s'Aufſteig'n ko'.

An manchen Liedern iſt der Text ſehr unbedeutend, und offenbar corrumpirt, während die Melodie anſpricht. Wenn dergleichen viel gebraucht ſind, ſo wäre es ein vergebliches Bemühen, den Text beſſer herzuſtellen, oder zu einigem Verſtändniß abändern zu wollen. Er wird fortgeſungen, wie er iſt. Man muß deshalb nicht glauben, daß die Singenden das Mangelhafte daran nicht bemerken, im Gegentheil iſt es oft gerade dieſes, was ihnen Vergnügen macht. Es iſt wie mit einem alten Geſellen, den man gern hat, und gewohnt iſt, in einem Rock zu ſehen, von dem die Mode des Tages keine Erinnerung mehr hat; man ſieht ihn ſo am liebſten und will ihn in einem neuen guten Rock gar nicht ſehen. So wird in der Pfalz der bekannte „Jäger aus Churpfalz" immer mit dem alten Text geſungen, der ohne die ſchöne Melodie wohl längſt vergeſſen wäre, und ähnlich iſt es mit den Schlußſtrophen des bekannten „Lauterbachers", wo der Burſche von einem auf

dem Tannenbaum ſingenden Vogel meint, es ſei eine Nachtigall, und das Dienbl antwortet, das könne nicht ſein, denn

Nachtigall ſchlagt auf koan' Tanne'baam,
Schlagt in der Haſ'lnußſtaud'n.

Wahrſcheinlich iſt verloren gegangen, was dieſen Strophen eine Bedeutung gegeben hat, ſie werden aber fort und fort geſungen, weil man die Melodie liebt. Es iſt dieſes überhaupt das Schickſal der Lieder, ſie blühen in ihrem eigentlichen Berufe nur, wenn ſie von einer anſprechenden Melodie getragen werden. Ein vielgeſungenes Lied fängt an:

Schaut's außi, wie's rengt,
Und ſchaut's außi, wie's gießt,
Und ſchaut's außi, wie der Reg'n
Von' Dach abaſchießt.

Mit dieſer Strophe ſchließt es auch, während der eigentliche Inhalt beſpricht, daß ein Burſche ein Dienbl tröſtet, die um ihren geſtorbenen Geliebten weint. Er ſagt dabei:

O du wunderlieb's Dienbl
Hör' auf mit dein' Woan',
Und is's grad weg'n an' Buabn,
So woaß i' dir oan',

womit er ſich anbietet. Will man eine Beziehung der den Anfang und Schluß machenden Strophe zu dieſem Texte finden, ſo hat es den Anſchein, als diene ſie nur, um in die dafür geeignete trübe Stimmung zu verſetzen. Das iſt aber von Seite des Dichters gewiß nicht abſichtlich, ſondern gleichſam unbewußt geſchehen. Deutlicher ſpricht ſich ſolches in einem Schnaderhüpfl aus, welches heißt:

Schöne Roſ'n, ſchöne Bloama,
Schö's Dienbl, was thea' ma',
Mitanand geh' ma' hoam,
Biß' ma' glei' was ma' thoan'.

Hier hat der Gedanke an das ſchöne Dienbl offenbar den erſten Vers, und nicht blos des Reimes wegen, hervorgerufen. Dieſer Vers erſcheint aber, indem er allgemein an etwas Anmuthiges und Reizendes erinnert, wie Blumen, nur gleichſam als Stimmungsvers, denn er ſteht mit den folgenden Verſen weiter in keiner Verbindung.

Aehnliches kommt in andern Volksliedern vor, und ein Seitenſtück zu dem erſtgenannten citirt Seb. Mutzl in ſeiner „Blumenleſe aus ſpaniſchen Dichtern". Es iſt von Pedro de Padilla (aus dem XVI. Jahrhundert) und enthält der Anfang die Verſe „der Brunnen gießt das Waſſer — Herab auf Gras und Stein" und ebenſo ſchließt es, während der weitere Text die Sehnſucht eines Mädchens um ihren fortziehenden Geliebten ausſpricht. — Es liegt in ſolchen Vorkommniſſen etwas Räthſelhaftes, iſt aber ſchwer auszumitteln, ob ſie einen tiefern Grund haben, oder nur Spiel des Zufalls ſind.

Fragt man, woher das Volk ſeine Singweiſen nimmt, ſo iſt kein Zweifel, daß ein großer Theil von den dichtenden und ſingenden Indi-

virtuen unmittelbar erfunden wird, viele mag auch die Cither geliefert haben, indem bei'm Spielen der bekannten neue geweckt wurden, welche nachträglich ihre Texte erhielten. Da die Cither das Hauptinstrument iſt, wenn ein improviſirter Tanz ausgeführt werden ſoll, und da die Tanzweiſen zum Singen ermuntern, ſo wurden viele ebenfalls Veranlaſſung zu Liedertexten und bildeten die Melodie.

Zuweilen hat ein muſikkundiger Schullehrer mit richtigem Verſtändniß beliebt gewordene Melodien geſpendet, wie vormals Hr. Hager in Bayriſchzell, deſſen Lied vom „Wendlſtea“ im ganzen oberbayeriſchen Gebirg geſungen wird; auch die gewöhnlichen Muſicanten und Bänkelſänger haben derzleichen in Gang gebracht, und die Tradition hat ſie ohne Notenaufzeichnung verbreitet. Es finden ſich aber auch viele ſingende Dirnen bei uns, welche ſich auf Muſicnoten verſtehen, welches daher kommt, daß ſie als Schulkinder Unterricht erhalten, um in der Kirche als Chorſängerinnen dienen zu können.

Zur allgemeinen Charakteriſtik der Melodien muß bemerkt werden, daß die klagende, melancholiſche ſog. Molltonart nicht vorkommt, und wenn es wahr iſt, daß die wilden Völker letztere vorzüglich lieben, ſo ſpricht das ebenſo zu Gunſten unſeres Bergvolkes, als es ſeine Stimmung zur Fröhlichkeit bezeichnet.

Es würde zu weit führen, wollte ich noch über andere Lieder berichten, welche den Bauernſtand, Handwerke, Feſte, Jagden ꝛc. zum Gegenſtand haben, und ſomit mag die gegebene Skizze geſchloſſen ſein. Ein Rückblick zeigt uns, daß die beſprochene Poeſie zwar eine ſehr beſcheidene iſt, daß es ihr gleichwohl nicht an Reizen gebricht, wie ſie Allem, was originell, friſch und kräftig, zukommen. Das haben auch die Dichter, die nicht unmittelbar im Volke ſtehen, aber in ſeinem Dialecte ſingen, wohl erkannt und benützt, und hätte ich ihre Leiſtungen beiziehen wollen, was nicht geſchehen iſt, um an dem Kern der Sache nicht irre zu machen, ſo würde das Bild dieſer Poeſie wohl größer, farbiger und reicher ſich darſtellen. Einen ähnlichen Antheil haben dergleichen Dichter auch an den hochteutſchen Volksliedern genommen, und iſt das Wechſelverhältniß ganz natürlich, wenn ſie für manches friſche Blüthenreis, welches ihnen aus dem Garten der Volkspoeſie unmittelbar geboten wurde, auch ihrerſeits entſprechende Blumen ſpendeten, und ſie haben nichts Fremdartiges gegeben, wenn ihr Geſchenk freundliche Aufnahme gefunden hat.

Die Liederpoeſie der Berge bewegt das derbe Volksleben in erfreulicher Weiſe, und ſichert die Erhaltung ſeines ſo vielfach anſprechenden Charakters, und ſo ſchaut man wohl mit einigem Bangen in die Zukunft, welche ſo vieles vernichtet, was man liebgewonnen hat. Fragen wir die Auguren und Propheten über das Schickſal, welchem ſolche und andere Poeſie entgegengeht, ſo lauten die Antworten nicht ſehr erbaulich. Das nächſtliegende Element, welches ſeinen Einfluß zum Miſchen aller Farben, woraus bekanntlich das langweilige proſaiſche Grau entſteht, ausüben wird, iſt das Dampfroß, überall Lärm und Hatz und Unruhe verbreitend, das Fremdartigſte durcheinander würfelnd und den Pegaſus ebenſo in die Flucht jagend wie die kleinen

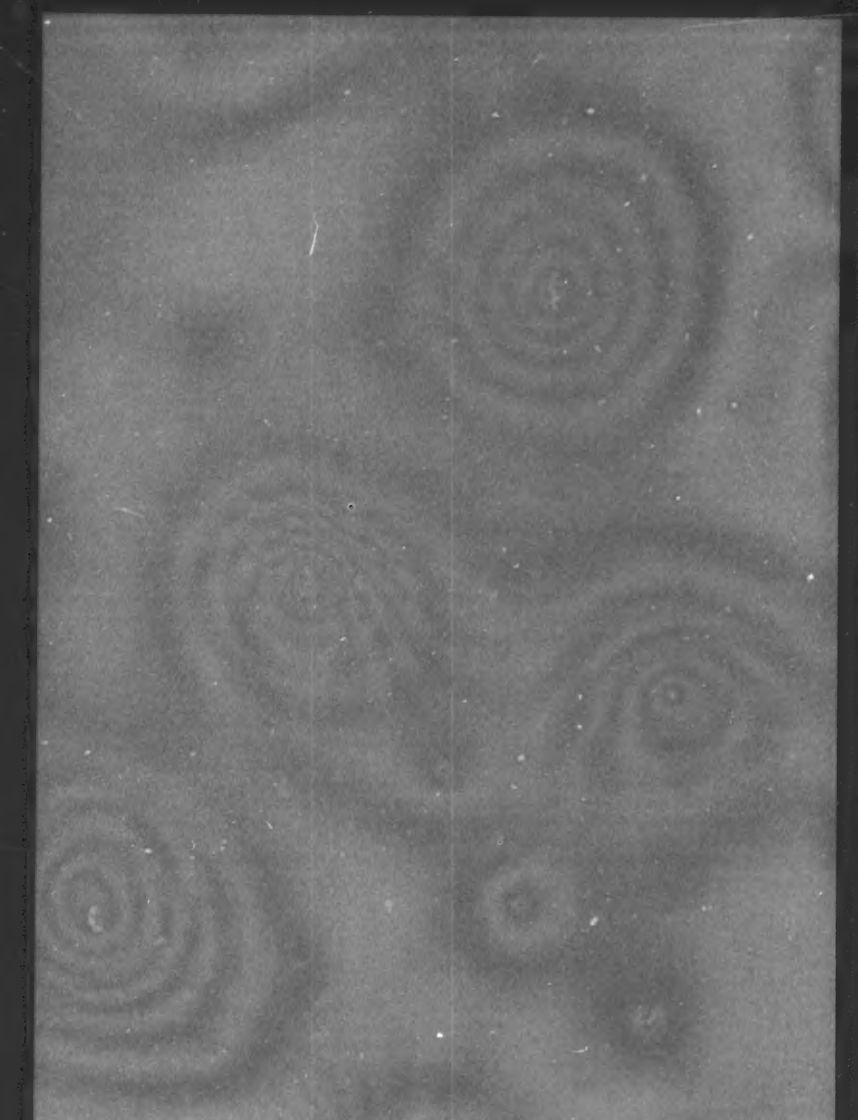
Vögel mit ihrem holden Singen. Aber Gottlob! es ſind noch tauſend Berge und Thäler, wohin das unheimliche Roß nie gelangen wird, denn ſein Sporn iſt das Geld, und wo dieſes nicht als Gewinn herausſchaut, da iſt man vor ihm ſicher.

Größere Gefahr droht nach der Meinung Einiger der nothwendig ſich vollziehende Umſchwung in den ſogenannten ſocialen Verhältniſſen. Man bezeichnet es als einen Fortſchritt unſerer Zeit, daß der Verſtand überall über die Phantaſie und ihr Kind, die Poeſie, herrſchend die Oberhand gewinne, man arbeitet daher auch vielfach daran, das, was Gemüth heißt, zu beſeitigen, und ſo Alles, was mehr das Herz als den Kopf angeht, und es iſt ſogar die Ausſicht eröffnet worden, daß damit eine gänzliche Umgeſtaltung der Naturſchöpfung, wie wir ſie bisher kennen, bevorſtehe. Der Fortſchritt führe nämlich dahin, daß von allem Geſchaffenen an Thier und Pflanze ausgerottet werden müſſe, was dem ſogen. Herrn der Erde nicht handgreiflichen Nutzen darthun könne, daß das bunte Geſindel vieler Blumen und Kräuter, der Schmetterlinge und Käfer, die ja für nichts auf der Welt ſind, und dem Nützlichen Platz wegnehmen, ſein Ende finden werde, ebenſo wie die kleinen Vögel, die Getreide und Saamen freſſen, und nichts dafür thun wollen, als ſingen und zwitſchern und pfeifen, nicht minder alles Wild, denn zur Exiſtenz der Species homo genügt es, wenn das Schwein, das Schaf und die Ziege beſtehend bleibt, und etwa noch Haushühner und Enten; Ochſen, Kühe und Pferde vielleicht zum Luxus. Die größeren Bäume müßten auch fort, und namentlich unſere Eichen, ſchon deswegen, weil ſie nicht ſo ſchnell wachſen können, als der einmal in Schuß gekommene Fortſchritt wächſt u. ſ. w.

Die Poeſie ſchwinde damit freilich, wird anerkannt, und die Schönheit der naturwüchſigen Landſchaft, es befriedige aber die Reflexion, daß an ihre Stelle die Cultur trete, die Grundlage für Geſittung und geiſtige Bildung. Beides vollziehe ſich durch ein Naturgeſetz. — Ein ſolcher Zuſtand der Naturcompenſation exiſtirt ſchon an einigen Stellen der Erde, und erinnere ich mich recht, ſo hat der Sinologe Neumann einmal China dafür citirt, von den glänzenden Früchten hat man aber nicht viel gehört, und wird geſtehen müſſen, daß die menſchliche Vergeiſtigung um ſolchen Preis jedenfalls ſehr theuer erkauft wäre; die Erfahrung hat aber auch gelehrt, daß die Cultur des Materiellen nicht immer edle Geſittung, ſondern mitunter ſogar das Gegentheil im Gefolge habe. Doch davon abgeſehen, ſo ſcheint mir gerade die Poeſie der Berge bei erwähnter Conſtellation dem Untergang nicht preisgegeben zu ſein, denn man würde am Ende finden, daß mit dieſen ungeſchlachten Felscoloſſen nichts beſſeres anzufangen ſei, als Wälder darauf wachſen zu laſſen, weil doch nicht alles Holz durch Eiſen und Steinkohlen zu erſetzen iſt; haben wir aber dort Wälder, ſo wird es an nichtsnutzigen Blumen, Käfern und Wild nicht fehlen, und die im Flachland ſich entfaltende Herrlichkeit ihren Segen nicht dahin ausſtrecken.

Wir wollen aber zum Troſte noch Anderes berühren. Es hat bisher ziemlich darnach ausgeſehen, daß die zu beobachtende erfreuliche Mannigfaltigkeit der Naturproducte auch durch ein Naturgeſetz hervor-

gerufen ſei, und dieſe Mannigfaltigkeit iſt mit den geologiſchen Kataſtrophen, welche manche Schöpfung begraben haben, für die nachfolgenden zwar modificirt, aber niemals aufgehoben oder verringert worden. Ob es nun der Natur gefallen werde, ſich ihres damit verbundenen wundervollen Schmuckes auf die Dauer berauben zu laſſen, um dem vermeintlichen Nützlichkeits-Paradieſe zu dienen, iſt ſehr fraglich, denn trotz ihrer verſchiedenen Revolutionen bewahrt ſie doch unbeſtreitbar ein conſervatives Princip. Daß man aber, auch mit ausſchließlichſter Pflege des Verſtandes, im Ganzen und Großen dieſer Natur Herr werden könne, dazu iſt gar keine Ausſicht vorhanden, und mahnen ihre Donnerwetter über und unter der Erde nur zu ſehr daran, wie groß ſie iſt, und wie klein die Menſchen ſind. Und ſo wollen wir einſtweilen noch dem Beſtande der ſchönen Mannigfaltigkeit in der Natur Vertrauen ſchenken, und für die betheiligte Poeſie das Beſte auch in der Zukunft hoffen, dabei des altbayeriſchen Spruches gedenkend: „Unſer Herrgott werd's ſcho' recht macha'".



Ueber

Pflanzenſagen

und

Pflanzenſymbolik.

Ein Vortrag

gehalten in der „Münchener Gartenbau-Geſellſchaft“

von

Fr. v. Kobell.

München 1875.
J. Lindauer'ſche Buchhandlung
(Schöpping).

BIBL. UNIV. MONAC.

Zur Litteratur.

v. Perger, deutsche Pflanzensagen.
Th. Vernaleken, Alpensagen.
v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tyrols.
A. Schöppner, Sagenbuch der Bayerischen Lande
J. B. Friedreich, die Symbolik und Mythologie der Natur.
H. Masius, Naturstudien.
Des deutschen Landmanns Practica.
L. Th. Brataneck, Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt.
L. Bechstein, deutsches Sagenbuch.
Bavaria. Hieronymus Bock „Kreuter Buch."

Universitäts-Bibliothek München

Zu allen Zeiten hat die Pflanzenwelt in mannigfaltiger Weiſe die Phantaſie und ihr Kind, die Poeſie beſchäftigt und Einfluß auf ihre Schöpfungen gehabt. Das bewährt ſich in der Bildung von Sagen und einer mitwirkenden Symbolik der Pflanzen. Das ſtille geheimnißvolle Leben dieſer Gebilde, ihr flüchtiges Daſeyn und wieder auch ihre von keinem andern organiſchen Weſen erreichte Dauer, der unendliche Wechſel in Formen und Farben, das Walten ihrer Kräfte zu Wohl und Weh' des Menſchen und viele andere Beziehungen führen ſie in's Reich der Poeſie, der ſie oft eigenthümlichen Schmuck verleihen.

Das betreffende Gebiet iſt ein ſehr groſſes, es kann daher an dieſer Stelle nur Einzelnes hervorgehoben und ſkizzirt werden.

Wenn an Steinen und Erzen die Poeſie der Sage ſich vorzugsweiſe mit den ſeltenen und koſtbaren Vorkommniſſen beſchäftigt hat, mit den Juwelen und edlen Metallen, ſo iſt das bei den Pflanzen anders; hier ſind es weitverbreitete Bäume, Sträuche, Kräuter und Blumen, welche die Phantaſie in Thätigkeit ſetzen und es gewährt ein beſonderes Intereſſe, daß nicht bevorzugte Gelehrte oder gelehrt ſein Wollende, ſondern das ſchlichte Volk mit ſeinem Denken und Fühlen dabei betheiligt iſt.

Die Alten haben alle Naturproducte unter den Einfluß der Geſtirne, deren Charakter bald gut bald bös gedeutet wurde, geſtellt; man nahm eine gewiſſe moraliſche Verwandtſchaft unter ihnen an und ein Regieren der Planeten. So ſtand bei den Metallen das Gold unter dem Zeichen der Sonne, das Silber unter dem des

Mondes, das Blei erhielt das Zeichen vom Saturn, das Kupfer von der Venus ꝛc. Auch die Pflanzen brachte man mit der Sonne und mit den Planeten und ihren Einflüſſen in Verbindung. Hier einige Beiſpiele: die ſolariſchen, der Sonne zugehörigen Kräuter werden z. Thl. an der goldähnlichen Farbe ihrer Blumen erkannt und ſind lieblich und ſehr heilſam. Dahin gehört der Krokus, die Alantwurz (Inula), die Meliſſe, die Drachenwurz (Polygonum bistorta), das Johanniskraut (Hypericum) und der Rosmarin. Unter den Bäumen ſind ſolariſch: der Lorbeer, den nie ein Blitz trifft, die Eſche, die Eiche und auch der Weinſtock.

Dem Jupiter (warm und feucht) ſind zugehörig: die Nelke, der Flachs, das Tauſendguldenkraut (Erythraea Centaurium), Preiſel- und Johannisbeer, die Königskerze (Verbascum), den Lungenkranken helfend, wenn ſie im Auguſt geſammelt und beim Vollmond in der Hand gehalten wird, der wilde Majoran oder Doſten, (Origanum vulgare), der im Hauſe aufgehangen, vor Dieben und Giftmiſchern ſchützt, der Gamander ꝛc.

Von Bäumen ſind jovialiſch: der Kirſchbaum, der Mandelbaum und die Birke. (Wenn man Wahnſinnige oder Beſeſſene, heißt es, mit Birkenruthen haut, werden ſie wieder vernünftig.)

Die Kräuter des Saturn, der kalt und feucht, ſind von dunkler Farbe und abſcheulichem Geruch und kommen in Sümpfen vor. Dahin gehören: das Lauskraut (Pedicularis), das Sternkraut (Aster) gegen die Peſt, der Eiſenhut (Aconitum), der Schierling, die Nieswurz, die gegen die Waſſerſucht hilft und deren Blätter mit Zucker zu einem Pulver getrocknet, den Menſchen lange jung erhalten, das Bilſenkraut, der Türkenbund (Lilium martagon) deſſen Wurzel gegen den Teufel ſchützt ꝛc.

Unter den Bäumen ſind ſaturniniſch: die Cypreſſe, die Weide, die Tamariske, der Kapernſtrauch ꝛc.

Martialiſche Kräuter ſind: die Brennneſſel, die Diſtel, die Wolfsmilch, der Brombeerſtrauch, der Wegerich.

Der Venus zugehörig ſind: die weiße Lilie, die Narciſſe, die Hyazinthe, die Roſe, der Beifuß (Artemisia), der Apfel- und der Birnbaum.

Als Kräuter des Merkur (hitzig) werden genannt: die Kamille, das Gänsblümchen (Bellis perennis), alle Kleearten, Anis, Lungenkraut (Pulmonaria), das Fingerkraut (Potentilla), das, im Sack getragen, Wohlwollen erregt, der Hollunder, Wachholder, Haselstrauch, Erle ꝛc.

Auch der Mond hat seine Kräuter, diese sind: der Kohl, Kürbis, Melone, Mohn, die Schwämme ꝛc.

Diese Sagen stammen aus dem 16. Jahrhundert, viele sind noch im Volk erhalten. Sie erweiterten sich, indem an Stelle der Planeten auch christliche Heilige zugehörige Pflanzen erhielten und das Patronat über sie ausüben. So ist der hl. Blasius Schutzpatron der Bäume, darum soll man sie am 3. Februar versetzen. Die am 4. Februar versetzten stehen unter dem Schutz der hl. Veronica und die am 19. Februar gepflanzten unter dem Schutz der hl. Susanne, und nun schließen sich eine Reihe von Erzählungen an, welche wunderbare Erscheinungen und christliche Mythen umfassen. Fast alle bedeutenderen Pflanzen nehmen Theil, doch sehr ungleich und ist nicht zu ersehen, warum oft für Einzelne Sage an Sage sich reiht, während viele andere wenig bedacht sind.

Unter den Bäumen steht begreiflicherweise im Vordergrund: die Eiche, das Sinnbild des Mächtigen und Dauernden. Sie war in der nordischen Mythe der geheiligte Baum des Donnergott's Thor, bei ihr wurden Opfer gespendet, aus dem Rauschen ihres Laubes Orakelsprüche entnommen, ihre Zweige haben zu allen Zeiten die Helden gekrönt und Verdienste geehrt. Auf den Eichbäumen hausen die Druten und Hexen, die sich auch auf der „Tanzeiche" bei Bischoffsheim versammeln und am Walpurgistag auf der Eiche zu Buckenhafen in Oberfranken sich schaukeln. Eine solche Eiche auf der Sinzenmatt leuchtete bei Nacht und 1774 schoß ein Schütze nach ihr, worauf die Erscheinung verschwand. Am andern Morgen fand man Blutspuren und weibliche Kleidungsstücke unter dem Baum und ein Weib im Dorf hatte einen Streifschuß erhalten, wodurch sie als Hexe erkannt wurde. — Im Unterinnthal bis in's Salzburgische wird erzählt: der Teufel wollte einmal, daß ihm Gott

Vater eine Bitte gewähre. Der Herr verſprach es, ſobald den Eichen alle Blätter abgefallen ſeyen. Der Teufel wartete den Herbſt ab, aber die Blätter fielen nicht, im Winter auch nicht und als der Frühling kam, waren, bis die alten Blätter allmählig fielen, ſchon wieder junge an dem Baum. Da ſah der Teufel, daß der Eichbaum nie ganz entblättert werde und aus Zorn darüber fuhr er in das Laub und zerſchlitzte es mit ſeinen Krallen, wie es noch zu ſehen. —

Die Eichen wurden vielfach der hl. Maria geweiht und ihr Bild an ihnen befeſtigt. Das Eichblatt iſt ein Sinnbild der chriſtlichen Glaubenskraft. —

Auf der Eiche wächſt die räthſelhafte Miſtel, doch ſeltener als auf andern Bäumen. Sie erhielt bei den Alten eine beſondere Verehrung und mythiſche Bedeutung. Die Druiden holten ſie in feierlichem Zuge, ſie mußte mit einer goldenen Sichel abgeſchnitten und dann in Waſſer getaucht werden, welches damit heilkräftig wurde und gegen Zauberei ſchützend. Nach einer Angabe von 1570 ſoll man die Miſteln, wenn die Sonne im Schützen ſteht und der Mond ſtark im Abnehmen, mit einem Pfeil von den Eichen ſchießen und im Herunterfallen auffangen, daß ſie die Erde nicht berühren. — In Holſtein beſteht noch der Glaube an die magiſchen Kräfte der Miſtel, man trägt Stücke davon als Amulet und hängt ſie Kindern an, um ſie vor Zauberei zu ſchützen. —

Am Triglaw, einem Berg in Krain, kam ein alter Mann zu Hirten, die eine kleine Hütte bewohnten und bat um Speiſe und Herberg. Die Hirten gaben ihm zu eſſen und einen Platz am Feuerherd. Da erzählte er, daß er einſt ein Raubritter geweſen und 300 Jahre zur Strafe auf der Welt habe herumirren müſſen. Die Zeit ſey nun um und er wolle die empfangene Gaſtfreundſchaft belohnen. Es wachſe eine Miſtel auf einer Eiche, an deren Stamm ein Chriſtusbild hänge, die ſollen ſie nehmen und mit ihr würden ſie auf ſeiner Burg, die auf der Spitze des Triglaw, einen Keller finden und einen reichen Schatz heben. Nach langem Suchen fanden die Hirten den Baum und die Miſtel und gruben mit ihrer Hilfe

eine Schatztruhe aus dem Keller, wurden wohlhabende Leute und ließen zum Dank eine Kapelle bauen. —

Die Linde ist, ähnlich der Eiche, ein Symbol des Erhabenen und Heiligen, sie ist ein Laubpallast, sagt Masius, voll Majestät und Lieblichkeit, ein Baum der Liebe und der Lieder. Ihre Anmuth und wie sie das Gemüth zu mildem Frieden stimmt, spricht eine Strophe bei Uhland aus:

Ich saß bei grüner Linde
Mit meinem trauten Kinde,
Wir saßen Hand in Hand,
Kein Blättchen rauscht im Winde,
Die Sonne schien gelinde
Herab auf's stille Land. (Die Zufriedenen.)

Die Linde findet sich in dem Sagenkreis der hl. Jungfrau Maria. So heißt es von der Wallfahrtskirche „Zur Linde" bei Basel, daß einst ein Muttergottesbild in einer Blende an einem Lindenstamm gestanden und als ein Krieg das Land verherrte, wuchs die Rinde des Baumes über das Bild. Nach wiederhergestelltem Frieden hörte ein Hirtenmädchen einen lieblichen Gesang aus dem Baum, man fand das Bild und stellte es in einer Kapelle neben der Linde auf.

Eine Sage von den 3 Linden auf dem Kirchhof des Hospitals zum heiligen Geist in Berlin lautet: Es wurden einmal von drei, sich herzlich liebenden Brüdern einer eines Mordes beschuldigt und trotz der Betheuerung seiner Unschuld zum Tode verurtheilt. Da bekannten sich die zwei anderen Brüder des Mordes schuldig, der Beklagte nun aber ebenso um seine Brüder zu retten. Da sollte ein Gottesurtheil entscheiden. Es mußte jeder der Brüder eine Linde mit der Krone in die Erde setzen, so daß die Wurzeln nach oben standen und der, dessen Baum verdorren würde, sollte als der Schuldige erkannt werden, aber sieh da! alle drei Bäume bekamen frische Triebe und wuchsen heran und so war durch das göttliche Wunder die Unschuld aller drei Brüder erwiesen. —

Bekannt ist die Liebe des Volkes zur Linde, die Spiele und Tänze der Jugend und das herrliche Lied „Unter den Linden an

der Haide" von Walter von der Vogelweide. Das „unter der Linde" kommt überall in alten Urkunden und Chroniken vor. — An eine alte Linde zwiſchen Leuchtenberg und Vohenſtrauß knüpft ſich eine Sage, ähnlich der vom Birnbaum auf dem Walſerfeld; wenn einſt ein Aſt an ihr ſtark genug ſeyn wird, um einen geharniſchten Reiter ſammt dem Roß zu tragen, ſo wird mit eindringenden Feinden eine große blutige Schlacht geſchlagen werden und ein neues Geſchlecht entſtehen. Dieſe Linde heißt „der kalte Baum." —

Die Tanne ſpielt bei mehreren Volksbräuchen eine Rolle. Zu Thann im Elſaß werden am Vorabend des Theobaldstages geweihte Tannen angezündet und das Volk ſammelt herabfallende Splitter, weil dieſe eine wunderbare Heilkraft beſitzen. — In der Gegend des Welzheimer Waldes in Schwaben pflanzt man in der Pfingſtnacht oder am Pfingſtmorgen vor jedem Haus, in welchem Pferde ſind, Tannen und zwar ſo viele als Pferde ſind, ſie werden heilig gehalten und nicht berührt, bis ſie ganz verdorrt. — Der berühmte Alchimiſt Paracelſus kam in Appenzell zu einer Tanne, in welcher der Teufel mittelſt eines Zäpfchens verkeilt war. Paracelſus verſprach ihn zu befreien, wenn er ihm die Goldtinctur verſchaffe. Als aber der Teufel frei war und groß vor dem Chemiker ſtand, ſtellte ſich dieſer verwundert, wie ein ſo großer Geiſt in dem kleinen Loch der Tanne habe Platz finden können und der Teufel, um ihm zu zeigen wie das möglich, verwandelte ſich in eine Spinne und kroch in das Loch, welches Paracelſus ſogleich wieder verſpundete. Der Teufel ſteckt noch in der Tanne. — In Unterfranken iſt die Erſcheinung der ſog. ſchönen Frau bekannt. Sie begegnete einſt drei Handwerksburſchen, welche um eine Gabe baten. Da brach ſie von einer naheſtehenden Fichte 3 Aeſte und gab jedem einen mit der Mahnung, ſie wohl aufzubewahren, denn es ſeyen Glückszweige. Zwei der Burſche warfen ſie bald weg, ſie wollten von einer Hexe nichts haben, der dritte aber ſagte, es ſey dieſe Frau für eine Hexe viel zu ſchön geweſen und er wolle ihr zu Ehren den Zweig tragen und ſteckte ihn auf

den Hut, wo er ſich in Gold verwandelte. Nun liefen die andern, ihre Zweige wieder zu finden, ſie fanden ſie aber nicht und noch jetzt ſieht man ſie am Berg bei der Ruine Neuenburg umherwandeln. — In Krain fand man in einer Fichte, aus welcher ein Ruf erſcholl, ein Marienbild und heißt davon der Ort „unſrer lieben Frauen Thal" und wurde eine Marienkapelle gebaut. Dergleichen Marienbilder wurden auch in Lärchen eingewachſen gefunden.

Aus der Buche wurden die älteſten Buchſtaben, die Runen geſchnitten. Es waren Stäbe mit gewiſſen Zeichen verſehen; man warf ſie auf den Boden und deutete ſie nach der Lage.

Wo das Wallfahrtskirchlein „Mariabuchen" bei Lohr ſteht, da ſtund einſt eine ſchöne Buche. Ein vorübergehender Jude ſtieß frevelnd ſein Meſſer in den Baum. Da drang Blut heraus und etliche Chriſten, die das Wunder bemerkten, zeigten es dem Biſchof Johann von Brun an. Er ließ die Buche an der Stelle anſchneiden und es fand ſich eingewachſen das Bild der ſchmerzhaften Mutter Gottes, an dem noch Blutstropfen hingen. Ward dann an dem Ort eine Kapelle gebaut.

In Schleswig-Holſtein ſtand eine Buche, auf welcher ein Adler horſtete. Sie hieß deßhalb die „Arns-böch" oder Adlerbuche. Einſt ſchwebte das Bild der hl. Jungfrau glänzend über dem Baum, welches Wunder Veranlaſſung zu einer Wallfahrt und zur Entſtehung des Ortes Arnsböch gab. —

Der Ahorn war immer hochgehalten; im Mittelalter netzte man ſeine Wurzeln mit Wein und man fällte ihn baarhaupt und mit Anrufen. Aehnliches kommt beim Fällen geſunder Bäume noch in der Oberpfalz um Neuenhammer vor, wo die Holzknechte den Baum um Verzeihung bitten. — Auch der Ahorn gehört zu den der hl. Jungfrau lieben Bäumen. — Bei Millſtadt in Oberkärnthen verfluchte eine Mutter ihre Tochter wegen einer Liebſchaft und ſie ſolle ein Ahornbaum werden und verdorren wie das Grün ſeiner Aeſte. Der Fluch ging in Erfüllung. Nach einiger Zeit

ſaß ein Fiedler unter dem Ahorn und zerbrach bei ſeinem Spiel den Bogen. Er wollte ſich von einem Zweig des Baumes einen neuen ſchnitzen, da floß beim Schneiden Blut heraus und er hörte eine Stimme „Mein Blut iſt verſöhnt, ſchneide dir den Bogen und ſpiele mir ein Grablied, dann geige meiner Mutter ein Stücklein und ſag ihr, daß der Bogen von ihrem Kinde ſey.“ Der Spielmann that ſo, die Mutter ward bei ſeinem Spiel blaß und reuevoll rief ſie „Führwahr ein gefallenes Kind iſt beſſer als keines“.

Die Birke deutet auf Fruchtbarkeit und Geſundheit, in Niederbayern werden zu gutem Gedeihen im Frühjahr die Kühe mit Birkenzweigen ausgetrieben. Die Birke dient bekanntlich oft zu den Maien, ihre Blätter helfen gegen die Gicht. Die Schlangen lieben unter ihr zu liegen und die Raupen kann man vom Kohl vertreiben, wenn man mit einigen Birkenzweigen um den Kohlgarten geht und ruft

„Raupen packt euch,
Der Mond geht weg,
Die Sonne kommt.“

Bezüglich auf die nützliche Anwendung der Birkenruthe zur Kinderzucht ſagt das Gedicht eines Engländers, der im Frühling eine Birke anzapfte:

O Birke, grauſam blut'ger Baum,
Nun geb' ich meiner Rache Raum,
Du trankeſt oft das Blut von mir,
Jetzt aber trink' ich Dein's dafür.*)

Man ſoll übrigens bei Kinder nur Ruthen von der Birke und keine andern anwenden, ſonſt wachſen die Kinder nicht. —

Die Weide heißt in Bayern und Tyrol Palme und werden am Palmſonntag Zweige von ihr geweiht, die dann Hexen und

*) Oh birch! thou cruel bloody tree
I'll be at last reveng'd of thee;
Oft hast thou drunk the blood of mine;
Now for an equal draught of thine.
(Bei Maſius. Naturſtudien p. 325.)

Teufel vertreiben. Die Weide und namentlich die ſog. Trauerweide iſt ein Symbol des Todes. In alten Weiden hauſen gern Geſpenſter und der Teufel, der als Nachteule von der Weide herab den Landleuten den Tod verkündet. Ein polniſches Sprichwort ſagt „Er verliebt ſich wie der Teufel in eine alte Weide“. — Die Weide galt als heilkräftig gegen das Podagra, ein Weidenzweig mußte in das geſchröpfte Blut des Patienten geſtellt und nach drei Tagen in die Erde gepflanzt und mit dem Blut begoſſen werden. —

Wie die Weide iſt auch die düſtere Ulme ein Sinnbild der Trauer und des Todes, auch des Schlafes und der Träumerei. Sie war das Zeichen des hl. Zenobius, denn eine dürre Ulme ergrünte plötzlich als ſein Sarg vorübergetragen wurde. Daſſelbe geſchah mit einer Pappel, als man die Leiche der hl. Gudula vorbeitrug (dieſe Pappel wanderte ſogar mit bis zum Grab der Heiligen) ꝛc. — Ein Ulmenſtab, in die Erde geſteckt, wurde bei Worms das Zeichen, daß Luthers Lehre beſtehen werde, denn als eine alte Frau ſagte, ſie wolle an dem Beſtand ſo lang zweifeln bis der Stab grünen werde, ſo ſchlug dieſer ſogleich Wurzeln.

Die Ulme war der Freiheitsbaum der amerikaniſchen Revolution; um eine Ulme verſammelten ſich zu Boſton die Söhne der Freiheit und 1765 erhielt der Baum eine Kupfertafel mit der Inſchrift: the tree of liberty.

Die Erle iſt ein Geſpenſterbaum, dagegen „Bei den Eiben kann kein Zauber bleiben“ wie man in Unterfranken ſagt. —

Die Eſche iſt in den altnordiſchen Sagen ein hochberühmter Baum. Die Söhne Bör's, wovon der eine der mächtige Odin, bildeten die erſten Menſchen, den Mann aus einer Eſche, das Weib aus einer Erle. Die heilige Eſche Ygdraſill verſammelt die Götter zum Gericht, ihre Zweige breiten ſich über die ganze Welt und reichen bis zum Himmel, unter einer ihrer Wurzeln liegt der Saal, welchen die ſchickſallenkenden Nornen bewohnen. — Wie die Schlangen die Birke lieben, ſo fliehen ſie die Eſche; ſchon der

Schatten des Baumes vertreibt sie, „die Schlang eher in's Feuer hinläuft, als sie durch seinen Schatten schleift". — Die Hexen gebrauchten Eschenzweige um ein Ungewitter hervorzurufen. —

Von der Espe heißt es: da Christus auf Erden wandelte, beugten sich alle Bäume vor ihm, nur die Espe nicht und darum wurde sie mit ewiger Unruhe und dem Zittern ihrer Blätter gestraft.

Von den gewöhnlichen Obstbäumen ist dem Kirschbaum die Kraft zugesprochen, gebannte Geister zu erlösen. Das geht aber nicht immer so leicht und gelingt erst, wenn aus einem Kirschkern, den ein Vogel auf die Erde fallen läßt, ein Kirschbaum aufgewachsen und aus seinem Holz eine Wiege gefertigt ist, in welcher das Kind gewiegt wird, welches, wenn es erwachsen, die Erlösung vollbringt.

Von einem abgehauenen alten Birnbaum auf der Walserheide bei Salzburg ist die Sage bekannt, daß wenn er wieder blühe und Früchte trage, ein großer Krieg komme, Kaiser Karl (andere sagen Friedrich der Rothbart) dem Untersberg entsteigen und der Bayern Fürst seinen Schild an den Baum hängen werde; die Vornehmen werden dabei wünschen, alle auf einem Sattel davonreiten zu können. Ludwig Bechstein meint, die Prophezeiung klinge, als wenn im Jahr 1848 ihr Geburtstag gewesen wäre. —

Es wird von mehreren Apfelbäumen erzählt, daß sie in der Mitternachtsstunde der Christnacht blühten und Früchte trugen, so zu Bamberg, Würzburg und Tibur am Rhein. Die Frucht des Baumes, der Apfel, wird häufig in der Symbolik erwähnt und sind viele Sagen bekannt, in welchen er eine Rolle spielt; im Uebrigen sind die Obstbäume zu solid bürgerlich und vom Gängelbande der Cultur geleitet, als daß sie viel an die einsamen wilden Orte kommen könnten, wo die Sagen gedeihen, wo die Elfen tanzen, das wilde Heer im Sturm zieht und der Schuhu seinen unheimlichen Ruf erhebt. Aehnlich ist es mit dem Weinstock, welchen Noah zuerst gepflanzt und mit dem Blute eines Löwen

und eines Lammes begoſſen hat, daher die Einen vom Wein ſtreitſüchtig und wild werden, Andere aber ſanft und weichherzig. Der Weinſtock liebt die Ulme, er flieht aber den Epheu, den Kohl und den Rettig. Die Weinrebe iſt ein Symbol des fruchtbringenden Chriſtenthums und ein Sinnbild der Liebe und Treue, die Traube ein Symbol des Segens. Mehrere Heilige haben ihre höhere Kraft an Weinſpenden erprobt, ſie ließen Trauben an einem Dornbuſch wachſen wie der hl. Felix oder es erſetzten ſich von ihnen gepflückte Trauben ſogleich wieder durch neue, wie dem hl. Hilarius mit ſeinen Schülern geſchah u. ſ. w. Der hl. Theoneſt ſchwamm in einer lecken Weinkufe am ganzen Rheingau den Rhein hinunter und landete wohlbehalten bei Caub, wo er die erſten Reben pflanzte. Der Spruch „In vino veritas“ dürfte aber auch in das Gebiet der Sage gehören, denn beim Wein wird gewiß ebenſoviel gelogen, als beim Bier und beim Waſſer. —

Ein ſagenreicher Strauch iſt die Haſelſtaude. Als die hl. Maria über's Gebirg ging um die Eliſabeth zu beſuchen, ſchützte ſie ein Haſelſtrauch vor einem ausbrechenden Gewitter; zum Dank verlieh ſie ihm die Gnade, daß kein Donnerkeil ihn treffen dürfe. In Tyrol werden daher auf Maria Heimſuchung Haſelzweige geſchnitten und gegen den Blitz vor's Fenſter geſteckt; ein Kreuz von Haſelzweigen ſchützt auch gegen die Hexen und wenn mit einem Haſelſtock, vor Sonnenaufgang am Charfreitag geſchnitten, ein alter Rock bei Nennung einer Perſon geprügelt wird, ſo empfindet dieſe die Schläge, wo ſie immer ſey. — Mit einem Haſelzweig kann man ſich feſt machen und die Haſel beſitzt eine beſondere Kraft über die Schlangen; der hl. Patrik bannte ſie damit aus Irland. Das Merkwürdigſte an der Haſel iſt aber, daß ſie die Wünſchelruthe liefert, welche zum Auffinden von Quellen, Erzen und vergrabenen Schätzen dient. Sie iſt entweder einfach oder gabelförmig gezweigt und neigt ſich, horizontal gehalten, die einfache mit der Spitze, die gezweigte mit dem Stiel der Gabel nach der Stelle des Geſuchten. Die Wünſchelruthe muß im Neumond geſchnitten werden im Namen der heiligen Dreifaltigkeit mit drei Schnitten. Man

kann ſie am Tag St. Johann des Täufers (Sonnenwend) oder am Dreikönigstag ſchneiden. Man tauft ſie dann Kaſpar, wenn ſie auf Gold, Melchior, wenn ſie auf gute Waſſerquellen und und Balthaſar, wenn ſie auf Silber zeigen ſoll. Das Schneiden muß mit reinem Gemüth und nach abgelegter Generalbeichte geſchehen. Im Lechrain ſpricht man dazu:

„Ich ſchneide dich, liebe Ruthe,
Daß Du mir mußt ſagen,
Was ich dich will fragen,
Und dich ſo lang nit rühren,
Bis du die Wahrheit thuſt ſpüren."

Der Wachholder oder Kranewit iſt mit ſeinen Beeren ein allgemeiner Helfer in Krankheiten und mit ſeinem Holz ein Schützer vor Zauberei. In Widersberg träumte eine blinde Frau, ſie ſolle nach Andechs pilgern, dort würde ſie auf dem Schutt eines zerſtörten Kirchleins einen grünen Wachholderſtrauch finden und ſolle mit deſſen Wurzel die Augen beſtreichen. Die Frau that es und war von ihrem Uebel geheilt. — Am Fichtelgebirg ging „die Sibylle Weiß" über einen Steg von Wachholderholz. Er brach und ſie fiel in die Tiefe; auf ihren Fluch wurde nun der Wachholder ein niederer Strauch. Der Fluch hatte aber wohl nur örtliche Geltung, denn bekanntlich kennt man anderwärts baumartig vorkommenden Wachholder. — Bei einer Zerſtörung der Heiligenbilder in Conſtantinopel wurde ein ſchönes Madonnenbild in's Waſſer geworfen. Ein Wachholderſtrauch trug das Bild, die Donau aufwärts, bis zur Mündung der Rab, wo dann ein Kirchlein gebaut wurde (Maria Ort).

Der Hollunder (Sambucus nigra) iſt auch zu erwähnen. Dieſer Freund eines einſamſtehenden Bauernhauſes und ſeiner Scheune ſchützt vor Feuer und Seuchen. Wer in ſeinem Schatten ſchläft, iſt vor Schlangen und Verzauberung ſicher, denn die Frau Holder ſchützt ihn. — In Dänemark wird ein Hollunder erwähnt, der in der Dämmerung zuweilen luſtwandelt und zu den Fenſtern hereinſieht. Wenn ein Fieberkranker, ohne zu ſprechen, einen

Hollunderzweig in die Erde ſteckt, ſo bleibt das Fieber am Zweig haften und hängt ſich an den, der dahin kommt und ihn berührt. — Judas ſoll ſich an einem Hollunderbaum erhängt haben. — Das Stift Kloſterneuburg wurde durch Ludwig den Heiligen gegründet, da er den vom Winde fortgetragenen Schleier ſeiner Gemalin Agnes nach 7 Jahren beim Jagen auf einem Hollunderſtrauch erblickte und das als ein Wahrzeichen nahm, den ſchon länger vorgehabten Bau zu beginnen. —

Von Kräutern und Blumen ſind die Sagen nicht minder zahlreich, als von Bäumen und Sträuchen. Am 15. Auguſt, auf Maria Himmelfahrt wird in Bayern, Tirol und Kärnthen eine kirchliche Kräuterweihe feſtlich begangen. Die zu Büſcheln gebundenen Kräuter und Blumen werden nach der Weihe gegen das Behexen des Vieh's in die Ställe gebracht, auch bei Gewittern davon in's Feuer geworfen, daß der Blitz nicht einſchlägt. Darunter ſind hervorzuheben: der Wermuth, Himmelbrand oder Königskerze (Verbascum thapus), Bibernell, Baldrian, Beifuß (Artemisia vulgare), Labkraut (Galium), Bitterſüß (Solanum Dulcamara), Johannisblume (Hypericum), Eberwurz (Carlina acaulis) u. a. Neben den Heilkräften, die ihnen eigen, ſind es auch Zauberkräfte, die ſie auszeichnen. Wer Wermuth bei ſich trägt, kann nicht beſchrieen (verzaubert) werden, auch zur Vertreibung des Teufels wird der Wermuth geweiht; ſein Saft macht ſiegreich gegen Feinde. Der verwandte Beifuß (Artemisia abrotonum) verjagt alle Geiſter; behexte Milch und verſchrieene Eier werden durch einen Schlag mit einem Beifußſtengel entzaubert; in ein Haus, an dem Beifußwurzeln genagelt ſind, kann der Teufel nicht eindringen und es iſt vor Feuersgefahr geſchützt. *) —

*) Bil Menſchen tragen, ſagt H. Bock, diſe kreutter bei ſich, für böſe Geſpenſt vn vngewitter, und iſt (der natur nach zureden) nit gar erlogen.
Kräuterbuch.

Bibernell (Pimpinella Anisum) gilt gegen die Peſt und ſingt wo ſie auftritt oft warnend ein ſeltſamer Vogel oder auch ein Engel

„Eſſet Bibernell,
So ſterbt ihr nicht ſo ſchnell."

So ſang auch 1832 ein, aus dem Wald kommender Vogel, als die Cholera um Wien hauſte. — Als ein Hexenmeiſter in Fulda verbrannt wurde, rief er: „Hätt' ich Aron und Bibernell gekannt, ſo würde ich nicht verbrannt."

Die Bibernellwurzel wurde in Branntwein gelegt und dieſer getrunken. — Auch der Baldrian hat ähnliche Kraft. Wenn die Milch nicht Butter werden will, ſo iſt eine Beherzung ſchuld; gießt man ſie durch einen Kranz von Baldrian, ſo wird dieſe gehoben.

Johanniskraut (Hypericum). Es wuchs bei der Kreuzigung Chriſti unter dem Kreuz hervor und erinnert durch ſeine fünf Farben und ſeinen rothen Saft an die 5 Wunden Chriſti. Es vertreibt Teufel und Hexen und ſchützt, am Mittag gepflückt, gegen Donner und Blitz. Auf dem alten Schloß von Saalenſtein in Oberfranken blüht am Johannistag um 12 Uhr Mittags eine Johannisblume; wer ſie findet und mit den Wurzeln ausreißt, kann verborgene Schätze heben.

Die Eberwurz (Carlina) gilt als wetterkündend, ſie öffnet nur bei Sonnenſchein ihre Blätter. Carl der Große rettete mit ihr in einem Kriege ſein Heer vor der Peſt. Es erſchien ihm im Traum ein Engel und ſchoß einen Pfeil ab, der auf eine Eberwurz niederfiel und ſo das Heilmittel bezeichnete. —

Wenn die hl. Jungfrau Maria hilfreich wandelt, trägt ſie einen Himmelbrand (Verbascum thapus) in der Hand.

„Unſer liebe Frau geht über Land,
Sie trägt den Himmelbrand in der Hand."

Der Himmelbrand, Wollblume oder Königskerze, wird in die Mitte der Weihebüſchel geſteckt; auf der Herzgrube getragen, hilft er gegen Schlagflüſſe und Unholde weichen vor ihm. —

Am 23. Juni, als am Vorabend St. Johannes des Täufers, wird das Johannisfeuer angezündet und ſpringen Burſche und Mädchen über das Feuer. Dabei kränzt man ſich mit Blumen und Kräutern, worunter Beifuß und Eiſenkraut (Verbena). Eine Blume von Ritterſporn gegen das Feuer vor die Augen gehalten, befreit das ganze Jahr hindurch vor aller Augenkrankheit (Unterfranken). Die geweihten Kränze wirft man ins Feuer und ſagt dabei: „Mit dieſen Kräutern muß alles böſe Geſchick verbrennen und fern von mir bleiben.“

Das genannte Eiſenkraut hat ſeinen Namen, weil das Eiſen durch ſeinen Saft beſonders gut zu härten iſt. Es heißt auch Iſenkraut, giebt Verſtand und Wohlhabenheit, zeigt in der Georgsnacht verborgene Schätze an, dient zu den Hexenſalben „In Summa, ſagt Hieronimus Bock in ſeinem Kräuterbuch (1539), es iſt bei uns teutſchen kaum eyn Kreutlein, darmit man mehr affenſpil treibt als mit dem Verbena.“

Vom Farrenkraut iſt es der Saamen, welcher alle Schätze finden macht. In der Johannisnacht entfaltet ſich die Blüthe auf einige Minuten, aber Schlaf befällt jeden, der ſich ihr naht und Ungeheuer vertreiben den, der nach ihr die Hand ausſtreckt (Steyermark). Der Farrenſaamen iſt nur mit Teufels Hilfe zu gewinnen, er hilft dem Jäger zu ſicherem Schuß auf das Wild und er kann ſogar unſichtbar machen. Einem Mann zu Berka an der Werra fiel in einem Wald, beim Suchen nach einem verlaufenen Fohlen, Farrenſaamen in die Schuhe und als er nach Hauſe kam, war er für die Seinen, die er anſprach, zu großem Schrecken unſichtbar, bis er den Grund ahnte und die Schuhe auszog und ausklopfte. —

Viele Sagen knüpfen ſich an die Getraidarten und eine ziemlich verbreitete giebt an, daß die Halme vom Korn, Roggen, anfangs der ganzen Länge nach mit Aehren beſetzt geweſen. Die Menſchen wurden aber böſe und verderbt und um ſie zu ſtrafen, nahm Gott einen ſolchen Halm und begann, die Aehren von unten an wegzureißen. Da fielen ſie an allen Halmen auf der Erde und

die Menſchen wären in große Nahrungsnoth gekommen, hätte nicht die Jungfrau Maria Gott gebeten, doch eine Aehre am Halm ſtehen zu laſſen, um der kleinen Vöglein willen. — Im Weſterwald heißt es „doppelte Kornähren ſollſt du an deinen Spiegel ſtecken, damit der Blitzengel an deinem Haus vorübergeht. — Der geſpenſtige Bilwitz tritt um Walpurgis oder Johannis um Mitternacht unſichtbar und unhörbar in den Kornacker und mäht lange Gaſſen durch. Die gemähten Halme verſchwinden. Dieſe Sage geht in vielen Gegenden Deutſchlands und die ſeltſamſten Schutzmittel gegen den Bilwitz werden angewendet; dem Oswald aber (einem guten Geiſt) läßt man zum Dank für glückliche Erndte Getraidebüſchel auf dem Feld ungeſchnitten ſtehen. –

Die Blumen waren immer ein lieblicher Gegenſtand der Sagenpoeſie. Das Blumenzeichen des Frühlings, die ſchöne Schlüſſelblume (Primula veris) iſt oft der Schlüſſel, um verborgene Schätze zu finden. Es ging ein Mann am Weihnachtstag am frühen Morgen von Steinach nach Windheim (Oberfranken). Beim Schloß Sterneck ſah er eine Schlüſſelblume. Verwundert, im Winter dieſe Blume zu finden, pflückte er ſie und ſteckte ſie auf den Hut. Da kam er an ein Schloß, deſſen Thor ſich von ſelbſt öffnete und da ſtand ein weißes Fräulein, die hatte neben ſich zwei weiße Tücher ausgebreitet, auf deren einem ein Haufen Roggenkörner, auf dem anderen ein Haufen Waizenkörner lag. Der Mann nahm von jedem eine Handvoll Körner und verließ das Schloß. Da bemerkte er, daß ihm die Schlüſſelblume fehle, aber die Körner waren in Gold verwandelt. — Manche gelangten mit der Blume zum Schatzkeller, getrauten ſich aber nicht etwas zu nehmen und ſpäter war das Kellerthor nicht mehr zu finden.

Roſen und Lilien ſind in der Sage und Symbolik reich bedacht. Die Roſe iſt die Blume der Reinheit und Tugend, und die Blume der Liebenden. Sie iſt daher auch in erſterer Beziehung das Attribut der Jungfrau Maria. Der Biſchof Medardus ſtiftete ein Roſenfeſt, an welchem eine durch Tugend ausgezeichnete

Jungfrau einen Kranz von Roſen erhielt. — Kaiſer Ludwig der Fromme hing im Winter auf einer Jagd die Reliquienkapſel, die er um den Hals trug, an einen Dornſtrauch und ſogleich entſproßten dieſem Roſen und wurde da eine Kapelle und ſpäter der Dom zu Hildesheim erbaut. Bekannt iſt die Sage von der hl. Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, die in einer Schürze Gaben für die Armen tragend, ihrem ſtrengen Gemahl begegnete und von dieſem befragt, was ſie trage, antwortete: „Roſen“ und als ſie die Schürze öffnete, war der Inhalt in Roſen verwandelt. — Eine Burgfrau vom Tegelſtein bei Lindau war ſehr ſtolz und verachtete das Volk. Als einmal eine Pächtersfrau ſie bat, ihr einige Roſen aus dem Burggarten zu geben, um ihrer verſtorbenen jungen Tochter einen Kranz zu binden, wies ſie dieſelbe mit den Worten ab, ſie ſolle zum Kranz nur Brenneſſel nehmen, ihrer Roſen ſeyen ſo gemeine Leute nicht werth. Die gekränkte Frau ſagte: Euere Roſen ſollen Euch lauter Todtenkränze für euere Töchter werden und bald darauf ſtarben der harten Herrin ihre drei Töchter.

Die Roſe, als das Sinnbild irdiſcher Liebe, iſt beſonders bei den Orientalen vielfach poetiſch verwendet. —

Wenn in einem Garten ein Roſenkönig (3 Roſen auf einem Stengel) erblüht, ſo giebt es eine Braut im Hauſe; eine einzelne Roſe im Herbſt deutet aber auf einem Todfall in der Familie. — Wenn Liebende Roſenblätter in einen Bach werfen und es ſchwimmen deren zwei fort, ohne ſich zu trennen, ſo kommt die Heirath zu Stande. — Der Teufel kann die Roſen nicht leiden und wird von ihrem Duft vertrieben. — Die Roſe war auch dem Dionyſos, dem Gott des Weinbau's, als Sinnbild zugetheilt und die Alten ſchmückten ſich bei Gelagen mit Roſen. — Die Auswüchſe an der Hagroſe heißen Schlafäpfel, unter dem Kopf gelegt, bewirken ſie Schlaf.

Von der Alpenroſe (Rosa alpina), die keine Dornen trägt, erzählt die Sage, daß im Vintſchgau „auf der Muld“ ein un-

ſchuldiges Mädchen von einem Wüſtling verfolgt, bei Vertheidigung ihrer Unſchuld das Leben verloren habe und aus ihrem Blute ſey die ſchöne Blume entſproſſen.

Das Rhododendron unſerer Alpen, welches gewöhnlich Alpenroſe genannt wird, heißt in Tyrol auch Donnerroſe, ſie zieht den Blitz an und ſchon Mancher, der ſie trug, iſt vom Blitz erſchlagen worden. — Die Königin-Mutter von Bayern, eine große Freundin der Alpenflora, hat einen Alpenroſen-Orden für die Gäſte in Hohenſchwangau geſtiftet. Das Zeichen iſt eine ſilberne Alpenroſe an einem roſenfarbenen Band; der Orden wird bei beſonderen Gelegenheiten getragen. —

Wie die Roſe iſt auch die Lilie das Symbol der Reinheit und Unſchuld; daher trägt der Erzengel Gabriel bei Begrüßung der Maria einen Lilienſtengel. Vielen Heiligen iſt ſie als Zeichen der Keuſchheit beigegeben, ſo dem hl. Aloyſius, dem hl. Anton von Padua, dem hl. Joſeph, dem hl. Norbert u. a.

Die Lilie gilt als eine Blume des Lebens und wenn ſie in Sagen mit dem Tode in Verbindung gebracht wird, ſo deutet ſie auf das reinere Leben nach dem Tode. Im Kloſter von Corway an der Weſer zeigte eine Lilie jedesmal den Tod eines Mönches an. Er fand ſie drei Tage vor ſeinem Tode auf ſeinem Chorſtuhl liegen. Im Dom zu Lübeck geſchah daſſelbe mit einer Roſe. — Carl V. pflanzte kurz vor ſeinem Tode einen Lilienzwiebel und als er verſchied, ſproßte daraus ein langer Stengel mit ſehr ſchönen Blumen. —

Die Poeſie der Blumen ſchuf mancherlei Feſte und Ehrenzeichen, welche ſich auf ſie bezogen. Ein König von Navarra ſtiftete den Ritterorden der hl. Maria von der Lilie; der Papſt Paulus einen ähnlichen Orden; als Ehrenzeichen wird vom Papſte die auf Lätare geweihte goldene Roſe verliehen ꝛc. — Die Römer feierten im Mai ein Feſt der Flora, die Florealien. —

Zu allen Zeiten waren Blumen Liebeszeichen und Belohnungen für poetiſche Schöpfungen. Ein Feſt der Blumenſpiele

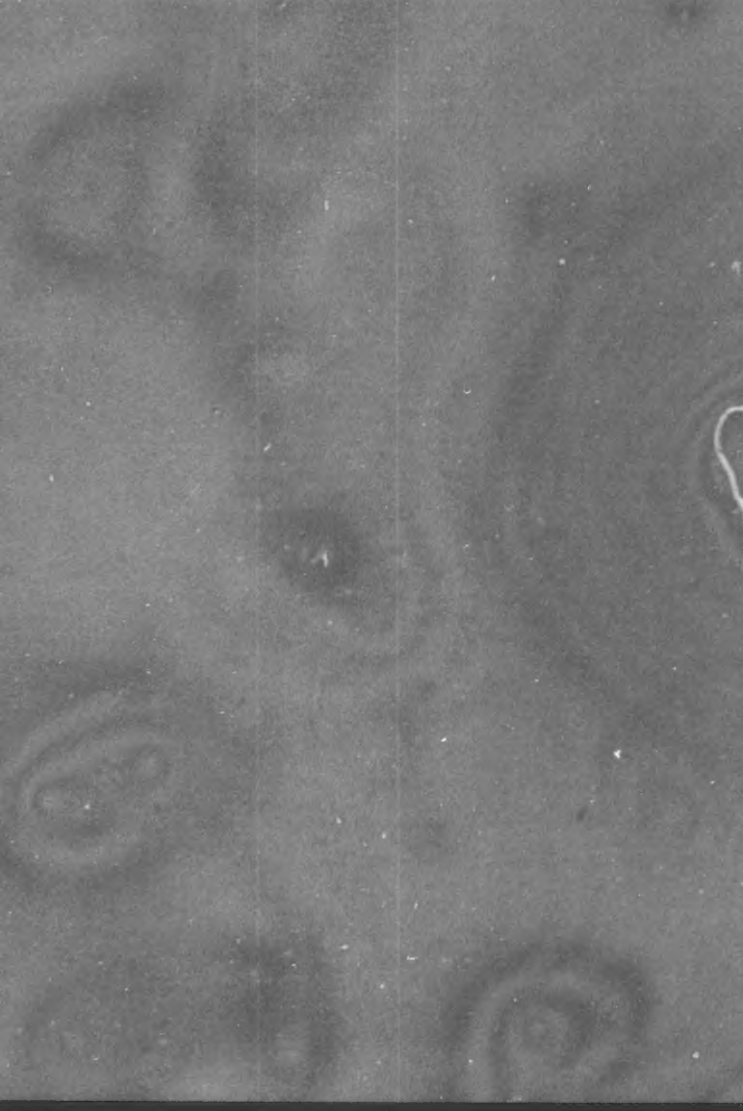
Jeux floraux, in Toulouse im 15. Jahrhundert von Clémence Isaure gestiftet, war ein Liederfest und wurden die besten Gedichte mit Blumenpreisen belohnt. Diese waren: Ein Amaranth, von Gold gearbeitet, ein Veilchen von Silber, Ringelblumen von Silber, eine silberne Lilie. Mit diesen Blumen belohnte ursprünglich die schöne Isaure einen jungen Troubadour, Raoul, der ihr heimlich durch eine mit Epheu berankte Spalte der Mauer, die ihren Garten umschloß, Liebeslieder zusang und darin den Sinn der Blumen deutete. Ohne ein Wort zu sagen, steckte Isaure die Blumen durch die Spalte. Der Jüngling mußte in einen Krieg und fiel in einer Schlacht, worauf Isaure den Schleier nahm und das genannte Fest stiftete, welches sogar zu einer Academie des Jeux floraux sich erhöhte.

Von den Blumen hat auch der bekannte Pegnesische Blumenorden seinen Namen, eine Dichtergesellschaft in Nürnberg, welche 1844 ihr 200jähriges Jubiläum feierte. Die Mitglieder wählten anfangs sich Blumen im Ordenszeichen und Blumennamen, so das Maiblümchen, den Klee, die Myrtille, die blaue Kornblume ꝛc. Das Symbol des Ordens wurde dann die Passionsblume (Passiflora coerulea), an welcher die Zeichen des Leidens Christi zu sehen, die Dornenkrone, das Kreuz, die Nägel ꝛc. und die nach einer alten Legende aus dem vom Kreuze Christi herabträufelndem Blute entstanden seyn soll. Daher besang sie auch Harsdörfer (Strefon) einer der Gründer der Gesellschaft und schließt sein Gedicht mit den Versen

„Ich will sie, mich zu ergetzen,
weil sie mehr als andre werth,
von der fetten Garten-Erd
in mein gläubigs Herz versetzen."

Es wäre noch mancherlei zu erzählen, von dem Blumenorakel des Marienblümchens Maaßlieb (Bellis perennis) und der wilden Kamille (Chrysanthemum), von der Rose von Jericho, vom Teufelsabbiß (Scabiosa succisa), vom Enzian, Allermannsharnisch, Meisterwurz, Gemswurz und Irrwurz, es sey aber diese Skizze mit

einer Sage von dem freundlichen Vergißmeinnicht geſchloſſen. Sie lautet dahin, daß als Gott den Blumen Namen gegeben, ſich jede den ihrigen wohl gemerkt, das Vergißmeinnicht ihn aber vergeſſen habe. Da mußte es denn demüthig bei dem Schöpfer wieder drum anfragen und der Herr erhob den Finger und ſagte die drei Worte „Vergiß mein nicht“.



Erinnerungen

für

seine Freunde in Altengland,

bei deſſen

Fünfzigjähriger Jubelfeier

am 11. Februar 1870.

Von

Fr. v. Kobell.

München.
Akademiſche Buchdruckerei von F. Straub.

1826

Universitäts-
München
Bibliothek

Am 11. April 1839.

Dem Lord Maximilian in Bayern.

Schenkt ein vom allerbeſten Wein,
Den fröhlichſten, den ſchenket ein
Und ſchwingt das Glas für Weiß und Blau,
Das iſt die ſchönſte Farbenſchau,
Und grüßend es erklingen laßt
Dem liebſten Wirth, dem liebſten Gaſt,
Deß' Name freudig ſtets genannt,
Dem Herzog Max im Bayerland!

Ein Altbayer:

Lieber Herzog Maximilian,
Schau i' woaß nit, wie und wann
Juſtement a' gmoana Mo'
Enk a' Sprüchl ſagn ko',
I' probirs und wünſch' Enk halt
Werds a' hundert Jahrln alt
Und diewei' ſo guat der Stamm,
Kriegts a' Duze'd Prinzn z'amm,
Denn des Guati hat ma' gern,
B'ſunders an die großn Herrn,
Schau' gnä' Herr, ſo bring' i's aus,
Hoch dees ganzi Herzoghaus!

Ein Pfälzer:

Deß Beſcht
Bei'm e' Feſcht
Un' was e' jedi Handlung krönt,
Deß is, daß mer's vun Herze meent,
Un' weil deß wohr, derf ich's aach wage'
Euer Königliche' Hoheit gehorſchamſt zu ſage,
Daß mei' Wunſch nor der allee,
Es ſoll Ihne allsfort recht gut geh'
Un' ſoll der Baam, der vum uralte' Scheure'
Zei' Aeſcht ausſtreckt über's glückliche Baure',
In all' ſeine Branche' blühe' und grüne'
Un' mir d'ra' wimmle', wie luſchtige Biene',
Königlichi Hoheit, ich empfehl' mich Ihne'.

1841.

Epiſtel an den Prinzen von Wales.

(Ein Wiegenkind auf der Tafel.)

Es rüſtet ſich Lady, es rüſtet ſich Lord
Und ſie reden ſchon lang kein anderes Wort
Als Taufe und Chriſtening und Tauf' noch einmal,
Und Jubelgetöſe erſchallt überall,
Und Alles für Dich du kleiner Regent,
Als nähm' Deine Taufe gar kein End.
Und der König von Preußen ſogar ſchwimmt hinüber
Um Dir der Pathe zu ſein, mein Lieber
Und da man erwartet o Prinz von Wales
Du werdeſt der brittiſchen Inſel ein Fels,
Der kühn mit den Stürmen der Meere rauft,
So wirſt Du, o Schickſal!, mit Waſſer getauft,
Mit Waſſer! — o Prinz, Du weißt wohl nicht,
Wie leicht eine Mauer zuſammenbricht,
Die bei der Geburt iſt mit Waſſer getauft
Und wie ihr der Angſtſchweiß herunterlauft;
Da ſchau doch einmal nach München herein
Und frag' wie die Thürme getaufet ſein,
Die feſter ſtehn als mancher Fels
Und feſter als je ein Prinz von Wales,

Die Frauenthürme, man taufte ſie fein
Mit der Rebe Geſchenk, mit dem gold'nen Wein,
Sie haben auch weiblich ihn eingeſogen
Und kein Sturm noch hat ſie niedergebogen.
Nun ſind Deine Britten wohl klug und geſcheit
Und im Allgemeinen gar praktiſche Leut',
Doch diesmal haben ſie Dir die Kanne
Nicht richtig gefüllt und die Badewanne.
D'rum wir von Oldengland in pleno vereint,
Wir haben es beſſer mit Dir gemeint,
Wir wollen Dich fröhlich taufen im Wein
Und leuchtet Dir einſt ſein roſiger Schein,
So wirſt Du des Feſtes Werth erkennen
Und wirſt uns brave Geſellen nennen,
Dann ſchick' aber auch einen Korb guter Flaſchen
Um ebenſo unſere Kinder zu waſchen,
Mit dieſem Fiat rufen wir aus:
God save the Kind von Albions Haus!

Am 12. November 1847.

Lord Maximilian von Leuchtenberg.

In unſerm fröhlich bunten Kreiſe
Treibt Jeder Eines nach ſeiner Weiſe
Und wer Soldat, dem fällt nicht ein
Auch Petrefactolog zu ſein,
Und wer Phyſik ſich auserwählt
Nicht viel das Steinreich überzählt
Und wer ein Vogelkenner iſt,
Der iſt nicht auch ein Montaniſt;
Ihr, edler Herr, habt's anders vor,
Verkehrt mit Koſaken und Huſaren
Wie mit galvaniſchen Plattenpaaren,
Mit reichen Fürſten und armen Bauern,
Und wieder dann mit Ichthyoſauern,
Mit Tagsbefehlen und Ukaſen
Und Idokraſen und Topaſen
Und ditto auch mit holden Frauen
Wie mit den Colibri's und Pfauen,
Fürwahr Ihr thut der Arbeit viel
Und habt ſie Euch gar ſchön verwoben
Und darum kann man Euch nur loben,

Denn das erhöht den Diamant,
Daß nicht gleich andern Edelſteinen
Sein Glanz nur eine Farbe trägt,
Daß er ſie alle will vereinen.
Und wie Ihr ſo dem Wiſſen hold,
Habt Ihr gelernt vom edlen Gold,
In allem buntbewegten Treiben
Unangefochten Gold zu bleiben,
Und habt vom Kupfer und vom Zink
Genommen Euch den guten Wink,
Wie wenig wohl ein Ding zum Schein,
Von hohem Werthe kann es ſein.
O laßt Euch von der Vögel Zug
Auch lehren treuen Heimatſinn,
Und ruft Euch nordwärts das Geſchick,
Kehrt gern und oft zu uns zurück.

Am 6. Januar 1848.

Lord Wilhelm von Würtemberg.

Du edler langer Würtemberger,
Ich grüße Dich in unſer'm Bund,
Ich grüß' Dich heut' um Deiner Größe
Und dieſer Gruß hat guten Grund.
Zwar will ich grad' nicht d'rüber ſchwärmen
Daß Du Dein ganzes Regiment
Weit überragſt und daß von weitem
Den langen Führer Jeder kennt,
Auch eben nicht, wie Du im Vortheil,
Wenn es an's Klingenmeſſen geht
Und wie in Volksgedräng und Aufzug
Dein Federbuſch am höchſten weht,
Um Größeres will ich Dich grüßen:
Es ſteht gar manches hohe Haus
Und mancher Stammbaum rieſenmäßig
Und Du ſchauſt d'rüber doch hinaus.

Du weißt es eben, welche Flüge
Kein Adler der Heraldik mißt
Und daß allein Minervens Vogel
Zum Höheren der Träger iſt.
Und ſolcher Größe ſoll es gelten
Und darum ſoll getrunken ſein:
Es leb' der lange Würtemberger,
Ich weiß, die Freunde ſtimmen ein!

Am 9. Mai 1848.

Den Deputirten Altenglands nach Frankfurt a. M. zur conſtituirenden Verſammlung.

Um den Kaiſer zu wählen für's deutſche Land
Waren der Churfürſten ſieben ernannt,
Vier weltliche Herren und geiſtliche drei,
Die kürten und amtirten dabei.
So war es, doch ſeit Altenglands Staat
An ſolchem Geſchäft ſich betheiligt hat,
So wollt' es die erſten vier nur belieben,
D'rum ſind die drei geiſtlichen weggeblieben.
Das ſchadet auch nicht, denn die Geiſtlichkeit
Die war mit der Welt von je in Streit
Und da es jetzt gilt, einig zu ſein,
So thun ſich die weltlichen leichter allein
Und wird auch dabei der Sieb'ner verletzt,
Die wichtigſten Würden ſind dennoch beſetzt,
Der Marſchall, der Kämm'rer, der Truchſeß, der Schenk,
Sind die ihres Amtes nur immer gedenk,
So läßt ſich ein Kaiſer wohl halten in Ehren
Und kann man die Kanzler leichtlich entbehren.
In dieſem Sinn hat Altengland gedacht
Und zum Marſchall den tapfern Beisler gemacht

Und zum Kämm'rer den Hegnenberger ernannt,
Weil die Kammerwirthſchaft gar wohl ihm bekannt,
Und Lord Minor der Graf war zum Truchſeß der Mann,
Weil er luſtig tranchiren und aufſchneiden kann,
Und zum Schenk erkor es den dicken Schauß,
Der ſchenkt ja gern ein und trinkt auch gern aus.
So zieht denn ihr Kürer nach Frankfurt am Main,
Da treffen wohl Unberuf'ne auch ein.
Und wird viel Geſchrei und Spektakel geben,
Da müßt Ihr mit aller Macht euch erheben.
Und wenn ſie ſich wie die Narren gebahren,
So muß der Lord Beisler die Würde wahren.
Denn wie mit den Narren zu verkehren,
Das konnte ihn wohl die Praxis lehren,
Einem Miniſter vom Cultus und Unterricht
Dem fehlt es dazu an Gelegenheit nicht.
Und wenn dann die Communiſten ſchrei'n,
Es ſolle nur eine Kammer ſein,
So ſpreche Lord Hegnenberger getreu
Für ſo viele Leute klecken kaum zwei,
Denn ſchwerlich gelte in dieſem Fall
„Viel gute Schaf' gehn in einen Stall".
Und kommen die Weiſen der Spree in's Gau
Und die Chur lauft an mit Berlinerblau,
So ſoll ſich Lord Graf als Truchſeß geriren
Und ihnen die Flügel heruntertranchiren.
Und Du Lord Schauß ſchenk' fleißig ein
Und den Braven credenze den beſten Wein

11

Und laße den Römer zu Liedern kreiſen,
Die ein wahrhaft einiges Deutſchland preiſen,
Doch merke, dem lumpigen Wühlerhaufen,
Dem gieb vom Seekreis Eſſig zu ſaufen.
So machts Ihr Narrer in Frankfurt am Main
Und die Chur wird eine glückliche ſein.

Am 4. Februar 1849.

Altenglands Ball.

Gar manches Jahr iſt gekommen und ging
Und was haben die Lords getrieben?
Lord Perner hat's im Tagebuch
Der Nachwelt aufgeſchrieben:
Sie haben geplaudert, gezecht und gelacht
Im Klub bis in die ſpäte Nacht.

Die Frauen daheim und die Kindlein klein
Die ſaßen immer alleine,
Dem Säugling ſang kein Vater ein Lied,
Daß er ſchlafe und daß er nicht weine,
Im Klub wohl ſangen ſie fleißig genug
Und ſorgten daß nicht ſchlafe der Krug.

Entſetzen! ja wäre das Tagebuch nicht,
Man würde es gar nicht glauben,
Und was ſagten die holden Frauen dazu?
Sie duldeten ſanft wie die Tauben,
Und die Lords die fanden das ganz charmant,
Denn ein ſanftes Dulden macht intereſſant.

Doch einſt eine gute Stunde kam,
Die Lords etwas höher zu heben,
Sie verſprachen ein herrlich' klubliches Feſt
Für Weib und Kinder zu geben,
Sie verſprachen's mit reichgeſprendetem Wort
Sie verſprachen's zehn Jahre in einem fort.

Da brauſte ein mächtiger Sturm durch die Zeit,
D'raus ertönten die ſeltſamſten Rufe,
Und es rief auch „Frauenemancipation!"
Nun war's auf der rechten Stufe,
Es war ein Spektakel ſo wirr und ſo groß,
Als gingen Millionen von Schwärmern los.

Was? Frauenklubs an der Seine und Spree?
Das ſind doch ſeltſame Zahen
Und auch ſchon in Leipzig und Magdeburg,
Nun iſt es nicht mehr zum lachen,
Da ſchüttelte mancher Lord das Haupt
Und rief „wer hätte je das geglaubt!"

Und Lord-Minor, Geſandter beim Reichsparlament
Und Lord Schauß auch ſchrieb Briefe auf Briefe,
Es woge ein Umſchwung der Dinge daher
Und wohl dem, der d'rüber nicht ſchliefe,
Da dachten die Lords, ei ei das geht weit,
Zum verſprochenen Feſt iſt es höchſte Zeit.

Und es wurde getagt bis Mitternacht,
Und bald ging's von Munde zu Munde,
Wie blüthelustigen Frühlingshauch
Begrüßte man jubelnd die Kunde,
Ein Feſt, ein Feſt! nun Blumen und Kranz
Und ſchmücke dich Jugend zu Freude und Tanz!

Und ſo hat ſich's gezweigt bis zum heutigen Strauß
Holder Frauen und blühender Kinder,
Die Lords ſie erkennen und geh'n mit der Zeit,
Sie leiden mit ihnen nicht minder,
Und ich rufe, von Herzen altengliſch geſinnt,
Old-England for ever mit Weib und Kind!

Am 11. Auguſt 1849.

Rückkehr der Frankfurter Deputirten.

Nun ſprecht Ihr Herrn vom Parlament,
Da euer Sitzen endlich zu End',
Was iſt für uns zum Heil geſchehen,
Gebt Rechenſchaft, wir wollen's ſehen.
Dictirte des Geſetzes Griffel,
Daß künftig wohlfeiler die Trüffel
Oder zahlt man Frankreich wie zuvor
Das Sündengeld von Perigord?
Wie ſtehts mit den Champagnerpreiſen,
Klingts auch noch in den alten Weiſen,
Daß kaum ein braver deutſcher Mann
Den Durſt gehörig ſtillen kann.
Habt Ihr mit Albion arrangirt,
Was längſt Bedürfniß war und iſt,
Daß Auſternbänke es cedirt
An's deutſche Reich zu dieſer Friſt?
Kann endlich frei bezogen werden,
Was ſchmachvoll niemals je geſchah,
Der Arak von Batavia,
Der Hummer aus dem Niederland
Und Straßburgs Lebern wohl bekannt?

Das Wichtigſte noch frag' ich Euch,
Der Schwerpunkt iſt's für's ganze Reich,
Wie ſtehts mit dem Gewächs am Rhein?
Ein Lebensodem iſt der Wein,
Das Reich wird doch in ſeinen Gränzen
In Zukunft ihn umſonſt credenzen?!
Denn das verlangte des Volkes Willen,
Was habt Ihr gethan, ihn zu erfüllen,
Danach ſchrie ſeine Souverenetät,
Die, wie es ſcheint, Ihr nicht verſteht!
O weh! Ihr ſchweigt und ſeufzt und ſchweigt,
Das ſchwere Haupt zu Boden geneigt,
Ihr wußtet gar nichts durchzuſetzen,
Ließt Euch caput von den Andern ſchwätzen,
Und Wein und Trüffel von Perigord,
Die werden noch theurer als zuvor!
O Jammer! wer hätte das geglaubt,
Die Hoffnungsbäume ſind entlaubt,
Die Fortſchrittsgedanken ſind zertreten,
Altengland wankt, wer kann es retten?
„Nur ein Pfiff des Lord Schatzmeiſters!“

Am 11. Februar 1811.

Lord Kaiſer.

(Altenglands 25jähriges Jubiläum.)

Sag' an, Lord Kaiſer, Geburtstagmagiſter,
Mit Deinem unendlichen Datumregiſter,
Sag' an uns Lords, und ſpitze die Ohren,
Der Genius Altenglands, wann iſt der geboren?
Wie heißt der Tag und Stunde und Ort
Und Freundſchaft, Gevatterſchaft und ſo fort?
Wohl ſchreibſt Du Namen und Tage zu Hauf,
Schreibſt ſelbſt die kleinſten Kinder auf,
Und achteſt nicht der Müh' und Plag',
Die Lord Arco allein Dir machen mag,
Doch ein Kind wie Altenglands Genius,
Nicht wahr, das iſt eine and're Nuß,
Das fängt Dein Liniennetz nicht ein
Und wär's auch noch ſo eng und fein,
Und thätſt Du noch ſo ſehr Dich befleißen,
Es würde den ganzen Plunder zerreißen.
Du meinſt vielleicht, weil Jubiläum heut',
Da ließe ſich ausſtudiren die Zeit,
So etwa vor fünf und zwanzig Jahren,
Lord! ſolche Rechnung kannſt Du ſparen,

Vernimm und ſchreib' es auf geſchwind,
Es iſt geboren das hohe Kind
An jedem Tag und zu jeder Stund',
Da der Wein gibt ſeine Freuden kund,
Es iſt geboren zu jeder Zeit,
Da holdem Weib und ſchmucker Maid
Das Herz eines Liedes Blume weiht,
Es iſt geboren an jedem Ort
Wo noch gilt eines braven Mannes Wort
Und zu Freund und Gevatter iſt ihm erwählt,
Wer von ritterlichem Sinn beſeelt.
Nun ſchreib' das Kind in Dein Regiſter
Und ſchreib', es ſei ein Feind der Philiſter,
Ein Feind der Knauſer und der Knicker
Und kannegießender Keſſelflicker
Und woll' auch nichts wiſſen von Carthäuſern
Und ditto nichts von allen Duckmäuſern,
Es ſei ein Kind der Poeſie
Und dieſen Adel verläugn' es nie
Und laſſe ſein ſonniges Banner wehen,
Wenn Manchem auch d'rüber die Augen vergehen.
So iſt's und würde dieß Kind uns geſtohlen
Dann ſoll der Teufel die Jahrzahl holen!

Am 2. Mai 1853.

ord Würtemberg und ſein Haushofmeiſter Dallarmi.

„Jetzt höret Dallarmi, jetz' ſchaffet Sie a'.
„'S muß 'hampus fort mit der Eile'bah'
„Als G'ſchenk für Altengland, 's iſch Ihni bekannt.
„Die G'ſellſchaft, Sie wiſſet, im Bayre'land."

„„Erlaucht, Sie befehlet, i' denk' mer wohl
„„A' Duzend Flaſche', wann i' die hol'
„„Aus'm Keller, deß iſch a' ganz hubſchi Parthie,
„„Doch wie Sie befehlet, mir macht es kei' Müh'.

„Ja was fallt Ihni ei', deß langt lang nit,
„Es gehe' ja i und der Spitze'berg mit",
„„Erlaucht Sie befehlet, da denk' i' mer halt
„„Zwei Duze'd Flaſche', die langet do' bald"".

„Alls beſſer, Dallarmi, kann Ihni nix ſchenke',
„Der Lord Maximilian iſch au' zu bedenke,
„Und der Haindl, der Hohe, der Griefenbeck,
„Die gehn ſo g'ſchwind von de' Flaſche' nit weg.

„„Erlaucht Sie befehlet, da denk' i' mer halt
„„Drei Duze'd, deß iſcht ja a' ganzer Wald,
„„Da hennt ſie wohl All', i' moi's, grad gnuag,
„„Mer trinkt doch de' Champus nit aus'm Kruag.

„Ja was fallt Ihni ei', 's ischt der Kobl drbei,
„Der kann nit leide' a' Knauserei,
„Und der Pocci, der Heinz, der Binger Zolz,
„Bigott die Kerle seind nit von Holz."

„„Erlaucht, ja geht es so bode'los her,
„„So nehme' mer sufzig, e' ganzes Meer,
„„Erlaucht, deß isch' aber doch unerhört
„„Wann mer de' Maage' so gar viel beschwert.

„Nei', höret Dallarmi, es ischt nit der Maage',
„Es isch e' Geheimniß, i' will's Ihni sage',
„Es trinkt jusch deß England so gar viel nit,
„Der Apoll und die Muse', die zeche' mit;

„Es heißt wohl, sie hätte am hoche' Parnaß
„An der Quell' Hypokrene ihr heiliges Faß,
„Deß isch aber nix, dagege' isch g'wiß,
„Daß Ihni All' lieber der Champus isch."

Am 30. Oktober 1853.

Die Parade.

Was zieht Altengland heut' ſo ſchmuck
Zur feſtlichen Parade,
Mit fliegenden Fahnen, mit klingendem Spiel,
Mit donnernder Kanonade?

Wem gilt die Feier dieſes Tag's,
Denn ſeltſam ſind die Soldaten,
Sie kennen keinen Gamaſchendienſt
Und ſind doch gut gerathen.

Es thut ja Lord Maxmilian
Das Obercomando führen,
Der iſt ein wohlerfahr'ner Herr
Und fleißig im Exerciren.

Doch ſtill! die Parade beginnt, ſchon naht
Der Vortrab ſcharfer Schützen,
Die Compagnie Madera iſt's,
Wie ſchön ihre Stutzen blitzen!

Die ſind erprobt in mancher Schlacht
Und lieben Waidwerks Freude,
D'rum zählen die Jäger all' dazu,
Verwittert in Wald und Haide.

Nun kommt das Regiment Bordeaux
Mit purpurfarb'nen Röcken,
Zum Kleinod haben ſie einen Rubin
Auf ihren Hüten ſtecken.

Das iſt gemüthlich heit'res Volk
Und halten feſt zuſammen
Und ſind von deutſchem Schrott und Korn,
Wenn fränkiſch auch der Namen.

Jetzt folgt ein gewichtiges Bataillon,
Das ſind die alten Garden,
Die Hochheimer ſind ſie getauft,
Ein Eichkranz an ihren Standarten.

Gar mancher Graubart iſt dabei,
Der ſonſt ein flinker Uhlane,
Jetzt hält er lieber zum ernſten Korps
Mit der ruhmbedeckten Fahne.

Und nun Trara! Trompetenſchall,
Altenglands Reiterſchaaren,
Das fliegt und brauſt und dröhnt und klirrt,
Das ſind die Campus-Huſaren!

Hui! geht's daher über Stock und Stein
Mit fröhlichen Hurra-Rufen,
Sie brechen die Blumen des Feldes nicht
Mit der Roſſe flüchtigen Hufen,

Denn leicht und ſpielend wie der Wind
Sind ihre beflügelten Reihen,
Da jauchzt die Bruſt, da muß ein Lied
Von des Lebens Luſt gedeihen.

Und wahrlich der Luſt des Lebens gilt
Dies ſtattliche Paradiren,
Denn wenn ſich dem Lorbeer die Roſe vermählt,
Ihr freundlichen Sterne regieren.

Und iſt ja die Roſe des Feldherrn Kind
Und ein Lorbeerheld der Freier,
D'rum Trommelſchlag und Pfeifenklang
Und rauſchendes Freudenfeuer.

D'rum t'Achtung, präſentirt's Gewehr!
Der Tag iſt von Gottes Gnaden,
Dem Brautpaar und dem Feldmarſchall
Ein Hurra-Hoch! Kam'raden!

Am 12. Februar 1863.

Geſellſchaftsreime.

Wer feiert heut' die Stunde hier,
Es ſind die Lords Altenglands, Wir,
Und uns den Himmel blau zu malen,
Gern wollen wir die Zeche zahlen
Und gegen Langeweil' vom Leder
Wird willig ziehen auch ein jeder,
Dann wird's nicht fehlen, wie ich meine,
Daß froher Sinn uns all' vereine,
Und kommt kein Carmen aus der Taſche,
So kommt doch eines aus der Flaſche
Und ſing'ts und bringt's auch einen Dampus,
Es ſei gelobt, kommt ja vom Champus.

Die unterſtrichenen Reime ſprachen die Lords ergänzend aus und erfuhren am Schluß, daß ſie damit das Verſprechen gegeben: „Wir zahlen jeder eine Flaſche Champus".

Am 1. Juli 1869.

Lord Carl Theodor in Bayern.

Ein junger Lord tritt in die Reih'n
Des altergrauen Englands ein,
Da ſitzen Geſellen von mancherlei Art,
Gar bunt vom Schickſal zuſammengeſchaart,
Die einen ſchon ziemlich verrupft und verkrumpelt,
Die andern ſcheinbar etwas verlumpelt,
Und andere wieder verwittert, verwettert,
Gottlob! kein einziger drunter vergöttert,
Und doch eine wackere Compagnie,
Und ſchwerlich noch einmal findeſt Du ſie.
Das hat der junge Lord wohl erfragt,
Vielleicht hat's ihm ſein Vater geſagt,
In dem fließt auch altengliſches Blut
Und kennt den Rummel bei uns gar gut.
Vernimm aber nun in meinem Gedicht,
Wie ſich noch ſteigert Altenglands Gewicht:
Man nennt wohl Reichsräthe, Maler und Dichter
Auch große mediciniſche Lichter,
Und hochgeſtellte Offiziere,
Directoren und Hofcavaliere,
Doch vieles, was da glänzt und prangt,
Nicht an die große Glocke gelangt;

Da iſt z. B. ein Schiffer wie keiner,
Wer? frägſt Du, Lord Holtz, der iſt ſo einer,
Da iſt Lord Riethammer, wohl bekannt
Als der ſchärfſte Tyroler im ganzen Land,
Dann weiter Lord Pocci, gar hoch celebrirt,
Weil in der Kunſt er excellirt,
Die Lords in freundlichſtem Perſifliren
Mit Pinſel und Feder zu illuſtriren.
Ein Hiſtoriker dann für Wahrheit und Dichtung,
Lord Rottmund wirkt in dieſer Richtung,
Charadentüpfler und Räthſelmeiſter
Sind die Grafen- und Sutnergeiſter.
Eine Scheherazade mit Bart und Helm
Iſt der dicke Gumppenberger-Schelm,
Verlangſt Du einen Genealogen,
So biſt mit Lord Kaiſer Du niemals betrogen
Und als Vertreter eines Mephiſto's
Iſt unſer Lord Koch gewiß der ἄριστος.
Sind das nicht Schätze in einem Verein?
Gewiß! d'rum geh' nur fröhlich herein,
Ich nannte ſie Dir zu Nutz und Frommen,
Und ſomit ſei von Herzen willkommen!

Leberreime.

1.

Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von einem Faſan,
Iſt Bachus auch ein Heidengott,
Ich bin ihm unterthan.

2.

Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von einer Gazelle,
'Will reiten heut' im Jagdgallop
Die Champus-Iſabelle.

3.

Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von einem Schweizer,
Der Gräfenberger war mir ſtets
Der liebſte Ofenheizer.

4.

Die Leber iſt vom Hecht,
Von keinem Bürſtenbinder,
Es lebe Vater Noah hoch,
Der liebe Weinerfinder.

5.

Die Leber iſt vom Hecht,
Von keinem Capuziner,
Der Champus iſt mein Herr,
Ich ſein ergeb'ner Diener.

6.

Die Leber iſt vom Hecht
Von keinem Cacadu,
In meinem Kartenſpiel
Iſt Champus ſtets Atout.

7.

Die Leber iſt vom Hecht,
Und nicht von einem Affen,
Wie ſeh' ich einen Fuchs ſo gern
Und mag doch keinen Pfaffen.

8.

Die Leber iſt vom Hecht,
Von keinem Poſſenreißer,
Trink', lieb' und leb' und lach'
Und ſei kein Zweifel — heger.

9. 10.

Die Leber iſt vom Hecht,
Iſt anders nicht zu taufen,
Der Champus der Franzos
Will heut' ſchon wieder raufen.

Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von einer Fliege,
D'rum aufgepaßt Ihr Lords,
Daß er uns nicht beſiege.

11. 12.

Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von einem Mohren,
Gottlob! daß ich nicht bin
Im Waſſermann geboren,
Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von einem Baſchkiren,
Der Wein, ſo heißt mein Stern
Und der ſoll mich regieren.

13.

Die Leber iſt vom Hecht,
Von keinem Eskimo,
Vivat l'ami de l'homme,
Es lebe der Bordeaux!

14.

Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht vom Kaſpar Hauſer,
Gar Mancher will ein Adler ſein
Und iſt doch nur ein Mauſer.

15. 16.

Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von dem Gambetta,
D'Franzoſen ſan caput,
Was ſag'n's dazua Herr Betta?
„Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von dem Bourbaki,
„Ja ſchaug'ns' wann dees nit waar,
Meinoad in' Tod d'erſchraak' i'.

17.

Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von einem Pfau,
Im Kopfe bin ich ſchwarzrothgold,
Im Herzen weiß und blau.

18.

Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von einem Finken,
Laßt Bier uns dem Mai
Und ſeinen Blumen trinken.

19. 20.

Die Leber iſt vom Hecht,
Von keinem Krokodill,
Den Champus laß' ich leben hoch
Mit ſeinem Perlenſpiel;

Die Leber iſt vom Hecht,
Von keinem Bettelweib
Das Perlenfiſchen war ja ſtets
Mein liebſter Zeitvertreib.

21. 22.

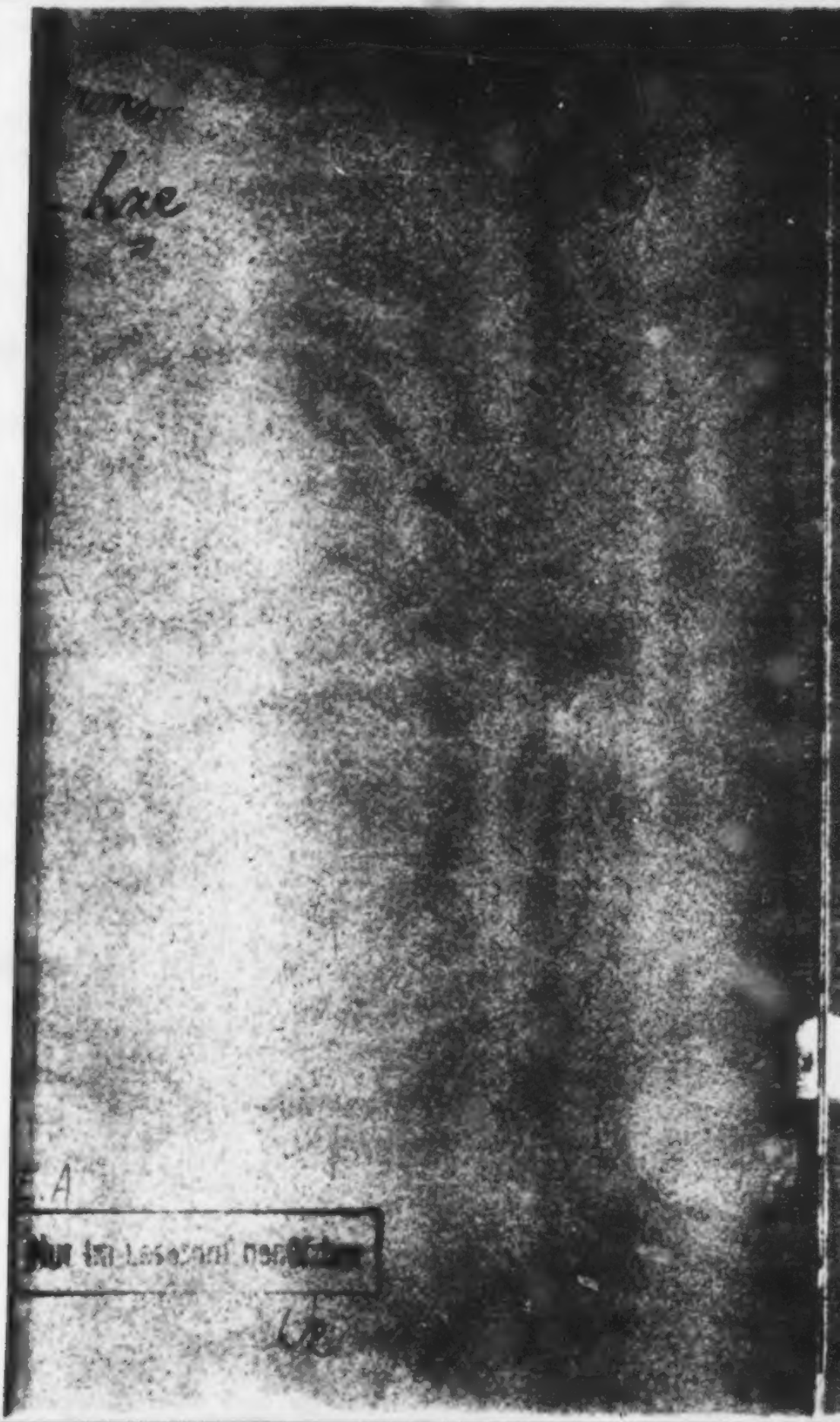
Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von einem Zeyen,
Von einer ſchönen Frau
Laß ich mich gern beheyen.
Die Leber iſt vom Hecht,
Von keinem Cherubin,
Wenn das gefährlich wär',
So wär' ich längſt dahin.

23. 24.

Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von einem Biber,
Das Sprüchwort ſagt „ein Rauſch
Iſt beſſer als ein Fieber".
Die Leber iſt vom Hecht,
Von keinem Münzwardein,
Das Fieber mögt Ihr nicht,
D'rum haltet Euch zum Wein!

25. 26.

Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von einem Renken,
An's Carpe diem gilts
Stets mehr und mehr zu denken.
Die Leber iſt vom Hecht
Und nicht von einem Zinken,
D'rum winkt ein gutes Glas
Nicht ſäumig ſei im Trinken!



Jagd- und Weinlieder

in

hochdeutſcher, oberbayeriſcher und pfälziſcher Mundart

von

Franz v. Kobell.

Stuttgart 1889.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhaltsanzeige.

	Seite
Jagdlieder, hochdeutsch	1
Die Zeit der Riesentiere	3
Die Eiszeit	13
Aus dem Jägerleben	16
Der Jäger	23
Waidsprüche	24
Hirschjagd	27
Waidsprüche	29
Gemsjagd	31
Waidsprüche	34
Jägerlied	36
Waidmanns Schmuck	37
Jägerlied	38
Hirschjagd	40
Spruchreime	42
Ueber das Schießen	48
Treibjagdlied	50
Spruchreime	53
Auerhahnfalz	55
Spruchreime	57
Zum Lob der Jägerei	62

Seite

Jagdlieder, oberbayerisch 63
Der Gebirgs-Jager a'm Anstand 65
Der alti Jaaga 68
Jagalied 71
Die Bayern' Jager 73
Die Fuchs' 76
Der Gamsjager 78
Der Auerhs' 80
Der Gang ins Hocheis 83
Gamsjagd 91
Spielhahn 93
Spielhs'-Falz 94
Schnadahüpfln 96
Gelegenheitsgedichte bei den Jagden S. M. des Königs Maximilian II. von Bayern im Hochgebirge 97
Maximilian II. Waidwerk 99
Waidmanns-Lust 103
Hubertustag 105
Jagdlieder, pfälzisch 107
Die Gemsejagd 109
Der Jäger 111
Weinlieder, hochdeutsch 113
Ein König ist der Wein 115
Sprüche 117
Trinklied 118
Sprüche 120
Weinlied 122
Sprüche 124
Wasser und Wein 126
Der Becher und ich 127
Becherspräche 129
Weinlieder, oberbayerisch 131
Schnadahüpfln 133

	Seite
Weinlieder, pfälzisch	135
An de Champagner	137
Lebenskunst	139
Als noch 'n Schoppe'!	140
An die Rhein-Traube'	142
Die drei im Keller	144
Die Bouteille'	146
Die drei große Herrn	148
Der Domdechant von Hochheim	151
Vum Wei'	153
Die Wein un' der Bachus	155
Der Stee' der Weise'	159
Der Dunscht am Champagnerglas	161
Zu den Weinliedern	163
Doktorpromotion des Weins	166
Doctor Vinum, Privatdocent	167
Der Wein zum Professor vorgeschlagen	169
Sprüche auf dem Königsbecher der Universität	172
Der Talisman der Traube	173
Lernet vom edlen Wein!	174
Schiffhumpenlied	176
Wein und Bad	178
Schnabahüpfln	179

Jagdlieder.

Hochdeutsch.

Die Zeit der Riesentiere.*)

Es schuf der Traum ein Bild dort, wo die Sonne
Den Pol umkreisend mondenlang verweilt,
Eh' mit den Nächten sie den Himmel eilt,
Und wo der Nordstern seine Wache hält;
Dort sollt' ich schau'n erneuter Schöpfung Leben,
Die Trümmer deckend der vergang'nen Welt,
Und neue Wunder sollten mich umgeben.

Ich stand an einem hohen Flußgestade
Mit Bäumen ragend, die den Föhren gleich
Und edlen Eichen wohl an Jahren reich,
Da kaum vermochte das geschmeid'ge Licht
Durch das Geflecht der Gipfel einzudringen,
Und d'runter lichte Tannenbüsche dicht
Und üpp'ge Kräuter das Gehölz umfingen.

---

*) Vierter Gesang aus dem Gedichte: „Die Urzeit der Erde" von Franz v. Kobell.

Dazwiſchen dunkle Ulmen und Platanen
Und Silberbirken ſchimmerten hervor,
Und wo der Fluß ſich weiter hin verlor
Erſchienen Weiden an der Ufer Saum,
Die ſanftgebog'nen Aeſte niederſenkend,
Daß manche ſchaukelte der Waſſerſchaum,
Den Blättern ſeine kühle Labung ſchenkend.

Es war nicht mehr das Schilf- und Rohrgedränge,
Bekannter war der Anblick in das Land;
Im grünen Grund auch manche Blume ſtand,
Und zog ein Falter ſeinen luft'gen Weg;
Auch hört' ich das Geſummſe emſ'ger Bienen,
Und kleine Vögel ſah ich im Geheg,
Und faſt wie heimiſch fühlt' ich mich bei ihnen.

Den Fluß entlang begann ich nun zu wandern.
Und welche Freude! in dem feuchten Sand
Ich deutlich eines Hirſches Fährte fand,
Doch größer wohl, als man ſie je geſeh'n;
Da hatt' ich alles andere vergeſſen,
Mir war, als ſollte ich zu jagen geh'n,
Und forſchend fing ich an die Spur zu meſſen.

Und weiter ſuchend, ſieh! da lag am Boden
Ein prächtig blinkend rieſiges Geweih,
Als ob's vorjährig abgeworfen ſei.
O Sankt Hubertus, welcher Enden Wald,

Wie hoch die breitgedehnten Schaufelſtangen,
Von vielgezackter ſeltſamer Geſtalt!
In Waidwerks Luſt war ſchwärmend ich befangen.

O möcht' es glücken, ſolchen Hirſch zu ſchauen!
Schon malte ihn die ſchnelle Phantaſie,
Die ſtets dem Waidmann gern die Farben lieh,
Und lauſchend ſpäht' ich überall herum;
Ein Wechſel mochte ſein, wo ich ihn ſpürte,
Der tiefer in Dianens Heiligtum
Zu einem halbverſteckten Steige führte.

Ich zog ihm nach wie hirſchend voll Begierde;
Da ſah ich hohe Büſche regen ſich.
Ob es der Hirſch? Und leiſen Trittes ſchlich
Mit inner'm Zagen näher ich dem Ort;
Doch plötzlich ſchaut' ich, in dem Dickicht liegend,
Ein plump gekauert Tier, das zerrte dort
Am jungen Holz, die ſchlanken Reiſer biegend.

Nun ſtand es auf; ich wich zurück, erkennend
Des wilden Ur's erſchreckende Geſtalt.
Welch' Bild von unbezwingbarer Gewalt,
Welch' trotzend Auge, welche Wucht der Kraft
In ſeinem Nacken, ſchwarz von woll'gen Haaren,
Der zott'ge Bart am Kinn, des Hornes Schaft
Und ein nach Streit begieriges Gebaren!

Ich lauſchte regungslos; jetzt im Geſtrüppe
Noch viele ſeiner Art entdeckte ich,
Die einen ruhend, andre jagend ſich
Und brüllend dumpf wie ferner Donner rollt;
Dann oft zu hartem Kampfe ſie entbrannten,
Und gleich als ob die Stirne brechen ſollt',
Die grimmen Stiere aufeinander rannten.

Ein wirr' Getriebe war's, von ihren Klauen
Zerriſſen und zerſtampft lag auf der Au
Manch' jung Gebüſch — doch eine neue Schau
Zu meinem Staunen reihte ſich daran:
Am Fluß erſchienen mächt'ge Elefanten,
Wie Schatten ziehend durch den grünen Tann,
Der krachend ward gedrängt von den Giganten.

Es blinken weit der langen Zähne Waffen,
Darunter viele wie zu einem Ring
Am End gebogen und, ein ſeltſam Ding,
Das Fell dickhaarig, wie es trägt der Bär.
Sie tränkten ſich am Fluß mit wildem Schnauben,
Die ſchweren Rüſſel ſchwenkend hin und her,
Vom Hauche ſah den Waſſerdunſt ich ſtauben.

Nun kamen ſie heran, furchtbar zu ſchauen;
Da wandten ſich die Ure aufgeſchreckt
Und ſcharten ſich, von Büſchen noch gedeckt,
Hinſtarrend, wo das Rauſchen wies den Ort,

Und als gewahrt sie jene schwarzen Massen,
Mit Zögern wichen sie; da floh ich fort
Durch der Gesträuche enggewund'ne Gassen.

Und eine Höhe eilt ich zu erklimmen,
Die sicher schien, und fern erst ruhte ich,
Wo ein Geklüft durch stein'ge Halden strich,
In dessen Schutz der Weg ansteigend bog;
Da klafften Höhlen in berankten Wänden
Und weiterhin ein Thal zur Tiefe zog,
Nach dem ich frei die Blicke konnte senden.

Ein dichter Wald verschloß der Felsen Eingang,
Und unter ihm ein sumpfig Flachland lag
Mit stillen See'n, die spiegelten den Tag,
Und dort bewegten sich bunt und zerstreut
Der Riesentiere viel, die Gräser schlürfend,
Und auch manch' Nashorn sah ich auf der Heid',
Mit grimm'gen Stößen in dem Boden schürfend.

So mag das heiße Afrika sie hegen
Und Ceylons Insel, wo der Zimmt gedeiht;
Doch welcher selt'ne Stern regiert die Zeit,
Wenn solches Wild bis an die Pole dringt?
Ist eine andre Sonne wach geworden,
Die neue Zonen dieser Erde bringt,
Den Süden enger bindend an den Norden?

Da ich so sann, vernahm ich fernes Knistern,
Und flüchtig kam ein Hirsch vom Wald herein
Mit weiten Sprüngen über Stock und Stein,
Hin nach dem Graben durch die Felsenklamm;
Ein riesiges Geweihe sah ich fliegen,
Die Kronen flimmernd an der Stangen Stamm
Zurückgebeugt zum breiten Rücken liegen.

Und kaum dem dunklen Holz war er entwichen,
So brachen dort zwei Bären hastig vor
Und auf der Fährte nach in jenes Thor,
Aufbrüllend als den Raub sie nun geseh'n;
Da kam der Hirsch ins steinige Gedränge;
Zur Seite seinen Lauf nicht konnt' er dreh'n
Und mußte fort im steigenden Gehänge.

Er eilte, rechts und links die Felsen kreuzend
Und über Büsche setzend, daß das Laub
Wegflog und von dem Grunde Sand und Staub
Und sprang herauf zur eingekeilten Schlucht,
Wohl in Verwirrung seinem Steig vertrauend;
Doch zeigte sich kein Ausweg seiner Flucht.
Da stand er nun, nach den Verfolgern schauend.

Sie stürzen lechzend an, es ist kein Retten;
Da rennt der Hirsch, tief senkend das Geweih,
Den ersten niederstoßend, d'ran vorbei;
Der zweite aber schlägt im Augenblick,

Die Branten hoch gehoben, von der Seite
Und faßt ihn grausig krallend am Genick
Und reißt zu Boden ihn nach kurzem Streite.

Nun fielen beide d'rüber her zerfleischend,
Daß zum Gestein floß mancher rote Strahl,
Und gierig schlingend hielten sie ihr Mahl.
Da springt vom Felsenhang ein ander' Tier,
Die Bären neidisch ihm entgegenrollen —
Doch eine Wolke sank nun aufs Revier,
Als hätt' ich es nicht länger schauen sollen.

Wer jagte jenes Wild, wer hat's vertilgt,
Den nord'schen Elefant, den Riesenhirsch?
Wem gab sein rauhes Fell der Höhlenbär,
Wer fällte sie im Kampf, wer ging zur Birsch?

Ein Jäger kam, ein finst'rer Sohn der Nacht,
Vor dem die Blumen sinken welk und bleich,
Von dem der Baum, den er berührt, verdorrt
Und der Verwesung streut sein Blätterreich.

Es künden Rabenflüge seinen Weg,
Und Frostesschauer weht von ihm heran;
Was Leben atmend auf der Erde weilt
Des Endes Zeichen fühlt in seinem Nah'n.

Vom trüben Pol des Nordens kam er her,
Dort wo in Eisluft wie ein bleicher Mond
Die Sonne wärmelos am Himmel ſteht,
In ew'ger Dämmernacht das Starre thront.

Dort ragt ihm öd und kalt ein Jagdpalaſt;
Denn nur das Kalte iſt ſein Element,
Und kalt zu machen, was da Wärme hegt,
Das iſt das Thun, zu dem er ſich bekennt.

An ſeinen Bann gefeſſelt ſteht das Leid,
Ein giftig ſchillerndes Chamäleon;
In ſeinem Sold die Furien der Furcht
Mit ihren nimmermüden Qualen droh'n.

Er kam zu halten ſchreckliches Gejaid,
Ein Waidwerk wie man keines je geſeh'n;
Von all' den tauſend Scharen jenes Wilds
Nicht ſollte ihm ein einzig Stück entgeh'n.

Es rief ſein Horn, da flog der Stürme Volk
Rings aufgeweckt zum ſchlimmen Dienſt heran,
Der Schwingen Schlag erklang durchs Firmament
Und wälzte fort ſich auf der luft'gen Bahn.

So wie der Gemſengeier jagt das Wild,
Wenn rauſchend um das ſich're Felſenſchloß
Sein Fittig ſtreift, und zwingt es in die Flucht,
So brauſte tobend hin der Helfer Troß.

Des Eismeers Ufer ſenkte ihre Bucht,
Daß ſich ergießend breitete die Flut;
Mit allen Schrecken trieben ſie das Tier,
Und nieder warf es des Gebieters Wut.

Vernichtend fiel ſein unſichtbar' Geſchoß,
Vernichtend ſeines Armes Allgewalt;
Da ſank in Finſternis das Augenlicht
Und ſtockt' das Blut bewegungslos und kalt.

Es war ein Kampf, ein Tummeln und Geſtöhn,
Daß weit der Boden dröhnte ringsumher,
Und ſchonungslos ſein Werk der Schütze trieb,
Und enger ſtets den Bogen ſchloß das Meer.

Und nimmer ruhend würgte ſeine Gier
So lange noch ein Puls der Adern ſchlug,
So lang noch einer Kehle Klagelaut
Der Hauch des Lebens zitternd weiter trug.

Dann als vertilgt das große Waidrevier,
Ein anderes Gehege wählte er,
Und nach dem Süden wandte ſich der Zug,
Und mit den Wolken ging das wilde Heer.

Da lauſchte hoch auf mancher Elenhirſch
Aus fernen Bergen nach dem Toſen dort
Und wich geſcheucht, denn immer näher kam's,
Und floh geängſtigt durchs Gehölze fort.

Die Eiszeit.

Es wechselte des Traumes Spiel das Bild,
Ich schaute reichgetürmte Städte liegen,
Die Mauern schmückend mancher Garten stand,
Im Sonnenstrahl die Kuppeln strahlend stiegen.

Die Thore wimmelten von buntem Schwall,
Von Menschenflut, von Wagen und von Rossen,
Wie blumig' Gold der Segen des Getreids
Auf wohlgepflegten Feldern war ergossen.

Es wehte frisch und traulich mir die Luft,
Und bald erkannt' ich mich in heim'schen Gauen,
Das deutsche Land vor mir gebreitet lag,
Und seine Alpenmauer sah ich blauen.

Wie heimgekehrt von weitentleg'ner Fahrt
Begrüßt' ich freudig wohlbekannte Orte,
Mich glücklich fühlend, daß die Gegenwart
Erschlossen ihre blühend grüne Pforte.

In Lust verweilend sonnte sich der Blick
An diesen wein- und kornbekränzten Ländern,
An ihrer ernsten Tannen ew'gem Grün,
An ihrer treuen Flüsse Silberbändern.

Doch dauernd nicht genoß ich ſolche Schau,
Die Farben ſchienen langſam zu erblaſſen,
Es ſchwand die Ferne, formlos löſten ſich
In leichten Wolken der Gebirge Maſſen.

Und einem Schleierhauch des Nebels gleich
Zerfließend ſah ich Stadt um Stadt vergehen,
Dann plötzlich wie am Pol, vor meinem Aug'
Die Wildnis der Vergangenheit erſtehen.

Gebannt an ihre Schöpfung ſchien der Traum.
Und welch' ein Wechſel! Wo ich noch ſoeben
Bekanntes Land geſchaut und Städtepracht,
Da rührte ſich nun jenes nord'ſche Leben.

Wie dort der Elefanten Ungetüm
In hochbewachſ'nen Triften ſah ich brechen,
Wie dort Rhinoceroſſe zwiegehörnt
Im Schatten lagern auf den grünen Flächen.

Wo jetzt das leichte Reh an Fluſſes Rand
Zur kühlen Weide zieht, da drückte nieder
Des Nilpferds Wucht den Grund, als trüge es
Von ſchwerem Stein die ungelenken Glieder.

Der Leichenräuber, die Hyäne, auch
Und andres Tier von fremder Art und Weſen
Durchzog das edle Land, dem ſchönen Rhein,
Der ſtolzen Donau zum Gebiet erleſen.

Ein Traumesbild! und doch ein treues Bild
War magiſch aufgetaucht in ſeiner Gabe;
Das Zeugnis iſt gewahrt, du findeſt es
Verſchloſſen in der Scholle ſtillem Grabe.

Und jenes Jagen an der Erde End'
Ich ſollt' es weiterwürgend wiederſehen,
Und wie das Leben dort gebrochen ſank,
So ſollt' es hier nicht ſeinem Los entgehen.

Anmerkung.

Mehrere Bildungen, wie sie im vorhergehenden angedeutet sind, folgten sich mit ähnlichen Pflanzen und Tieren, bis mit der sogenannten Braunkohlenformation und den ihr folgenden die Flora einen anderen Charakter annimmt und die Säugetiere auftreten. Die großen Farne, Equiseten und Lykopodien der früheren Periode verschwinden und baumartige Pflanzen, unsern Nadelhölzern und Laubhölzern ähnlich, erscheinen. Die großen Tiere der Elefanten (Mastodon, Mammut), Rhinoceros, Nilpferd, Tapire, besondere Arten von Bären, Hyänen, Hirschen ꝛc. werden mit den jüngern Bildungen dieser Periode immer mehr zunehmend beobachtet und zeichnen besonders den Norden in jener Zeit aus. Die Stoßzähne jener Elefanten werden in Rußland so häufig ausgegraben, daß sie einen Handelsartikel bilden. Man hat 1804 ein Mammut noch wohl erhalten im Eise am Ausfluß der Lena gefunden, ebenso ein ganzes Rhinoceros mit Haut und Haaren am Ufer des Wilui in Sibirien. Die besterhaltenen Skelette des Riesenhirschs, dessen Geweih bis 11 Fuß weit klaftert und manchmal mit dem Schädel gegen 90 Pfund wiegt, findet man in Irland. (Nach Einigen hätte er noch mit den Menschen zusammengelebt.)

Alle Beobachtungen deuten darauf hin, daß diese organische Schöpfung teils durch Fluten, vom Norden her kommend, teils durch Schnee und Eis ihr Grab fand.

Aus dem Jägerleben.

1.

O frischer Hauch im schattigen Waldesgrün,
Du Lust des Waidmanns, wenn er einsam ruht,
Wie glücklich hab' ich dich so oft begrüßt,
So oft gestärkt in dir des Lebens Mut.
Wenn's tagt im Osten von der Sonne Gold,
Ein ros'ger Schein sich in die Dämm'rung webt,
Wenn Strahl um Strahl durch Laub und Aeste zieht,
Der Morgen still zur Erde niederschwebt,
Wenn dann vom jungen Busch melodisch sanft
Das kleine Lied des ersten Vogels dringt,
Der sein Erwachen freudig sorgenlos
Zum Gegenrufe den Gefährten singt,
Wenn scheue Rehe zum verwachs'nen Grund
Mit Zögern einzieh'n vom betauten Feld,
Verstohlen weilend, wo ein Plätzchen grünt,
Wo frischer Quell sich seinen Garten hält —
O Morgenhauch im lieben stillen Wald,
Dem wilde Blume ihren Duft erschließt,
In dessen Wehen atmet die Natur,
Wie glücklich ist, der deinen Reiz genießt.
Ein Waidmann bin ich, und ich kenn' die Lust,
Wenn's im Gesträuch' und jungen Holze rauscht
Und dann ins Freie tritt der Edelhirsch
Und um der Blätter leicht Geflüster lauscht,

Wenn ſein Geweih, mit Sproſſen hoch gekrönt,
Die Zweige teilt und ihre Mooſe fegt,
Wenn er hinſchreitet fürſtlich auf dem Plan,
Mit ſtolzem Nicken ſeinen Hals bewegt —
Ich kenn' des Birſchens ſüße Träumerei'n:
Wenn alte dunkel-dichte Tannen ſteh'n,
Als horchten ſie, was unten leiſe zieht,
Als hätten niemals Jäger ſie geſeh'n;
Wenn dürres Schilf ſich regt am ſchwarzen Teich,
Umgrenzt vom Eichwald, wo der Eber hauſt;
Wenn manch' gebroch'ner Stamm von Stürmen zeugt,
Die wild durch ſeine Kronen hingebrauſt.
Von Menſchen fern, auf dich geſtellt allein,
Taucht manches Bild hervor, du ſahſt es nie;
Die Bäume äſten manches Leichenkreuz,
Wie viele Jäger überlebten ſie!
Wie mahnt ein Täflein tief im Rindenholz;
Da lag wohl ſterbend einſt ein Waidgeſell;
Die ihn begruben, ſie auch ſind dahin.
Die Eiche grünt wie damals jung und hell,
Wie damals leuchtet lieblich noch der Mond;
Wie viel der Luſt, des Leids hat er geſeh'n,
So oft er mit dem Morgenrot verblich,
So oft er kam mit kühlem Abendweh'n.
O edles Waidwerk, wer dich nie gekannt,
Ihm bleibt ſie fremd die dichtende Natur,
Wie die Romanze blüht in ihrem Reich,
Der Waidmann fühlt, der Waidmann weiß es nur.

2.

Wenn's dämm'rig wird und Nacht im Wald,
Die Abendglocke fern verhallt
Und der Mond aufgeht mit dem ſtillen Licht,
Da wird, ein jeder weiß es wohl nicht,
Eine andre Welt rege; doch leiſe nur
Und unheimlich flüſtert ihre Natur.
Im hohlen Baum, in der Rinde Moos,
Da geht ein ſeltſames Treiben los.
In geſtorbenen Blättern da rührt es ſich
Und kniſtert und huſcht und wiſcht um dich;
Jetzt ſchnelles Laufen, dann wieder ſtill,
Als ob deinem Atem es lauſchen will;
Nun klopfen und zerren am dürren Aſt,
Verſtohlenes Thun ohne Ruh' und Raſt.
Wohl mancher Jäger hat es erlebt,
Wie der Buſch ohne Luftzug gezittert, gebebt;
Wohl mancher hörte es ſchleichen und geh'n,
Und trotz des Mondſcheins iſt nichts zu ſeh'n,
Und manchmal ruft's deinen Namen im Wind,
Ei, was das ſeltſame Dinge ſind —
Horch! War das nicht Rufen, wo kam es her? —
Wie die Nachtluft heut' ſo feucht und ſchwer —
Hallo, mein Hund! 's zieht nichts mehr heraus,
Komm', froſtig wird's, wir gehen nach Haus.

3.

An einer Quelle ruhte ich im Gras
Und ſah ihr luſtiges bewegtes Leben,
Und wie die kleinen Wellen ſilberhell
Ihr Sprudel nicht ermüdete zu heben.
Und ſah zum Bächlein ruhig ſie geeint
Durch grüne Auen freundlich weiter eilen,
Und mein Gedanke zog mit ihnen fort,
Als wollte er die bunte Reiſe teilen;
Da kam ich mit dem Bach an einen Strom,
Von ſtiller Waldesruh' in lautes Schwärmen,
In eine große Stadt ein Wandersmann,
Und unbehaglich war mir ſolches Lärmen.
Und mit dem Strom gelangte ich ans Meer,
Der Wäſſer weite große Welt zu ſchauen;
Da ſah ich endlos in der Wogen Heer,
Ich ſah es halb mit Luſt und halb mit Grauen;
Da kam ein Donnern, dumpf aus weiter Fern':
In ſchwarzen Wolken ſah ich's dunkel wogen,
Es naht ein Sturm wie wilder Geiſter Chor,
Stets höh're Fluten kommen hergezogen,
Es wälzt das Meer in Bergen übers Land,
Horch! Welches Heulen, welches bange Dröhnen!
Nicht fliehen kann ich und die Erde ſchwankt,
Ihr Grab verkündet fürchterliches Stöhnen —
Still! ſtill! — ein Hirſch! ein Hirſch ſteht dort am Bach,

Er lauſcht dem leiſen Zug der Abendfriſche;
Ich atme kaum, ein einzig Vöglein ſingt;
Jetzt zieht er langſam weiter durch die Büſche.
Die Quelle ſprudelt freundlich wie zuvor,
Am Himmel zieht das Abendrot empor,
Nur leiſes Blätterflüſtern trifft mein Ohr,
Kein Wogenſturm, kein wilder Geiſterchor —
Wie mir da war? Beſchreiben kann ich's nicht,
Geht in den Wald, dort blühet ſolch' Gedicht.

4.

Ein Blümlein ſteckte ſie mir auf den Hut,
Ein Blümlein blau:
„Das Blümlein iſt fürs Treffen gut,
„Ja, ja, vertrau'!“

Ich zog hinaus zur Abendbirſch,
Schlich lang' herum;
O käm' mir heut' der gewünſchte Hirſch,
Was gäb' ich d'rum!

Hätt' ihre Freude gern geſeh'n,
Daß ſie's gewußt,
Es werde mir heut' glücklich geh'n
In Waidwerks Luſt.

Und wie ich ſchleich', da bricht's im Holz.
Halt! Nicht verzagt,
Da ſteht der Hirſch! da zieht er ſtolz;
Nun friſch gewagt!

O Gott, wie 's Herz mir klopft und ſchlägt,
Nur keck, nur Mut,
Der Hut ja jenes Blümlein trägt
Fürs Treffen gut!

Paff! — fort der Hirſch! — wie du's mein Schatz
Erraten haſt,
Getroffen war's — lag auf dem Platz
Ein Tannenaſt!

Der Jäger.

Es ſaß vor dämmerndem Morgen
Ein Jäger an Waldes Rand,
Den edlen Hirſch zu fällen
Hielt er die Büchſ' in der Hand.

Noch war es grau auf den Gründen,
Der Hirſch kommt nicht ſo bald,
Noch iſt der Mond nicht verblichen,
Noch ſingt kein Vogel im Wald.

Und langſam wurde es helle
Und kühler wurde die Luft,
Es ſangen melodiſch die Vögel,
Es wehte der Morgenduft.

Da zog auf tauiger Wieſe
Der edle Hirſch zum Wald,
Zog langſam gegen den Jäger,
Gieb acht, jetzt knallt es bald.

Doch ſieh', es will nicht knallen,
Kein Schuß fällt auf den Hirſch:
Es ſchläft an dem Baume der Jäger
Und träumt von der guten Birſch.

Waidsprüche.

Sag' an du lieber Waidmann mein,
Was reimt ſich in Farben zuſammen fein?
„Das will ich dir wohl ſagen:
Ein ſchwarzer Keiler auf weißem Schnee,
Ein roter Hirſch in grünem Klee
Und im ſilbernen Becher gold'ner Wein,
Fürwahr das reimt ſich in Farben fein."

Waidmann, lieber Waidmann, ſag' mir an,
Welcher Farbe biſt du unterthan?
„Der Farbe, die mit Herrlichkeit
Erwächſt in holder Frühlingszeit
Und die dann freundlich die Reben tragen,
Die über Liebchens Fenſter ragen;
Der Farbe wie ſie ziert den Wald,
Der edlen Wildes Aufenthalt:
Der grünen Farbe bin ich ergeben.
Und iſt es aus mit dieſem Leben,
Nicht unter ſchwarzbeſchrieb'nen Stein,
Grabt unter grünes Gras mich ein!"

Waidmann, lieber Waidmann, weißt du wohl,
Wie ein guter Waidmann birſchen ſoll?
„Soll birſchen, daß es der Hirſch nicht verſteht,
Ob er gekommen, ob er geht;
Daß er dem Spielhahn den Tanz nicht verdirbt,
Wenn er im Falz um die Hennen wirbt,
Und daß er des Liebchens Herz gewinnt,
Eh's die Verwandtſchaft zu merken beginnt.
Wenn er darin keine Fehler macht,
Hat er's im Birſchen weit gebracht."

Wald und Wild und Jägerei,
Geht nichts über dieſe drei.

Es iſt keine Fabelei
Um Hirſche mit gold'nem Geweih':
In dem Städtlein im Schwabenland,
Dort ſind ſie gar wohl bekannt.
Gut Württemberg allweg
Iſt ſolcher Hirſche Gehег.
Und ſie ruhen, wie ſeltſam! zumeiſt
Vor den Schenken feſt und dreiſt.

Aufs Kleid kommt's nicht an,
Denk' d'ran;
Der Fuchs und der Falk
Iſt jeder ein Schalk.

Auf die Größ' kommt's auch nicht an;
Wie falzt ſo leiſ' der Auerhahn,
Und wie weit
Singt über die Heid'
Die kleine Lerche Luſt und Freud'!

Es trägt der Schild im Wappen mein
Ein edel holdes Weib
Und ringsum Wald und Wild und Wein
Zu Luſt und Zeitvertreib.
Dies ſind die Zeichen, die ich mir
Stets treylich zugeſellt;
Es lebt ja ohne dieſe vier
Kein Waidmann auf der Welt.

Hirschjagd.

Der Bogen ist umstellt, jetzt Waidmanns Heil;
Vom Hochholz seh' ich nach dem Dickicht hin,
Wo durch die jungen Tannen, wohl versteckt,
Des Wildes schmale Wechselsteige zieh'n.
Der Troß der Jäger hat sich still verteilt;
Nun ist es ruhig rings in dem Geheg,
Ein leiser Hauch nur weht vom Walde her,
Der Zweige Duft sich sammelnd auf dem Weg.
Er kühlt die Stirne und erfrischt das Blut,
Seit Jahren mir ein wohlbekannter Freund,
Mit dessen Flüstern die Erinnerung
An manchen Strauß des Waidwerks sich vereint.
O schöne Zeit, da ich zum erstenmal
Den stolzen, edlen Hirsch zu jagen ging!
Wie schlug das Herz, da den geliebten Klang,
Des Hornes Ruf, mein lauschend Ohr empfing!
Ich seh' den Hügel noch, auf dem ich stand,
Verwachs'nes Erlendickicht unter mir
Und silberglänzend hohe Birken d'rin;
Ein klarer Bach begrenzte das Revier.
Und wie nun plötzlich, ferne aufgeschreckt,
Ein Flug von kleinen Vögeln fliehend kam
Und zitternd ich die Büsche schwanken sah
Und höher die gespannte Büchse nahm,
Und wie der Hirsch, er trug die dritte Kron',

Vom Hund gejagt hervorbrach, daß die Wucht
Mit lautem Krachen alles niederwarf,
Was sich entgegenstellte seiner Flucht,
Und wie ich schoß, der Widerhall im Wald,
Der freud'ge Schreck, da ich ihn stürzen sah,
Ja fast betäubt, ach, ich vergeff' es nie,
Nicht wußt' ich selber, wie es so geschah —
Doch still! — nichts taugt das Schwärmen; wer zerstreut,
Wird seltsam oft vom Wilde überrascht,
Und oft nur günstig ist ein Augenblick
Und glücklich nur, wer diesen sicher hascht —
Horch! Reisig knistert — sieh'! ein schlankes Reh!
Du kleines Ding, du hast mich fast erschreckt,
Schaust so vertraut, du weißt nichts von der Jagd;
Es hat kein Hund noch deine Spur entdeckt.
Mach', daß du fortkommst, geh' in Frieden, geh' —
Der Wind ist gut, o käme mir der Hirsch!
Mit dir, du liebe Büchse, bangt mir nicht,
Du bist erprobt auf mancher guten Birsch.
Wenn nur auch ruhig bleiben wollt' das Herz!
Sein hastig Klopfen manchen Schuß verdirbt.
Ob's wohl einmal den Fehler lassen wird?
Ich glaub', es wird ihn lassen — wenn es stirbt.
— Ein Hornruf! horch! ja, ja, es bricht im Holz,
Das ist die Jagd, die Hunde geben Laut,
Der Hirsch! der Hirsch! ich sehe das Geweih,
Jetzt Waidmanns Heil, es gilt, nur keck vertraut!

Waidsprüche.

Waidmann, lieber Waidmann, sag' mir an,
Was tritt leiser als der Fuchs,
Was sieht weiter als der Luchs,
Was steigt höher als der Aar
Ohne Schwindel, Müh' und Gefahr?
„Das will ich dir wohl sagen:
Noch leiser tritt im Tannenduft
Des klaren Morgens leichte Luft,
Noch weiter sehen mag ein Stern
An Himmels ungemess'ner Fern',
Noch höher steigt das Abendrot
Ohne Schwindel, Gefahr und Not."

Waidmann, lieber Waidmann, sag' mir an,
Was blendet im Falz den Auerhahn?
„Das will ich dir sagen: das Zauberkind,
Der Liebesbub', der selber blind,
Der will mit solchem Spuk ihn prellen;
Thut's selber gern den Waidgesellen,
Und dürften die so geschossen werden,
Wär' lang schon keiner mehr auf Erden."

Kennſt du wohl den Champagnerbogen,
Ein gläſern' Zeug iſt 'rumgezogen
Und d'rin eine Perlenjagd zu ſeh'n,
Da kann nicht leicht was drüber geh'n.
Dies Perlenwild hübſch abzufangen,
Das war mir immer ein' Luſt und Verlangen,
Und ſonderbar, ſolch' ſeltſam Gejaid
Thut gut in Winter- und Sommerszeit.

Gemsjagd.

Im Felſenkar mit rauhverwachſ'nen Gräben,
Wo Wand an Wand gelagert das Geſtein,
Dort wo die Gemſen und die Adler wohnen,
Dort wird mir ſtets das liebſte Jagen ſein.
Wohl iſt's ein ſeltſam' Ding, auf Steigen gehen,
Wo dir der Tod bei jedem Schritte nah,
Wo mancher Waidmann, der zum Abgrund ſtürzte,
Des Himmels Blau zum letzten Male ſah;
Ein ſeltſam' Ding, wenn d'ran die Felſen mahnen,
Die feierlich wie Leichenſteine ſtehn,
Wenn dann ſelbſt Edelweiß und Alpenroſen
Wie wilde Grabesblumen anzuſeh'n;
Doch Jägerblut bewältiget kein Schwärmen
Von Schrecknis und von grauenvollem Tod,
Nur um ſo mutiger fließt's in den Adern,
Wo mit Gefahren ſeine Luſt bedroht.
Drum friſch hinaufgeklimmt in jene Schlöſſer!
Die Zinnen ragen ſtolz und frei empor,
Die alten Mauern von der Zeit gebrochen
Sind aufgethan zu manchem Rieſenthor,
Die krumme Föhre grünt in ihren Spalten,
Manch' ſelt'ne Blume ſpendet ihre Zier,
Der graue Specht mit purpurſtreif'gen Schwingen
Durchzieht in leichtem Fluge das Revier.

Bald iſt es laut von wilden Waſſerbächen,
Die ſilberflutend ſtürzen vom Gehäng',
Mit kühler Luft aus dunklen Höhlen quellend
Und fort ſich wühlend durch das Steingedräng',
Bald wieder ſtill iſt's wie in Gräberhallen;
Nur ſcheuer Pfiff von einem Murmeltier
Schreckt auf das Ohr, ein Ruf, als wollt' er fragen,
In dieſer Einſamkeit, was willſt du hier? —
Auf [illegible]n Kuppen ſiehſt du weit zu Thale,
Von unten ſchaurig droht manch' finſt're Kluft;
Doch friſcht das Herz mit lieblich ſanftem Wehen
Der Balſamhauch der klaren Bergesluft.
Gieb acht, wenn du die Laanen überſchreiteſt,
Mit ſpitzen Eiſen ſich're deinen Schritt,
Nicht gleiten darfſt du oder biſt verloren,
Und gelten muß der wohlgeſetzte Tritt.
Wenn unten ſchwindelnd Wände niedergehen,
So ſieh' dich vor und meide glatten Stein,
Und nahſt du einem tiefgeborſt'nen Grunde,
So birſch' in alle Schluchten leiſ' hinein.
Es rauſcht im Schutt, es rollt und ſauſt hinunter!
Aus jenem Graben kommt's! Die Büchſe! Halt!
Da giebt es Arbeit! ſtill! ja das ſind Gemſen —
Es nähert ſich durch jenen Felſenſpalt!
Die Büchſe fertig! Gut ſind alle Zeichen,
Der Wind iſt gut, ein Wechſelſteig vor mir,
Die Steine fallen, horch! an jenem Hange,
Still, ſtill — da ſteht's, das ſchwarzgehörnte Tier!
— Was klopft das Herz, was zittert dir im Arme,

Haſt doch getroffen oft der Scheibe Ziel;
Iſt's denn ein Zauberſchatz um eine Gemſe,
Iſt denn die Jagd mehr als ein Kugelſpiel? —
Wie oft, wenn es den Trefferſchuß gegolten,
Bei ſolcher Jagd hab' ich daran gedacht,
Es iſt der Preis nicht, nur um ihn das Ringen,
Was bangen dir und was dich jubeln macht,
Ein Ringen und die Kraft zu kühnem Wagen,
Gar manchem, der es kleinlich nimmt, verſagt;
Das wertet dir die unſcheinbare Beute,
Das wertet ſolches Wild und ſolche Jagd,
Das mehrt die Reize jener freien Höhen,
Wo die Natur verſchwenderiſch verlieh.
O daß der edle Schmuck nie untergehe,
So reich an Luſt, ſo reich an Poeſie!

Waidsprüche.

Sag' an, mein lieber Waidemann,
Was einen Jäger am meiſten verdrießen kann?
„Es mag ihn wohl gar ſehr verdrießen,
Wenn andre ſtatt ſeiner die Hirſche ſchießen,
Und wenn er ſich letzen will am Wein
Und hat im Sack kein Kreuzerlein;
Doch wenn ihm ſein Liebchen zu kommen verſpricht,
Und er wartet und wartet, und ſie kommt nicht,
So denke ich trotz Hirſch und Wein,
Das muß das Allerärgſte ſein."

Waidmann, lieber Waidmann, thu' mir kund,
Wann, glaubſt du, geht die Welt zu Grund?
„Das will ich dir wahr und treulich ſagen:
Wenn die Gemſen um Stiegen und Leitern fragen,
Und wenn es dem Hirſch nicht mehr einerlei iſt,
Ob ihn der Knecht oder Junker erſchießt,
Und die Mägdlein nichts mehr wiſſen zu ſchwatzen,
Und die Schuſterbuben die Hund' nicht mehr tratzen:
Dann, glaub' ich, iſt kommen die letzte Stund',
Und dann geht ſicher die Welt zu Grund."

Waidmann, lieber Waidmann, ſag' mir frei,
Welche Blum' dir die liebſte ſei?
„Das will ich dir treulich ſagen:
Wo wild vom Berg die Waſſer toſen,
Dort Edelweiß und Alpenroſen
Und lieben blauen Enzian,
Die ſchau' ich wahrlich gerne an,
Auch fällt mir wohl die Blume ein,
Die edel duftet aus edlem Wein;
Doch eine Frauen hold und fein,
Die thät' mir lieber als alle ſein."

Jägerlied.

Meine Luſt iſt Bergesluft
Und ein kühnes Jagen,
Wo die Gemſe gerne weilt,
Da iſt mein Behagen;
Blümlein nicht der Au und Laub
Rankender Gelände,
Mir gefällt das Edelweiß,
Schmuck der wilden Wände.

Wo's da oben ſchaurig ſchön,
Da iſt meine Freude,
Seh' ich unter mir die Welt,
Meine Augenweide.
Nennt den Gang auf jähem Steig
Immerhin vermeſſen,
Kann ich d'rum den Menſchenſchwall
Unten nur vergeſſen.

Mögen andre Schimmertand,
Gold und Silber preiſen,
Mir gefällt im grauen Kleid
Meiner Büchſe Eiſen,
Und um Waidmanns Heil allein
Will ich wünſchend werben,
Und ſoll enden dieſe Luſt,
Sei's gegönnt zu ſterben.

Waidmanns Schmuck.

Es kennt den Schmuck wohl jeder:
Vom Falken eine Feder,
Vom Birkhahn ihrer zwei
Und ein Gemsbart auch dabei;
Hirschgränlein, Adlerfänge
Und blankes Wehrgehänge
Und grünes Eichenreis,
Des Waidwerks liebsten Preis!
Doch mir will bei dem allen
Noch Eines gut gefallen:
Zu schwarmendem Gekose
Im Herzen eine Rose.

Jägerlied.

Im Schmuck der grünen Auen
Das Leben mir gefällt;
Der Silbertau der Felder,
Der Schattenduft der Wälder
Verschönert meine Welt.

Ihr andern möget schlafen,
Des Morgens Luft ist mein;
Da zieh' ich auf die Pirsche
Zu lieb' dem edlen Hirsche
Ins stille Holz hinein.

Das Flüstern in den Tannen,
Der Vöglein froher Sang,
Der Geruß der wilden Rose
Aus weichem kühlen Moose,
Das würzet meinen Gang.

Ich lieb' ein frisches Treiben
Bei mutigem Gejaid;
Diana mit dem Bogen,
Wie sie einst ausgezogen,
Das wäre meine Maid!

O ſchönes Jägerleben,
Du, kecken Mannes Zier!
Nicht zärtliche Schalmeien,
Der Hörner Klang im Freien,
Das rührt die Seele mir.

Und gilt's dem Vaterlande,
Dann freudig ins Gefecht;
Dann ſoll der Feind wohl ſagen:
Fürwahr, der kennt das Jagen,
Der zeigt ſich waidgerecht.

Hirſchjagd.

Auf den Hirſch! auf den Hirſch! es taget ſchon;
Friſch zu, ihr Waidgeſellen,
Er trägt mit Trotz die vierte Kron',
Jagt die Rivalen all' davon,
Den laßt uns fangen und fällen!

Auf den Hirſch! auf den Hirſch! wohl in der Nacht,
Da ließ er ſich vernehmen,
Da iſt die Kampfluſt ihm erwacht
Und wollt' mit ſeiner Stimme Macht
Den andern 's Wort vergrämen.

Auf den Hirſch! auf den Hirſch! er ſpürt ſich gut,
Vier Finger breit die Schalen;
An hohen Aeſten wohlgemut
Das grüne Laub er wenden thut,
Sollt' heut' den Stolz bezahlen.

O Büchſe, liebe Büchſe mein,
Da geht's um Ruhm und Ehren,
Und wär' ich reich an Silber fein,
Eine Silberkugel müßt' es ſein,
Dich würdig zu bewehren.

O liebſtes Rohr, verlaß mich nicht,
Nur ſicher heut' und ſchnelle,
Wenn durch den wilden Wald er bricht
Und ins Geweih die Ranken flicht,
O hilf, daß ich ihn fälle!

Spruchreime.

Vom Gemsbock lern' das Steigen,
Das Birſchen lern' vom Fuchs,
Vom Spielhahn luſt'gen Reigen
Und kecken Griff vom Luchs.

Wenn Hirſch und Gemsbock hoch bejahrt,
Sag' an, wie iſt dann ihre Art?

„Ein alter Gemsbock, ein alter Hirſch,
Die ſpielen den Einſiedler gern;
Sie weilen beſchaulich an ſtillem Ort
Und bleiben dem Rudel fern.
Wird aber am Wald des Herbſtes Pracht
Vielfarbig aufgerollt
Und kommt für die Hochzeitfeſte der Tag
Und ſchimmern die Lärchen in Gold,
Dann laſſen ſie eiligſt die Einſiedelei
Und ſind wieder ſchneidig und jung
Und ſind die erſten voran im Tanz,
Sah's oft mit Verwunderung."

Hirsch und Gems, um diese zwei
Müht sich baß die Jägerei;
Doch eine Birsch nach schmucker Maid
Ist wohl auch ein lustig Gejaid.

Kein Heger, kein Jäger.

Das merkt, ihr Jagdgenossen:
Eine Rede, wie schön sie sei,
Hat nie ein Gambs erschossen.
So ist's und bleibt dabei.

Sag' an, mein lieber Waidmann, frei,
Was dir das ärgste Leidwesen sei?

„Es ist wohl hart, einen Gemsbock fehlen,
Man muß sich ja genug d'rum quälen;
Doch springt er dann erst recht herbei
Und schaut mit den verdrehten Lichtern,
Wer denn der scharfe Schütze sei
Und thut, als wollt' er nicht weiter gehen,
Und mußt den Bart hochschwankend sehen
Und spannlange Krucken mit prächtigen Hacken,
O Herr, da kann's wohl einen packen,
Und denke ich bei meiner Treu',
Daß kaum ein ärger Leidwesen sei."

Wem das Blut nicht kalt, nicht warm,
Hat zum Schuß den ſicherſten Arm;
Aber beim Singen und Gläſerklingen
Wird's ihn auch nicht heben und ſchwingen,
Ei, da iſt mir doch noch lieber,
Kitzelt den Schuß ein kleines Fieber.

Stahlfedern ſonſt und jetzt,
Wie ſeid verſchieden ihr,
Bei Keilern ſonſt im Dienſt
Und jetzt beim Schreibpapier.

Mit Baumwoll' ſchießen ſie;
Granat und Feuerſtein
Sind auch ſchon längſt beſiegt
Von zarten Pülverlein.

Es ändert ſich die Welt,
Daß einem wahrlich grauſt,
Die Finger verlernen's noch
Zu machen eine Fauſt.

Lernſt wohl auch beim Jagen
Für das Leben viel,
Iſt mit Welt und Menſchen
Oft dasſelbe Spiel.

Thu' dann wie der Jäger
Draußen im Gefild,
Aber auch zu Zeiten
Mach' es wie das Wild.

Ei, wie mag die Welt ſo fein
Und ſo ſeltſam herrlich ſein,
Wenn dereinſt, was kreucht und fleucht,
Alles von der Kultur erreicht,
Wenn wir Hirſche mit den Rehen
Wie die Rinder mäſten ſehen,
Wenn die Gems gemolken werden,
Zahme Schweine nur auf Erden,
Füchſe nur die Maus genießen,
Achtungsvoll den Haſen grüßen,
Der nach Vorſchrift auch diniert,
Kraut und Rüben reſpektiert,
Wenn du ſelbſt an Damwilds Wedeln
Deutlich ſchaueſt ein Veredeln,
Fortſchritt rings in der Natur
Und Dreſſur und Politur,
O, ich armer, armer Mann,
Daß ich's nicht erleben kann!

Am Rehbock nicht die Farbe
Als Zeichen gilt, wie alt er ſei,
Wohl geht's vom Braun ins Graue,

Doch wechſelt's immer neu;
Stellt aber das Verfärben
Beim Waidmann mit dem Grau ſich ein,
Dann wär' es wohl ein Wunder,
Sollt' der ein Spießer ſein.

Das Jagen würzt den Schlummer,
Das Jagen würzt den Wein
Und gegen Liebeskummer
Kann auch nichts beſſer ſein.

Die Sorgenvögel horſten
Am liebſten ſtets im Haus,
Nach friſch umgrünten Forſten
Wagt keiner ſich hinaus.

Dort wächſt der Mut im Jagen,
Das wiſſen ſie gar gut
Und würden's bald beklagen
Mit ihrer ganzen Brut.

Waidmanns Heil von ſchönen Frauen
Hat ſich oft bei mir bewährt;
Aber manchmal ging's verkehrt,
Ob auch ſtandhaft mein Vertrauen.

Was war ſchuld? Ich will's euch ſagen,
Dachte immer dann beim Jagen
Weniger des edlen Wilds
Als des ſchönen Frauenbilds.

Laßt das Rot den engliſchen Reitern,
Deutſche Jägerfarb' iſt grün,
Wie die Farbe ſtolzer Eichen
D'ran die wilden Ranken bluh'n.

Iſt des Auges liebſte Farbe,
Keine labt das Herz ſo ſehr,
Schimmert drin erneutes Leben
Bei des Frühlings Wiederkehr.

Jung und grün, und jung und jagen,
Wär's nur nicht ſo ſchnell vorbei!
Schwärmſt ja noch in alten Tagen,
Wie es ſchön geweſen ſei.

Stein- und Edelmarder ſind
Wohl zu kennen beide;
Jenem iſt die Kehle weiß,
Dem wie gelbe Seide;

Willſt du aber Raub und Liſt
An dem Paar vergleichen,
Darzuthun den größern Schelm,
Weiß ich keine Zeichen.

Ueber das Schießen.

Ei, ei, verdammt! daß mir der Bock
So ſchmählich durchgekommen;
Wie hab' ich denn auch unbedacht
Das Korn zu grob genommen!
Man kann nicht mit dem Büchſenrohr
Wie mit der Flinte ſpielen,
Das Schrotgepuff bringt einen noch
Um alles feine Zielen!

Ei, ei, verdammt! der Spielhahn war
Wahrhaftig nicht zu fehlen;
Wie konnt' ich mit dem Zielen nur
Mich gar ſo ängſtlich quälen!
Iſt doch die Flinte keine Büchſ',
Ja, ja, das Büchſenſchießen,
Das macht zu langſam, kannſt dich nicht
Zum flinken Wurf entſchließen!

O Leichtſinn, hätt' ich's doch geſpart,
Den zweiten Schuß zu machen.
Die Ente war einmal zu weit
Und dennoch mußt' es krachen,

Jetzt rauſchen ringsum Enten auf,
Als wollten ſie mich freſſen;
Ich werde dieſen zweiten Schuß
Mein Lebtag nicht vergeſſen.

O Knickerei, den zweiten Schuß
So lächerlich zu ſparen,
Ein Schrot wirft oft den Haſen um,
Man hat's genug erfahren;
Nicht ſchießen, heißt's, iſt auch gefehlt,
Und was hätt's können ſchaden,
Kommt doch nicht alles auf einmal
Und iſt ja ſchnell geladen.

Treibjagdlied.

Hinaus in den Wald
Dem Jagen zulieb,
Es glitzert vom tauigen Raſen,
Hinaus auf den Bock und den liſtigen Dieb,
Den Fuchs, und die Schnepfen und Haſen.
In den Wald, in den Wald!
Und laßt zum Aufbruch blaſen!

Hinaus in den Wald!
He, Lurl, herbei,
Und der Waldl, der Schnauz und die Kleine;
Ihr treuen Geſellen, bald läßt man euch frei,
Ihr ſeht mir im Aug', was ich meine:
Es geht in den Wald,
Und thue dann jeder das Seine!

O liebliche Luft,
Wie duftig und fein,
Es kann ſie kein Garten ſo hegen.
Und wirft auch der Mai ſeine Roſen hinein,
Nicht bringt er die Würze zuwegen
Wie der herbſtliche Wald,
Wenn die harzigen Tannen ſich regen.

Was nahet, was kommt?
Nußhäher, ſag' an,
Was kreiſcheſt du auf in den Bäumen?
Ein Rehbock, ho ho! wie das Wetter voran,
Ei, den darf man nimmer verſäumen.
Paff! nieder damit!
Nun rings wird es laut in den Räumen.

Hui! jagen ſie hell
Der Waldl, der Schnauz,
Das Füchslein ſie meiſterlich kennen;
Im Zug iſt der Tanz, o ſchelmiſcher Kauz,
Nun wirſt du die Naſe verbrennen.
Piff paff hin und her!
Und die Haſen, hallo! wie ſie rennen!

Es lebe der Wald
Und es leb' das Gejaid
Und der uns das Pulver erfunden!
Ging's ledern und ſtille, das wäre mir leid;
Dem Knall bin ich lieber verbunden.
Es ſchalle und hall':
Heut' rühren ſich fröhliche Stunden!

Spruchreime.

Tritt die Sonne mild hervor
Aus des Morgens lichtem Thor
Ohne Prunk doch königlich,
Freuen alle Herzen ſich;
Kommt ſie aber in Purpur gegangen,
Sieht's der Waidmann ſtets mit Bangen;
Denn dann lauft dem roten Schein
Schlimmer Pöbel hinterdrein:
Schlechter Wind und klatſchender Regen
Folgen brauſend ihren Wegen,
Trüben des Himmels helle Fenſter,
Wecken die ſchlafenden Nebelgeſpenſter,
Senden ringsum Nacht und Graus,
Jagen Jäger und Hund nach Haus.

Ein ſchönes Augenpaar
Das iſt das Doppelgewehr,
Dem ſich der Jäger ergiebt,
Da hilft kein Trotzen mehr.

Der Amorbub' iſt männiglich
Als Scharfſchütz wohl bekannt,
Drum haben ihn die Mägdlein ſich
Zum Kammerjäger ernannt.

Spielho', gieb acht, daß di d'Vix nit d'erlangt;
Jaager, gieb acht, daß di' 's Diendl nit fangt.

Vor die Diendln nimm di' in acht,
D' Lieb' gar blind und daamiſch macht;
Ko'ſt es in' Lanks* am Federwild ſegn,
Is aar 'n Hirſch oft Loads* d'rum g'ſchegn,
Und daß d' klüger als der willſt ſei',
Jaagabua, dees bild' dir net ei'.

Willſt d'erfragn,
Wo der Hirſch hat g'ſchlag'n,
Frag' koan' Jaaga, der giebt's nit a',
Frag' jungi Taannln*, biſt beſſer dra'.

Nit leicht jagſt an' Haſ'n vo' Hof und Haus,
Kimmt bald wieder hoam, bleibt nicht lang aus;
An' Hirſch'n aber ko'ſt leicht vergräma,
Da muaßt 'n Handl ſcho' feiner nehma.

---

* Lanks = Frühjahr. Loads = Leides. Taannln = Tannen.

Nimmſt an' guat'n Stutz'n mit,
Der d'erſpart dir vieli Schritt';
Nimmſt a ſchlechti Bix, mei' Bua,
Nacha laafſt umſunſt grad gnua.

An' Dreier* ſaufa, an' Da'ſer* ſchießn,
Werd 'n Geldbeutl bald verdrießn.

* Dreier = drei Kreiſe auf der Scheibe. Da'ſer = Einſer = ein Kreis auf der Scheibe.

Auerhahnfalz.

Wenn die Buchen knospen, so denke dran
Und kürze den Schlaf, o Waidemann,
Und zieh' zum Wald, eh' graut der Tag,
Viel schöne Luft dir blühen mag.

Und lauschend birsche durch die Nacht
Um die alten Eichen mit Bedacht,
Nicht zagend ob des Käuzleins Ruf,
Der Herr auch bessere Vögel erschuf.

An den Auerhahn denk', an den Auerhahn,
Der allen an Stolz und Pracht voran;
Ihm gilt der nächtliche Waidwerksgang,
Er gilt seinem heimlichen Falzgesang.

Des Morgens Zwielicht, das ist die Zeit,
Wo er zu musizieren bereit,
Wo zwischen Mond- und Sonnenglanz
Die Hennen er lockt zum Hochzeittanz.

Horch! hörst du das leise Klipp und Klapp,
Es trägt's der Wind wohl auf und ab;
Horch! jetzt der Hauptschlag, nun voran,
Das Schleifen schließt sich deutlich dran.

Da ſpringt der Waidmann, lauſcht und ſpringt,
Das Falzen immer näher klingt;
Wo ſteht der Hahn, der Tag ſchon graut,
Das Aug' nach allen Gipfeln ſchaut.

Sieh! dort der Aſt, da regt ſich 'was,
Da ſteht er; nun genau ihn faſſ'
Und wenn er ſchleift, fahr' keck hinein
Und ſchieß' nicht wankend, er iſt dein.

Und rings der Schuß die Vöglein weckt,
Die ſchlafend in Buſch und Baum verſteckt,
Und keines von ihnen bekümmert der Tod,
Sie alle friſch grüßen das Morgenrot.

Die Droſſel beginnt den melodiſchen Reih'n,
Es zwitſchern die Meiſen und Finken drein
Und die Rotkehlchen auch, es wird laut überall
Von Lieben und Locken in fröhlichem Hall.

O wie hold ſind die Lieder, wie hold euer Sang,
Wenn gnädig Hubert, wenn das Waidwerk gelang;
Doch wenn es mißlungen im trügenden Licht,
Dann ſchweigt nur, ihr Vöglein, dann hört man euch nicht.

Spruchreime.

Schieß' auf der Scheib' einen Dreier,
So triffſt du auch einen Reiher;
Kannſt einen Zweier du ſchießen,
Mag's wohl eine Gans verdrießen;
Geht ein Einſer nur an,
Noch triffſt du den wilden Schwan;
Aber ein Loch im Weißen
Wird keinen Vogel verheißen.

Glatt, geſtriegelt und angethan
Wie wohl Sonntags ein Kaplan
Will nicht gut zur Gemsjagd ſtehen;
Muß man aber Männer ſehen,
Wild bebartet und verwettert,
Und die lange Flinte ſchmettert
Auf ein ſingend Vögelein,
Das ſteht doch noch minder fein.

Der fängt kein Haſelhuhn,
Der ein rauhes Pfeifen beginnt,
Und wer nicht fein will thun,
Auch keine Maid gewinnt.

Von allen Schreiern auf der Welt
Der Kuckuck mir am beſten gefällt;
Keiner wie er ſo kurz und gut
Einen wahrhaften Frühling verkünden thut.

Was doch die Liebe alles kann!
Macht blind und taub den Auerhahn
Und ſelbſt den wildeſten Waidemann
Zum allergehorſamſten Unterthan.

Beim Auerhahnfalz ein Stürmen und Regnen,
Beim Birſchen ein altes Weib begegnen,
Ein hitziger Hund beim Schnepfenbuſchieren,
Die Rotfährt' im ſumpfigen Grund' verlieren,
Nachſchlagen und Verſagen der Büchſe,
Fuchsriegeln im Winter und keine Füchſe
Und Taſche und Flaſche verödet und leer,
Das alles bedrängt einen Waidmann ſehr.

Ein Schrotſchuß iſt ein Schnaderhüpfl,
Das jeder bald traktieren kann,
Ein wenig beſſer oder ſchlechter,
Es liegt ſo gar viel nicht daran;
Ein Kugelſchuß, der iſt dagegen
Vergleichbar einem feinen Lied,
Wer's leicht nimmt, kommt zu keinem Preiſe:
Das iſt der beiden Unterſchied.

Ein ſchönes Mägdlein iſt ein Magnet,
Gar mächtig zieht's den Mann;
Ein wildreicher Wald es auch verſteht,
Zieht oft noch ſtärker dran.
Und zieht es einen ſo hin und her,
Nicht wüßte ich, was ſchöner wär';
Drum Liebe und Gejaid
Gelobt ſeid allezeit!

Der Liebe Luſt und Poeſie,
Die ſind ein flüchtig Spiel,
Und iſt's mit deinem Frühling 'rum,
Bedeutet's nicht mehr viel.
Des Jagens Luſt und Poeſie,
Die haben beſſern Halt
Und bleiben ſonder Wandel treu,
Ob jung du oder alt.

Auf des Schnees weißem Blatt
Kannſt in roten Lettern leſen,
Ob dein Schuß gerecht geweſen,
Der dem Wild gegolten hat.
Und dich freut oft mehr fürwahr
Jener Purpurſchrift Gezweige
Als ein Liebesbrief ſogar;
Doch dem Liebchen das verſchweige.

Im Wirtshaus auf der Bank,
Wenn Bieresfluten fließen,
Da ſpricht gar mancher Held
Vom Steigen, Birſchen, Schießen;
Doch draußen auf der Wand,
Wo wild die Waſſer brauſen,
Da hängen die Flügel ihm
Und ſchüttelt ihn das Grauſen
Und möcht', zu retten die Haut,
Sich ſelbſt ins Gambs verwandeln:
So ſpielt der Unterſchied
Von Sprechen und von Handeln.

Wer durſtet, wenn ihm der Becher ſchäumt,
Wer jagen kann und es verſäumt,
Wer lieben kann und es verträumt,
Wie ſonſt gemacht ſein Ruf auf Erden,
Es kann doch noch ein Narr draus werden.

Halt' in allen Freuden Maß,
Solches darfſt du nicht vergeſſen,
Gilt es aber luſt'ge Jagd,
Magſt du wohl 'was drüber meſſen;
Denn der Teufel haßt die Jagd,
Weil ſie kräftigt Leib und Seele,

Und er denkt gar fleißig stets,
Wie er drum die Jäger quäle,
Zettelt schlechtes Wetter an,
Läßt die Nebel niederkauern,
Hetzt und wiegelt greulich auf
Die Kulturer und die Bauern.

Zum Lob der Jägerei.

Und wenn es nichts ums Jagen wär',
Als frei im Holz zu ſtreifen,
Zu lauſchen wie der Kuckuck ruft
Und wie die Finken pfeifen,
Zu atmen friſchen Tannenduft
Und taugekühlte Morgenluft,
Es wär' genug der Luſt dabei
Zum Lob der Jägerei.

Und wenn es nichts ums Jagen wär',
Als fern vom Stadtgewimmel
Durch Lauben, wie ſie baut der Wald,
Zu ſchau'n den blauen Himmel,
Den Schwätzern aus dem Weg zu geh'n
Und keine Narren mehr zu ſeh'n,
Es wär' genug der Luſt dabei
Zum Lob der Jägerei.

Und wenn es nichts ums Jagen wär',
Als dran die Zeit gewinnen,
Ein Liedlein an das Liebchen fein
In Ruhe zu erſinnen,
Und würde ob dem holden Bild
Vergeſſen ſelber gar das Wild,
Doch wär' genug der Luſt dabei
Zum Lob der Jägerei!

Jagdlieder.

Oberbairisch.

Der Gebirgs-Jager a'm Anſtand.

„Der Grab'n, der is wunderſchö',
„Da ſetz' i mi' geh her,
„Da ſich i aus auf alli Steig',
„Es geit koan ſchönern mehr.
„Da drob'n in den Latſchnkopf,
„Da muaß a Gambsbock ſei'
„Und will er in an' Laane zieg'n,
„Muaß er in' Grab'n rei'.
„Und unterhal' da ſpürt ſi' friſch
„A Hirſch als wie a Kuh';
„Der thuet ſi' aa' ſchon amal um
„Und Vort'l hon i gnua."
So ſetzt ſi' halt der Jager o'
Und ſitzt gar manchi Stund
Und denkt, was an den ſchön'n Platz
Ihm alles kemma kunnt.
Wann ebber 's Glück a bißl wollt'
Und kaam ihm gar a Luchs,
„De' Hannes hat oan ſo de'wiſcht,
„Hot g'moant, es kimmt a Fuchs:
„A Luchs, ja der will g'ſchoſſ'n ſei',

„Denn 's Treffe' is gar kloa'." —
Da ſchaugt er ihm ſei' Bix'n z'ſamm,
Er moant, 's kunnt's dengerſcht thoa'. —
„Bei'n Sepp is's g'weſt a ſeller Ort,
„Wo kemma is der Bär;
„Der wann jetz' kaam und trabet geh
„Am obern Steig daher,
„Den ſchlüeg's wohl abi über d' Wand
„Was thaat der Förſchter ſag'n,
„Dees thaat an' Weltſpektakl geb'n,
„A Schaug'n und a Frag'n.
„Da waar wohl 's Diendl ſtolz auf mi',
„Verzählet's alli Leut —
„Und traget funfaſiebez'g Guln,
„A Narr, dees waar a Freud;
„Thaat's aa der Kini inne wer'n,
„Kaam ja in d' Zeitung 'nei',
„Der waar in Stand und ſaget glei':
„Der Schütz ſoll Förſchter ſei'. —
„Und kaam a Wolf, waar aa' ſcho' recht;
„Jo d' Wölf, die genge' weit,
„Und ſelli Platz, die ſuche's auf,
„Wo's 'was zu'n Jag'n geit.
„Do mußt ma' wohl a Stutz'n her,
„So ſchö' mar 'n denke' ko'
„Und auffi g'ſchnitzt der Wolf am Schaft
„Und Silberplattln dro',
„Und frieg'n ſ' auf die Schießeter,
„G'hört der oan' vu der Stadt,

„So hoaßet's: Naa, der g'hört denſelln,
„Der 'n Wolf de'ſchoſſ'n hat." —

So hat der Jager furt ſtudiert
Mit ſeiner g'ſpannt'n Bix',
Bis 's woltern dunkel wor'n is —
Aber kemma is ihm nix.

Der alti Jaaga.

Es ſteigt an' alter Jaaga
Gon Berg dahi',
A' Gambſei drobn ſchieß'n
Hat er im' Si'.
Bei'n Pfarrer drunt' is Kirta';
Da ſoll er für den Herrn
In d' Kuchl an' Jahrling liefern,
Dees Wildpraat hat er gern.

Der Jaaga birſcht gar fleißi';
Da kimmt an' Eck
Und drent'n zeigt ſi' abi
A Laanafleck.
Und wier er dort ſchaugt eini,
Glei' ſicht er Gambſei'n ſteh',
A Goas, a Kitz, zwoa Jahrling;
Jetz' kunnt' wohl ebbes geh'.

Sie äſ'n, ſpringa, ſcherz'n;
A Böckei gar,
Dees jagt die oan' wohl hin und her
Als wier a Narr,

Der is ſcho' voller Fax'n
Und geit halt gar koan' Ruah.
Der alti Jaaga ſchaugt ihm grad
Mit ſtill'n Lacha zua.

Mei'! denkt er, wie d' no' jung g'weſt,
Haſt's aa' ſo g'macht,
Haſt aa' ſo ſpringa mögn,
Gern g'ſcherzt und g'lacht,
Haſt oft aa' g'hetzt die Diendln;
Dees is wohl g'weſt a Zeit!
Und wie ſo g'ſchwind vergangа is's
Und all' die Luſtbarkeit!

Jetz' rennt ihm 's Böckei zuawi,
Jetz', Alter, ſchieß'!
Schau, wier er drent ſteht an der Wand
So ſchö in Mies!
Und aber 'hat nit g'ſchoſſn;
Ha' was er ebba thuat,
Legt d' Bix a'm Bod'n und ſteht auf
Und winkt na' mit'n Huat

Und ſchreit: „Jetz' geh', du Schlanggl,
„Dees G'ſchpiel is gnua,
„Es kunt' verſchmacha ſunſt mei' Bix;
„Geh' zua, geh' zua!“

Hui! san ſ' dahi' — na ſagt er:
„Der Pfarrer haut gern ei',
„Und braacht' ihm gar den Jahrling no',
„Es kunnt' ihm ſchädli' ſei."

Jagalied.

Was waar's denn um 's Lebn ohni Jag'n,
Koan' Kreuzer nit gebet i drum;
Wo aber a Hirsch zu'n d'erfragn,
Wo's Gambsei'n geit, da reißt's mi' 'rum.
Ja, s Jag'n dees is mei' Verlanga;
Ho's zeiti scho' mög'n a'fanga,
Ha ho! und mei' g'führigi Bix,
Und i' sag' halt, da drüber geht nix.

Thäat's hocka bei Diendln und Kart'n,
Thäat's tanz'n und leg'ln grad gnua,
'Will lieber an' Hirsch'n d' erwart'n
Und birsch'n drauf spat oder fruah.
Dahoamtn da mag i' nit bleibn,
'Will draußtn mi' umanand treiben;
Mei' Musi' san d' Vögerln in Wald
Und die macha mar auf, wie's ma' g'fallt.

Steig' auffi, steig' abi, steig' eini,
A Gambs is a Steigerei wert,
A Gambs is gar flüchti' und schleuni',
Und leicht geht der Hand'l verkehrt.

Drum is aa' an' Ehr' dabei z'gwinna,
Und muaßt 'was versteh' und 'was kinna;
Denn der si' nit recht z'sammanimmt,
Aa nit leicht zu'n an' Gambsbartl kimmt.

Hoch vivat, die Berg soll'n leb'n
Und 's Woadwerk und wer 'was drauf halt'!
Mein' Schatz will i 's Edelweiß geb'n
Und hoff mir aa' g'wiß, daß's ihr g'fallt;
Denn thaat sie's nit lusti' bitracht'n,
Dees jagerisch Bliemi veracht'n,
So ließ' i s' aa' laassa gar bald
Und thaat' hauf'n alloani' in' Wald.

Die ſtoanern' Jager.

Zwoa Jager ſteig'n in an' Gwänd',
's red't koana nit a Wort;
Sie ſteig'n langſam nach der Höh',
Es is a ſchiecher Ort.
Und wie ſ' jetz' kemma gegen d' Schneid,
Da raſt'n ſ' auf an' Eck;
Sie ſegn ſchier zum Ferchtn aus,
So barti, wild und leck.
Juſt graut der Tag, der Nebi lieg't
Ro' tief herunt' in Thal;
Von ſell'n Platz, da ſicht ma ſcho'
Viel' Dörfer auf amal.
Und wie ſ' a Weil ſo raſt'n thien,
So hörn ſ' Kirche'gläut,
In d' Fruhmeß ruft a Glöckl z'ſamm,
Dees Läut'n hört man weit.
Da ſtopft der oa' a Pfeif' Tabak,
Der ander putzt ſei' Bix
Und Branntwein trink'n ſ' aar an Schluck,
Aber bet'n thien ſ' nix.
Und wieder üb'r a kloani Weil,

Da laut't dees Glöckl drunt,
„Jetz' wandln s' erscht," lacht da der oa',
„Mir wandln scho' zwoa Stund'."
„„Ja Wandeln hi' und Wandeln her,""
Hat wild der ander gsagt,
„„A Gamsbock ischt mer allweil mehr""
Und hat sein Stutz'n 'packt.
Und weiter steig'n s' über's Eck
Und schaug'n in Grabn 'nei,
Da steht a starker Gambsbock drinn,
Der werd bald ihna sei.
Da schießt der oa', er fallt no' nit,
Der ander aa' zünd't o',
Und auf die Schuß, da hat's an Hall'
Als wie a Dunner tho',
Als schlieg' a Wetterstroach grad ei';
Was dees bedeut'n soll?
Die Schutz'n rumpin in anand,
's is ihna nimmer wohl;
Denn schau, der Bock in Grab'n drunt'
Werd zozet wie a Bär,
Die Kritln werr'n großi Horn
Und feuri' schaugt er her.
Dees is koa Gambsbock, gnad' da Gott,
Dees muaß der Teufi' sei' —
Da pack'n g'schwind die Jager z'samm
Und laafa woltern fei';
Auf oamol aber lass'n s' aus,
Es werr'n d' Fuß' so schwaar,

Und grad als wann der jüngſti Tag
Auf Erd'n kemma waar,
So zieat a Nacht und Wetter 'rei;
Koa Schrittl kinne ſ' geh',
Und 'Blut is wor'n ſo kalt und ſtarr,
Als ſollt's auf ewi' ſteh'.
Und horch in' Wetterſturm da hallt
A Schroa weit über's Land —
Da is a grauſi Wandlung g'ſchegn,
Verhängt von Gottes Hand. —
Wohl wieder drunt' zu'n Bet'n läut't
Des Glöckl aus der Fern',
Die drob'n kan aber wor'n Stoa',
Sie kinne's nimmer hör'n.

Bei Salzburg ſteht a hocher Berg,
Der Staufn, wer 'n kennt,
Da kan zwoa langi Felſ'n ob'n,
Die ſtoanern' Jager g'nennt.
Die Felſ'n ſtenga heunt no' da
Als Zoache von den G'richt —
Der Krug, ſchau, geht ſo lang zum Brunn',
Bis er amal dabricht.

Die Füchſ'.

Im Wald ſteht a Hütt'n; da ſitz'n beinand
Drei Jaga, die prahl'n und ſprecha:
Wo morg'n, da woll' mar ſ' mit Pulver und Blei
Amal ſchö' ſauber d'erblecha;
Mir ſchieß'n 'n Hirſch, Ees werd's es ſegn
Und Bock und Haſ'n, ſo viel ma no' mögn. —
Und a Hasl ſitzt draußtn in' Gras verſteckt,
Dees hat ſeine Löffi gar hoch aufg'reckt
Und hat alles g'hört bei der ſtill'n Nacht
Und hat ſi' danacha g'ſchwind weiter g'macht.
Und is dir halt gritt'n durch Acker und Feld
Wie a Narr und hat's die Kammrad'n verzählt
Und hat unterwegs aar an Rehbock g'ſegn,
Den hat's es aa' g'ſagt, was morg'n ſoll g'ſchegn.
Und der Bock hat's an Hirſch wieder weiter bericht't,
's is g'weſt a verzweiflti böſi G'ſchicht.
Und Hirſch'n und Haſ'n und Böck mitanand
Zan furt in der Nacht in an anders Land
In den Wald hamm g'hauſt aar an etlichi Füchſ',
Die armi Teufi wiſſ'n vo' nix;
Es hätt' wohl a Hasl von weit'n oan' g'ſegn,
Es hat ihm aber nix zurufa mög'n
Und koa Hirſch und koa Bock hat ihna 'was g'ſagt,
Daß morg'n ſollt' ſei' a ſo grauſami Jagd.

Jetz' ſan halt die Fuchſ' ſcho' ſauber 'blieb'n
Und hab'n umſunſt ihna Schleicherei trieb'n,
Und drauf in der Fruh', ja grad fur an' Jur,
Der erſti Derſchoſſeni is g'weſt a Fuchs,
Und richti' ſan ſ' alli derſchoſſ'n wor'n
Und ſunſt nit a Hasl, nit hint' und vorn.

Verſtehſt es, mei' Freund, was des G'ſchichtl bideut't?
Schau, ſo geht's in der Not na' die böſ'n Leut'.

Der Gambsjager.

Wo 's Edelweiß blüht [illegible] Felſ'nwand,
Da drob'n bin i gar wohl bikannt,
Da drob'n freut mi' mei' Leb'n fei',
„I moa', es kunnt' ninderſcht ſchöner ſei'.

Da drob'n, da haſt an' Fried' vor die Leut',
Da is's ihna z'hoch, es is ihna z'weit;
Da drob'n biſt mit dein' Gott alloa',
Da laßt ſi' all's leicht und fröhli' thoa'.

Und mag oaner ſag'n, was er will,
Werd's dort auf d' Nacht ſo einſam, ſo ſtill,
Und wann über d' Schraak'n funk'ln die Stern,
So bet' i wahrhafti' no' ſo gern.

Moanſt wohl, a Gambsjager waar ſo arm
Und war ſo verlaſſ'n, daß Gott d'erbarm'?
Es is nit a ſo, ſchau', denk' no' dro',
Wie kaam er denn ſunſt mit'n Leb'n davo'.

Wie gleimer bei'n Himmi wie ſicherer biſt,
Daß di dei' Schutzpatron nit vergißt;
Herunt' in Gewurl, da kunnt's leicht g'ſchegn,
Er thaat di nit allemal richti' ſegn.

Und schau, der Teufi, sei' Lebta' nit dumm,
Der thuat si' herumt' aa' viel lieber um;
Wo d' Mensch'n so rud'lweis beianand,
Da fangt er ja leicht oan' mit der Hand'.

Da drob'n, da thaat's der Müh' nit o',
Es kumt' ihm aa' g'schegn, er fallet ro';
Denn an' Jager den steht sei' Schutzengl bei:
Der Teufi hat koan', der luglet glei'.

Drum bin i gern drob'n in meini Wänd',
Wo der Gambsbock auf und nieder rennt,
Wo d' Mankei'n pfeifa unter die Stoa',
Bi' gern mit mein' Gott da drob'n alloa'.

Der Auerho'.

Am Ho'falz muaß ma' fruah dra' ſei',
He Bua, wach' auf!
Schö' glanz'n d' Sternei'n, d' Nacht is ſchö',
Hallo, ſteh' auf!

Da richt't ſi' zamm der Jagabua,
Geht 'naus ins Holz;
An' Auerho' möcht' er ſchießn gern,
Den Vogel ſo ſtolz.

Er ſchleicht und lunſt bal' da bal' dort,
's is alles ſtill,
Es ruhrt ſi' nix, ob ebba der Ho'
Nit falz'n will.

Horch, bak und bak, ha ha, da biſt,
I' hor' di ſcho' —
Jetz' gieb wohl auf ſei' G'ſangl acht
Und ſpring' 'n o'.

Da ſpringt er, wie er 's Schleifa hört,
Da's, zwoa und drei,
Und lunſt gar fleißi' nach 'n Sprung
Und ſpringt auf's neu. —

Der Auerho' in ſeinem Sinn
Denkt an ſein' Schatz,
Er hat zu ſeiner Luſtbarkeit
Den ſchönſt'n Platz.

Er ſchnack'lt ſchneidi', daß's a Freud
Und ſchleift allbot,
Der Ho' meinoad is kreuzwohlauf,
Traamt vo' koan' Tod.

Wie d' Lieb ſo blind is, denkt der Bua,
Es is a Graus,
Giel', d' Lieb! 's is g'ſchpaßi', und er denkt
An 's Liſei z' Haus.

Für 's Liſei, meant er, biſt du aa'
An' Auerho',
Du haltſt gern aus und birſchet di'
Leicht oaner o'.

No', wann d' 'n bringſt den Vogel heunt,
Da werd ſ' wohl ſchaug'n
Er freut ſi' in Gedanke' ſcho'
Auf ihri Aug'n.

Und drüber ſpringt er, o'ſ und zwoa,
Jetz' halt! 's is gnua,
Der Ho' hört auf; was Zapprewalt,
Was ſpringſt no' zua!

Da hat er weg'n an' Liefei z'viel
A' Schrittl tho',
Gel', d' Lieb! — es rauscht von Tanne'baam,
Kurt streicht der Ho'.

Der Gang in's Hocheis.

Der Rini hat z' Bertlsgad'n g'sagt,
Na' hat er d' Jaagerei dort g'fragt,
Was jeder scho' B'sunders g'schoss'n hat;
Da kimmt mi'n Red'n koana z' spat:
Der oa' — an' Gamsbock von achtz'g Pfund,
Der oa' — an' Luchs wie der größti Hund,
Der oa' — an' Hirsch vo' achtzeh' End',
Wie kaam mehr oana umarennt,
Und halt so furt; na' steht dabei
A junger Bursch aa' in der Reih,
Der is ganz rot wor'n, wier er 'n fragt,
„I woaß nix B'sunders," hat er g'sagt,
Und hat ihm weh im Herz'n 'tho',
Daß er gar nix kunt' geb'n o'.
Drauf hat der Rini no' weiter g'red't,
Ob koana koan' Adler d'erschoss'n hätt'.
Da hat's g'hoaß'n: „Na! san nit guat krieg'n
Und thuat oan gern der Schuß betrüg'n."
So is dees g'west', und der jung' Bua
Hat seitdem nimmer g'habt an' Ruah
Und denkt an gar nix anders mehr

Als an an' Adler; der muaß her,
Daß, thaat der Kini wieder frag'n,
Er aa' was B'sunders hätt' zu'n sag'n.
Drinn z' Bartlmä a Wocha drauf
Zu's Hocheis dort'n steigt er 'nauf;
Da in die Wänd' hint' voller Graus
Streicht gern an' Adler ei' und aus.
Zu' Hirbst is's g'west, scho' woltern spat,
Da is der Gang nit lusti' grad,
Und is schon aa' an diawei'n g'schegn,
Daß vana nimma kemma mög'n,
Der just ihm z' keck da eini g'wagt,
Wo mancher scho' vo' weit'n zagt.
Was aber fragt der Bua da drum,
Und gaang' selm gar der Teufi um,
So waar er 'nei, und waar's alloa'
Pontweg'n denselln Verzähl'n z' thoa'. —
Zu's Hocheis geht a' schiecher Grab'n
Z'nachst an der wildn Hachlwand,
Mit G'roll und Löcher allerhand;
Vo' Schnee a langer Stroaf geht 'nauf,
Mit 'brocheni Stoablöck oben drauf,
Und in der Mitt' a Schroff'n steht,
Wo's ubrall pfeilgrad abi geht;
Der Schroff'n mit sein' nassi'n G'wänd',
Der hoaßt „die Kirch", wer's ebba kennt,
Und wie der Bua kimmt hi' dageg'n,
Da hat er an' Strick drob'n hänga segn.
A Wildpret, dees si' 'nauf verstieg'n,

Hamm d' Jaaga g'ſchoſſ'n d' Woch' vorher,
Dees macht wohl Arbet und a G'ſcheer,
Und vo' der Kirch' dort aus an' Loch
Muaß o'a'ſoalt wer'n woltern hoch.
Kunnt ebba no' was fellas g'ſchegn,
Na' hamm ſ' den Strick dort laſſ'n mög'n.
Selm ſteigt der Grab'n ſchirfer o'
Und links und rechts in Waßmo' dro'
Geht's auffi gaach, als waar' koan' End'
Grad Mauern aufanand und G'wänd',
Und grauſi' ſchaug'n die Boiv'n 'rei',
Als thaat's eahr wahrhaft z'wider ſei',
Wann's hör'n tief drunt' an' Menſch'ntritt,
Als wollt'n ſ' wihr'n an' jed'n Schritt.
Wo na' um d' Kirch muaß 'rum der Bua,
Dort ſpirrt der Schnee 'n Grabn zua,
A Wildbach wuhlt ſi' drunter für,
A hänge'ds Eisthor ſteht vor dir,
Traus rauſcht a Luft, möcht' frier'n an' Stoa'
Und zittert oan' durch Mark und Boa'.
Da muaßt d' jetz' durch! Mach' Reu und Leid;
Denn bricht 's Thor, is's um's Leben g'ſeit. —
Da ſtutzt der Bua und bleibt wohl ſteh',
„Es waar' ſcho' recht, da durcha geh',
„Dees Eis hängt aber g'fährli' ſchwaar
„Und ſiehſt nit, wo an' Ausgang waar,
„So tief und finſter geht's da 'nein';
„Ob nit an' andra Weg kunnt ſei'?
„— Na! 's thuat's nit anders! Geh, kehr' um,

„Leicht umesunst steigst weiter 'rum
„Und kimmst aa' 'nauf, wer woaß wie's is,
„An' Adler is ja do' nit g'wiß —"
Da fallt ihm wieder der Kini ei',
Der kimmt dees nachst' Jahr wieder 'rei,
Werd wieder um an' Adler frag'n,
Wie waar's na' schö', kunntst du was sag'n
Wer nix will wag'n, aa' nix g'winnt,
Und nimmer lang der Bua ihm b'sinnt.
A Jaagabluat muaß schneidi' sei' —
Und unter 's Eisg'wölb steigt er 'nei'. —

Was thuast nit, bal' d' jung biſt,
Was fangst nit all's o',
Und hänget oft selber
's ganz' Leben aa' dro'.
Um an' Wink von an' Diendl,
Um a Wort weg'n der Ehr',
Den letzten Bluatstropfa
Glei' gebet mar 'n her,
Und b'sunders a Jaaga —
Und kemmat a Zeit,
Wo's nimmer so waar',
Pfüt' di Gott, na' war's g'seit,
Na' wur' wohl a Trübsal,
Daß's gar nit zu'n b'schreibn
Und d' Welt scho' so loami',
Daß nimmer zu'n bleib'n.

Für deesmal is 'n Buab'n nix g'ſchegn,
Er hat 'n Tag bal' wieder g'ſegn,
Und wier er 'rauskimmt unter'n Eis,
Da hat ihm 'taugt ſei' Schneid' und Fleiß,
Wann drob'n aa' d' Welt mit Stoa' verfeit,
Der liechti Himmi hat 'n g'freut,
Dees liebi Blau, der Sunnaſchei',
Die mach'n aar a Wildnis fei',
Er fent' ihm froh a Pfeiferl o'
Und richt't ſi', daß er's ſegn to',
Wann juſt von' hocha Watzmo' her
An' Adler 'reikaam nach der Luer',
Denn dees g'ſchicht 's Tags oft etlimal;
Na' ſtreicht's ringsum hi' am G'wand,
Deſſelbi hat der Bua ſcho' kennt. —
A Zunga hat beim Jaagn Glück,
Kaam hockt er ſelm an' Aug'nblick,
So ſicht er auf der entern Seit'
In aller Pracht und Herrli'keit
An' Adler! Schau in' ſchönit'n Zug,
Rührt d' Flüg'l kaam in' ſtolz'n Flug
Und wiegt und biegt vo' Wand zu Wand,
Der Bua ſchier zittert auf ſein' Stand,
Und duckt ſi' gleim hi' an an' Stoa —
O treffet er 'n, o möcht's es thoa!
Und wie der Adler nächer kimmt
Und wier er d' Bix zum Schieß'n nimmt,
Da klopft ihm 's Herz — jetz' nimm di z'ſamm',
Jetz' waar's nit z' weit, jetz' lo'ſt 'n hamm;

Da ſchnallt's! und laut der Widerhall
Na' toſt dahi' in Berg und Thal.
Was is's? Auweh, er ſtreicht davo',
Grad ſo an' Taucha hat er 'tho';
Dort ſtreicht er abi über's Eck
Trumt' bei der Kirch', jetz' is er weg.
O arma Bua! 'ſchaugt allwei' no',
Der Adler is ſcho' lang davo'. —
Da werd er aufg'weckt auf amal;
An' Schlag thuat's in der Hachlwand.
Als ſprenget's drob'n an' Berg vonand',
Und z'höchſt kimmt aus an' Spalt'n 'raus
A Felſ'ntrumm als wier a Haus,
Und aba dunnert's, kracht und bricht
Und reißt all's mit in grauſ'n G'wicht
Und wirft die größt'n Stoa'blöck 'rei'
Und Wolf'n Staab na' hint'ndrei',
Daß weit koa Wand gar nimmer z' ſegn,
Als waar der Nebi drüber g'leg'n.
Der Bua ſpringt auf, denn grad is's g'weſt,
Als waar koa Stoa' in' Berg mehr feſt,
Und drob'n die Gambs fahr'n kreuz und quer
Zu größt'n Schrick hin und her,
Und Schlag auf Schlag dort raſſt's 'ra'
Und ſauſt und fliegt in Grab'n 'na';
Da hat's drinn g'arbet, g'wüt't und 'tho',
Als ſchlug' ma' großi Glock'n o',
Ja was is dees? Was ſo' dees ſei'?
Wahrhafti', 's Eisg'wölb drunt' bricht ei'

Der Bua hat nit g'wißt, wier ihm g'ſchicht,
Schier is er wor'n bloach in' G'ſicht,
Und lang hat's 'braucht, bis 's g'habt an' End'
Dees G'ſauß und G'rumpi in die Wänd'. —
Gel', 's Eisg'wölb', dees hat's z'ſammag'ſchlag'n,
„Jetz' to'ſt di' leicht no' irger plag'n
Mi'n Abagch' und kumm aa' ſei',
Daß d' nimmer to'ſt in Grab'n 'nei'.
Da ſteigt er 'ra', hat's glei' d'erſegn,
A Wand vo' Eis is drunt'n g'leg'n,
A Spalt dazwiſch'n, tief und weit,
Da durchſteig'n is koa Mögli'keit,
Wie's aufaſchaugt ſo grea und kalt.
Was thoa' jetz'? D' Nacht kimmt aa' ſcho' bald,
Na' geht's dir ſchlecht — da fallt ihm ei'
Der Strick dort an der Kirch', kumm ſei,
Es thaat's, daß d' di dra' abalaßſt —
Da hat 'n do' a Schauder g'faßt
Und allerhand kimmt ihm in Si'.
Nutzt nix, am Strick 'ra', ſunſt biſt hi',
Denn bis a Hilf' kimmt, biſt d'erfror'n,
No' friſch, no' is nit all's verlor'n.
Da ſteigt er bei der Kirch' jetz' o'
Und 'nauf, wo 's Soal in Felſ'n dro'
Und ſchaugt na' abi über d' Wand,
Da ſieht er drunt' 'was auf'n Sand
„Jo's mögli', ja wahrhafti' ja,
Es leit ſtoatodt der Adler da!
„In Gottesnam' jetz' is alles guat,

Und 's kimmt ihm wieder Schneid' und Muat,
Und flink am Strick laßt er ſi' 'ra',
Und glucklí' geht's in' Grab'n 'na';
A Sprung, a Juchezer hochauf,
A „Gott ſei's dankt!" wohl aa' ſcho' drauf,
Und packt ſein' Adler bei die Flüg' —
„Jetz' kimm' der Kini, wann er mag,
„Es werd für mi' a Freud'ntag,
„Jetz' ſoll er um an' Adler frag'n,
„Jetz' ton' ihm aa' was B'ſunders ſag'n!"

Gamsjagd.

Koa luſtigers Leben meinoad
Als Jaagern in' Berg umanand,
Is der Weg nacha ſchmal oder broat,
Geht a Grab'n her oder a Wand.
Dees is mir oa' Ding,
Und bal's no' grad Gambſein gnua' geit,
Acht' i alles gar g'ring'!

Herunt'n leicht Jaager d'erfragſt
Auf Henna und Haſ'n und Füchſ',
Wo drob'n aber 's Edelweiß wachſt,
Da tang'n die mehrer'n nir;
Aber i bi' dabei,
Denn „wie höcher wie lieber", dees is
Mei' Spruch allewei'!

Sichſt 'n ſteh', wier er hoſſt, wie er ſchaugt,
Wie der Teufi ſo ſchwar; und ſo wild,
A ſella Bock is's, der ma' taugt,
Und i trau' mir aa', daß er's verſpielt;
Denn a ſo oder ſo,
Und ſteiget er eini in d' Holl',
I krieg' n halt do'!

Schöni Graan'ln*) a Ringei wohl zier'n
Und 's g'freut mi' und g'fallt mir guat,
Wann der Spielho'*) sei' Schaar muß verlier'n
Und wann i mir's steck' auf'n Huat;
Aber bring' i mir z'weg'n
An' wachle'd'n*) Gambsbart, verstehst,
Da is alles nix dageg'n!

* Graan'l = Haaren, für zwei Gckzähne beim Hirsch, Spielho' = Birkhahn, [illegible] Stoß Haar = Scheere heißt; wachle'd = wehend.

Spielhahn.

„Von' Spielho' die Federn,
Von' Hirsch'n das G'weih (und)
Von' Gambsei die Krick'ln,
Von' Diendl die Treu'."

„Und bal' der Ho' falzt
Is a gar schöni Zeit,
Und a Paar krummbi Federn,
Die san halt mei' Freud'."

Spielho'-Falz.

Der Lauls is da, ſteck' Bliemin auf,
Wer ihm nix ſchieß'n ko',
I will a krummbi Federſchaar',
Da muaß a' Spielho' dro'.

I geh'n ihm z'lieb durch's Filz'nmoos
Voneh' der Tag no' kimmt;
Dieſelbinge, die ſchlafa woll'n,
Can um den Vog'l g'ſtimmt.

I geh'n ihm z'lieb, waar's no' ſo weit
Und no' ſo fruah und friſch,
Es ſpielt ſi' um a ſchöni Schaar',
Nit um an' Flederwiſch.

Spielho', wo biſt, Spielho', mach' auf
Und grugl', blaſ' und ſpring',
Es ſan ja deini Hohzet-Täg',
Und die nimmt koana' g'ring.

Da blaſt er ſcho', da grugelt er,
Mei' Flint'n blaſt aa' drei',
Sie blaſt ihm d' Federn um und um,
Jetz' g'hört der Vogel mei'.

So hol' i mir an' Federputz,
  Schau', fangt fi' 's Frnahjahr o',
Und mag koa Bliemi ehnder nit,
  Bis i die Federn ho'.

Schnadahüpfln.

Es is nix ſo trauri'
Und nix ſo bitrübt,
Als wi wann ſi' a Krautkopf
In a Roſ'n verliebt.

Und es is nix ſo trauri'
Und nix ſo weit g'ſei't,
Als wie wann ſi' a Pud'l
In a Katzl verlei't.

A Gambs auf der Wand
Und a Punkt in der Scheib'n
Und mei' Schatz uf der Alm
Jo mei' Thoa' und mei' Treib'n.

A Lieb' hon i g'fund'n,
So's nit g'nau bitracht't,
Und a böſi d'awiſcht
Und ho' ſ' nimmer o'bracht.

O wann ma' die Lieb'
No' grad ſtehlet a Dieb,
Er hätt' nix dabei z' wag'n,
'Thaat' 'n g'wiß nit verklag'n.

Gelegenheitsgedichte

bei den

Jagden S. M. des Königs Maximilian II. von Bayern
im Hochgebirge.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Maximilian II. Waidwerk.

Die alten Fürſten vom Bayerland,
Dem Waidwerk ſtets ergeben,
Sie kannten im tannenduftigen Wald
Das mutterfriſchende Leben,
Sie jagten den Hirſch und Eber und Bär
Und übten unverdroſſen
Den Arm zu Waffen und Wehr.

Es iſt fürwahr ein luſtig' Thun,
Zu birſchen durch Holz und Auen,
Ein ziehend Reh, ein Häslein auch
Auf blumiger Heid' zu ſchauen,
Zu ſpähen in den verwachſenen Hag,
Wenn ſtille durch die Dämm'rung
Aufzieht der junge Tag.

Es iſt wohl eine ſchöne Luſt,
Am grünen Waſſer zu lauſchen,
Wenn von des Wildes flüchtigem Nah'n
Die Schilfe ſchwanken und rauſchen,
Wenn im Sonnenlichte blank und frei
Erglänzt in ſtolzen Bogen
Eines Kronenhirſches Geweih.

Und ist nicht minder eine Lust,
Wenn auf schneebedecktem Grunde
Der schwarze Keiler durchs Dickicht bricht
Und dann schnaubend starrt in die Runde,
Und wenn der wohlgezielte Schuß
Seinen wütenden Trotz gebrochen
Und er stürzend verenden muß.

Doch noch viel reichern Freudenstrauß
Mag sich der Waidmann erjagen,
Wo die grauen Kuppen am Hochgebirg'
In mächtigen Zacken ragen,
Wo das Edelweiß aus den Wänden blüht,
Wo in den letzten Strahlen
Die scheidende Sonne verglüht.

Die alten Fürsten von Bayerland,
Wohl Jäger unverdrossen,
Den Waidmanns-Schatz der Alpenwelt,
Den haben sie nicht erschlossen:
Die Gemse zu jagen in freier Jagd,
Das ist der Schatz, den ich meine,
Dort, wo's am früh'sten tagt.

Der zweite Maximilian war's,
Der solch Gejaid erhoben,
Drum soll, wie ich's vermag, mein Lied
Den edlen König loben.

Der Berge Poeſie verſtand
Wie dieſer Herr wohl keiner
Im wackern Bayerland.

Geh hin, wo hoch der Watzmann baut
Sein drohend Steingepränge,
Wo mit den eiſigen Brüdern er
Beherrſcht das Waldgehänge,
Wo rauſchend ſtrömt manch wilder Born
Zum blauen See hernieder,
Da klingt des Königs Horn.

Und wo, als wär' ein Felſenmeer
Erſtarrt bei grauſem Stürmen,
Die Berge der Riß in langen Reih'n
Die welligen Gipfel türmen,
Da hallet ſeiner Büchſen Knall,
Wenn Jagenszeit gekommen,
Weithin durchs Iſarthal.

Und wo im holden Schwanengau
Sich heben des Schloſſes Zinnen,
Da mag der Herr zum Schmuck des Hut's
Den Gemsbart am liebſten gewinnen;
So bluht das Waidwerk, bluht durch ihn,
In den ſonnig' lichten Revieren,
Da unten die Nebel ziehn.

Und wenn nach heutereichem Tag
Der König mit seinen Genossen
Zur Burg dann heimzieht, wenn die Schaar
Sich naht auf leichten Rossen,
Die blitzenden Wehren, der Federn Weh'n,
Die schmucken Waidmannskleider,
Gar lustig ist's zu sehn.

Und wenn an der Tafel im Schwanensaal
Die schäumenden Becher kreisen,
Dann mag manch Lied, manch frischer Spruch
Die Gunst der Stunde preisen.
Dann ist des Ruhens kurze Zeit
Der Dichtung schönen Träumen,
Ihren farbigen Bildern geweiht.

So hält der zweite Max'milian,
Der Bauerfürst, das Jagen,
Und magst wohl sonst im deutschen Land
Dergleichen nicht erfragen;
Drum Waidmanns Heil stets mit ihm sei
Und gnadig Sankt Hubertus,
Das wünscht die Jägerei!

Waidmanns Luſt.

O wie ſo ſchön iſt der Herbſt in den Bergen,
Wenn durch das Dunkel im Tannengrun
Goldene Blätter von Ahorn und Buche
Purpurgemengt erglänzen und glühn,
Wenn an den rieſig ragenden Kuppen
Luftiger Schleier des Nebels zerfließt,
Dann aus den leicht hinwehenden Wolken
Freundliches Blau ſich am Himmel erſchließt!
O welche Luſt umfängt dieſe Tage,
Wenn ſie dem edlen Waidwerk geweiht,
Nicht übertroffen vom roſigen Frühling,
Nicht von der üppigen Sommerszeit,
Nicht übertroffen von prunkenden Feſten,
Welche bei ſturmendem Winter gewährt,
Welche Muſik zu wirbelndem Tanze,
Wein und Gelage zu halten gelehrt!
Freut euch der Blumen und Kränze der Aehren,
Freut euch des lichterſtrahlenden Saals,
Jubelt Genuß beim Schaum des Champagners,
Preiſet die Auſtern und Hummern des Mahls;
Aber uns Jäger laßt führen die Büchſe,
Wo es dem Hirſch und dem Gemsbock gilt,

Wo wir den Balsam atmen der Tanne,
Wo der Krystall vom Felsen quillt,
Lasset uns lauschen dem nahenden Wilde.
Uns ist Musik, wenn's klingt und saust,
Da das Gestein vom Sprunge der Gemsen
Rollend die Gräben hinunterbraust;
Uns ist das Echo knallender Büchsen
Mehr als Trompeten- und Paukengepräng';
Unsre Juwelen glänzen im Taue,
Unsere Feste im Felsengedräng'.
Reiden euch nicht um den städtischen Jubel,
Und wenn der Winter tritt in die Bahn,
Rufen wir lieber, die Stunde zu feiern,
Fröhlichen Jagens Erinnerung an.

Hubertustag.

O ſchöne Zeit der goldenen Blätter,
Willkommen, willkommen, du herbſtliche Pracht!
Nun ſorge Hubertus für günſtiges Wetter
Und daß uns ein heiterer Himmel lacht;
Du weißt ja, was Wetter und Wind
Dem Waidmann ſind.

Wenn der Morgen graut und vom ſchreienden Hirſche
Die felſige Bergſchlucht widerhallt,
So ſegne den Gang zur fröhlichen Pirſche
Und feindliche Kobolde jag' aus dem Wald,
Und wollt' eine Hexe da gehn,
Nicht laß es geſchehn!

Und ſchaut wie der Teufel ſo ſchwarz und verwegen
Der tückiſche Gemsbock von ſchwindelnder Wand,
So laß ihn mit ſicherer Kugel erlegen
Und lenke zum Rechten die ſchwankende Hand;
Der Gemsbart zu Waidmanns Ehr'
Iſt unſer Begehr!

So flehten wir dich und du warst u[illegible]gen,
Wir dankten von Herzen dir jeglichen [illegible]
Doch plötzlich die Gunst uns hast du entzogen
Und schickest des Waidmannes greulichste Plag:
„In Stürmen und Nebel, o weh,
Noch Regen und Schnee!

Gewiß unser Jagen nicht hat dich verdrossen;
Denn fleißig hat jeder das Seine gethan.
Wir haben wahrhaftig umsonst nicht geschossen,
Die reichliche Beute ja zeiget es an,
Und dennoch entschwand deine Huld,
O sag', was war schuld?

Da flüstert's und hörte die Worte ich sagen:
„Hubertus nur prüfen wollt' eueren Wert;
„Ein Waidmann, ein rechter, soll niemals verzagen
„Und wird auch statt Sonnenschein Nebel beschert,
„Und da ihr von fröhlichem Mut,
„So geht's wieder gut."

Wohlan denn und lasset den Wein es bezeugen!
Wir ziehn die Kapuze nicht gleich um den Kopf,
Kein Nebelgespenst soll die Laune uns beugen
Und soll uns drum wachsen kein grämlicher Zopf.
O hör' es, Hubert, und aufs neu
Gewogen uns sei!

Jagdlieder.

Pfalzisch.

Die Gemsjagd.

„Li was, du hoscht e' Gemsjagd g'sehe',
No saach emol, wie war dann dess?"
„Soll aach mei' Lebtag nimmer g'schehe',
Dann do vergeh'n emm die Späß';
Dess is e' heilloses Vergnüge'.
Ich saach euch, ich war uf'm e' Platz,
Dohin steicht nit emol e' Katz'
Un' sollt' se aach 'Paschtete' riechе';
Es habe' mich zwee nuff gezoche',
Zunscht war's grad an Unmöchlichkeit,
Wie uf en Torn, 's is nit gelochе',
Alsfort e' halbi Ewichkeit;
Vor mir e' Grabe', do war's drumme'
So schwarz wie im e' tiefe' Brunne',
Un' links un' rechts war gar nix meh'r
Als Luft, do hock ich mi'm Gewehr,
Un' bin drei Stunde' schier gehockt,
Do kummt emol eens hergebockt.
Un' wie's mich merkt des Deubelsvieh,
Dann so e' Tier hot alle Kniff,
Thut's wie e' Spitzbu' grad' 'n Piff,

Un' schmeißt die gröschte' Steener runner;
Daß ich noch leb', is nor e' Wunner.“
„No kricht es tüchtig nuff gebrennt?“
„Ach nee! ich hab' jo nit gekonnt,
Mußt' mich nor halte' mit de' Händ'
An so eme' alte' Worzlstück,
Zonicht korchl' ich jede' Ache'blick;
Mir war nor bang, 's springt zu mer 'rüber,
Dann 's war ke' dreißig Schritt' do 'nüber,
Un' so e' Tier deß is verwecke';
Ich sach euch, 's war gar nit verlecke',
Hot also gestanne' uff eem Fleck
Un' hot gequckt, wo ich dann steck'.
Doch endlich, ich seh's immer noch,
Do grabb'lt's in e' Felse'loch,
Derwocher hab' ich nix mehr g'sehe';
Un' miserab'l, lahm un' üb'l,
Die Hos' verrisse' un' die Stieb'l,
So bin ich wieder 'runner kumme'
Un' hab' zum Angedenke' noch
En' Rhematism' mitgenumme',
Un' wohlgemerkt, der ee' hot g'lacht,
Weil mir zu Ehre' wär' die Jagd,
So hatt' ich nach de' beschte Stand,
Deß war der Torn do an der Wand;
Jetz denkt euch, wie die annre' ware'?!“

Der Jäger.

„Nix als Jage' un' nix als Jagd,"
Hot die Fraa' gezankt,
„Hab' dann ich 'n Jäger gewollt,
„Ne' do hätt' ich gedankt.

„Vor wo e' Haas' un' e' Hinkl sitzt,
„Deß bekümmert dich,
„Un' der dumme Hektor gilt
„Mehr als die Kinner un' ich."

„„Vor nit so bös' mei' lieber Schatz,""
Fangt jetz' der Jäger a',
„„Was es um's Wiedderseh'n is,
„„Sel', do denkscht nit dra'.

„„Gibt's 'was Schoners uff der Welt
„„Als de' Genuß, mei' Kind,
„„Wann emm' 's Schicksal hot getrennt
„„Un' wann mer sich wiedder findt?

„„Sich', do lernt mer's kenne' erscht,
„„Was mer enanner wert,
„„Wie mer sich liebe' thut un' wie gern
„„Eens zum anare' begehrt.

„„Wann aber ich jetz' waarte' wollt',
„„Bis ſo e' Schickſal käm',
„„Deß mich ewech kummadiere' thät,
„„Wär' ich jo alls drheem!

„„Wär's mit 'm Wiedderſehe' nix,
„„Nix mit dem ganze' Genuß;
„„Sich', drum bleibt mer ke' anneri Wahl,
„„Als daß ich jage' muß."" —

Weinlieder.

Hochdeutsch.

Ein König iſt der Wein.

Ein König iſt der Wein!
Mit Segen reich beladen
Iſt er von Gottes Gnaden
Und mancher Purpur ſein,
Ein König iſt der Wein!

Ein König iſt der Wein!
Mit ſeinem Rebenbande
Umſchlingt er alle Lande,
Beherrſcht ſie groß und klein,
Ein König iſt der Wein!

Ein König iſt der Wein!
Wohnt im kryſtallnen Hauſe
Und hüllt beim Fürſtenſchmauſe
In Gold ſich prangend ein,
Ein König iſt der Wein!

Ein König iſt der Wein!
Giebt königliche Feſte
Für viele tauſend Gäſte
In ſeinem Schloß am Rhein,
Ein König iſt der Wein!

Auf immer für den Wein!
Der Schmuck an seinem Throne,
Das Kleinod seiner Krone
Heißt Freudesonnenschein,
Auf immer für den Wein!

Sprüche.

Der Wein iſt ein guter Waidemann,
Birſcht ſich gar ſtill und leiſe an,
Und hat er dich aufs Korn genommen,
Wirſt du ihm nicht ſo leicht entkommen.

Der Wein ein guter Spielmann iſt;
Fängt er euch an zu geigen,
So tanzen die Gedanken ſelbſt
Im Kopfe einen Reigen.

Der Wein ein Unger Knabe iſt,
Den alle Muſen lieben,
Hat manch Gedicht gar leicht und ſchön
Den Dichtern aufgeſchrieben.

Trinklied.

Wenn euch im Herzen ein ſchöner Tag
Warm und ſonnig blinkt,
Freunde, dann trinkt;
Schöne Tage müßt ihr ehren,
Wißt ja nicht, wie lang ſie währen,
Und wie wolltet ihr es machen,
Wenn ihr nicht trinkt, wenn ihr nicht trinkt?

Wenn euch zum Herzen ein Nebelſtreif
Grau und düſter ſinkt,
Freunde, dann trinkt;
Müßt den Griesgram nicht lang fragen,
Müßt ihn keck und friſch verjagen,
Und wie wolltet ihr es machen,
Wenn ihr nicht trinkt, wenn ihr nicht trinkt?

Wenn euch die Liebe mit ihrer Luſt
Rosenblühend winkt,
Freunde, dann trinkt;
Denn wer liebt, der muß ja dichten
Und dem Mond ſein Glück berichten,
Und wie wolltet ihr das machen,
Wenn ihr nicht trinkt, wenn ihr nicht trinkt?

Wenn es mit Liebe und Gedicht
Endlich einmal hinkt,
Freunde dann trinkt;
Wenn ihr trinkt, so kommen sie wieder,
Wahrlich, Liebe, Scherz und Lieder.
Doch wie wolltet ihr das machen,
Wenn ihr nicht trinkt? *Ergo* so trinkt!

Sprüche.

Ich bin ein Rubin, sprach der rote Wein,
Und ich ein Topas, sprach der weiße Wein,
Und ich bin das Gold, fiel der Zecher ein,
Und fasse gar gern solch Edelgestein.

Es klagte das Herz dem Wein:
Ich kann nicht fröhlich sein,
Ich liebe und möcht's wohl sagen,
Doch fehlt mir der Mut, es zu wagen.
Der Wein war gleich bei der Hand
Und half mit kedem Verstand,
Und es ward noch dieselbige Nacht
Das Geständnis zuwege gebracht.

Wohlan, ihr Nixen vom Rheine,
Die ihr im Wasser haust,
Kennt ihr auch die Schwestern im Weine
Und wo sein Strudel braust?

Soll mich verführen eine
Mit ihrem Feengesang,
Vom Wasser wähl' ich keine;
Doch kommt ein Lied vom Weine,
Da wird mir niemals bang.

Der Wein weiß manches abzufragen,
Dem Wasser würdest du's nicht sagen.

Weinlied.

Oft hörte ich's begeiſtert,
Es ſei der Wein,
Der ſpröde Muſen meiſtert,
Drum ſchenket ein;
In ſeines Goldes Schimmer
Sind ſie zu Haus,
Da findet ihr ſie immer,
Drum trinket aus!

Verlorne Liebeslieder,
Im Wein, im Wein,
Da klingen ſie auch wieder,
Drum ſchenket ein;
Er weiß auch zu erneuen
Den Hochzeitſtrauß,
Drum trinkt, euch dran zu freuen,
Trinkt wacker aus!

Wo dort die Sterne glänzen,
Könnt's anders ſein,
Man wird wohl Wein kredenzen,
Man ſchenkt wohl ein;

Dort ſprudelt ja ſein Segen
Vom Quell heraus;
Drum deshalb nicht verlegen,
Trinkt fröhlich aus!

Sprüche.

Der Wein ist ein Kriegsmann sondergleichen,
Giebt gern zu keckem Sturm das Zeichen,
Und geht er auch dabei zu Grund,
Von ihm wird keine Klage kund.

Ein Zauber wohnt in Weines Schaum:
Der Freude wird er zum Blütenbaum,
Der Liebe zu einem glücklichen Traum,
Der Ruhe zu einem süßen Flaum.

Nur ein Vertrauter soll es wissen,
Wie's lustig ist um Herzen und Küssen:
Der Wein, der Wein, der liebe Wein,
Der soll im Bund der dritte sein.

Die Rebe weiß zu lehren,
Den Lorbeer zu begehren;
Stürmst du in wilde Kämpfe ein,
So ruf' zu Hilf' den tapfern Wein.

Willſt du trinken ohne Reu',
Merke, wo und wie es ſei;
Unter guten Geſellen
Gieb nicht viel acht,
Unter falſchen Geſellen
Trink' mit Bedacht.

Die Welt geht einen ſtrengen Gang,
Kennt ihr Geſetz allein;
Was ſtreng iſt, hart und ohne Herz,
Das ſollte doch nicht ſein.
Damit ſie freundlich denn zugleich,
Kam Liebe, Sang und Wein;
Die machen ihre Härte weich
Und bringen das Herz hinein.

Waſſer und Wein.

Zum Waſſer ſprach der ſtolze Wein:
Ich tafle mit den Fürſten,
Die Ritter und die Edlen all'
Nach meiner Quelle dürſten;
In goldnen Bechern hauſe ich,
Zum Himmel hoch geprieſen,
Dir wird von ſolcher Herrlichkeit
Kein Stäubchen zugewieſen.
Das Waſſer ſprach: Ich zürne drum
Fürwahr nicht meinem Loſe.
Mich küßte jüngſt im Morgenglanz
Eine holde Maid von der Roſe
Und hat die liebe Blume mir
Vertraut, ſie friſch zu erhalten;
Ich wußte fein die Knoſpe ihr
Gar künſtlich zu entfalten.
Um ſolcher Gunſt von ſchöner Maid
Wohl dank' ich dem Geſchicke
Und laſſ' dir gerne deinen Prunk
Und deiner Fürſten Blicke. —
Und ſchweigend hörte es der Wein,
Wollt' 's Waſſer nicht mehr ſchelten;
Ja, ſchöne Mägdlein gelten viel
Und werden's immer gelten.

Der Becher und ich.

Der Becher iſt ein Blumenkelch,
Der Wein der Nektar drin,
Und glauben darf ihr's, daß ich gern
Dazu die Biene bin.

Der Becher iſt ein Muſchelhaus,
Die Perle drin der Wein,
Hab' früh und fleißig es gelernt,
Ein Perlenfiſcher ſein.

Der Becher iſt ein Gartenhaus,
Der Wein ſein Blumenflor;
Als Gärtner, ſelbſt Botaniker,
Komm' ich dabei mir vor.

Der Becher eine Wiege iſt,
Drin ſchläft der holde Wein;
Damit er denn nicht immer ſchlaft,
Will ich ſein Wecker ſein.

Der Becher iſt ein hohler Baum,
Sein luſt'ger Kauz der Wein;
Da will ich manchmal auch zum Spaß
Ein Eulenſpiegel ſein.

Becherſprüche.

Schließ' auf dein Herz mit Lied und Wein,
Ich will dazu der Schlüſſel ſein.

Luſtig faſſ' mich,
Luſtig laſſ' mich.

Kehr' ein und bleib' bei mir,
Schöne Märchen erzähl' ich dir.

Mit mir im Bund
Zahl' keine Stund.

Waidmann, halt's mit mir,
Bin auch ein gutes Revier.

Trink' friſch aus meinem Quell,
Bin der Freude ein guter Geſell
Und der Liebe ein treuer Freund
Und der Trübſal ein mächtiger Feind.

Ich ſchließ' in dieſem Hauſe mein
Den Mut gar vieler Helden ein.

Sei gern bei mir!
Die Freude bring' ich dir,
Ein Liebeslied ſing' ich dir,
Die Sorg' vertreib' ich dir,
Schöne Träume beſchreib' ich dir
Und verlang' nur Eins dafür:
Sei gern bei mir.

Ich lehre wagen,
Die Wahrheit ſagen,
Sorg' verjagen,
Nie verzagen.

Der Wein und ſein Liebchen, die Freude,
Die wohnen bei mir beide;
Sind ſie zu Haus,
Duftet ein Blumenſtrauß
Zum Fenſter heraus.

Der Becher ſprach: Ich bin ein Schloß,
Verteidigt von dem Wein,
Der Zecher ſprach: Ich ein Soldat,
Und ſtürme keck hinein.

Bin eine Uhr, mein Pendel iſt der Wein,
Ich teile dir die Zeit gar herrlich ein;
Doch ſoll ich gehn,
Laß nicht das Pendel ſtille ſtehn.

(Jagdbecher in drei Ringen.)

Alle guten Ding' ſind drei (3),
Meiner Ring ſind drei (3),
Bleib' Maid und Wein und Jagen treu (3).

Sei treu zu mir geſellt;
Hab' manchen Fuchs geprellt
Und manchen Bären gefällt.

Ich Becher von drei Ring'
Drei Mahnungen dir bring':
„Jag', trink' und ſing'!"

Weinlieder.

Oberbayerisch.

Schnadahüpfln.

Der Menſch hat an' Geiſt,
Hat der Schullehra g'ſagt,
Und der Wei', der hat aar oan',
Dees hon i d'erfragt.

Und bal' die zwoa ſtreit'n,
So hat's ſcho' an' Schei', (und)
Es that der von 'Wei'
Oft der ſtirkeri ſei'.

Und woltern oa' ſinga
Und dicht'n beim Bier,
Und aus Dankbarkeit lob'n ſ'
'n Wei' na' dafür.

Und 's Diendl is a Zither,
Wo drüber nix geht,
Und dem macht's die ſchönſt' Muſi',
Der 's Spiel'n verſteht.

Beim laandlerisch Tanz'n
Da g'fallt ma' so guat,
Daß si' 's Diendl um sein' Buab'n
So fei' draah'n thuat.

Und daß er s' so folgsam
Am Finger 'rumführt
Und wie oft er s' aa' auslaßt,
Daß s' 'n do' nit verliert.

Weinlieder.

Pfälzisch.

An de Champagner.

Weeſcht, warum ich ſo gar gern ſeh'
De' Champagner, deß heeßt de' mousseux?
Sich, bloß weil er ſo luſchtich is,
Weil er ſo zab'lt mit Hand' un' Fuß'.
Ich hab' aach emol ſo gezabl't,
Bin ſchier an ere Wand 'nuff gekrab'lt,
Wann e' hübſch' Mädche' obe' gehockt,
Die mich freundlich enuff gelockt.
Weeſcht, warum ich ſo gar gern hör'
De' Champagner, er is wie 's Meer,
Brauſt und macht emm hubſche Gedanke',
Macht aach öfter e' Schiffche' ſchwanke',
Aer er hot kenn' ſo g'fährliche' Sinn,
Schwimme' le' Krabbe' und Haifiſch drin.
Weeſcht, warum ich gern trinke' thu'
De' Champagner? Ei guck' nor zu:
Im Champagner ſin' Perle' viel,
Die juſcht mache' deß luſchtich' Gewuhl,
Un' trinkt eener den liebe' Wein,
G'hore' jo all' die Perle' ſein!
Sich, deß wiſſe' die große' Herrn
Un' ich aach, drum trink' ich 'n gern.

Lebensknuſcht.

Die Knuſcht, vergnicht zu lebe', gleicht
Der Knuſcht, Liqueur zu mache';
Mer braucht d'rzu, deß is bekannt,
So manche' ſiebe' Sache'.

Deß Erſchte is der Spiritus;
Doch geht's mit lemm' gemeene',
Knuſcht merkt mer glei' de' Fuſ'l driu,
Der loßt ſich nit gewöhne'.

Zor's zweete brauchſcht de allerhand
Von Früchte' un' von Blume',
Un' manches Kräutche' jung und friſch
Werd aach d'rzu genumme'.

Deß muſcht de im e' gute' Glaſ'
Mi'nanner deſchtilliere'
Un' nocher, wie's d'r grad beliebt,
Noch Zucker drunner rühre'.

Die Früchte, Zucker, Kraut un' Blum,
Die loſſe' ſich ſchun ſinne',
Un' brauchſcht dich, hoſcht de Geld genuch,
Nit viel do drüber b'ſinne'.

Doch for Retort un' Spiritus,
To muſcht de ſelber ſorche',
Die kaaft mer nit um alles Geld
Un' kannſcht ſe aach nit borche'.

Als noch 'n Schoppe'!

O Wein, du bischt e' lieber Freund;
Bei' Sunn' wann in mei' Gläsche' scheint,
So soll's d'rauß' wettre', wie's nor mag,
Mir is, als wär' der schönschte Tag.
Als noch 'n Schoppe'!

's laaft in der Welt so mancher 'rum,
Der sieht nix grad', sieht alles krumm;
O Freund, so eener kennt dich nit,
Sunscht stund's wohl nit so schlimm d'rmit.
Als noch 'n Schoppe'!

Uf dich, mei' Schatz, verloss' ich mich,
Un' will der Griesgram rühre' sich,
Du weescht mer g'schwind 'n Rot d'rvor
Un' bischperscht mer vertraut ins Ohr:
„Als noch 'n Schoppe'!"

Die Lieb' is gar e' korz Gedicht
Un' 's Lebe' is e' langi G'schicht',
Du helfscht zu alle zwee getreu
Un' bischt deß Beschte oft d'rbei.
Als noch 'n Schoppe'!

Wann ich e' Weltverbeff'rer wär',
Mit dir verbunne' wär's nit ſchwer,
Zu aller Wohl diktiert' ich dann,
Kund un' zu wiſſe' jedermann:
„Als noch 'n Schoppe'!"

An die Rhein-Traube'.

Gruß' euch Gott, ihr liebe Traube',
Gruß' euch Gott viel tausendmol,
Hab' euch gar so lang' nit g'sehe',
O wie is mer wiedder wohl!

Muschkateller un' Traminer
Un' ihr, Rieling, fei' un' zart,
All' so duftich, all' so luschtich,
Seid noch all' so, wie ihr war't!

Hab' derweil viel Traube' g'sehe'
In dem heeße' Griechelland,
In Corfu un' in Italie',
Ja, do wachst aach allerhand.

Große, scheene, gute Traube',
Zuckersüß un' schwer un' reich;
Doch deß liebschte dra', des war mer,
Daß ich hab' gedenkt an euch!

Sel', ihr froocht, was dann die Fremde'
Koche' for 'n Mosicht un' Wei',
Ob mer aach wie bei dem eure'
Kann so froh un' luschtich sei'?

Nimmer, nee, do müßt' ich lüge',
Nee, do ſin' ſe weit d'rvun,
Wie aach herrlich dort der Himm'l,
's helft 'n doch le' deutſchi Sunn!

's is e' Wei' ſo zum Verſuche',
Wißt 'hr: ſo als wie Liqueur,
Loßt ſich nit in Humpe' trinke',
Daß d'rvun zu rede' wär',

Daß mer 'nei' guckt mit Verqnuche',
Drin ſich ſucht e' ſchönri Welt,
Daß mer d'rüber kann vergeſſe',
Wie die Stunde' knapp gezählt,

Daß mer jung werd wie e' Jungling,
Wär's aach lang ſchun nimmer wohr,
Ohne Sorg' un' unbekummert
Um die viele dumme' Johr.

Nimmer, 'will euch gar nit ſchmeichle',
'Hab's mei' Lebtag nit getha';
Aber do ſeid ihr die erſchte',
Seid de' anure' all' vora'.

Un' alo guter Freund ſo rot' ich,
Geh' mer leen's vun euch do nei',
Mocht nor fort im ſchöne' Gaarte',
Den ihr habt am deutſche' Rhei'!

Die drei im Keller.

Nach einer Zeichnung von Schwind.

Im Keller wohnt e' Mädche',
Deß is die Mammſell Spitz,
Die is fidel un' luſchtich,
So voller Scherz un' Witz.
Im Keller wohnt d'rnebe'
E' Fraa, verruckt un' leck,
Mer heeßt ſe Madame Brummer,
Hot 's Maul am rechte' Fleck.
Un' im Keller wohnt e' Alti,
E' wiſchti Schacht'l aach,
Die mag ich gar nit nenne',
Die ſauft de' ganze' Tag.
Un' klopfcht de' zum Vergnüge'
Am Kellerthürche' a',
So kummt derer'ſcht deß Mädche',
Die annre' hinnedra'.
Un' die deß Ding nit wiſſe',
Die habe' ſe alle drei,
Do git's 'n Weltſpetakl,
Do is der Spaß vorbei;

Doch die 'n Nummel kenne',
Die losse' 'o Mädche' 'raus,
Un' wann die annre kumme',
So sperrt mer 'o Kellerhaus.
Was mich betrefft, mei' Lebtag
War ich de' Mädcher hold,
Un' hätt' ich nor 'n Keller,
Wußt', wie ich's mache' sollt'.

Die Bouteille.

Es habe' emol im e' trauliche' Kneipche'
Die Weinbouteille' viel Ruhme's gemacht,
Un' wie se die Welt so hoch begeischtre',
Un' was mer ihne' schun Artig's g'sacht.

Un' wie se dann aach ihr Lob verdiene',
Un' was eens sei' un' gelte' muß,
Um oft e' lahmi Seel' zu erhebe',
Un' was mer so braucht an Spiritus.

Sich, sacht so e' Ding, 's is noch ke' zwee Woche',
So hab' ich e' Lieb' im e' Herz angezünd't
Un' hab's in e Luscht un' e' Glück eigewickelt,
Der Jung' war vor lauter Verzucke' wie blind.

Un' ich, sacht e' anners, ich derf's wohl aach sage',
Es war e' armer, kränklicher Mann,
Den hab' ich getröscht, ich glaab, der Herr Parrer,
Daß der so erquicklich kenn' tröschte' kann.

Un' ich hab' aus ganz gemeene' Soldate',
Beeß Gott, die gröschte' Helde' gemacht,
Die ware' wie die lebendige' Teufel,
Hab' selber gemeent, ich bin in der Schlacht.

Un' ich hab' 'n Muſikmeeſchter begeiſchtert,
Der hot euch gebeſcht'lt e' Symphonie,
Mit Trumm'l un' Peiſe', gar luſchtich zu höre';
Deß alles macht unſer Mei' un' Genie.

Do ſächt ganz ſtill zum e' ernſchthafte' Mann
E' Römer: Ei Dunner, die protze' genug.
„Mei', geh' mer ewech die Windbeut'l do,"
Sächt der, „deß Verdienſcht is all' nit e ſo,
„'s hot vun denne' Troppe' ke' eenzicher 'was,
„Die G'ſchicht' is im Keller e' altes Faß,
„Deß ſteht halb vergeſſe', beſcheide' un' ſtill,
„Un' wann halt ſo e' Kammrad 'was will,
„So gebt's 'm halt was, un' weil's hübſch groß,
„So zappt halt e' jeder tuchtich druf los;
„Wann aber im Keller deß Faß nit wär',
„So wäre' ſe all' gar erbärmlich leer."

Sich, ſo prahle' viel mi'me große Genie,
Mit hohe' Gedanke' un' Poeſie,
Un' mache' do drüber e' langi Bruh',
Aber 's Faß im Keller nenne' ſe nie.

Die drei große' Herrn.

Es git e' Buch vun de' große' Herrn,
Un' wann ich mich recht b'ſinn',
So ſteh'n leicht hunnert, groß un' klee,
Dort im Regiſchter drin.

Ich aber weeß drei große Herrn,
Die ſelbig's Buch nit nennt,
Un' die mer länger uf der Welt,
Als all' die annre kennt.

Der Himm'l, ſich, is ſo e' Herr,
Was tragt der viele Stern,
Un' was for Stern, 's hot's kenner ſo
Vun annre große' Herrn.

To is te' Pappedeck'l dra',
Uf den der Glanz is g'ſtickt,
To hot te' krummi Näherin,
Dra' 'rumgemacht un' g'flickt.

Un' zeigt er erscht deß große Band
In aller Farbe'pracht,
Do merkt mer's, der is vun Natur
Zum große' Herrn gemacht.

Der zweete, den ich nenne' will,
Un' dem aach kenner gleich,
Deß is der Frühling, liebe Leut',
Wie vornehm un' wie reich!

Sei' Hofstaat is wie Morge'rot,
E' Paradies sei' Land,
Sei' Page' sin' die junge' Bääm
Mit Sträußcher in der Hand.

Deß allerschönste Wappe'feld,
Der schönste Schild g'hört sei',
Es blühe' alle Blume' drin
Un' 's is vun Sunne'schei'.

Un' alles hot er, was sich schickt
For edle große Herrn,
Er is jo Freund der Poesie
Un' hot die Dichter gern.

Der dritte, ei deß is der Wein,
Der war emol e' Gott;
Do is ke' Zweif'l, daß er aach
Vum große' Herrn 'was hot.

Denkt nor, wann der kummt zum e' Feſcht,
Wie macht er's froh un' ſchö';
Do kunnt ſich alles in ſein'm Glanz
Un' will nit vun 'm geh'.

Un' den er freundlich hot gegrüßt,
Der denkt mit Freede' dra',
Un' ſicht er 'n wiedder, guckt er 'n aach
Gar ehrerbietig a'.

Ja ja, deß ſin' drei Kavalier',
Die drum nit kleener wer'n,
Un' zahlt ſe aach deſſelbe Buch
Nit zu de' große' Herrn.

Der Domdechant vun Hochheim.

Der Domdechant vun Hochheim,
Deß is e' lieber Herr;
Es git viel Dechant uff der Welt,
So git's kenn' Dechant mehr.

Als Freund vun gute' Christe'
Hot er bei Meenz sei' Haus,
Guckt in de' Main un' in de' Rhein
Fideel zum Fenschter 'naus.

Er is e' golde' Männche',
Spetal'lt juscht nit viel,
Hot aber Geischt und Spiritus,
Wie mer's nor habe' will.

Un' wie er ach so gütig
Un' so voll Gnade' is,
Wann eener böse Strup'l hot,
Er helft 'm ganz gewiß.

Er kann ſo freundlich ſage'
E' tröſtlich mildes Wort,
Un' quält emm Sorg' un' Kummer aach,
Er bringt ſe ſicher fort.

Troocht 'rum in deutſche Länder,
Wo mer ſein Name' kennt,
Ob jeder nit verehrungsvoll
Den brave' Dechant nennt.

Er macht aach große Reeſe',
Beſucht alle große Herrn
Un' überall, ich weeß's gewiß,
Ja überall hot mer'n gern.

Ei, lieber Herr vun Hochheim,
Kummt aach emol zu mir
Un' bleibt e' Weil', ich geb' Euch gern
Mei' allerbeſcht' Quartier.

Vum Wei'.

Ich weeß nit, wie er's macht der Wei',
Er hot e' b'ſunnri Kunſcht,
Viel Liedcher un' viel Mädcher fei',
Die wohne' in ſein'm Dunſcht.

Un' 's is wahrhaftich grad', als wär'
E' Zauberei d'rbei;
Dann Liedcher alls un' Mädcher ſin'
Drin funk'lnach'lneu.

Drum werd beim Wei' e' Alter aach
Als wie e' junger Bu'
Un' ſingt un' denkt e' roſig Kind
Als Schätzche ſich d'rzu.

Drum werd er luſchtich, weeß nit wie
Un' kümmert ſich nix drum
Un' wann aach for die Schwärmerei
Die Zeite' lang ſchun 'rum.

Un' ebe' drum, ſo lobt 'n aach,
Wer je e' Dichter war;
Dann ohne Wei', du lieber Gott,
Wär's oft mi'm Dichte' gar.

O guter Wei', o braver Wei',
O hör', um was ich bitt',
Mit deiner liebe' Hexerei
Verloß nor du mich nit.

Un' daß ich, Freund, dich nit verloß,
Do kannſcht de ruhich ſei',
Ich bin un' bleib' mei' Lebe' lang
Dan ganz'm Herze' dei'.

Die Wein' un' der Bachus.

Die Wein' ſin' emol zum Bachus kumme'
Un' habe' 'n um e' Entſcheidung gebitt't,
Er ſoll ihne' ſaache' uff Wort un' Ehr',
Weller vun ihne' der vornehmſchte wär'.

Der Bachus hot g'ſacht, ihr liebe' Kinner,
Den G'falle', den will ich euch wohl thu',
Es ſchick' nor e' jeder e' kleen's Deputat,
Nocher halt' ich e' Prufung im große' Rat.

Deß ware' die Wein' natürlich zufriede',
Un' G'ſandte ſin' kumme' vun aller Welt,
Un' 's hot nor gewimmelt vun Glanz un' vun Pracht;
Dann der kleenſchte, der hot ſein' Staat gemacht.

Un' 'm Bachus ſei' Ceremonie'meeſchter,
Der hot ihne' g'ſacht, wann die Prüfung is,
Geht jeder, ſo wie 'm gewunke' werd ſei',
Beim König ganz ſtill in die Gorg'l 'nei'.

Un' richtich' ſo wie der Tag is geweſe',
Zo hot der Bacchus der Reih' noch gewinkt:
Deß erſchte, deß ware' die Herrn vum Rhei',
Die ſin' dann ſtolziert wie die Ferſchte' 'enei'.

Dernocher ſin' glei' die Burgunder 'kumme'
Un' die Bordeaux mit ihr'm rote' Talar —
Do habe' die Grieche' ſchun G'ſichter gemacht
Un' habe' die Fremde' gar ſcheel betracht't.

Un' e' alter Muſchkat vun der Inſ'l Samos,
Der hot geſacht zum e' Malvaſir,
Geb' acht, die Franzoſe' mit ihr'm Geſchwätz,
Die kriege' heilig die erſchte' Plätz'.

Un' der Bacchus, der hot 'm Champagner gewunke',
Der war wie e' rechter Stutzer geputzt,
Beſetzt mit Topaſe' die Knöpp' am Frack
Un' e' Perleſchnur an ſein'm Chapeau claque.

Er is mehr getanzt, als daß er is 'gange',
Un' hot noch geſummſt ſo e' Stück vum e' Lied;
Do habe' die ann're gemorm'lt: Wie grob!
Der hot aach de' Großmog'l in ſein'm Kopp.

Jetz' hot der Bacchus gerufe': Tokayer!
Do is der naturlich gar wichtig 'enei',
E' kleener Mann, ganz kuprich un' rot,
Zwee Huſare' hinner 'm noch ungriſcher Mod'.

Druf hot der Bacchus nimmer gewunke',
Es war e' langi peinlichi Pauf',
Un' er hot ſich als b'ſunne' un' hot ſumiert
Un' wie e' rechter Gelehrter ſtudiert.

Un' wie's halt geht mit dem dumme' Studiere',
So tummt 'm der Schlof un' er duſ'lt ei'.
Jetz' ſtellt euch die Angſicht un' die Ungeduld vor
Von dem übrige' diplomatiſche' Corps. —

„Do gilt es e' Liſicht," ſacht e' Piesporter Junker
Un' rumpf'lt 'm König durch's offene Maul'
Deß war e' Signal un' alles will 'nei'
Un' kenner der letſchte Vergeſſene ſei'.

O Mord un' Spetakl, was war deß e' Drucke';
Die Griche', wie Feuer vor Aerger un' Zorn,
Un' die Franke', die aach nit vum Hurle' gemacht,
Die habe' ſich große Sottiſe' geſacht.

Ke' Rucſicht, ke' Schonung war do mehr zu finne',
Die Spanier allee' ware' noch im e' Takt
Un' habe' die Lacrimae Christi gebitt't:
„Ei gehen S'e vor, mir kumme' ſchun mit." —

Un' der Bacchus, der hot als g'ſchlofe' un' g'ſchlofe',
Un' die Herold', die habe' gewart't un' gewart't,
Um laut zu verkündige' überall,
Wie dann gefalle' 'm Königi ſei' Wahl.

„Jetz' endlich erwacht er, un' wie er's ſoll ſage',
Derweil' dann der erſchte vun all' denne' Wein',
So denkt er in Lieb', un' deß war wohl aach g'ſcheit,
„Was ſoll ich een kranke', ſin' all' liebe Leut',

„Un' ſoll ich's dann wege' 'me Wörtche' riskiere',
„Daß mancher werd ſauer un' kahnig vor Gram?"
Nee, denkt ſich der König, un' hot halt nix g'ſacht,
Als daß 'm die Prüfung Vergnüge' gemacht.

Un' weil er halt gar nix ſunſcht ſage' hot wolle',
Der gute un' liebe un' freundliche Mann,
Un' ſo weeß mer noch bis uff die Stund' nit gewiß,
Derweil' vun de' Wein' der vornehmſchte is.

Der Stee' der Weise'.

'S hot Eener 'n Stee' der Weise' g'ſucht
Un' hot 'n halt nit g'funne;
E' alti Her', die hot 'm g'ſacht,
Der Stee' läg' im e' Brunne'.
Drum hot er aus alle Brunne' ſchier
Viel Steener mitgenumme'
Un' is doch nor troß aller Müh'
Zu nix als Kiesl 'kumme'.
Jetz' kehrt er emol im e' Wertshaus ei',
To ſicht er en' Dicke' ſitze';
Der Mann, deß war e' Juwelier,
Thut wie e' Marfunkel blitze'.
„Ei ſaache' Se doch, Herr Juwelier,
Wie is es mi'm Stee' der Weise'?
Ich ſuch' mei' halbes Lebe' lang,
's möcht' die Geduld verreiße';
Mer hot mer als gewiß verzählt,
Der Stee' läg' im e' Brunne',
Wo Deub'l mag der Brunne' ſei'?
Ich hab' 'n noch nit g'funne."
Der Juwelier, e' braver Mann,

Der nemmt ſein' volle' Humpe':
Des is der Brunne', ſächt er, Freund,
Do muß Er fleißig pumpe';
Dann fell'n Stee', mer ſieht 'n nit,
Wer kann 'n nor empfinne',
Wer luſchtich is, der hot den Stee',
Drum loß Er's wacker rinne'. —
Do ſetzt halt unſer Sucher an
Un' fleißig rinnt der Brunne',
Un' ub'r e' Weil, do hot er dann
Den Stee' aach richtich g'funne.

Der Dunſcht am Champagnerglas.

Wann de friſche' Champagner ei'ſchenkt' thuſcht,
Den Wei' ſo luſchtich un' lieb,
So möcht' ich nor wiſſe', warum werd 's Glas
Alo wie vum e' Reb'l ſo trub?
„Deß will ich d'r ſage'; ſich, wann e' Ferſcht
Sich zeigt im Staat un' in Pracht,
So weeß mer, daß deß im Volk e' Gelaaf
Un' viel Gaffe un' Uffſehe' macht.
E' jeder will's ſehe' ſo gut alo es geht,
E' jeder will fei' vorne'dra',
Un' Kopp an Kopp anenanner gedrängt,
So ſtaunt mer die Herrlichkeit a'.
Un' ſo is es nach do; wie e' neugier'a Volk
Is 's Waſſer un was d'rzu g'hört,
Sei' Kimmer, die Dunſcht, un' die ſin' uberall
In der Luft alo wie in der Erd'.
Un' wann ſo e' Ferſcht an die Tafel kummt
Alo wie der Champagnerwei'
Un' ſie ſehn 'n im Glas, ſo wolle' ſe all'
Zum Gaffe' die erſchte' ſei',

Un' do gucke' se, eens an's anner' gedruckt,
Un' git e' Gewerr un' Geschieb
Un' deß is die G'schicht' un' deßwege' werd
Natürlich 's Glas nocher trüb.

Zu den Weinliedern.

Doktorpromotion des Weins.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Dieweil wir heut' zusammen tagen,
So fällt mir bei dieser Sitzung ein,
Wir schulden eine Ehre dem Wein.
Bedenkt, kaum hat ein Kandidat
Wie er das Examen bestanden,
Und denkt, wie oft man geprüft ihn hat
Und wie zahlreich wir uns da fanden;
Das deutet doch wahrlich auf guten Grund,
Und weil er geschwitzt so manche Stund'
Und alles ertragen geduldig,
So sind einen Lohn wir ihm schuldig.
Noch weiter erwäget und bedenkt,
Wie der König selber ihn achtet;
Hat ihm einen kostbaren Rock geschenkt,
Der, aufmerksam betrachtet,
Gar weit über unsre Talare geht,
Gewiß ein sichres Zeichen,
Daß der Kandidat Wein viel höher steht
Als andre seinesgleichen.
Drum meint' ich und erlaube mir
Submiß zu proponieren,

Wir ſollten ſolchen Jünglings Zier
Zum **Doktor** promovieren,
Zum Doktor jeder Fakultät,
Doctor universalis,
Da keine iſt, die ihn verſchmaht,
Und allen er Sodalis,
Insignis et magnanimus,
Virtutibus clarissimus,
Tam fortis quam benevolus,
Amicis amicissimus!
Und ſchließ' ich dies latinum
Mit: Vivat Doctor Vinum!

Doctor Vinum, Privatdocent.

Ein Jahr nun iſt es, liebe Kollegen,
Daß wir den Wein zum Doktor kreiert;
Es hatten ihn alle Fakultäten
Gar ſcharf geprüft und examiniert.
Nun will Privatdocent er werden,
Will lehrend zeigen ſein Genie,
Und als ein Hauptfach ſeines Wirkens
Bezeichnet er die Philoſophie.
Da fragt' ich ihn, dieweil ich dermal
In Amt und Würden der Dekan,
Was ſein Syſtem und welcher Richtung
Sein edles Forſchen zugethan.
Der Jüngling ſagte: Was ich lehre,
Soll heißen Frühlingsphiloſophie,
Will jung damit die Alten machen
An Spiritus und Phantaſie.
Es hat bisher in den Syſtemen
Nur herbſtlicher Verſtand regiert,
Der machte alter ſtets die Alten
Und Roſen hat er nie dociert;

Grad' umgekehrt nehm' ich das Thema,
An dürren Blättern fehlt es nicht,
Dem Winter Blumen zu entfalten,
Das halt' ich für der Weisheit Pflicht."
Verwundert hab' ich es vernommen;
Denn was ich hoffen konnte nie,
Ein Philosoph hat da verkündet,
Was mir schon längst Philosophie.
Ich geb's den Herrn nun zu bedenken,
Doch wer die Lehrfreiheit bekennt,
Der rufe unserm Doctor Vinum
Ein Vivat als Privatdocent!

Der Wein zum Professor vorgeschlagen.

Wir haben den Wein zum Doktor ernannt
Und auch zum Privatdocenten;
Die Ehre ward überall anerkannt,
Es begrüßten sie die Studenten.

Der Wein gehört zur zweiten Sektion
Im philosophischen Wissen,
Ich bin Dekan in dieser Region
Und mein Volk zu heben beflissen.

Da fiel mir denn natürlich ein,
Der Wein muß avancieren,
Er soll nun auch Professor sein,
Die Fakultät zu zieren.

Da fragt' ich an, ob's ihm genehm,
Zu Vorschlag ihn zu bringen;
Er aber hielt es für unbequem,
So weit voranzudringen.

„Sieh," ſprach er, „wenn ich Profeſſor bin,
So ſteh' ich zu nah' dem Senator
Und am End' gar hätten ſie mich im Sinn
Als Rektor und Orator.

„Dafür wahrhaftig müßte ich
Ganz unterthänigſt danken;
Müßt' mit dem Miniſterium mich
Und mit den Kollegen zanken,

„Müßt' Reden halten, o! der Qual,
Von Dingen, die mir zuwider,
Denn niemals hört man im Aulaſaal,
Was Liebe, Trunk und Lieder.

„Ich red' wohl auch von allerlei,
Am liebſten von luſtigen Streichen;
Dort müßt' ich rühren in dem Brei
Von Herzog Ludwig dem Reichen.

„Und käm' in dieſer ſchlimmen Zeit,
Die alles will umgeſtalten,
Zuletzt auch mit dem Papſt in Streit,
Der doch ſtets zu mir gehalten.

„Nein, Freund, laß bei der Jugend mich,
Will ſtets ihr nahe bleiben,
Die Alten ſelbſt beklagten ſich,
Wollt' ich es anders treiben.

„In Ehren den Magnificum;
Doch vivant die Studenten
Und vivat mein Kollegium
Der jungen Privatdocenten!“

So ſprach der Wein, da ſchwieg ich ſtill,
Konnt' ihm nicht unrecht geben,
Und bleiben ſoll's, ſo wie er will,
Und laſſ' dafür ihn leben!

Sprüche

auf dem Königsbecher der Universität.

1.

Es ist der Will' des Herren mein,
Soll Freude euch kredenzen,
So schöpft sie denn aus edlem Wein
Und sammelt ihre Blumen ein,
Die Stunde froh zu kränzen.

2.

Will das Wissen euch trügen,
So holet Rat vom Faß,
Es meistert Trug und Lügen:
In vino veritas!

3.

Ich diene goldner Flut,
Drin schwimmen gute Geister,
Die hegen Freud' und Mut;
Trink' und du bist ihr Meister.

Der Talisman der Traube.

Ich habe ſchon manches Feſt erlebt,
Wo Gelehrte zuſammenſaßen,
Und wie geſetzlich ſtets bemerkt,
Daß ſie wacker tranken und aßen.
Das Eſſen freilich Proſa iſt,
Doch Poeſie das Trinken,
Mit einem Beefſteak kann man nie
Die Muſen zu ſich winken;
Doch mit dem Weine naht ihr Glanz
Und ſtrahlet immer lichter,
Das wiſſen die Gelehrten all',
Auch wenn ſie keine Dichter,
Und in dem Wein verborgen ruht
Der Weiſen echter lapis,
Drum fragt auch nie ein kluger Mann:
Quo me, o Bacche! rapis?
Er iſt es ja, der uns entreißt
Dem niedern Lebenstreiben
Und luſtig leichten Sinn verleiht,
Wer wollt' nicht bei ihm bleiben!
Drum, Freunde, hört, vertrauet ſtets
Dem Talisman der Traube;
Denn das [illegible] iſt
Der ärgſte Aberglaube!

Lernet vom edlen Wein!

Lernet vom edlen Wein!
Im Freien treibt er seine Blüte
Und pflegt sie im sonnigen Strahl,
Im Freien stärkt euch das Gemüte
Und schopft die Gedanken zumal;
Wer solches vergißt
Wird ein Hypochondrist,
Dran alles welk und fahl.

Lernet vom edlen Wein!
Wenn die Beeren gereift, dann will er sinnieren,
Und schließt ins Faß sich ein,
Wenn ihr habt den Gedanken, dann mögt ihr studieren
Im traulichen Kämmerlein;
Wer spielen nur will
Ein phantastisches Spiel,
Wird nimmermehr gedeihn.

Bei seinem Sinnieren oft drunter und drüber
Wirft alles der gärende Saft;
Wer zu sachte will gehn, der baut wie der Biber,
Doch ist's auch danach, was er schafft.
Drum sprudelnd und frisch,
Nicht Biber, nicht Fisch,
Und lustig übet die Kraft!

Lernet vom edlen Wein!
Und hat er geträumt und hat er gegoren,
Wie labet ſein Gold ſo fein;
Ihm gleiche; was der Gedanke geboren,
Soll edel und labend ſein,
Dann gut iſt beſtellt
Die ſtudierende Welt;
Drum Freunde, lernet vom Wein!

Schiffhumpenlied.

Liebes Schifflein, wolle ſchwimmen,
Will ein Liedlein dir anſtimmen,
Nimm's als Kompaß zum Geleit;
Doch vor allem ſei geladen
Wohl mit Wein von Rektors Gnaden,
Wie es Brauch ſeit alter Zeit.

Schifflein, fahr' die Wellenwege,
Wo in roſigem Gehege
Freude thront als Königin,
Und zum Reiche goldner Dichtung
Halte treu die rechte Richtung,
Daß es geht nach unſerm Sinn.

Aber jenes Land der Narren,
Die da ſchieben ſtets den Karren
Ohne dies academicus,
Und die Inſeln mußt du meiden,
Wo ſie nie den Zopf abſchneiden,
Schifflein, merk's, ſonſt giebt's Verdruß.

Sollt' ein ſchlimmer Stern aufgehen
Oder im Kalender ſtehen,
Nicht verliere drum den Mut,

Laſſe Sturm und Wetter zanken,
Deine ſchönen Silberplanken
Keines nicht zerbrechen thut.

Aber ſollte dir's paſſieren,
Weg und Kompaß zu verlieren,
O! dann acht' auf Eines nur:
Immer wird die Fahrt gelingen,
Fahr' nur friſch hin, wo ſie ſingen:
Gaudeamus igitur!

Wein und Bock.

Fürwahr, mein Liebchen iſt der Wein;
Er blinkt ſo heiter und ſo fein,
Chor: Er macht ein fröhlich leichtes Blut,
Ja ja! der Wein gefällt mir gut!

Doch nein! er liebt den Rettig nicht
Und macht der Wurſt ein krumm' Geſicht,
Chor: Und vom Tabak den lieben Rauch,
Wahrhaftig, den verſchmäht er auch!

Der Bock, der iſt ein braver Mann;
Lebt er nach ſeinem Alkoran,
Chor: So ſchmückt ein Rettigblatt den Hut,
Ja ja! der Bock gefällt mir gut!

Doch nein! er liebt ja nur den Mai
Und iſt beim Jagen nicht dabei,
Chor: Und unter uns ſei es geſagt,
Was wär' das Leben ohne Jagd!

Drum hört, was der Profeſſor ſpricht,
Den Wein mit fröhlichem Geſicht,
Chor: Den trinkt das ganze Jahr in Ruh'
Und trinkt im Mai den Bock dazu!

Schnadahüpfln.

Was waar's um 'n Mai
Mit fein' bliemlet'n Rock,
Wenn er Bloamen grad bringet
Und bringet koan' Bock;

Aber bringt er all' zwoa,
Nacha jux' mer ihm zua:
Grüß' di Gott, grüß' di Gott,
O du herzlieber Bua!

Der Bock is a Dichter,
Wie ma' gar koan' so hamm,
Schau'! Veigerln und Radi'
All's reimt er ihm z'ſamm.

Und der Bock is a Maler,
Da halt i 'was drauf:
Wie alt aar a Kopf is,
Er friſcht'n no' auf.